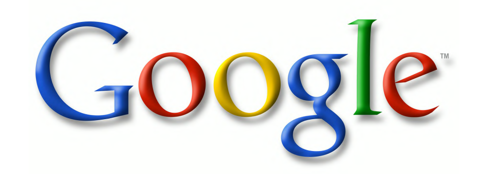




THEODOR KÖRNER

[illegible]

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel
Begründer des Körnermuseums
der Stadt Dresden

und

Dr. Eugen Wildenow
Gymnasialoberlehrer
in Greifswald.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte,
Faksimiles und zwei Karten.

Erster Band.



Leipzig 1898
Verlag von E. A. Seemann.



THEODOR KORNER

Standbild von Ernst Hähnel

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel und **Dr. Eugen Wildenow**

Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden

Gymnasialoberlehrer in Greifswald.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten.

Erster Band.



Leipzig 1898

Verlag von E. A. Seemann.

Der Stadt Dresden,

der Geburtsstadt des Sängers von „Leyer und Schwert“.

„Unseren in den deutschen Befreiungskriegen von 1813—1815 gefallenen
Vätern zum Gedächtnis,
den Lebenden zu ernstem Gedenken,
den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“

Vorwort.

Die Begeisterung, mit der man in ganz Deutschland, ja überall, wo deutsche Herzen schlugen, den hundertsten Geburtstag Theodor Körners feierte, hat die Liebe und Verehrung bezeugt, welcher sich der in der Jugendfrische fürs Vaterland gefallene Heldensänger bei allen seinen Landsleuten erfreut. An seinem Ehrentage erschien eine Reihe von Aufsätzen, die das Leben und Dichten des von den Musen geliebten Jünglings seinem Volke vorzuführen suchten; aber sie hatten das in reicher Fülle vorhandene Material bloß zum geringsten Teile benutzen können. Nur eine Festgabe hob sich glänzend von den übrigen ab: die von **Rudolf Brockhaus** aus dem Schatze seiner Autographensammlung herausgegebenen Briefe Theodor Körners, der Seinen und ihres Kreises. Aber diese Festschrift, so viele wichtige Nachrichten und Anmerkungen sie auch giebt, ist keine Biographie des Dichters und wollte es nicht sein.

Auch die früheren Lebensbeschreibungen Körners sind trotz mancher Verdienste im einzelnen keineswegs erschöpfend. Bei Fritz Jonas, Christian Gottfried Körner (Berlin 1882) steht, wie schon der Titel sagt, der Vater im Vordergrunde. Deshalb darf in diesem verdienstvollen Werke Vollständigkeit der Nachrichten über den wichtigsten Abschnitt in dem Leben der Körnerschen Familie nicht gesucht werden. In noch engeren Grenzen halten sich natürlich die biographischen Angaben, die der Vater des Dichters dem poetischen Nachlasse seines Sohnes 1815 voranschickte. Besonders genannt zu werden verdienen die Lebensbeschreibungen Theodor Körners von A. Wendt (1815 und 1816), die in den „Erinnerungsblättern für gebildete Leser“ (Zwickau, 1817), die von Fr. W. Lehmann (1819), von Fr. Erhard (1821) und von

N. Habermann (1844); eingehender behandelten A. Wolff (Berlin 1858) und Fr. Brasch (Schwerin 1861) das Leben des Heldenjünglings.

Alle diese Biographien sind durchgeprüft und dankbarst benutzt worden. Das gesamte Material aber, das in der „Körner-Bibliographie" zum ersten Male vollständig aufgezeichnet wurde, wie es bis 1891 vorlag, und das seitdem noch erheblich gewachsen ist, bieten wir auf den folgenden Blättern dar.

Wir haben uns indes nicht auf die im Körnermuseum vorhandenen Hilfsmittel beschränkt, sondern haben auch andere Schätze benutzen dürfen.

Zu besonderem Danke sind wir der Gräfin von Beroldingen, geb. Freiin von Handel, verpflichtet. Auch die von trefflichen, kurzen Biographieen begleiteten kritischen Ausgaben der Werke Theodor Körners von A. Stern und von H. Zimmer gaben uns als schätzenswerte Vorarbeiten manchen guten Wink, manche neue Anregung.

Ihnen und allen, die sich Verdienste um Theodor Körner und die Seinen erworben und dadurch unsere Arbeit gefördert haben, sei an dieser Stelle unser aufrichtigster Dank gesagt.

Die dem Werke beigefügten Bildnisse und Karten werden dem Leser die Hauptpersonen näher führen und die Züge des Lützowschen Corps, soweit der Dichter daran beteiligt war, verständlicher machen.

Dresden und Greifswald.

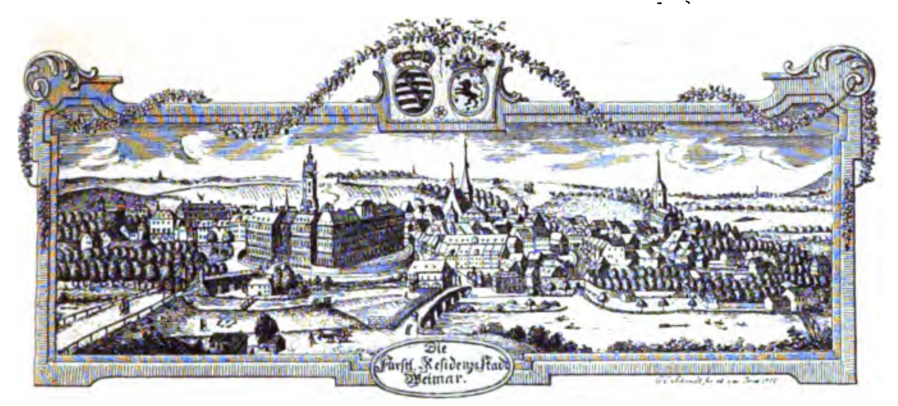
Dr. Emil Peschel.
Dr. Eugen Wildenow.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Verzeichnis der Abbildungen zum ersten Bande.

† = Sonderblatt, * = Original im Körnermuseum.

—



Weimar im Jahre 1776.

I.

Theodor Körners Vorfahren.

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Diese Worte des Psalmisten passen auf den Vater des Dichters Theodor Körner, auf Christian Gottfried Körner, der in seinem langen Leben des Himmels reichsten Segen erfahren hat, dem aber auch tiefes Weh nicht erspart geblieben ist. Mühe und Arbeit boten ihm Glück und Zufriedenheit in frohen Tagen, hielten ihn aber auch aufrecht, wenn des Lebens Stürme über ihn einherbrausten. Arbeiten hatte er gelernt im elterlichen Hause; auf Arbeit hielt er bei sich und den Seinen, ohne ihnen deshalb die Freuden des Lebens zu untersagen und zu verkümmern.

Durch ernstes Streben und angestrengten Fleiß sehen wir aber auch alle Körners sich heraufarbeiten. Arbeit allein thut's freilich nicht; zum Fleiß muß die Begabung, das Talent, zum Wollen muß das Können kommen. Aber Arbeit und Fleiß der Eltern hilft das Talent der Kinder fördern, und gewiß hätte sich Theodors Talent, diese Himmelsgabe, nicht so schnell und reich entfaltet, wenn er nicht in einem Hause geboren und erzogen worden wäre, wo man äußere Sorgen nicht recht kannte und den Idealen leben konnte.

Der älteste ermittelte Vorfahr der Körnerschen Familie, Johann Körner, auch Hans Körner genannt (geb. 1651), war „wohl gelittener Bürger und Bierschröter“ in Leipzig, wo er zuletzt in der Nikolaistraße wohnte. Vermählt war er mit Barbara, geb. Müncher (geb. 1648, † 16. Juli 1720). Bereits nach vollendetem 50. Lebensjahre ereilte ihn am 10. Oktober 1702 der Tod. Von vier Kindern überlebte den Vater nur ein Sohn, der am

11. März 1688 geboren war und Johann Christoph hieß. Mochte das Elternhaus dem Kinde auch sonst nicht viel bieten können, so wurde der Knabe doch fleißig zur Schule gehalten. Durch gute Verbindungen kam er in das vornehme Haus des Konsistorialdirektors D. Johann Jakob Franz Born († 1732) und genoß hier die Unterweisung des M. Kademann, der später als Superintendent in Gera starb. Durch ihn wurde in dem strebsamen Knaben die Neigung zur Theologie erweckt. Zwar fanden sich Leute, die dem sechzehnjährigen Jüngling



D. Gottfried Olearius, der Ururgroßvater Theod. Körners, von 1672 bis 1716.

dies widerrieten, und durch ihre Vorstellungen wurde er in große Unruhe versetzt. Aber „durch Gottes Gnade und auf geschehene Beratschlagung mit dem Herrn M. Kademann“ wurde er in seinem Vorsatze bestärkt. Schon 1706 ließ er sich an der Universität seiner Vaterstadt immatrikulieren. Im Jahre 1711 wurde er Magister und unter diejenigen aufgenommen, welche damals zuerst bestellt wurden, nachmittags in der Universitätskirche zu St. Pauli zu predigen. Fünf Jahre später habilitierte sich der junge Theologe. Unter den Kollegien, die er alsbald zu lesen anfing, werden namentlich Homiletica und Hebraica genannt.

Bis zum Jahre 1724 blieb er in Leipzig. Mochte ihn nun die akademische Thätigkeit, wie später seinen Enkel, nicht befriedigen, oder mochte das Gehalt, das er als Vespertiner bezog, zu unbedeutend sein: jedenfalls folgte er 1724 einem an ihn ergangenen Rufe nach Weimar als Kollaborator und Substitutus des schon betagten Archidiakonus Faselius an der Stadtkirche St. Petri und Pauli. Nun verheiratete er sich auch, und zwar mit Christiane Elisabeth, der hinterlassenen ältesten Tochter des Leipziger Theologen Gottfried Clearius, und rückte zum Diakonus auf. Leider aber ereilte ihn gleich seinem Schwiegervater ein früher Tod. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter.

„Er hatte," wie sein Biograph rühmend hervorhebt, „wie in anderen Wissenschaften, also vornehmlich in **Hebraicis** und **Rabbinicis** eine gute Einsicht. In seinem mühsamen Amte war er unermüdet, und die Stunden, welche er davon frei hatte, widmete er den **Studiis** und sonderlich den Schriften **Lutheri**, die er mit großem Vergnügen täglich las. Seine Lehre war richtig, sein Leben erbaulich und sein Ende selig."

Seinen ältesten Sohn, Johann Gottfried, beizeiten in die Bahn zu lenken, die ihm die beste schien, war sein eifrigstes Bestreben. Dazu stammte ja die Mutter aus einer hochberühmten Theologenfamilie, in der mehrmals dichterische Begabung hervorgetreten war.

Die Liebe zur Wissenschaft wurde nach des Vaters frühem Tode weiter gepflegt und gefördert durch wohlgeeignete und befähigte Hauslehrer, später auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Die Mutter setzte alles daran, den gelehrigen und geistig reich ausgestatteten Knaben das Ziel, das ihr Gatte ihm gesteckt hatte, erreichen zu lassen. Auf der Schule zeichnete er sich durch einen wahrhaften Feuereifer im Lernen, wie durch seine Liebenswürdigkeit aus. Den Anforderungen seiner Lehrer, unter denen besonders Carpov hervorgehoben wird, genügte er vollkommen. Der letztere führte ihn mit feinem Takt und Verständnis nicht nur in die Philosophie, sondern auch in die Theologie ein, und zeitlebens hat Körner gerade ihm eine dankbare Erinnerung bewahrt und erklärt, daß er gerade seinem Unterrichte außerordentlich viel zu verdanken habe.

Geistig und sittlich wohlausgerüstet und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, bezog Körner Michaelis 1743 die Universität Leipzig. Unter Hinweis auf seinen berühmten Großvater mütterlicherseits schärfte ihm der M. Eichler ein, der damals Diakonus an der Nikolaikirche war, daß für einen Theologen, der sein Studium recht betreiben wolle, zunächst eine philosophische Vorbereitung notwendig sei. Wissenschaftliche Methode aber konnte man nach der Anschauung der damaligen Zeit auch aus der Mathematik erlernen. Und so begann denn Körner, zunächst mathematische Kollegia zu hören, u. a. bei Kästner. Zu derselben Zeit schritt er zum Studium der Philosophie, in der er vornehmlich Jöcher zum



Johann Gottfried Körner, Großvater Theod. Körners. Jugendbildnis vom 30. Juli 1730.
Original im Körnermuseum.

Lehrer hatte. Dieser wußte ihn auch zu bestimmen, seine historischen Vorlesungen zu besuchen. Galt doch schon damals eine allseitige Ausbildung des

Geistes als das Beste, was die Universität bietet. Auch Litteraturgeschichte hörte der angehende Theologe. Daß er außerdem darauf bedacht war, sich im Lateinischen zu vervollkommnen, braucht kaum erwähnt zu werden; sein Lehrer war hier der glänzende Stilist Ernesti.

Zwei Jahre dauerte dieser vorbereitende Kursus. Jetzt erst trat er an sein eigentliches Fachstudium heran. Er hörte aber nicht bloß Vorlesungen, sondern er las auch fleißig die vorzüglichsten Autoren; insbesondere aber interessierte er sich für Kirchengeschichte und deren Quellen.

Nach Vollendung seiner Studien erwarb er sich 1748 die philosophische Magisterwürde. Zugleich erhielt er von der theologischen Fakultät die Erlaubnis, gelegentlich an Sonn- und Festtagen nachmittags in der Universitätskirche zu predigen. Seitdem ist er ununterbrochen in Leipzig thätig gewesen.

Am 29. März 1750 wurde Körner vom Rate der Stadt Leipzig zum Katecheten an der Peterskirche ernannt. Dabei verlor er aber sein Hauptziel, die akademische Thätigkeit, nicht aus dem Auge.

Mit Freuden hatte die bisherige Entwickelung seines Paten und einstigen Zöglings der große Philolog Mathias Gesner in Göttingen verfolgt. Auf sein Betreiben erhielt der junge Magister im Jahre 1752 einen ehrenvollen Ruf nach jener Universität, wo die Stelle eines Universitätspredigers und außerordentlichen Professors frei geworden war. Gewiß wäre er ihm gefolgt, wenn ihm nicht gerade zu derselben Zeit der Leipziger Rat die Stelle eines Subdiakonus an der Thomaskirche angetragen hätte. So entschloß er sich denn, in seinem lieben Leipzig zu bleiben. Das neue Amt befriedigte ihn innerlich und überhob ihn äußerlich aller Sorgen.

Bei seinem regen wissenschaftlichen Streben und bei der allgemeinen Achtung, deren sich Körner zu erfreuen hatte, fand er Eingang in den besten und angesehensten Häusern Leipzigs. Seine Braut Sophia Margaretha Stirner war die Tochter eines der ersten Kaufleute der Stadt. Die Ehe war außerordentlich glücklich und gesegnet. Zwei Kinder wurden dem Paare geboren, zunächst am 2. Juli 1756 ein Sohn, Christian Gottfried, der Vater unseres Dichters, und dann im folgenden Jahre eine Tochter, die jedoch im ersten Lebensjahre wieder starb.

Bald nach seiner Verheiratung — am 1. Januar 1756 — ging Körner als Subdiakonus und Vesperprediger an St. Nikolai in eine etwas besser dotierte Stelle über. Im Jahre 1757 ließ er eine „Dankpredigt" wegen einer reichen Ernte im Druck erscheinen, und zwei Jahre später veröffentlichte er eine Sammlung von (zwölf) Predigten, die er in den Jahren 1753 bis 1758 gehalten hatte. Die letzte von diesen ist seinen Schwiegereltern gewidmet, denen er sich zum größten Dank verpflichtet fühlt, von denen er mit der kindlichsten Liebe und der größten Ehrfurcht spricht. Er nennt sie die besten Schwiegereltern, „bei deren Größe und Vortrefflichkeit dero Kindern nichts übrig bleibe als eine stille Ehrerbietung, der willige Gehorsam

und der aufrichtigste Dank". Die Predigten, die mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet sind und insgesamt durch eine klar durchgeführte, fein durchdachte Disposition sich auszeichnen, geben uns ein Bild von seiner Art zu predigen und seiner damaligen theologischen Anschauung.

Körner steht in diesen Predigten noch ganz auf dem Standpunkte altsächsischer Orthodoxie. Die Bibel und jedes Wort in ihr ist ihm ein Heiligtum, ist ihm göttliche Offenbarung. Was er sagt und behauptet, findet er, wenigstens meist, klar in der heiligen Schrift ausgesprochen und begründet. Daher seine häufigen Citate aus der Bibel und seine zahlreichen Berufungen auf das Buch der Bücher. Der Glaube an das Wort Gottes, die völlige, aufrichtige Ueberzeugung von den Heilswahrheiten der lutherischen Lehre, die unbedingte Hingabe an die im Evangelium geoffenbarte Liebe Gottes ist ihm unerläßliche Vorbedingung für jede wahre Frömmigkeit. Der Zweifler und religiöse Skeptiker wird und kann niemals wahrhaft fromm sein, weil er an dem Heiligsten und Besten, das Gott den Menschen vermacht hat, rüttelt und deutelt. Die Bibel ist nur aus der Bibel zu interpretieren, und wer den wahren Glauben und die rechte Frömmigkeit besitzt und sie aufmerksam liest, wird sie verstehen und alles in ihr finden, was zu seiner Seelen Seligkeit notwendig ist.

Wie er die Bibel als von Gottes Hauch durchweht auffaßt und für jeden Satz eintritt, ebenso verteidigt er auch die Lehren und Gebräuche seiner Kirche. Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung gleich die erste Predigt „von der Pflicht, den Sonntag zu heiligen". Mit heiligem Ernste, mit fast alttestamentlichem Eifer tritt er da für strengste Sonntagsheiligung und Kirchenzucht ein, preist die Zeiten glücklich, wo man denen, die nicht zur Kirche kamen, mit Geldbußen und Leibesstrafen entgegentrat, und ruft sein Wehe über eine Zeit aus, wo nichts mehr fruchtet und Kirchenstrafen abgeschafft sind.

Der Ton in den Predigten ist ein frischer, die Form nicht ungewandt, die Ueberzeugungskraft mächtig. Er weiß den Hörer und Leser zu packen, spart nicht den Tadel und wirkt durch sein eigenes Beispiel und Vorbild. Was er von anderen verlangt, thut er in erster Linie selbst. Unerbittlich streng gegen sich, lebt er fromm und Gott wohlgefällig, läßt keine Kraft, die ihm der Herr verliehen, unausgenutzt, ist ein Feind jeder Regellosigkeit, sucht jeden Hang zum Vergnügen zu unterdrücken und findet in asketischer Strenge den wahren Frieden und in unausgesetzter Bethätigung seiner Frömmigkeit durch Wort und That die rechte Befriedigung. Von seinem Fleiße zeugt die nicht geringe Zahl der Werke, die er im Laufe der Jahre bis an sein Lebensende veröffentlicht hat, und die sich immer steigernde Berufsthätigkeit; von seinem sittlichen, christlichen Wandel zeugt die Achtung und Verehrung, deren er sich überall erfreute, und die sich namentlich bei und auch noch nach seinem Tode aussprach. Dabei war sein Familienleben

untadelhaft; gewissenhaft sorgte er als Vater für die Erziehung seines Sohnes; als Oekonom war er auf die Mehrung seines Vermögens bedacht. Treu zur Seite stand ihm eine Gattin, die mit allen Tugenden ihres Geschlechtes reichlich ausgestattet war. Ohne sie würde der Gatte weder im öffentlichen noch im privaten Leben das haben leisten können, was er wirklich geleistet hat. Verstand sie es doch, durch ihren Fleiß und durch ihre umsichtige Klugheit ebensosehr wie durch ihr glückliches Temperament und die Lauterkeit ihres Charakters dem Gatten die häuslichen Sorgen abzunehmen und zu erleichtern.

Im Jahre 1761 wurde Körner Diakonus an der Thomaskirche. Diese Stellung hat er unter allen seinen Aemtern am längsten bekleidet.

Ende 1770 wurde Körner von der theologischen Fakultät der Universität Wittenberg wegen seiner gelehrten Schriften zum Doktor ernannt. Seine bedeutendste Arbeit hat den Titel: „Die heilige Schrift, mit Anmerkungen". Durchdrungen von der Wichtigkeit des Inhalts aller biblischen Schriften, von der Vortrefflichkeit ihres Endzweckes und von der herrlichen Uebereinstimmung der Worte mit dem Zwecke mahnt er in der Einleitung vornehmlich die Christen, recht fleißig und täglich in der heiligen Schrift zu lesen und auf die nicht zu hören, die nichts davon wissen wollten, weil sie keine Zeit dazu hätten, oder weil sie bei der Lektüre nur auf Zweifel und Widersprüche stoßen würden, oder gar, weil es ihnen an der rechten Einsicht und dem rechten Verständnis fehle. Was giebt es Wichtigeres und Heilbringenderes für den Menschen als die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Vermächtnis Gottes? Wie kann man von Widersprüchen und Gefahren, in die man gerate, reden, wenn man die Bibel liest und fleißig studiert? Dabei gilt es, zu bedenken, daß Gott gewissermaßen selbst der Verfasser der heiligen Schrift ist, und daß demnach die Vorbedingung für die Lektüre derselben der Glaube ist. „Nichts glauben wollen, was man nicht begreifen kann, das heißt: alle Religion aufheben und die schuldige Verehrung dem Herrn versagen, weil man sein Zeugnis nicht als einen Beweis für die Wahrheit gelten läßt."

Im Jahre 1775 erhielt Körner von Wittenberg einen Ruf als General-Superintendent. Aber er mochte sich von Leipzig nicht mehr trennen, zumal da er in demselben Jahre zum Archidiakonus seiner Kirche gewählt wurde. Später war er nicht nur der erste Geistliche Leipzigs, sondern er sah auch alsbald seinen schon lange gehegten Lieblingswunsch, als Professor wirken zu können, erfüllt. Nachdem er bis zum zweiten Professor aufgerückt, endlich Domherr im Hochstift zu Meißen und „Senior der meißnischen Nation" geworden, starb er nach einem arbeitsvollen Leben ganz plötzlich.

Am 4. Januar 1785 — er war eben von seinem Arbeitstisch aufgestanden, um sich ein wenig auszuruhen — trat das ein, was die Aerzte schon lange

befürchtet hatten. Denn bei seiner meist sitzenden Lebensweise und bei dem Mangel an Körperbewegung war Körner zuletzt sehr stark geworden. So traf ihn denn

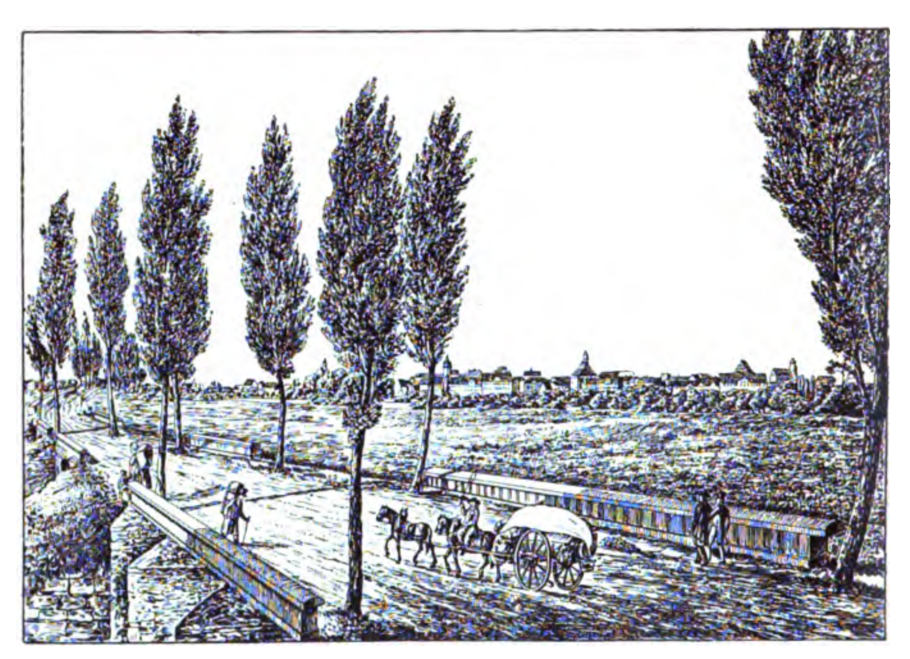


an dem eben erwähnten Tage ein Schlagfluß, und alle Bemühungen der Seinigen — auch der Sohn war zufällig zum Besuche in Leipzig — und der Aerzte, ihn

ins Leben zurückzurufen, waren erfolglos. Tief betrauert von allen, die ihn gekannt hatten, wurde er an der Hauptstätte seines Wirkens, in der Thomaskirche, beigesetzt als der letzte, der dort zur ewigen Ruhe gebettet ist.

Schon nach wenigen Monaten — am 22. Mai — folgte ihm seine Gattin, die, bereits vorher leidend, den Tod ihres geliebten Mannes nicht hatte verwinden können.

Noch im Dezember desselben Jahres veröffentlichte der Sohn Körners sieben Predigten des Vaters, die er den Freunden des Verstorbenen widmete. Der größere Teil von ihnen ist in den achtziger Jahren gehalten. Schriftstellerischen Ruhm für den Geschiedenen will er durch sie nicht einernten: fehle ihnen doch die letzte Hand des Verfassers; indessen werde vielleicht auch die strengere Kritik eine gewisse Popularität und einen nicht gemeinen Erfindungsgeist in fruchtbarer Benutzung vorgeschriebener Texte darin nicht verkennen. Die siebente Predigt hat zum Thema: „Ich lebe für die Zukunft". „Liebreicher Erlöser," so schließt sie, „breite die Flügel Deiner Gnade über uns und segne uns! Erwecke uns durch Deinen Geist nur dazu, daß wir Dir leben, für die Zukunft leben, damit wir würdig wandeln in dem Berufe, dazu Du uns gesetzt hast! Laß uns alsdann Deine Herrlichkeit schauen und hier und dort schmecken, wie freundlich Du bist!" Es waren seine letzten Worte auf der Kanzel, drei Tage vor seinem Tode. Arbeit und Streben nach Wahrheit: das war die Devise seines Lebens. Wozu auf der Schule und der Universität der Grund gelegt war, das weiter auszubauen hielt er für eine Pflicht der Dankbarkeit und für das Hauptziel seines irdischen Daseins. Hatte er zuerst auch dabei mit manchen äußerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so gelang es ihm doch, sich durchzuringen und allmählich zu den höchsten Aemtern emporzusteigen. Was er in der Jugend gelernt, das hatte er im Alter die Fülle. Aber wie er selbst keine Stunde unausgenutzt ließ, wie er nie zufrieden war, außer wenn er arbeiten und anderen durch Rat und That behülflich sein konnte, so verlangte er auch von anderen, daß sie gleichen Grundsätzen huldigten, und in erster Linie von dem eigenen Sohne. Das ist das große Vermächtnis, das er Christian Gottfried hinterließ, daß dieser in der Arbeit das Glück des Menschen sah.



Leipzig. Nach einem kolorierten Kupferstich.

II.

Christian Gottfried Körner
bis zur Geburt Theodors.

Christian Gottfried Körner wurde am 2. Juli 1756, wenige Wochen vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, geboren. Zwei Tage danach wurde das Kind in der Nikolaikirche getauft, wo ja sein Vater damals das Amt eines Diakonus und Vesperpredigers bekleidete.

Da die Schwester bald nach ihrer Geburt starb, und Christian Gottfried das einzige Kind der Ehe blieb, konnte sich ihm allein die ganze Fülle der elterlichen Liebe zuwenden, und gewiß leitete der Vater mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit nach seinen Prinzipien die Erziehung. In erster Linie galt es, den Knaben zu einem frommen, gottesfürchtigen Menschen heranzubilden: nur darin konnte nach den Anschauungen des orthodoxen Geistlichen das Ziel aller Pädagogik bestehen; der Beruf des Knaben konnte nur der eines Theologen sein.

Mag nun der junge Körner bis zu seinem 13. Jahre ganz im elterlichen Hause erzogen worden sein, oder mag er eine öffentliche Schule besucht haben: jedenfalls wurde bei allem, was er zu Hause sah und hörte, betont, daß die Furcht

Pred. Sal. XII, 1.

Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend ehe denn die bösen Tage kommen pp

Ja Sohn! vergiß es nie in deinen muntern Jahren
Dich deinem Schöpfer ganz zu weyh'n.
Dann wird er dir, was du auch jetzt erfahren
Dein bester Freund, dein treuster Vater seyn.

Leipzig
d. 13. Jun. 1768.

Diese liebreiche Erinnerung
und treuliche Versicherung
schreibt mit väterlichem Herzen
M. Johann Gottfried Körner

Stammbuchvers D. Johann Gottfr. Körners für seinen Sohn Christian Gottfr. Körner. Stammbuch im Körnermuseum.

des Herrn der Weisheit Anfang sei. Dies bezeugen die Worte, die der Vater am 13. Juni 1768 seinem Sohne in dessen Stammbuch schrieb.

Bis zum Jahre 1769 blieb der Sohn im elterlichen Hause. Da richtete der Vater an den Kurfürsten Friedrich August ein Gesuch, in dem er bat, es möchte seinem Sohne verstattet werden, die Landesschule zu Grimma zu besuchen. Auf den zusagenden Bescheid bezog der junge Körner am 21. Juni als Extraneus die Schule und wurde der besonderen Aufsicht des Konrektors Mücke unterstellt. Aus dieser Zeit stammen zwei Briefe an seine Verwandten in Zerbst, die des Jünglings fromme Gesinnung und ernste Denkart zeigen, die der Vater und die Lehrer in seiner Seele zu wecken und zu fördern bestrebt gewesen waren. Wichtig ist, was uns Körner selbst über die Erziehungsmethode, die man bei ihm anwendete, sowie über ihre Folgen sagt. Wie der Vater keine Stunde seines Lebens ungenutzt ließ und in ascetischer Frömmigkeit Gott diente, so gaben sich auch die Lehrer Mühe, jeden Hang zum Vergnügen bei ihm zu unterdrücken; und es gelang ihnen wirklich, den Knaben durch eine Art von leidenschaftlicher, mönchischer Frömmigkeit so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß er über jede Stunde, die er ohne Vorwissen und Erlaubnis seiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse fühlte und nur zufrieden war, wenn er eine beschwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Die Folge einer solchen Erziehung war, daß er, der von Natur zur Trägheit geneigt war, zwar unermüdlich thätig und strebsam wurde und sein ganzes Leben hindurch verblieb; aber er wurde infolge der steten Anspornung, zumal bei seinem Hange, sich immer dahin zu stellen, wo es an Arbeitern fehlte, so unruhig und peinlich gewissenhaft, daß ihm niemals oder nur selten eine Arbeit, die er sich vorgenommen hatte, genügte, daß er stets meinte, die Aufgabe, die er sich gestellt oder die er gelöst habe, sei eine zu unbedeutende und stehe in keinem Verhältnis zu dem aufgewandten Fleiße, daß für ihn die interessanteste Arbeit nichts Anziehendes mehr hatte, sobald ihm eine dringendere aufstieß. So blieb auch in seinem späteren Leben gar manches begonnene Werk unvollendet, gar mancher Vorsatz unausgeführt.

Am 23. April 1772 verließ Körner, mit gründlicher klassischer Bildung, mit starkem Willen und Wissensdrang ausgestattet, die Schule, um auf der Universität seiner Vaterstadt seine Studien zu beginnen. Aber sobald der Zwang der Schule nicht mehr wie früher auf ihm lastete, zeigten sich nur zu schnell die Folgen der allzu pedantischen, fast klösterlichen Erziehung: in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung trat die Reaktion ein, die schließlich zum Konflikt mit dem Vater führte.

Zur Gottesgelahrtheit fühlte er sich nicht hingezogen, weil schon auf der Schule die Philosophie Zweifel in ihm erregt hatte, und ihm schon damals die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffes, dem er sich dort hatte unterordnen müssen, unerträglich geworden war. Bestärkt wurde er in seinen Anschauungen durch Garves

und Platners philosophische Vorträge, die er zuerst hörte; durch sie wurde in ihm eine Neigung zur Spekulation erweckt: **vitam impendere vero** wurde nunmehr sein Wahlspruch.

Er entschied sich für die Rechtswissenschaft; er wählte sie, wie er sagt, als Brotstudium und angebliche Beschäftigung; aber es ekelte ihn vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtnis eingeprägt werden mußten. Im Laufe der Zeit wurde dieser Widerwille gegen das starre, tötende Recht mit seinen hohlen Formen immer stärker. Daher suchte er nach einem Mittel, sich sein Studium interessanter zu gestalten. Er fand dies schließlich in der philosophischen Behandlung rechtlicher Gegenstände, in der Entwickelung allgemeiner Begriffe, in der pragmatischen Geschichte von den Ursachen und Folgen einzelner Gesetze. Der Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit beseelte ihn und damit verbunden das Streben, die Glückseligkeit der Menschen auf Erden zu verwirklichen und zu fördern. Deshalb warf er sich, namentlich in Göttingen, wo er am 14. Oktober 1776 immatrikuliert wurde, auf die Naturwissenschaft und Mathematik, um deren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschheit zu ergründen und zu verwerten. Es schien ihm der Gedanke herrlich, das Feld dieser Wissenschaften zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen der Glückseligkeit zu eröffnen. So war es ihm nicht darum zu thun, besondere, allgemein geläufige Fachkenntnisse zu erwerben, sondern einzudringen in die Geheimnisse der heutigen Technologie und Nationalökonomie, zweier Wissenschaften, die damals noch in den Anfängen lagen; gerade die Beschäftigung mit diesen Disciplinen, die er auch nach Vollendung seines Studiums im Jahre 1777 nicht aussetzte, wurde wenigstens bei seiner ersten Anstellung von hoher Bedeutung.

Aber über dem Studium vergaß er nicht, die Geselligkeit und Freundschaft zu pflegen. Noch in späteren Jahren bildet die Erinnerung an den Verkehr während der Universitätszeit den Anknüpfungspunkt für manche Verhältnisse, wie sie das Leben bot. Körner gehörte einem Vereine an, der den Musen dienen wollte. Früher hätte er dies für Zeitverschwendung gehalten; Vergnügen zu empfinden und zu wirken, erschien ihm nicht erstrebenswert. Aber seine Vorstellungen über die erhabene Bestimmung der Kunst klärten sich; er kam zu der Erkenntnis, daß die Kunst nichts anderes ist, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnliche, sie zu sich emporhebe, den Keim des Großen und Guten in ihnen erwecke, kurz alles veredele, was sich ihr nähere. Schmerzlich bedauert er es jetzt, daß er, den von früh auf Talent und Neigung namentlich zur Musik gewiesen hatten, sich dieser Kunst nicht habe widmen können. „Jetzt fehlt es mir," sagt er damals, „nicht an Lust zu eigener Arbeit von dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges, nicht an leisen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen, sie

darzustellen." So sehr hatte er sich von den im Elternhause herrschenden Ideen über die Kunst befreit und schwelgte je länger, desto mehr in den Genüssen, welche Lektüre und Musik ihm bieten.

Nachdem er nach Leipzig zurückgekehrt war, erwarb er sich auf Grund seiner nationalökonomischen Kenntnisse zunächst bei der philosophischen Fakultät die Magisterwürde. Sieben Monate später habilitierte er sich in derselben Fakultät.

Es galt für ihn, sich aber auch praktisch und theoretisch weiter in seine Wissenschaft hineinzuarbeiten. So wurde er denn zunächst auf seine Bewerbung vom Bürgermeister zu Leipzig, D. Carl Wilhelm Müller, „zu einem Notarien, öffentlichen Schreiber und Richter für Leipzig und Umgegend creiret, geordnet, gesetzt und gemacht". Endlich errang er sich auch die juristische Doktorwürde.

Der junge Doktor kündigte sofort Vorlesungen an; aber die Zuhörer blieben aus. An den ‚Professor' Schiller schrieb er später, als dieser seine akademische Thätigkeit glänzend begonnen hatte, er hätte etliche Male zu Anfang des Halbjahres am Fenster gelauert, wobei jedes Stiefeltratschen ihm willkommene Musik erschienen wäre. Kein Wunder daher, wenn der für seine Wissenschaft begeisterte Lehrer nicht die rechte Befriedigung fand.

Schon schmiedete er Pläne, ein neues, wahrhaft streng-kritisches Journal zu gründen, in dem die neuen Litteraturwerke sachgemäß, furchtlos und unparteiisch beurteilt werden sollten, weil er meinte, eine Reform thäte der Litteratur not, da bot sich ihm plötzlich die Gelegenheit zu einer großen Reise: er wurde ersucht, den jungen Grafen Karl von Schönburg-Glauchau auf seiner „Kavaliertour", die man Ende des 18. Jahrhunderts noch immer als notwendig für die allgemeine Bildung erachtete, als Mentor zu begleiten. Eine solche Reise mußte seinen Gesichtskreis unendlich vergrößern, seinen Anschauungen und Ideen eine festere Unterlage geben. Handel und Wandel anderer Länder kennen zu lernen, hatte er sich schon immer für etwas Wünschenswertes gedacht, um einen großen Vorrat von Erfahrungen und Kenntnissen einzusammeln, um seine Beobachtungskraft zu schärfen, um seinen Geschmack zu bilden und besonders, um seine Begriffe über menschliche Fertigkeiten zu erweitern. Aus seinem Reisetagebuche ersieht man den klaren, lebendigen Sinn und die Vielseitigkeit des jungen Gelehrten. Was er Beachtenswertes sieht und hört, zeichnet er auf mit feinem Verständnis und gutem Urteil. Manchmal erweitern sich seine Notizen zu kleinen Abhandlungen über Künste, Sitten, Gesetze, Gewerbe, Maschinen u. s. w. Vor allen Dingen interessiert ihn, den Nationalökonomen, wenn man so sagen darf, die Statistik und die industrielle Thätigkeit des Menschengeschlechtes, wie er sie am großartigsten in den Städten Englands kennen lernt. Die Eindrücke, die er dort empfängt, sind fast überwältigend für ihn.

Die Reise führte über Eisenach auf schlechten Wegen nach Frankfurt a. M.,

unter dessen Merkwürdigkeiten Körner die Judengasse ausführlich beschreibt. Von Mainz aus fuhren die Reisenden auf einem Kahne bis Köln. Die Fahrt gewährte besonderes Interesse, weil gerade Weinlese war. Den Hauptanziehungspunkt in Köln selbst bietet für Körner natürlich der Dom; Einzelheiten des Bauwerkes werden sogar am Rande des Tagebuches abgebildet. In Düsseldorf fesselt am meisten die berühmte Bildergalerie, die damals noch nicht nach München verkauft war. Ehe man nach England hinüberging, durchreiste Körner Holland, freilich im Fluge; natürlich staunte der Binnenländer über den Hafen von Antwerpen mit seinem regen Verkehr. Endlich wurde die Fahrt nach dem Inselreiche gewagt; denn der amerikanische Befreiungskrieg hatte begonnen und Frankreich sich daran beteiligt. Der Aufenthalt in London dauerte bis in den März des folgenden Jahres. Wir finden die Reisenden in Warenlagern, in Theatern und in Konzerten; bald besuchen sie den Landsitz eines reichen Herrn, dessen Bekanntschaft sie durch Vermittelung des sächsischen Gesandten am englischen Hofe, Grafen Brühl, gemacht haben; bald wohnen sie einem Pferderennen bei; den Kunstwerken widmen sie wie überall eine rege Teilnahme. Das Ziel eines Ausfluges ist Cambridge mit seiner berühmten Universität, deren Einrichtungen bis ins kleinste studiert werden. Dann wendet man sich nach dem Westen. Bei Spithead ankert die englische Flotte, die Körner gewissermaßen vor unseren Augen entstehen läßt, indem er uns Kunde giebt von dem Bau und dem Betrieb der Schiffe. In den Industriebezirken wird Körner durch gute Empfehlungen eingeführt in das großartige Getriebe. Er vergißt aber auch nicht zu betonen, daß der Pflege der Wissenschaften gerade durch den auf das Praktische gerichteten Sinn etwas Abbruch geschehe. Ganz besonders hebt er hervor, als er wieder in London ist, wo er Gelegenheit hat, dies zu beobachten, daß man sich um deutsche Geistesprodukte fast gar nicht bekümmere. Zurück reist Körner über Belgien. Am Rheine sitzen die geistlichen Fürsten, die freilich zur Beförderung der Gewerbe gar keine Anstalten machen. Dieser Gegensatz fällt gar unangenehm auf; Ausgaben zum Besten der Nachkommen werden da vermieden. Die Reise erstreckte sich dann weiter über Darmstadt nach Straßburg, wo das Französische noch wie eine fremde Sprache gelernt wird, und nach der Schweiz. Dort besuchte er Bodmer und hörte von ihm, daß er sich mit altdeutschen Handschriften beschäftigte und sie herauszugeben beabsichtigte. Mit dieser Bemerkung schließt das Tagebuch.

Ein Jahr hatte die Reise bisher gedauert; auf anderthalb Jahre war sie berechnet, wie Körner im Oktober 1779 von Frankfurt aus an Gleim geschrieben hatte. Die letzten sechs Monate sind zunächst weiter in der Schweiz und dann namentlich in Frankreich, vornehmlich natürlich in Paris, verlebt worden. Jedenfalls bot auch diese Zeit unsern Reisenden des Neuen und Interessanten genug, so daß sie um Ostern 1781 befriedigt in der Heimat wieder eintrafen.



Gottfr. Heinsius, Kupferstich von Theod. Körners Großvater J. M. Stock a. d. Jahre 1770.

Die Vorlesungen nahm Körner sofort wieder auf, hatte aber damit ebensowenig Erfolg wie zu Anfang. Er bat deshalb, im Leipziger Konsistorium beschäftigt zu werden, und erwarb sich dort die Achtung seiner Vorgesetzten so, daß er mit Erfolg um eine Stelle in Dresden anhielt. Dort trat er am 5. Mai 1783 als jüngster Rat des Oberkonsistoriums ein und gleichzeitig als Assessor der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, die die Interessen des Handels und der Industrie wahrzunehmen hatte.

So willkommen aber auch Körnern die Einführung in die Kreise des höheren Beamtentums war, so wenig ihm auch die Leipziger Verhältnisse und die „Leipziger Menschen" zusagten, bei denen „so viel Altkluges, litterarische Mäkelei, Kleinlichkeit und Mangel an echter Begeisterung und hervorbringender Kraft" sich fand, bei denen „Wissenschaft und Kunst fast nur fabrikmäßig betrieben" wurden: der Abschied von seiner Vaterstadt wurde ihm doch nicht leicht.

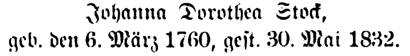
Schon 1778 hatte er Minna Stock kennen gelernt, die Tochter des Kupferstechers Johann Michael Stock, der aus Nürnberg stammte und dort die Witwe Endner geheiratet hatte. Seit 1764 lebte er in Leipzig im vierten Stock des am Neuen Markte (Universitätsstraße) gelegenen Hauses des Buchhändlers Breitkopf. Stock, der einen herrlichen Humor und große Gutmütigkeit besaß, fand als geschickter Arbeiter hier sein gutes Auskommen, indem er namentlich für Breitkopf kleine Vignetten anfertigte und daneben in seiner Kunst Unterricht erteilte. Bekanntlich hat auch Goethe zu seinen Schülern gehört und ziemlich familiär in der Mansardenwohnung verkehrt. Der Vater lehrte die künstlerisch hoch veranlagten Töchter, Dora, geboren am 6. März 1760, und Maria Jacobine, geboren am 11. März 1762, richtig zeichnen, während von dem, was man sonst unter Unterricht versteht, nicht viel die Rede gewesen zu sein scheint. Leider starb Michael Stock schon am 30. Januar 1773, erst 35 Jahre alt. Zum Glück hatte Georg Gustav Endner des Stiefvaters Kunst erlernt: dieser sorgte treu für seine Angehörigen, sodaß die Familie Stock wenigstens von Nahrungssorgen verschont blieb. Unter der Pflege einer trefflichen Mutter wuchsen die Töchter heran. Für Malerei und Musik besaßen sie ein feines Verständnis und hohe Veranlagung. Die begabtere, lebendigere, geistreichere war allerdings die ältere, Dora; an Schönheit und Grazie aber wurde sie bei weitem von der jüngeren Schwester übertroffen. Beide fielen durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens auf. Kein Wunder daher, wenn die Mädchen gern gesehene Gäste waren auch in den unteren Räumen des Hauses bei Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, der die Musik sehr liebte. Musikalische und dramatische Aufführungen belebten den Verkehr in seinem Hause. Hier lernte Körner seine Minna kennen, wie er die Verlobte später nannte, indem er ihre beiden Namen Maria Jacobina zusammenzog.

Nach der Rückkehr von seiner großen Reise wurde die im Breitkopfschen

Hause angeknüpfte Bekanntschaft fortgesetzt; die Kunst bildete auch hier das Bindeglied. „Musik, im väterlichen Hause fleißig geübt und durch Körners Talent fürs Klavier und seine schöne Baßstimme belebt, gab die anmutigste Unterhaltung, sowie das Lesen der besten Dichter und Schriftsteller den Geist bereicherte." In dem Stockischen Hause fand Körner Interesse für das, was er in seiner Knabenzeit nicht zu würdigen verstanden, in der Folge aber desto mehr liebgewonnen und achten gelernt hatte. Und gerade dies scheint nicht zum mindesten das Verhältnis immer fester geknüpft zu haben. Fürs Leben aber sich zu binden, hielt Körner für seine Pflicht, als am 16. Januar 1782 die Mutter Stock starb. Die bangen Sorgen, mit denen die Verwaisten in die Zukunft blickten, wurden zum







Johanna Dorothea Stock,
geb. den 6. März 1760, gest. 30. Mai 1832.

Anna Maria Jakobine (Minna) Stock,
geb. 11. März 1762, gest. 20. August 1843.

teil wenigstens dadurch gebannt. So erfolgte die öffentliche Verlobung; aber an eine baldige Verheiratung wurde vorläufig noch nicht gedacht; denn mit seinem geringen Einkommen konnte Körner noch keine Frau ernähren. Und der gestrenge Herr Superintendent und Professor war keineswegs einverstanden mit der Wahl seines Sohnes. Durch seine Anschauungen über Religion, Moral und Kunst, durch seinen weltlichen Sinn und Verkehr — war er doch sogar Freimaurer geworden —, endlich durch seine Begeisterung für Musik, Philosophie und die Litteratur der Sturm- und Drangperiode hatte er sowieso schon das Mißfallen des Vaters erregt. Der Sohn blickte stets in dankbarer Verehrung zu ihm empor und achtete den Wert und die Bedeutung christlicher Religion und Moral sehr hoch. Jetzt allerdings sollte es fast zum offenen Bruche kommen. Die „Kupferstecher-***mamsell***" wollte der Vater nicht als Schwiegertochter begrüßen. Alle Versuche

des Sohnes, die Eltern für seine Braut zu gewinnen, schlugen fehl. Ja, als der Bräutigam das trefflich gelungene Bildnis der Braut, das Anton Graffs Meisterhand geschaffen hatte, seinem Vater als Geburtstagsgeschenk überreichen wollte, soll dieser in frommem Eifer die Leinwand mit einem Federmesser aus dem Rahmen geschnitten, sie wie einen Bogen vierfach zusammengefaltet und mit der strengen Weisung beiseite geworfen haben, ein solches Sündenkonterfei ihm nie



Minna Stock. Braut Dr. Chn. Gottfr. Körners, nach dem Ant. Graffschen Oelbildnis gem. 1784. Original im Körnermuseum.

wieder vor Augen zu bringen. Zum Glück ist das Bild wieder aufgefunden und erneuert worden; es prangt heute im Körnermuseum und legt beredtes Zeugnis ab von dem Liebreize Minnas. Obgleich der Vater seiner Empörung in so starker Weise Ausdruck gegeben hatte, blieb der Sohn seiner Verlobten treu.

Er schied aus seiner Vaterstadt, begleitet von den Segenswünschen seiner Braut. Aber auch Dora sah ihn nur ungern ziehen und neben ihr ein Jüngling, der sich eng an Körner angeschlossen hatte und durch das Band der

Freundschaft mit ihm verbunden war. Es war dies der am 19. April 1764 in Paris geborene Ludwig Ferdinand Huber, dessen Eltern aber schon in seinem zweiten Lebensjahre nach Leipzig übergesiedelt waren. Regen Geistes hatte er bereits früh Gefallen gefunden an den Erzeugnissen der Litteratur, namentlich der französischen, und schon im 15. Jahre hatte er es unternommen, größere poetische Werke aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen. Aber auch die



Ludw. Ferd. Huber, von 1764 bis 1804, nach der im Körnermuseum befindlichen Originalzeichnung von Dora Stock.

junge deutsche Litteratur, besonders Schillers Erstlingswerke, übten eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus. Am liebsten hätte er sich, wenn es die Vermögensverhältnisse seiner Eltern gestattet hätten, einem geschäftslosen Dichterleben gewidmet. So aber wählte auch er, wie einst Körner, ohne eigentliches Interesse, nur als Brotstudium, in seinem 18. Jahre die Rechtswissenschaft. Die Begeisterung für die Produkte der Sturm- und Drangperiode führte ihn mit Körner zusammen; aus der Bekanntschaft entwickelte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, namentlich da Huber sich zu der älteren Schwester Dora hingezogen fühlte.

Nach Körners Scheiden aus Leipzig wurden infolge ihrer Interessen für Litteratur und Kunst die Beziehungen zwischen Huber und Dora immer enger, und alsbald erfolgte die Verlobung, wenngleich hier noch viel weniger an eine baldige Heirat zu denken war: stand doch der Bräutigam ohne Vermögen und vorläufig ohne Aussicht auf Anstellung erst im 20. Lebensjahre; dabei besaß er bei weitem nicht die Energie seines zukünftigen Schwagers.

Für Körner war es zunächst von der größten Wichtigkeit, sich in seine neue Stellung einzuarbeiten; von Besuchen in Leipzig konnte in der ersten Zeit kaum die Rede sein. In der Folge aber, als er seinen Aufgaben mehr gewachsen war, sehen wir ihn oft in Leipzig, wo sich die zwei Brautpaare in innigster Liebe und Freundschaft immer fester aneinanderschlossen. Die höhere Weihe erhielten die Besuche durch die gegenseitigen geistigen Anregungen. Wir wissen, daß Körner schon vor seiner großen Reise der schönen Litteratur lebhafte Teilnahme entgegenbrachte. In Huber fand er einen talentvollen, für Litteratur und Kunst begeisterten Freund. Was war natürlicher, als daß sich die Gespräche um Litteratur, besonders um die neuesten Werke drehten, daß namentlich Schillers Produkte mit Begeisterung gelesen und besprochen wurden? Die Ideen, denen Schiller in seinen „Räubern“ beredten, wenn auch urwüchsigen Ausdruck verliehen hatte, entsprachen ganz ihren Anschauungen: die bestehenden politischen, sozialen und litterarischen Verhältnisse hielten auch sie für verrottet und einer Umgestaltung bedürftig. Mit steigendem Interesse wurden die Werke des ihnen so kongenialen Dichters gelesen, mit Interesse aber auch seine Schicksale verfolgt.

Friedrich Schiller war ja im September 1782 aus Stuttgart geflüchtet. Indes die Hoffnung, die er auf Dalberg, den Intendanten des Mannheimer Theaters, gesetzt hatte, betrog ihn. Zum Glück fand er eine edle Gönnerin in Frau Henriette v. Wolzogen, auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen er Anfang Dezember eintraf. Dort vollendete er in ruhiger Muße „Kabale und Liebe“. Mit dieser Tragödie erwarb er sich die Anstellung als Theaterdichter in Mannheim. Allein die Verhältnisse, in die er hiermit trat, wurden mit der Zeit für ihn in jeder Beziehung unerquicklich. Demütigungen und Kränkungen von seiten des Intendanten, Intriguen der Schauspieler, Nahrungssorgen und Krankheitsanfälle, Mahnbriefe des Vaters verleideten ihm allmählich den Aufenthalt so, daß er der Verzweiflung nahe war, und legten ihm die Frage nahe, ob es nicht geratener wäre, den Dichterberuf aufzugeben und sich durch Wiederaufnahme seiner medizinischen Studien und ärztlichen Praxis eine feste Lebensstellung zu schaffen. Da traf, gleich einem Sonnenstrahle, der nach schwerem Unwetter des Menschen Herz wieder freier aufatmen läßt, eine Zusendung bei ihm ein, die ihn den Glauben an die Menschheit und an sich wiedergab und den Grund zu einem der idealsten Freundschaftsbündnisse legen sollte.

Es war im Mai 1784, als Körner wieder einmal zu einem Besuche in Leipzig eintraf. Hier wurde bei einer Zusammenkunft der beiden Brautpaare auf Doras Anregung beschlossen, dem verkannten Verfasser der „Räuber", dessen Dichtergenius sie verehrten und voll zu würdigen verstanden, ein äußeres Zeichen ihrer Hochschätzung zuzuschicken.

Dora zeichnete kunstvoll mit Silberstift auf Pergament die Porträts der vier Absender en miniature, Minna stickte auf die Vorderseite einer seidenen



Dr. Chn. Gottfr. Körner, gez. 1786 von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Brieftasche eine Lyra mit goldenen Saiten und einem grünen Lorbeerzweige, Körner endlich komponierte „Amaliens Lied" aus der ersten Scene des dritten Aktes der „Räuber": „Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne", und als alles fertig war, schrieb jeder von den vier dazu einen Brief. Das Paket wurde mit Hülfe des Buchhändlers Schwan an Schiller übermittelt; dabei war dem Ueberbringer das Versprechen abgenommen worden, die Namen der Absender zu verschweigen. Der Brief Körners, der allein erhalten ist, zeugt von der aufrichtigsten Verehrung, die er der Muse Schillers sowie seinem Mute und seinen Bestrebungen zollt. Er schließt mit den Worten: „Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das

Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen."

Schiller fühlte sich überrascht und gehoben durch die geschmackvollen Geschenke ebensosehr als durch die von Enthusiasmus und Dichteranbetung überfließenden Begleitschreiben. In zwei Briefen an Dalberg und Frau v. Wolzogen giebt er seiner Freude über die Gaben Ausdruck, die ihm mehr geschmeichelt hätten, als der lauteste Zusammenruf der ganzen Welt, und die ihm um so schätzbarer seien, als freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht einer Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin sei.



Minna Körner, geb. Stock, gez. 1786 von Dora Stock. Original im Körnermuseum.

Eine Antwort an die freundlichen Absender selbst sendete der Dichter erst am 7. Dezember, und zwar richtete er sie an Huber, welcher den Schleier des Geheimnisses gelüftet haben, oder dessen Namen ihm vom Uebermittler der Sendung verraten worden sein mochte. „Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsverfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum ersten Male vor Augen bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug, zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Teuersten, behielt ich mir die Antwort bis auf eine bessere Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schöneren Laune meines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und

nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmütiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann." Aufrichtig bittet er um Verzeihung für seine Nachlässigkeit und scheinbare Undankbarkeit; und dann folgt ein Bekenntnis, das uns zeigt, von welch ungeahntem Einfluß die Sendung für ihn gewesen, und zu welchem Danke die deutsche Nation jenen Freundespaaren, vornehmlich aber, wie die Folgezeit lehren sollte, Körnern verpflichtet war. „Wenn ich Ihnen," so heißt es weiter in dem Schreiben, „bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?"

Körner gab Schillern die innere Ruhe, den Seelenfrieden, den Glauben an die Menschheit und an sein Talent wieder.

Am Schlusse des wichtigen Briefes bittet der Dichter Huber und die anderen, ihm ihre Freundschaft, deren er sich je länger, desto mehr würdig zeigen werde, zu bewahren; zugleich spricht er den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möchte, sie recht bald persönlich kennen zu lernen.

Der Brief kam erst am 3. Januar in die Hände der Leipziger, und da tags darauf der Vater Körners starb, so verzögerte sich die Antwort. Körner dankt für die Offenheit, mit der Schiller ihnen entgegengetreten sei, und freut sich, nunmehr den als Freund lieben zu können, den er bisher als Dichter verehrt habe. „Wir müssen Freunde sein," fährt er fort. „Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich! Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis."

Nur allzubald sah sich Schiller in die Notwendigkeit versetzt, der freundlichen Einladung zu folgen.

Mit Gewalt zieht es den Dichter nach Leipzig. „Seit Ihren letzten Briefen,"

so schreibt er am 10. Februar an Körner, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörst Du", und schon zwölf Tage später haben sich die Verhältnisse für ihn so drückend und geradezu unhaltbar gestaltet, daß sich ihm das Bekenntnis entringt, er könne nicht mehr in Mannheim bleiben. „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen. Mit dem Theater hab' ich meinen Kontrakt aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Konnexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negotiiere. Aber vor allem andern lassen Sie mich's frei heraussagen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten: ich werde glücklich sein."

Noch aber konnte Schiller aus Mannheim nicht scheiden: er lebte nicht bloß in einer idealen Welt; auch mit den realen Verhältnissen mußte er rechnen. Ein Brief vom 28. Februar an Huber giebt uns nähere Auskunft darüber. Schiller bittet darin um einen Vorschuß von ungefähr 300 Thalern: so viel brauche er, um seine Angelegenheiten in Mannheim zu ordnen. Und da ist es wieder Körner, der in zarter Weise ihm das Geld zu verschaffen weiß. Wohl bezahlt er die gewünschte Summe aus seiner eigenen Tasche, aber er läßt sie ihm durch den Buchhändler Göschen in Leipzig zustellen, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, gewissermaßen als Vorschuß auf die „Thalia", Schillers Zeitschrift, die in Göschens Verlag erscheinen und dem Dichter, wie er hoffte, viel einbringen sollte. Am 17. April trifft dieser nach einer beschwerlichen Reise in Leipzig ein. Körner war, als Schiller in Leipzig eintraf, nicht dort; er hatte in Dresden zu viel zu thun und konnte fürs erste nicht fort. Als ihm aber die freudige Botschaft von der Ankunft des Freundes zuging, schrieb er ihm sofort: „In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin, an meinen Schiller zu schreiben. Seit meinem Hiersein ist es die erste ruhige Stunde, in der ich mich ganz dem süßen Gedanken an meine jetzige Lage überlassen habe. Ein Brief von meiner Minna, der eben ankam, hat mein Gefühl noch erhöht. Jetzt fange ich zu leben an.

Bisher habe ich nur vegetiert und zuweilen von künftigem Leben geträumt." Schillers Freundschaft giebt seinem Dasein erst die höhere Weihe; das Glück des Verlobten ist noch einer Steigerung fähig gewesen. Das wahre Glück der Menschen bestand nach Körners Ansicht in der Arbeit, und gerade hierin sollte ihm Schiller, wie er hoffte, förderlich sein. Der Dichter, der schon so Großes geleistet, sollte seinem Thun und Schaffen die rechte Richtung geben, sein Verlangen nach interessanter Beschäftigung befriedigen. Es thue ihm so wohl, daß er sich gegen einen Freund ergießen könne, der ihn so ganz verstehe, der mit echter Wärme an jeder begeisternden Idee teilnehme, der mit ihm empfinde, schwärme, Pläne entwerfe und Ideen zergliedere, sowie es der Gegenstand erfordere. „Um ganz glücklich zu sein, d. h. beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem anderen schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte."

Das erhoffte er von der neuen Freundschaft: sein eheliches Leben sollte durch rechte, befriedigende Arbeit verklärt werden. Deshalb sieht er mit Freude und Stolz in die Zukunft; deshalb ergreift er die Hand, die ihm Schiller bietet, um sie nimmer loszulassen: durch Schiller sollte sein Wesen und Streben ergänzt werden und einen festen Halt gewinnen. Und das ist das Große an Körner, daß er, getragen von dieser Erkenntnis, ganz in Schiller aufging, ganz sich ihm hingab, sein ganzes Ich in seinen Dienst zu stellen bereit war. Und Schiller verspricht, daß durch gegenseitige Anregung und Ergänzung ihre Freundschaft geklärt und idealisiert werden soll.

In dem letzten, vor der persönlichen Bekanntschaft an Schiller gerichteten Briefe will Körner auch die letzte äußerliche Schranke ihrer Freundschaft beseitigt wissen: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein könnten."

Endlich, am 1. Juli, lernten sich die Freunde persönlich kennen, und zwar in der Nähe von Borna auf dem etwa fünf Stunden von Leipzig entfernt liegenden Rittergute Kahnsdorf, das der Familie Ernesti gehörte. Dorthin hatte sich Körner begeben, um mit der Braut zusammen seinen Geburtstag zu verleben; und dort trafen am genannten Tage auch Schiller, Huber und andere Freunde ein. Aber eine ruhige Aussprache war bei den vielen Anwesenden unmöglich. Die Zeit war für ihre Wünsche zu kurz, und sie hätten die Höflichkeit verletzt, wenn sie sich beide abgeschlossen und „als ihr Eigentum behandelt" hätten, schreibt Schiller gleich darauf.

Der wenigstens im Anfang außerordentlich überschwenglich geschriebene Brief

giebt uns zugleich ein Spiegelbild von dem tiefen, nachhaltigen Eindruck, den Körners Persönlichkeit auf Schiller gemacht hat. „Nur unserer innigsten Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Ohne mich sollst Du ebenso wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt; aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß; aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte."

Aus der Antwort Körners spricht zu Herzen gehende Freude über des Freundes Worte und die zarteste, fein fühlendste Opferwilligkeit. „Von Jugend auf," so sagt er, „sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten, heiligsten Sinne dieses Wortes; aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkte nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht — nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dies nicht zu viel für einen Menschen wie ich?"

„Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist." Die Mittel zu dem Anerbieten bot ihm die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft des Vaters, dem die Mutter schon wenige Monate später, am 22. Mai, nachgefolgt war, nicht ohne daß sie sich vorher mit dem Sohne wegen seines Verlöbnisses ausgesöhnt hatte.

Drei Tage darauf verfaßt Schiller ein Dankschreiben, das mit den Worten schließt: „Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht! Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen." Er ahnte mit prophetischem Geiste den Segen, der ihm aus Körners hochherziger Freundschaft entsprießen sollte.

Dresden sich aufmachte, gaben ihm Schiller und Huber das Geleit zu Pferde bis Hubertusburg; auf dem Rückwege aber stürzte der Dichter kurz vor Stötteritz und quetschte sich die rechte Hand. Indes solle ihm, wie er später schreibt, das kleine Ueberbleibsel an der Hand herzlich lieb sein, weil es ihn sein Leben lang an Körners glücklichen Einzug in Dresden erinnern werde.

Die Neuvermählten sind in Dresden angekommen. Dorchen ist mit der Schwester in die neue Heimat übergesiedelt. Es beginnt eine neue Epoche für Körner: ein Familienleben, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Der junge Gatte ist ganz betäubt und berauscht von seinem Glück, zumal da die Anstalten in seinem neuen Heim den vollen Beifall Minnas gefunden haben. Nur eines fehlt noch: der Freund. Aber auch diese Sehnsucht sollte über Erwarten schnell erfüllt werden. Schillern zieht es mit Macht zum Freunde. Er wartet nur noch auf die Berufung Hubers nach Dresden. Als sich aber diese Angelegenheit allzu sehr verzögert, hält es ihn nicht länger. Ihm kommt es in Gohlis, wo er während des Sommers Aufenthalt genommen hat, einsiedlerisch, traurig und leer vor. „Ich muß zu Euch," schreibt er am 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen —, ob ich kommen kann und darf."

Körners Antwort, natürlich eine zusagende, trifft umgehend ein. Sofort am 10. September abends noch meldet der Dichter seine bevorstehende Abreise von Leipzig, und schon am folgenden Tage ist er unterwegs nach Dresden; dort fährt er um Mitternacht über die Elbbrücke, steigt in der Altstadt „im goldenen Engel" ab und sendet in der Frühe die Nachricht von seiner Ankunft in die Wohnung des Freundes. Um ein Uhr mittags stellt er sich bei Körner ein, der so lange im Kollegium zu thun gehabt hatte. Die Freude des Wiedersehens war „himmlisch". Beim Mittagessen wurde fleißig Hubers gedacht und in gutem Rheinwein seine Gesundheit getrunken. Schiller fühlte sich wie zu Hause. Nachmittags fünf Uhr fuhren sie alle nach dem Weinberg in Loschwitz, um dort gemeinsam den Rest des Sommers zu verleben.

Als die beiden Freunde am folgenden Morgen mit Minna und Dora unter einem Nußbaume am Frühstückstische saßen, brachte Schiller eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell; aber der Redner stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit den andern an, daß Minnas Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das Damasttuch zum Schrecken der Hausfrau. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus!" Körner und Dora folgten seinem Beispiele. Darauf nahm der Dichter die geleerten Gläser und warf sie sämtlich über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung; keiner allein!

18.

Dieser

und in a

nach mir

ihr. nach

extrapost

Karner ist

Obe

wohlg

auf d

in fa

Dresden sich aufmachte, gaben ihm Schiller und Huber das Geleit zu Pferde bis Hubertusburg; auf dem Rückwege aber stürzte der Dichter kurz vor Stötteritz und quetschte sich die rechte Hand. Indes solle ihm, wie er später schreibt, das kleine Ueberbleibsel an der Hand herzlich lieb sein, weil es ihn sein Leben lang an Körners glücklichen Einzug in Dresden erinnern werde.

Die Neuvermählten sind in Dresden angekommen. Dorchen ist mit der Schwester in die neue Heimat übergesiedelt. Es beginnt eine neue Epoche für Körner: ein Familienleben, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Der junge Gatte ist ganz betäubt und berauscht von seinem Glück, zumal da die Anstalten in seinem neuen Heim den vollen Beifall Minnas gefunden haben. Nur eines fehlt noch: der Freund. Aber auch diese Sehnsucht sollte über Erwarten schnell erfüllt werden. Schillern zieht es mit Macht zum Freunde. Er wartet nur noch auf die Berufung Hubers nach Dresden. Als sich aber diese Angelegenheit allzu sehr verzögert, hält es ihn nicht länger. Ihm kommt es in Gohlis, wo er während des Sommers Aufenthalt genommen hat, einsiedlerisch, traurig und leer vor. „Ich muß zu Euch," schreibt er am 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen —, ob ich kommen kann und darf."

Körners Antwort, natürlich eine zusagende, trifft umgehend ein. Sofort am 10. September abends noch meldet der Dichter seine bevorstehende Abreise von Leipzig, und schon am folgenden Tage ist er unterwegs nach Dresden: dort fährt er um Mitternacht über die Elbbrücke, steigt in der Altstadt „im goldenen Engel" ab und sendet in der Frühe die Nachricht von seiner Ankunft in die Wohnung des Freundes. Um ein Uhr mittags stellt er sich bei Körner ein, der so lange im Kollegium zu thun gehabt hatte. Die Freude des Wiedersehens war „himmlisch". Beim Mittagessen wurde fleißig Hubers gedacht und in gutem Rheinwein seine Gesundheit getrunken. Schiller fühlte sich wie zu Hause. Nachmittags fünf Uhr fuhren sie alle nach dem Weinberg in Loschwitz, um dort gemeinsam den Rest des Sommers zu verleben.

Als die beiden Freunde am folgenden Morgen mit Minna und Dora unter einem Nußbaume am Frühstückstische saßen, brachte Schiller eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell; aber der Redner stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit den andern an, daß Minnas Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das Damasttuch zum Schrecken der Hausfrau. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus!" Körner und Dora folgten seinem Beispiele. Darauf nahm der Dichter die geleerten Gläser und warf sie sämtlich über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung; keiner allein!

18. Sonnabends N. 10.

Diesen Abend, punkt 6 Uhr erhalte ich
und in eben den Augenblick kommt D.
macht mir Hoffnung, daß ich morgen früh
schon nach Dresden reisen könnte, wenn wir
extrapost nehmen. Weil mir diese Ver-
[illegible] ist da ich auf diese Weise sehr ba[illegible]
kann, und ich erwarte durch die Geschw[illegible]
Abreise die gegebene Situation [illegible]
[illegible] von einem guten Menschen, [illegible]
ich ihr vermuthlich annehmen. Ganz [illegible]
ist es zwar noch nicht denn ich habe
gehabt zu überdenken [illegible] die Kürze [illegible]
zu meiner völligen Vorstellung hinein [illegible]
fehle aber nicht du liebster, [illegible]
als den 17. Sept. in deinem Quartier
der mich zurechtweisen kann. [illegible]
noch 30 Stunden zwischen uns. [illegible]
unseren Lieben. Dein

Dresden sich aufmachte, gaben ihm Schiller und Huber das Geleit zu Pferde bis Hubertusburg; auf dem Rückwege aber stürzte der Dichter kurz vor Stötteritz und quetschte sich die rechte Hand. Indes solle ihm, wie er später schreibt, das kleine Ueberbleibsel an der Hand herzlich lieb sein, weil es ihn sein Leben lang an Körners glücklichen Einzug in Dresden erinnern werde.

Die Neuvermählten sind in Dresden angekommen. Dorchen ist mit der Schwester in die neue Heimat übergesiedelt. Es beginnt eine neue Epoche für Körner: ein Familienleben, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Der junge Gatte ist ganz betäubt und berauscht von seinem Glück, zumal da die Anstalten in seinem neuen Heim den vollen Beifall Minnas gefunden haben. Nur eines fehlt noch: der Freund. Aber auch diese Sehnsucht sollte über Erwarten schnell erfüllt werden. Schillern zieht es mit Macht zum Freunde. Er wartet nur noch auf die Berufung Hubers nach Dresden. Als sich aber diese Angelegenheit allzu sehr verzögert, hält es ihn nicht länger. Ihm kommt es in Gohlis, wo er während des Sommers Aufenthalt genommen hat, einsiedlerisch, traurig und leer vor. „Ich muß zu Euch," schreibt er am 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen —, ob ich kommen kann und darf."

Körners Antwort, natürlich eine zusagende, trifft umgehend ein. Sofort am 10. September abends noch meldet der Dichter seine bevorstehende Abreise von Leipzig, und schon am folgenden Tage ist er unterwegs nach Dresden; dort fährt er um Mitternacht über die Elbbrücke, steigt in der Altstadt „im goldenen Engel" ab und sendet in der Frühe die Nachricht von seiner Ankunft in die Wohnung des Freundes. Um ein Uhr mittags stellt er sich bei Körner ein, der so lange im Kollegium zu thun gehabt hatte. Die Freude des Wiedersehens war „himmlisch". Beim Mittagessen wurde fleißig Hubers gedacht und in gutem Rheinwein seine Gesundheit getrunken. Schiller fühlte sich wie zu Hause. Nachmittags fünf Uhr fuhren sie alle nach dem Weinberg in Loschwitz, um dort gemeinsam den Rest des Sommers zu verleben.

Als die beiden Freunde am folgenden Morgen mit Minna und Dora unter einem Nußbaume am Frühstückstische saßen, brachte Schiller eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell; aber der Redner stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit den andern an, daß Minnas Glas in Stücke sprang. Der Rotwein floß über das Damasttuch zum Schrecken der Hausfrau. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus!" Körner und Dora folgten seinem Beispiele. Darauf nahm der Dichter die geleerten Gläser und warf sie sämtlich über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung; keiner allein!

18.

Donnerstag N. 10.

Diesen Abend, punkt 6 Uhr erhalte ich …
Deinen … aber den Augenblick kommt D.
macht mir Hoffnung, daß ich morgen früh
ihn nach Dresden reisen könnte, wenn er
extrapost nehmen. Weil nun diese Ver…
kommen ist, da ich auf diese Weise sehr ba…
kann, und weil ich überdieß durch die Gesch…
Abreise die gegenwärtige Situation …
nach von einigen guten Menschen, …
ich ihn vernünftig annehmen. Ganz …
ich es zwar noch nicht, denn ich habe
gehabt zu überdenken ob die Kurze …
zu meiner völligen Herstellung hinreicht …
falls aber nicht, so bleibe ich, …
als den 11. Sept. in deinem Quartier
der mich zurückweisen kann. Viel…
noch 30 Stunden zwischen uns. …
unseren Lieben.

Dein

219

dem Herrn

Consistorialrath Körner

[illegible] in der Neustadt in

Kohlenmarkts

[illegible] Hause

Dresden

K. Postamt wird [illegible] zu befördern.

v. goldnen Engel. No. 4. ein Treppe.

Guten morgen in Dresden lieber Körner!
Die vorige Nacht um 12 Uhr kam ich hier an.
Meinen Brief vom 10. Sept. hast du hoffentlich erhalten.
Da ich nicht weiß, ob du in der Stadt oder im Weinberg
zu finden bist, so schike ich dieses Billet nach deinem
Hause. Sei so gut und schike mir vor allen Dingen den
Kutscher zu, weil ich ihn brauche. Laß mich doch ihn zugleich
erfahren, gegen welche Zeit ich mich dir allein beisammen
finden kann. Deine Frau und Dorchen grüße tausend
mal. Wie schlagt mir das Herz, mich wieder so nahe
zu sehen, mich sobald wieder zu sehen!

Schiller.

Brief Schillers an Dr. Chn. Gottfr. Körner, Dresden, den 12. September 1785. Original im Körnermuseum.

für die befreundete Familie malte, bei dem Professor Becker, dem Redakteur der „Ephemeriden der Menschheit", die Körner selbst vom Oktober 1784 bis März 1785 während einer Erholungsreise seines Freundes nach Italien herausgegeben



Friedrich Schiller, Celbildnis, gem. 1786 von Anton Graff. Original im Körnermuseum.

hatte, ferner beim Oberhofprediger Reinhard, beim Kriegssekretär Neumann, beim Finanzrat Wagner und zuletzt auch beim Komponisten Naumann; für Schiller insbesondere kam noch in Betracht das Haus des ihm schon von Leipzig her be=

kannten Dr. Albrecht, dessen Gattin Sophie sich der Bühne zugewandt und ein Engagement in Dresden angenommen hatte.

Aber auch im Körnerschen Hause selbst fehlte es nicht an Besuchen. Alle Einheimischen, die hier verkehrten, waren entzückt von der Liebenswürdigkeit der Wirte. Nicht minder sprachen Auswärtige oft genug hier vor, namentlich seitdem Schiller bei seinem Freunde Aufnahme gefunden hatte.

Mochten die Besuche letzterer Art auch Abwechslung bringen und unsern Freunden vielleicht leichter über den „Mangel an Menschen von Sinn, Kopf und Herzen“ in Dresden hinweghelfen: die wahre Freude und den rechten Genuß fanden sie erst, wenn sie, abgeschlossen von der Außenwelt, die ihnen doch nicht sympathisch war, die im allgemeinen ihnen nichts bot und sie nicht verstand, leben, wenn sie sich, im engeren Zirkel sich für den äußeren Zwang schadlos haltend, ungeniert der Kunst und der freien Mitteilung ihrer Gedanken hingeben konnten.

Das Schwesternpaar wußte dem Leben immer eine erfreuliche Abwechslung und einen eigenen Zauber zu verleihen; ihr frohes Temperament, ihre ungezwungene Liebenswürdigkeit, ihre Scherzworte würzten vortrefflich die Geselligkeit und machten sie zu einem Quell unerschöpflichen Genusses. Dora, „witzig, fein und derb, wie es eben galt, neckend und neckisch, immer die Freunde anfechtend und wieder von ihnen angefochten, launig, auch launisch und wunderlich, ja, in Augenblicken wohl unerträglich, aber das Ganze ihrer Persönlichkeit beruhend auf der Grundlage einer edlen Gesinnung, zusammengehalten und zu einer harmonischen Eigentümlichkeit verschmolzen durch ein liebevolles Gemüt und einen ebenso richtigen als gewandten Verstand, eine Individualität, welcher in ihrer Jugend gar nicht zu widerstehen gewesen sein soll“, hantierte fleißig mit Stift und Pinsel; genoß sie doch als Pastellmalerin schon damals einen ehrenvollen Ruf. Minna, mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die das Leben schmücken, mit unendlicher Liebe und Verehrung zu ihrem Gatten aufblickend und das Hauswesen leitend, liebte die Musik und bot durch anmutiges Spiel nicht minder als durch ansprechenden Gesang den mit Entzücken lauschenden Zuhörern reichhaltigen Genuß. Schiller, obschon ohne musikalische Kenntnisse, besaß doch ein gutes musikalisches Urteil und Gefühl. Die Macht der Musik vermochte nicht nur sein Gemüt der Not zu entheben und zu schönerer Empfängnis zu stimmen, sondern auch seine Phantasie lebhaft zu erregen: wirkte doch nach seiner eigenen Bestätigung die Musik geradezu auf ihn produktiv. Besonders aber besaß Körner selbst ein feines Verständnis gerade für diese Kunst, und er spielte und sang nicht bloß gut, sondern er komponierte sogar. Sein im Körnermuseum befindliches Notenheft enthält achtzehn von ihm in Musik gesetzte Lieder. Angeführt von ihnen ist bereits die einst an Schiller gesandte Komposition von „Amaliens Lied“ aus den „Räubern“. Jetzt komponierte er, wohl angeregt durch Schiller, dessen „Lied an

die Freude". Dem Dichter gefiel darin am besten der Chor, der außerordentlich wirkungsvoll und kräftig war; namentlich seinetwegen scheint das Lied



Friedrich Schiller, Silberstiftzeichnung von Dora Stock 1786.

oft gesungen worden zu sein. Schiller lernte in den Jahren 1785—87 Körners Talent für Musik immer mehr schätzen und würdigen, kein Wunder daher, wenn

der Dichter, bei dem Kompositionen guter Meister und eine gute Wiedergabe derselben immer einen tiefen Eindruck hinterließen, auch in der Folgezeit nach seinem Scheiden aus Dresden sich an ihn mit musikalischen Anliegen wandte.

So boten zunächst die im Körnerschen Hause gepflegten Künste vielfache Unterhaltung, und zwar nicht nur ein momentanes, äußerliches Vergnügen, sondern auch Stoff zu anregenden Debatten, in denen theoretische und praktische Fragen über dieses Gebiet menschlicher Thätigkeit aufgeworfen und beantwortet wurden. Das hauptsächlichste und vornehmste Feld aber, auf dem sich die Unterhaltung bewegte, war die Litteratur. Litterarisches Interesse hatte ja den Bund begründet, und wenn auch mehr und mehr das Verhältnis des Menschen zum Menschen, die wirkliche Freundschaft, überwog, so war doch das Bedürfnis gegenseitiger litterarischer und ästhetischer Aufklärung das Prinzip der gegenseitigen Anregung, zunächst wenigstens ihr wesentlicher Bestandteil und ihr Hauptziel. Nachdem die „Flitterwochen der Freundschaft“ verflossen waren, galt es „viel empfinden“ und „fruchtbar handeln“. Litterarisch thätig sein: das war die Devise der drei Männer, die den Herzensbund geschlossen hatten. Körner bedurfte dabei, infolge seiner Naturanlage und der Mannigfaltigkeit seiner Interessen, am meisten des Spornes. Noch ehe Huber in Dresden eingetroffen war, hatte Schiller an ihn geschrieben: „Ich sitze Körnern ein bißchen auf dem Nacken, daß er etwas arbeiten soll. Heute habe ich einige Manuskripte von ihm über die Kultur gelesen.“ Druckfertig aber wurde die Abhandlung nicht; Körner konnte oder wollte sich nicht entschließen, sie fertig zu stellen und zu veröffentlichen. Allerdings war für ihn bei den damaligen Zuständen in Dresden eine Publikation auch nicht ganz unbedenklich. Er hatte als Beamter seine Kraft dem Berufe zu widmen, und er merkte beizeiten, daß ein hohes sächsisches Landeskollegium den Kopf geschüttelt haben würde, wenn einer aus seiner Mitte mehr hätte wissen wollen, als was Akten, Gesetzbücher und Kanzleiobservanz ihn lehren konnten; schwerlich würde man es ihm fürs erste verziehen haben, wenn es herausgekommen wäre, daß er, der eifrige Priester der Themis, nebenher mit Grazien und Musen Abgötterei trieb und sich mit schöngeisterischen Allotriis in Versen und Prosa befaßte. Daß er im Juli des Jahres 1785 „Einige Predigten von D. Johann Gottfried Körner, den Freunden des Verstorbenen gewidmet“ bei Göschen erscheinen ließ, betrachtete man als einen Akt der Pietät gegen seinen Vater; aber philosophische oder litterarische, mit seinem Namen unterzeichnete Arbeiten hätte man schwerlich ohne weiteres passieren lassen. Auch dies Bedenken mag lähmend auf seine Thätigkeit gewirkt haben. Wohl interessierten und beschäftigten ihn Gegenstände mannigfaltigster Art; aber er springt von einem zum andern; bevor er das eine fertig hat, geht er zu etwas anderem über. Schillern war es vorbehalten, mehr Stetigkeit in sein Denken und Arbeiten zu bringen. Anderseits aber blieb

auch Schiller nicht unbeeinflußt von seines Freundes Charakter. Auch er schwankt in der Zeit seines Dresdners Aufenthaltes hin und her; es wird ihm schwer, sich andauernd mit einem Gegenstande zu beschäftigen und etwas zu vollenden; in seinem ganzen Arbeiten liegt ein Hasten und unsicheres Tasten; auch er findet zunächst wenigstens weder rechte Ruhe noch Befriedigung. Aber die tägliche Unterhaltung mit seinem Freunde, der ihn an Vielseitigkeit der Bildung, an Reife des Urteils, an Scharfblick, an Festigkeit des Handelns überragte, mit dem er sich über seine liebsten Gedanken aussprechen konnte, erquickte und erheiterte ihn. Körners klarer Geist gab ihm seine Gedanken besser gestaltet und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück; seine Lebensansicht wurde entschiedener, sodaß er immer mit Vergnügen und Dankbarkeit der ersten Zeit seines Dresdner Lebens gedachte.

Zweierlei beschäftigte damals Schiller am meisten: er wollte den Don Carlos vollenden und Beiträge für die Thalia schaffen. Zwar wurde Don Carlos, soweit er fertig war, gelesen und besprochen; zwar gewann der Dichter aus der Unterhaltung und namentlich aus dem Wesen des besonnenen, opferfreudigen, selbstlosen Freundes neue Anregung und bestimmtere Züge für die Gestaltung seines Idealbildes Marquis Posa, der seinem Freunde treu bleibt bis in den Tod; aber recht vorwärtsschreiten wollte die Arbeit nicht. Wieder schien er vergebens auf „einen Besuch seines Genius“ zu warten und begann an seinem Dichterberufe zu zweifeln. Da war es Körner, der ihn mit aller Entschiedenheit wieder und immer wieder darauf hinwies, daß er zum Poeten geschaffen, und alle andere Beschäftigung für ihn abwegig sei. Ihn beunruhigte damals Schillers immer mehr sich steigernde Begeisterung für historische Studien, in denen dieser eine Vertiefung seiner Bildung und eine Erweiterung seines Darstellungsgebietes suchte. Nach Körners Ansicht war Schiller der geborene Nachfolger Shakespeares; der Freund schien ihm schon damals berufen, im Drama Unsterbliches zu schaffen. Mit banger Besorgnis beobachtete er des Dichters Abschweifungen. Vielleicht wäre ohne sein Mahnen Don Carlos überhaupt nicht vollendet worden.

Der Kreis der Unterhaltung hatte sich infolge der historischen Studien Schillers vergrößert. Weiteren Stoff bot die „Thalia“, für die der Dichter seine Dresdner Freunde zu gewinnen suchte. Wohl verfaßte Huber einen Aufsatz „Ueber moderne Größe“; Körner aber fühlte sich immer noch nicht fähig, mit Beiträgen hervorzutreten; er habe, gestand er gleich anfangs dem Freunde, die Sprache noch gar nicht genug in der Gewalt, über dem Suchen nach dem Ausdruck, über dem Feilen an den Perioden verliere er oft den Gedanken. Ueberhaupt machte er keinen Anspruch darauf, als Litterat zu glänzen, es genügte ihm, Schillers Freund zu sein und sein überragendes Genie zu bewundern, ihn aber auch zugleich mit seinem klaren und scharfen Verstande von Abwegen fern zu halten, ihn zu veredeln und zu vervollkommnen. Selbstlos bietet er, der um

einige Jahre ältere, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Welterfahrung dem Freunde alles, was diesem nützen, alles, was ihn dem idealen Ziele näher bringen kann. Gern erkennt aber auch Schiller an, daß der Freund an Weltverstand ihn überrage, daß er „in gar manchen Dingen vernünftiger denke und handle". „Sein Verstand," so schrieb er später einmal, „ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte", und kurze Zeit darauf folgt ein Bekenntnis, das uns in klaren, herrlichen Worten das Wesen der einst in idealer Begeisterung geschlossenen und treu gehaltenen Freundschaft und die gegenseitigen Verdienste charakterisiert: „Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegenteil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und ihren Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben." Durch liebevolle Beurteilung und Mahnung förderte Körner, zwar „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe", dessen Herz der Freund „nie auf einem falschen Klange überraschte", die Entwickelung des Dichters, durch fortgesetzte Offenbarung seiner eigenen edlen Menschennatur die Hebung des Menschen.

Außer Kunst, Geschichte und Litteratur im engeren Sinne war es nun aber noch ein viertes Gebiet, auf dem sich der Austausch der Gedanken tummelte, nämlich die Philosophie, und gerade hier sollte die gegenseitige Anregung und Befruchtung am bedeutendsten und nachhaltigsten werden. Körner hatte mit Eifer Kants „Kritik der reinen Vernunft" gelesen. Die Kritik, die hier an den kühnen Philosophemen der Metaphysiker über den Künstler des Weltalls, über die beste Welt, über die Liebe als das Wesen Gottes und über die große Harmonie der Dinge geübt wurde, fand seinen ungeteilten Beifall, und begeistert schwur er zu der neuen Lehre. Noch steckte er tief im Studium dieser neuen Philosophie, als Schiller bei ihm eintraf. Was Wunder, wenn er den Freund, der ja allerdings ganz anderen Anschauungen in dieser Beziehung huldigte, für seine Ideen zu gewinnen suchte? Je mehr aber die Ansichten auseinandergingen, um so anregender und lebhafter mußten die Gespräche und Erörterungen, um so eifriger die gegenseitigen Bekehrungsversuche werden. Wurde nun auch fürs erste

eine Einigung nicht erzielt, so ist es doch das große Verdienst Körners, Schiller zu philosophischen Arbeiten, wenigstens von neuem, angeregt und ihm zuerst die hohe Bedeutung des Kantschen Evangeliums gepredigt zu haben. Mit Recht glaubte er erkannt zu haben, daß in Schiller der Dichter mit dem Denker zusammenfalle, daß überhaupt die Befruchtung mit philosophischen Ideen seinen Werken nur zum Vorteile gereichen könnte. Anderseits aber gelang es Schiller, den Freund bei seiner Begeisterung für die Philosophie zu einem Beitrag für die Thalia zu bestimmen und die zugesagten Artikel auch zu erhalten. Schon früher nämlich, um die Zeit, wo der Dichter die Militärakademie verließ, hatte er den Plan gehabt, in Briefform die philosophische Entwickelung eines jungen Mannes darzustellen, hatte diesen Plan auch teilweise schon ausgeführt, dann aber war ihm die Fortsetzung der „Philosophischen Briefe" verleidet worden. Der Verkehr mit Körner veranlaßte ihn jetzt, sein altes Manuskript wieder hervorzusuchen und seine Jugendphilosophie, die mehr poetisch geschwärmt als logisch gedacht war, an der neuen Lehre, der sein Freund huldigte, zu prüfen. Mit Leichtigkeit wußte er ihn für seinen nun wieder aufgenommenen Plan zu interessieren, und so entstanden damals die 1787 in der Thalia veröffentlichten „Philosophischen Briefe", in denen auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam gemacht, gewisse Wahrheiten und Irrtümer, welche sich an die Moralität anschlössen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein könnten, berichtigt und wenigstens die verborgenen Klippen gezeigt werden sollten, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert wäre. Körner vertritt in diesen Briefen dem moralphilosophischen, jugendlich schwärmenden Julius gegenüber den kritischen, an Verstand gereifteren Raphael, der den Freund aus der erhabenen Ruhe der Ueberzeugung aufrüttelt und in die Genüsse einführen will, die die Vernunft und Zweifelsucht gewährt. Er schrieb damals nur einen Brief; ein weiterer und letzter folgte erst 1789. Schiller versprach zwar noch eine Antwort, gab aber dann die Fortsetzung auf, weil ihm die Teilnahme des Publikums zu matt erschien.

So verfloß den Freunden in heiterer und ernster Unterhaltung ungetrübt der Winter. Immer mehr lernten sie sich verstehen und würdigen. Waren Körner und Huber amtlich beschäftigt, so konnte Schiller ungestört die öffentliche, sowie die umfangreiche Bibliothek seines Freundes benutzen und fand da manches Werk, das ihn zu neuen Plänen begeisterte.

Es fehlte aber auch nicht an Augenblicken, wo es Schiller schlimm empfand, unthätig bei Körner zu verweilen, zumal in den Tagen, da Körners verreist waren. Da nahte sich ihm der finstere Genius der Hypochondrie, und er bedurfte der Aufheiterung durch den lieben Familienkreis gar sehr. Erst wenn dieser wieder vollzählig beisammen war, fühlte er sich wieder wohl. Und Körner und die Seinen verstanden es gut, dem Dichter über die beunruhigenden Gedanken

einige Jahre ältere, aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Welterfahrung dem Freunde alles, was diesem nützen, alles, was ihn dem idealen Ziele näher bringen kann. Gern erkennt aber auch Schiller an, daß der Freund an Weltverstand ihn überrage, daß er „in gar manchen Dingen vernünftiger denke und handle“. „Sein Verstand,“ so schrieb er später einmal, „ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte“, und kurze Zeit darauf folgt ein Bekenntnis, das uns in klaren, herrlichen Worten das Wesen der einst in idealer Begeisterung geschlossenen und treu gehaltenen Freundschaft und die gegenseitigen Verdienste charakterisiert: „Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegenteil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und ihren Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben.“ Durch liebevolle Beurteilung und Mahnung förderte Körner, zwar „kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe“, dessen Herz der Freund „nie auf einem falschen Klange überraschte“, die Entwickelung des Dichters, durch fortgesetzte Offenbarung seiner eigenen edlen Menschennatur die Hebung des Menschen.

Außer Kunst, Geschichte und Litteratur im engeren Sinne war es nun aber noch ein viertes Gebiet, auf dem sich der Austausch der Gedanken tummelte, nämlich die Philosophie, und gerade hier sollte die gegenseitige Anregung und Befruchtung am bedeutendsten und nachhaltigsten werden. Körner hatte mit Eifer Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gelesen. Die Kritik, die hier an den kühnen Philosophemen der Metaphysiker über den Künstler des Weltalls, über die beste Welt, über die Liebe als das Wesen Gottes und über die große Harmonie der Dinge geübt wurde, fand seinen ungeteilten Beifall, und begeistert schwur er zu der neuen Lehre. Noch steckte er tief im Studium dieser neuen Philosophie, als Schiller bei ihm eintraf. Was Wunder, wenn er den Freund, der ja allerdings ganz anderen Anschauungen in dieser Beziehung huldigte, für seine Ideen zu gewinnen suchte? Je mehr aber die Ansichten auseinandergingen, um so anregender und lebhafter mußten die Gespräche und Erörterungen, um so eifriger die gegenseitigen Bekehrungsversuche werden. Wurde nun auch fürs erste

versinnbildlichen sie einzelne Eigenheiten und sonderbare Einfälle desselben. Der beigegebene, zum Verständnis höchst notwendige Text giebt uns Aufklärung über den Sinn der Kupfer. Besonders charakteristisch sind die Bilder, in denen Körners Schriftstellerei, seine Begeisterung für ganz sonderbare Ideen (z. B. für eine Reise nach Aegypten) und seine Gutmütigkeit im Ausleihen von Geld — befindet sich doch im Körnermuseum eine ganze Reihe von Schuldscheinen, auf deren Ein-



Don Carlos-Pavillon auf Dr. Körners Weinbergsgrundstück. Nach dem im Körnermuseum befindlichen Originalgemälde von T. Faber. 1823.

lösung der Vater Theodors vergebens wartete — satirisch beleuchtet und ins Lächerliche gezogen werden.

Zu dem vierten Bilde „Körners Familienleben" lautet die Erläuterung: Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 (Schiller, Kopf stehend) ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben; Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher Fig. 4 (Minna) zusieht und mit sträflichem Gesicht „Allzeit!" dazu sagt. Charakteristisch wird uns in diesem kleinen Bilde Stimmung und Neigung der einzelnen Mitglieder unseres

Freundeskreises vorgeführt: Körner, lebhaft interessiert für Kunst; Schiller, ausgelassen, ohne Ernst und Produktivität; Minna, die Leiterin des Hauswesens, zum Rechten sehend; Huber und Dorchen endlich, einander herzlich zugethan, ganz der goldenen Zeit der Liebe lebend.

War in dieser Satire Körners ganzes Leben und Wesen in großen Zügen liebenswürdig gegeißelt, so nahm sich Schiller für den folgenden Geburtstag seines Freundes eine besonders hervortretende, ihn speziell interessierende Eigenschaft desselben zum Thema für ein kleines Lustspiel, das den Titel führt: „Körners Vormittag" oder „Ich habe mich rasieren lassen". In drastischer Weise wird hier die Langsamkeit von Körners Schriftstellerei verspottet, der sich durch eine Menge nebenher gehender Interessen immer wieder vom Schreibtisch abziehen läßt und, vielgeschäftig, von allen ausgenutzt und für alle zugänglich, zu nichts kommen kann. Mit den besten Vorsätzen steht der Held des Stückes in Schlafrock und Pantoffeln am Morgen gegen neun Uhr in seinem Studierzimmer, froh darüber, daß er endlich einen freien Vormittag hat, an dem er die schon so oft gefaßten litterarischen Vorsätze zur Ausführung bringen könne. Zunächst aber will er sich rasieren lassen. Während dieser Prozedur treten ihm nun aber so viele Hindernisse und Störungen entgegen, zumeist infolge seiner Gutmütigkeit, daß Stunde auf Stunde verrinnt, ohne daß er auch nur das Geringste fertig gebracht hat. Voll Aergers und Unmutes darüber weist er schließlich einem noch zuletzt bei ihm vorsprechenden Kandidaten der Theologie, der sich die Ehre geben will, dem Herrn Konsistorialrat seine Dissertation de transsubstantiatione zu überreichen, barsch die Thür. Aber kaum ist derselbe fort, so siegt seine Gutmütigkeit wieder über seine Grobheit: schleunigst läßt er den eben Hinausgewiesenen freundlichst zu Tische laden. Inzwischen ist es 1 Uhr geworden. Trostlos ruft Körner aus: „Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!" Auf die Frage der inzwischen eingetretenen Freunde aber, wie er denn den ganzen Vormittag hingebracht habe, nimmt er eine gravitätische Positur an und antwortet: „Ich habe mich rasieren lassen."

Diese natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Scherze und Neckereien zeugen von dem traulichen Familienleben, das auf dem Weinberge zu Loschwitz herrschte. Freud und Leid der Körnerschen Familie wurde von den Freunden mit herzlicher Teilnahme verfolgt, und auch sie konnten des lebhaftesten Interesses für alles, was sie anging, von seiten Körners, Minnas und Doras gewiß sein. Groß war daher die Freude, als am 24. Juli 1786 dem überglücklichen Körner der erste Sohn geboren wurde. Drei Tage später erhielt das Kind in der durch den Hofprediger Raschig in der evangelischen Hofkirche vollzogenen Taufe die Namen „Johann Eduard". Unter den dreizehn Taufzeugen befand sich natürlich auch Schiller. Leider starb das Kind schon wenige Monate später. Zur Erholung unternahm Körner mit seiner angegriffenen Frau eine Reise nach Leipzig und fand

versinnbildlichen sie einzelne Eigenheiten und sonderbare Einfälle desselben. Der beigegebene, zum Verständnis höchst notwendige Text giebt uns Aufklärung über den Sinn der Kupfer. Besonders charakteristisch sind die Bilder, in denen Körners Schriftstellerei, seine Begeisterung für ganz sonderbare Ideen (z. B. für eine Reise nach Aegypten) und seine Gutmütigkeit im Ausleihen von Geld — befindet sich doch im Körnermuseum eine ganze Reihe von Schuldscheinen, auf deren Ein-



Don Carlos-Pavillon auf Dr. Körners Weinbergsgrundstück. Nach dem im Körnermuseum befindlichen Originalgemälde von T. Faber. 1823.

lösung der Vater Theodors vergebens wartete — satirisch beleuchtet und ins Lächerliche gezogen werden.

Zu dem vierten Bilde „Körners Familienleben" lautet die Erläuterung: Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 (Schiller, Kopf stehend) ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben; Fig. 3 stellet für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dorchen, welcher Fig. 4 (Minna) zusieht und mit sträflichem Gesicht „Allzeit!" dazu sagt. Charakteristisch wird uns in diesem kleinen Bilde Stimmung und Neigung der einzelnen Mitglieder unseres

Freundeskreises vorgeführt: Körner, lebhaft interessiert für Kunst; Schiller, ausgelassen, ohne Ernst und Produktivität; Minna, die Leiterin des Hauswesens, zum Rechten sehend; Huber und Dorchen endlich, einander herzlich zugethan, ganz der goldenen Zeit der Liebe lebend.

War in dieser Satire Körners ganzes Leben und Wesen in großen Zügen liebenswürdig gegeißelt, so nahm sich Schiller für den folgenden Geburtstag seines Freundes eine besonders hervortretende, ihn speziell interessierende Eigenschaft desselben zum Thema für ein kleines Lustspiel, das den Titel führt: „Körners Vormittag“ oder „Ich habe mich rasieren lassen“. In drastischer Weise wird hier die Langsamkeit von Körners Schriftstellerei verspottet, der sich durch eine Menge nebenher gehender Interessen immer wieder vom Schreibtisch abziehen läßt und, vielgeschäftig, von allen ausgenutzt und für alle zugänglich, zu nichts kommen kann. Mit den besten Vorsätzen steht der Held des Stückes in Schlafrock und Pantoffeln am Morgen gegen neun Uhr in seinem Studierzimmer, froh darüber, daß er endlich einen freien Vormittag hat, an dem er die schon so oft gefaßten litterarischen Vorsätze zur Ausführung bringen könne. Zunächst aber will er sich rasieren lassen. Während dieser Prozedur treten ihm nun aber so viele Hindernisse und Störungen entgegen, zumeist infolge seiner Gutmütigkeit, daß Stunde auf Stunde verrinnt, ohne daß er auch nur das Geringste fertig gebracht hat. Voll Aergers und Unmutes darüber weist er schließlich einem noch zuletzt bei ihm vorsprechenden Kandidaten der Theologie, der sich die Ehre geben will, dem Herrn Konsistorialrat seine Dissertation de transsubstantiatione zu überreichen, barsch die Thür. Aber kaum ist derselbe fort, so siegt seine Gutmütigkeit wieder über seine Grobheit: schleunigst läßt er den eben Hinausgewiesenen freundlichst zu Tische laden. Inzwischen ist es 1 Uhr geworden. Trostlos ruft Körner aus: „Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!“ Auf die Frage der inzwischen eingetretenen Freunde aber, wie er denn den ganzen Vormittag hingebracht habe, nimmt er eine gravitätische Positur an und antwortet: „Ich habe mich rasieren lassen.“

Diese natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Scherze und Neckereien zeugen von dem traulichen Familienleben, das auf dem Weinberge zu Loschwitz herrschte. Freud und Leid der Körnerschen Familie wurde von den Freunden mit herzlicher Teilnahme verfolgt, und auch sie konnten des lebhaftesten Interesses für alles, was sie anging, von seiten Körners, Minnas und Doras gewiß sein. Groß war daher die Freude, als am 24. Juli 1786 dem überglücklichen Körner der erste Sohn geboren wurde. Drei Tage später erhielt das Kind in der durch den Hofprediger Raschig in der evangelischen Hofkirche vollzogenen Taufe die Namen „Johann Eduard“. Unter den dreizehn Taufzeugen befand sich natürlich auch Schiller. Leider starb das Kind schon wenige Monate später. Zur Erholung unternahm Körner mit seiner angegriffenen Frau eine Reise nach Leipzig und fand

dort im Hause des ihm befreundeten Kauf- und Handelsherrn Johann Friedrich Kunze (geb. 1755) herzliche Aufnahme.

Während seiner Abwesenheit jedoch fühlte Schiller nur zu deutlich, daß ihn an Dresden eigentlich nur der Freund fesselte. Und der Don Carlos rückte nur langsam vorwärts, hauptsächlich weil der Dichter durch das Studium der Geschichte



Joh. Friedr. Kunze, von 1755 bis 1803, nach dem Ant. Graffschen Oelbildnis gemalt von Emma Körner. Originalkopie im Körnermuseum.

zu sehr in Anspruch genommen wurde. Endlich lastete das Gefühl der Abhängigkeit so drückend auf ihm, daß er sich zum Scheiden entschloß, zumal da unerquickliche Verhältnisse, in denen sein Herz schmerzlich getroffen worden war, ihn in allen seinen Arbeiten hemmten.

Jetzt muß etwas geschehen: in Dresden ist seines Bleibens nicht mehr. Zwar wird ihm die Trennung von Körners gewiß nicht leicht; aber lange genug hat er deren Gastlichkeit und Unterstützung in Anspruch genommen. Die Dresdner

Verhältnisse und Menschen können ihn nicht mehr halten. Er muß in eine andere Sphäre, in eine feste Stellung. Sein Ziel ist Weimar: von der dortigen Gesellschaft, von der dortigen geistigen Atmosphäre erhofft er Rettung und neues Leben. Am 20. Juli macht er sich auf, und tags darauf trifft er in Weimar ein.

Die Trennung sollte, wie beide Freunde beim Scheiden wohl kaum geahnt hatten, eine dauernde sein. Aber waren sie auch äußerlich getrennt: geistig sind sie stets einander nahe und verbunden geblieben. Die Zeit, die Schiller in Dresden verlebt hatte, war keine verlorene gewesen. Damals gerade war der Same gelegt worden zu Werken, die noch heute als herrliche Früchte menschlichen Denkens und Dichtens bewundert und mit Vergnügen genossen werden.

Waren die letzten Monate schon wegen der Unruhe und Unzufriedenheit Schillers für Körner nicht die erquicklichsten, so kam noch etwas anderes hinzu, was ihm manche bange Stunde bereitete, nämlich die Sorge um seine Vermögensverhältnisse, und auch diese Rücksicht ist vielleicht für die Trennung der Freunde mitbestimmend gewesen.

Körner hatte ja, wie bereits früher berichtet worden, an Göschen zunächst 3000 Thaler bezahlt und zugleich mehr in Aussicht gestellt. Bei der reichen Fülle von einlaufenden Verlagsanträgen waren die von Körner eingesandten Gelder gar bald verausgabt, während sich die Einnahmen nur langsam ergaben. Gar bald forderte Göschen weitere 1000 Thaler, und Körner, der damals noch das Beste hoffte und sich überhaupt in der herrlichsten Zeit seines Lebens befand, konnte nicht nein sagen. In demselben Jahre bot sich nun aber der Körner-Göschenschen Sozietät das bedeutendste und herrlichste Verlagswerk dar, welches im gesamten damaligen Deutschland zu finden war. Goethe gedachte nämlich seine Schriften zu sammeln und wandte sich deshalb an Göschen. Dieser schrieb sofort an Körner, ob er gewillt und in der Lage sei, für die in Frage stehende Ausgabe 1500 Thaler vorzuschießen. Rasche Entscheidung galt. So sagte denn Körner auch diesmal zu, trotz mancher großen Ausgaben gerade in diesem Sommer, wenngleich er hinsichtlich der Rückzahlung von Kapitalien schon manche trübe Erfahrung gemacht hatte. Bereits im Juli war der Kontrakt mit Goethe abgeschlossen. Indes das so schön gedachte Unternehmen fand nicht die rechte Unterstützung beim Publikum; wieder überstiegen die Ausgaben die Einnahmen, und jetzt scheint es Körner nach und nach klar geworden zu sein, daß er bisher zu optimistisch gedacht hatte. Als guter Hausvater, als pflichttreuer Gatte sah er, daß es so mit der Anlage seines Kapitals nicht weiter gehen könne. Bei seinem Besuch in Leipzig wurde die Angelegenheit gewiß ernsthaft mit Göschen besprochen. Das zugesagte Geld mußte natürlich eingezahlt werden; aber die Herbeischaffung machte immer größere Schwierigkeiten. Schließlich, nach reiflicher Ueberlegung über die wunderbare Natur der abgeschlossenen Sozietät und über die Konsequenzen weiterer Beteiligung

am Verlagshandel, schreibt er am 11. Mai 1787 an Göschen: „Aber nunmehr lassen Sie mich halt machen! Ich weiß, daß Sie zu keinen anderen Unternehmungen Geld von mir verlangen werden, als die Sie auch für mich vorteilhaft glauben. Aber mich in meiner jetzigen Lage weiter darauf einzulassen, fängt mir an bedenklich zu werden. Unglücklicherweise kommt mich die Aussaat immer etwas hoch zu stehen. Ich habe noch Schulden abzuzahlen, die ich zu 5 Prozent verzinsen muß, während daß meine Kapitale sich zu 4 Prozent verinteressieren. Alle bisher eingegangenen Gelder, die ich zur Tilgung dieser Schulden hätte verwenden können, habe ich für die Handlung hergegeben." Er spricht dann weiter über die hohen (20) Prozente, die er für das letzte Geld bezahlen müsse; er fürchtet sich vor neuen Projekten; er bittet um Verzeihung für seine Offenherzigkeit und schließt: „Nur in meiner jetzigen Lage muß ich mir Grenzen setzen. Es bleibt also bei unserer Abrede. Die 4000 Thaler bleiben in der Handlung; aber die 1500 Thaler für den Goethe erwarte ich nach und nach zurück." Die ganze Angelegenheit, die natürlich auch Schiller auf das regste interessierte und beunruhigte, gab gewiß Anlaß zu mancher längeren Besprechung unter den Freunden. Und als dann der Dichter von ihm schied, glaubte Körner an dem Anfang eines neuen entschiedenen Abschnittes seines Lebens zu stehen: er beschloß, wenn auch vielleicht erst nach manchem inneren Kampfe, nunmehr ein Verhältnis ganz zu lösen, auf das er einst so große Hoffnungen gesetzt, das ihm schließlich aber doch nur bange Sorgen bereitet hatte. Deshalb schrieb er am 28. Juli an Göschen, daß er sich vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht, wenn er von ihm eine frühe Ernte erhofft habe. „Mir ist daran gelegen, mein Kapital jetzt so gut als möglich zu nutzen, weil ich jetzt hauptsächlich von Interessen leben muß. Eine entfernte Aussicht, bei der ich mich jetzt häufigen Geldverlegenheiten ausgesetzt sehe, kann für mich wenig Reiz haben, da ich ohnehin an Aussichten zu einträglicheren Besoldungen und beträchtlichen Erbschaften keinen Mangel habe. — Wie wäre es, wenn wir annähmen, ich hätte Ihnen ein Kapital zu fünf Prozent in Ihre Handlung geborgt. Ich entsagte allem Anteil an der Handlung, wenn Sie mir das Kapital von der Zeit, da Sie es empfangen haben, verzinseten. Sie können mir abschläglich, doch nicht unter 100 Thaler, wieder bezahlen, so viel und wenn Sie wollen. Vor Ablauf eines größeren Termins kann ich das Geld nicht aufkündigen. Alsdann aber kann ich auf alle Ostermessen 500 Thaler fordern." Göschen war zuerst über diesen Brief nicht wenig erstaunt und verstimmt, zumal da er in der Folgezeit ganz auf sich angewiesen war. Aber er konnte sich die Richtigkeit der Bedenken Körners nicht verhehlen, und so sah er sich denn wohl oder übel genötigt, auf dessen Anerbieten einzugehen. Er schrieb daher bald darauf an ihn einen Brief, in dem er demselben seinen wärmsten Dank aussprach für dessen Uneigennützigkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme in den

Festsetzungen bezüglich der Rückzahlungen des Kapitals. So wurde die Sozietät ohne nachhaltige Verstimmung aufgelöst. Körner und Göschen blieben in freundschaftlichem Verkehr und litterarischer Verbindung. Göschens Verlag war vom Glück und Erfolg begünstigt. Am 1. März 1801 war der letzte Rest des Kapitals wieder in Körners Händen.

Noch etwas anderes bekümmerte Körner zur Zeit, wo Schiller noch in Dresden bei ihm weilte. Seine amtliche Stellung gewährte ihm weder äußere noch innere Befriedigung. So versuchte er denn noch während der Anwesenheit seines Freundes sich um eine Hofratstelle mit 1000 Thalern Gehalt zu bewerben. Aber schon der erste Brief, den er an Schiller nach dessen Abreise von Dresden schreibt, ist nicht allzu hoffnungsfreudig. „Es ist nichts vorgefallen, außer daß in meiner Beförderungssache einige Schritte geschehen sind. Am Sonntag sagte ich dem Präsidenten von meiner Absicht. Er nahm mich sehr freundlich auf, sagte mir viel Schmeichelhaftes über mein bisheriges Betragen; kurz, ich glaube darauf rechnen zu können, daß er mir das beste Zeugnis giebt. Gestern übergab ich dem Kanzler mein Memorial. Ich fand ihn verlegener als vorher. Er sagte gar nichts von der Sache, sondern suchte ziemlich ungeschickt ein Gespräch von anderen Dingen anzufangen. Es ist übrigens gar nichts daraus zu schließen. Die Sache geht von selbst ihren Gang, und sobald ich noch ein paar Gänge gemacht habe, denke ich nicht weiter daran. Ich sehe es an wie ein Los in der Lotterie. Der Gewinn soll mich überraschen und die Niete nicht traurig machen." Zugleich spricht er in diesem Briefe die herzlichste Sehnsucht nach Schiller aus; doch hofft er, daß des Freundes Entfernung seine eigene litterarische Bethätigung in Dresden begünstigen werde. „Ich schämte mich, neben Dir zu stümpern, und meine ersten Versuche mußten doch schülerhaft ausfallen."

Es verlangt ihn nach dem ersten glücklichen Erfolg; der träge Stolz, sich mit der Ahnung von dem, was man leisten zu können glaube, zu begnügen, solle nun nicht mehr sein Behelf sein. Er erkennt also Schillers geistige Ueberlegenheit unumwunden an, fühlt sich anderseits aber ihm zu Dank verpflichtet, weil er ihn angeregt und begeistert habe. Mit Ernst denkt er an litterarische Thätigkeit.

Auch Schiller spricht in dem ersten Schreiben (23. Juli) seinen herzlichsten Dank aus: „Meine ganze Seele ist bei Euch — denn sollte Freundschaft ein so armseliges Feuer sein, daß es durch Teilung verlöre? Kein Geschöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinsten Teil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin." Bisher aber, so schreibt er in einem der folgenden Briefe an Körner, sei der Umriß ihrer Verbindung ebenso wie ihr Anfang nur Schwärmerei gewesen; jetzt aber müsse ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Konsistenz und Zuverlässigkeit geben. „Jedes

unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein." Von der Zukunft verspricht sich also Schiller die schönsten Früchte ihrer Freundschaft; gebe es doch für ihn kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr als den vollständigen Genuß ihrer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung ihres Daseins, ihrer Freuden und Leiden.

Körner erklärt sich ganz einverstanden mit Schillers Ideen über ihr Verhältnis. „Wir kennen uns nunmehr genug, um die Ideale unserer Phantasie von Wirklichkeit zu unterscheiden. Alle Erwartungen, die sich auf diese gründen, werden früher oder später erfüllt werden, und diese sind hinreichend, unseren Enthusiasmus zu nähren. Alle Genüsse zu erschöpfen, die uns unser Beisammensein gewähren kann, ist ein begeisterungswürdiges Ziel. Die Mittel dazu zu finden, fordert kalte Prüfung unserer Lage in ihrem ganzen Umfange und aller Hindernisse, die uns zeither noch von diesem Ziele entfernt haben. Deine jetzige Entfernung wird uns Gelegenheit geben, wenigstens einen Teil dieses Geschäftes zu vollenden." Körner selbst scheint die Trennung schon jetzt in beiderseitigem Interesse als förderlich und heilsam anzusehen; ein längeres Zusammenleben hätte verhängnisvoll werden können für beide.

Zugleich aber beginnt in diesem Briefe der geistige Austausch von Gedanken über Litteratur und Philosophie. Schiller hat in Weimar Herder und Wieland kennen gelernt. In seinen Zukunftsplänen spielt bald eine Vereinigung des „Merkur", den Wieland herausgab, mit der „Thalia" eine Rolle. Aber Körner, der mit besonderer Aufmerksamkeit Schillers geistige Thätigkeit verfolgt, warnt vor allzu engem Anschluß, und als er gar den Oberon zu einer Oper umarbeiten will, ruft er ihm zu: „Warum nicht selbst ein Süjet erfinden?"

Da die Aussichten auf Beförderung sich nicht verwirklichten, so will sich Körner mit Schillers Zustimmung auf juristische Schriftstellerei werfen; dazu wird sogar einmal erwogen, ob nicht eine Bewerbung um ein Amt in Weimar für Körner erfolgreich wäre. Aber Schiller selbst weiß ja noch nicht, ob er sich dort niederlassen werde, und dann müßte eine Veränderung des Ortes gewünscht, dürfte nicht bloß geduldet werden.

Aber noch eine andere Sorge fing schon damals an, Körner mit bangem Zweifel und Bedenken zu erfüllen; zu Hubers Charakter und Laufbahn hat er kein rechtes Zutrauen. Im September trifft Kunze aus Leipzig mit seiner Schwester Karoline bei ihm zum Besuch ein. Aber das launenhafte und prätenziöse Wesen der Leipziger behagt den Dresdnern nicht, zumal sie durch „ewiges Klatschen und Nergeln" Unfrieden zu stiften suchen zwischen Dorchen und Huber. Als sie wieder fort sind, schreibt Körner zwar an Schiller: „Ich bin jetzt überzeugt, daß es vergebliche Arbeit ist, das Verhältnis zwischen Dorchen und Huber

aufheben zu wollen; und solange noch eine Möglichkeit ist, daß es für beide eine Quelle von Glückseligkeit werden kann, so ist es pedantische Stümperei, es zu stören." Aber eine gewisse Wehmut klingt doch aus diesen Worten heraus: die Möglichkeit einer Auflösung der Verlobung ist gehegt, und leider sollte Körner in Hubers Charakter sich nicht irren; von der anderen Sorge, hinsichtlich der Anstellung, sollte er allerdings bald befreit werden, da er schon am 19. Oktober nach Weimar melden konnte: „Das Wichtigste für uns ist jetzt Hubers nahe Aussicht zu einer Legationssekretär-Stelle mit 600 Thalern."

Endlich beunruhigt ihn Schillers Thun und Treiben. Bald bemerkt er in dessen Briefen eine gewisse Zurückhaltung und Erregung; bald möchte es ihn fast verdrießen, daß der Professor Reinhold, dessen Bekanntschaft der Dichter in Jena gemacht, ihn für Kant derartig zu interessieren verstanden habe, daß er diesen Philosophen jedenfalls noch lesen und vielleicht studieren werde, während er selbst doch vergebens versucht habe, den Freund „zum Proselyten" zu machen; dann wieder kann er sich noch immer nicht mit dessen stets steigendem Interesse für die Geschichte aussöhnen; er kann sich ihn nur als Dichter denken. Als aber Schiller ihn beruhigt und aufklärt, als er ihm schreibt: „Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben", und weiter, daß die wenigen freien Atemzüge, die er unter der Last der Folianten und staubigen Autoren erhaschen könnte, ihnen, seinen Lieben in Dresden, gehörten, daß alle seine Verbindung in Weimar erst durch Beziehungen auf ihn und die Seinen Wert für ihn gewönnen, daß keine Menschen ihm näher ständen als sie, selbst seine eigene Familie nicht, daß kein Schicksal ihn fremd mit ihnen machen könnte, als er ihm namentlich mitteilt, daß die Heiratsideen, von denen er in seinen Briefen geredet und über die er den Freund um seine Ansicht gebeten, keine ernsten, sondern nur „ein hingeworfener Gedanke" gewesen, da erklärt sich Körner für zufriedengestellt und glaubt den alten, herzlichen Ton des Dichters wieder gefunden zu haben. „Nur manchmal solche Briefe," so schreibt er nach Weimar am 24. Dezember, „und Du wirst keine Klage von mir hören;" bekomme er doch dadurch auch auf lange Zeit wieder Mut, sich über Dinge, die er mit sich herumtrage, rückhaltslos gegen ihn zu öffnen.

Das Interesse Schillers für die Lengefeldsche Familie war kein Geheimnis mehr, und er selbst konnte am wenigsten darüber im unklaren sein; seine eigenen Worte lassen uns darüber auch nicht in Zweifel. Hätte er sich schon damals dem Freunde auch in dieser Beziehung ganz rückhaltslos erschlossen, so wäre beiden, insbesondere aber Körner, manche trübe Stunde in der Folgezeit erspart geblieben. Daß trotzdem, nach erfolgter Aufklärung und Aussprache, die Freundschaft zwischen Schiller und Körner an Herzlichkeit und Teilnahme nichts einbüßte, legt Zeugnis ab für die idealen Prinzipien, auf denen eben dieses Herzensbündnis von Anfang an basiert war.

Die freudige Stimmung, die damals im Körnerschen Hause herrschte, wurde zwar etwas herabgestimmt durch die endlich Mitte März erfolgte Berufung Hubers nach Mainz; aber im allgemeinen kam man leichter darüber hinweg, als man gedacht hatte, wenngleich Dorchens erster Anfall des Schmerzes heftig war, als sie die bevorstehende Abreise ihres Verlobten erfuhr. Aber auch sie wußte sich in eine Trennung zu finden, die im Grunde doch nur als ein Glück angesehen werden und sie nach menschlicher Berechnung dem längst ersehnten Ziele wesentlich näher führen mußte.

Am 20. April 1788 wurde dem Körnerschen Ehepaare ein Mädchen geboren, Emma Sophie. Die Freude war um so größer, da ja das erste Kind kurze Zeit nach der Geburt wieder gestorben war, und da die Mutter die schwere Zeit kräftiger überstand. Das Kind entwickelte sich, obgleich eine Amme angenommen werden mußte, gut und fing nach des Vaters Beobachtung sogar am 1. Juli schon an „einige Aufmerksamkeit zu zeigen“.

Zu seinem Leidwesen mußte Körner in diesem Jahre krankheitshalber ein Bad besuchen, und zwar empfahlen die Aerzte Karlsbad. Dahin brach denn am 5. Juli die Familie mit der Schwägerin auf. Im allgemeinen verkehrte man meist nur mit Dresdner Bekannten, namentlich mit Zschiedrich, der durch seine kleinen harmlosen Scherze schon früher in Dresden oft den Kreis unterhalten hatte. Die folgenschwerste Bekanntschaft war die mit dem außerordentlichen preußischen Gesandten am Dresdner Hofe, dem Grafen Geßler. Der Verkehr mit ihm wurde in Dresden fortgesetzt und gestaltete sich immer mehr zu einem Freundschaftsbunde aus, der erst durch den Tod gelöst wurde.

Die Kur schien allen, insonderheit Dorchen, gut zu bekommen; doch will Körner für seine Person erst die Folgen abwarten; und da außerdem alle sich nach Hause und ihrer gewöhnlichen Lebensart sehnen, so ist man froh, als am 5. August die Rückreise angetreten wird. Leider aber wird Körner noch von einer Gelbsucht heimgesucht, daß er erst Ende September die Arbeit wieder aufnehmen kann. Als er dieses ‚souveräne‘ Mittel, die Gesundheit zu verbessern, anwendete, beglückwünscht ihn Schiller und sucht sein Selbstvertrauen zu heben, indem er ihn zu einer Hauptarbeit auffordert. Daß Körner zu einer solchen fähig war, hatte er genugsam erkannt. In den Kritiken und Rezensionen über den endlich erschienenen Anfang des Abfalls der vereinigten Niederlande und die ersten Briefe über Don Carlos, in den Urteilen über die Götter Griechenlands, den Geisterseher und Egmont fand er viel Richtiges, namentlich klares Durchdenken des Stoffes. So erbaut er von diesen Arbeiten war, so wenig wollten ihm die immer wechselnden Pläne des Freundes über kleinere selbständige Artikel oder gar litterarische Unternehmungen scheinen. Deshalb verhielt er sich auch sehr zurückhaltend, als Körner ihm mitteilte, daß er geneigt wäre, das bisher von Archenholz redigierte Journal

über Litteratur und Völkerkunde zu übernehmen. Körners Ansichten, der sich zum Gesetz machen will, das Publikum zu sich heraufzuziehen, nicht seinen Launen zu fröhnen, scheinen ihm zu ideal. Aus der Ausführung des geplanten Unternehmens wurde, wie Schiller vorausgesehen hatte, nichts.

Die damalige Begeisterung Körners für litterarische Thätigkeit hatte ihren Grund in der geringen Befriedigung, die er mehr denn je über seine amtliche Stellung empfand. Wohl hat sich sein Verhältnis zu dem neuen Präsidenten, den das Kollegium in dem bisherigen Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld, dem Herrn von Burgsdorff, erhalten hatte, zu einem auf gegenseitiger Achtung beruhenden, freundschaftlichen gestaltet. Aber er hatte seine Zeit fast bloß auf Akten verwendet, wie er dem Freunde vertraut, „und was mir bange macht: es giebt Momente, da ich mich wohl bei der Aktenarbeit befinde. Ich habe Berührungspunkte mit dem jetzigen Präsidenten in juristischen Geschäften. — Auch weiß ich wohl, daß ich ihm gefalle, und er beweist es durch ein sehr zuvorkommendes Betragen. Für meine ökonomischen Aussichten ist das recht gut; aber ob mein Geist nicht dabei einschrumpft, wenn ich mir die leichte Aktenarbeit so verzuckere, das ist eine andere Frage." Und dann ist Körner eifrig im Plänemachen, die Ideen drängen sich ihm zu, aber durch die neuen werden die früheren beiseite geschoben. Nur zwei kleine Aufsätze werden fertig: zuerst „Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes," den Schiller in die Thalia aufnahm, weil er die Auseinandersetzung lichtvoll und durchdacht, den Stil edel und angenehm fand; dann die Uebersetzung eines Bruchstückes aus Gibbons Geschichte, den Mahomet. Unaufhörlich strebt Körner danach, seine schriftstellerische Reputation zu gründen. Aber es fehlt ihm bei seinem reichen Wissen an Zähigkeit, bei der Stange zu bleiben, und die Besorgnis, nur Mittelmäßiges zu stande zu bringen, ist übergroß.

Zum Ersatz gewissermaßen tritt er in einer ganz neuen Eigenschaft, nämlich als Dichter, dem Freunde entgegen. „Anbei erhältst Du," so schreibt er im März 1790 dem Freunde, „eine Seltenheit — Jamben. Sie sind das Produkt einer glücklichen Stimmung; es kann viel Zeit vergehen, ehe ich wieder im stande bin, nur eine Seite von dieser Art zu machen. Ich fand mich reich an dichterischem Stoff und voll Eifers, meinem Produkte so viel Schönheit als möglich aufzugeben. Daß ihm der Reim fehlt, ist bloß Unvermögen von mir." Das seiner Gattin zum Geburtstag gewidmete Gedicht giebt Zeugnis von dem reinen, idealen Glück, das im Körnerschen Hause herrscht. Schiller ist überrascht durch die Zusendung; er findet die Epistel sehr glücklich ausgefallen; die in ihr ausgesprochenen Gedanken sind ihm sehr willkommen gewesen; die Versifikation sei fließend, und einzelne Stellen könnten nicht leichter und schöner eingekleidet sein.

In den nächstfolgenden Monaten jedoch nimmt ihn seine amtliche Stellung — er war Appellationsrat geworden — ganz in Anspruch. Im Kollegium

4*

finden Beratschlagungen statt über eine neue Gesetzordnung wegen Erleichterung der Bauern teils durch Verhütung mancher Bedrückungen, teils durch Abkürzungen der Prozesse in Dienstsachen. Er kann sich nicht versagen, viel über die Sache zu



Dr. Chn. Gottfr. Körner, gez. 1790 von Wagner. Original im Körnermuseum.

grübeln, wenngleich er sich nicht verhehlt, daß Vorschläge von einem der jüngsten Glieder im Kollegium nicht viel Eingang finden werden. Vornehmlich aber freut ihn die Beobachtung, daß für manche menschenfreundliche Neuerung trotz ihrer Kühnheit schon die steifesten Geschäftsmänner ein offenes Ohr zu haben scheinen,

sodaß er die Ueberzeugung gewinnt, daß im Politischen weit mehr Verbesserungen ausführbar sind, als man glaubt.

Selbstverständlich verfolgt Körner die Arbeiten und Pläne Schillers mit der eingehendsten Teilnahme. Nicht müde wird er, dem Freunde, dem er auch in Geldangelegenheiten helfend zur Seite steht, Urteile über dessen Beschäftigung mit Homer, Euripides und Virgil rückhaltslos zu übersenden. Immer wieder fordert er ihn zu eigenen poetischen Schöpfungen auf. Bald ruft er ihm mahnend zu, Horaz zu studieren und auf lyrischem Gebiete darzuthun, was er vermöge; bald spornt er ihn an, dem deutschen Publikum zu zeigen, was ein Lustspiel sein könne. Daneben gehen Rezensionen und Besprechungen über Werke Wielands, Bürgers, Ifflands, Hubers und Goethes. Vor allen Dingen aber fallen in jene Zeit die scharfsinnigen Kritiken über Schillers Gedicht „Die Künstler", das er als das Beste seines Geistes bezeichnet, und über den dreißigjährigen Krieg. Nicht für alles, was der Freund auf litterarischem Gebiete schafft, kann er sich erwärmen; nicht einverstanden erklärt er sich namentlich mit seiner allzu großen Vorliebe für die antiken Autoren. Aber auch diese Urteile finden bei Schiller ein geneigtes Ohr und geben zu beherzigenswerten Auseinandersetzungen Anlaß. Hin und wieder fließen auch Ansichten über Musik und Theater ein.

Körner war, wie wir wissen, auf den Vorschlag Schillers, Dresden zu verlassen, aus verschiedenen Gründen nicht eingegangen. Nicht wenig mag zu der absagenden Antwort der Verkehr mit dem Grafen Geßler beigetragen haben, der ihm unter den Dresdner Menschen bald der interessanteste wurde. Außer mancherlei Kenntnissen und Sinn für Kunst aller Art, den er durch einen langen Aufenthalt in Italien gebildet hatte, besaß dieser eine gewisse Energie des Charakters und viel Talent, die Leute schnell und richtig zu beurteilen. Der Umgang mit ihm bereitete Körnern manche frohe Stunde, und bald umschloß beide ein inniges Freundschaftsband. Der Einfluß des Gesandten in Dresden war nicht unbedeutend, und Körner hoffte, durch ihn namentlich für Schiller, gegen dessen damalige Aussichten auf eine Professur in Jena er manche Bedenken äußerte, etwas erreichen zu können. Nach und nach söhnt er sich allerdings mit diesem Plane des Dichters aus; er schickt ihm daher, als die Sache Ende Januar entschieden ist, seinen Glückwunsch zu.

In jene Zeit fällt auch der erste Gedankenaustausch der Freunde über Goethe. Schiller hatte ihn am 9. September 1788 im Lengefeldschen Hause kennen gelernt und damals Körnern geschrieben, er zweifle, ob er dem großen Dichter je sehr nahe rücken werde.

Erst jetzt, nachdem Schiller allmählich Goethes autokratische Natur und Ansichten über Kunst kennen gelernt, nachdem er entdeckt hat, wie dessen Anteil an seiner Berufung ohne höheres menschliches Interesse, bloß rein amtlicher

Natur gewesen sei, sieht er sich, von dieser Wahrnehmung schmerzlich getroffen und erbittert zugleich, wieder veranlaßt, an den Freund zu schreiben: „Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

Körner, überzeugt von der Größe Goethes, verkennt nicht das Drückende, das nach Schillers Schilderung in dessen Charakter liegt. Doch ruft er ihm ermutigend zu: „Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemütigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. — Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vorteil. Es giebt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Ueberlegenheit unter beschränkteren Köpfen." Zugleich fordert er ihn auf, im lyrischen Fache, in dem er seines Erachtens einzig sei, gegen Goethe in die Schranken zu treten; im Dramatischen habe er allerdings einen gefährlichen Nebenbuhler an ihm; im Lyrischen aber überrage er ihn an Schwung und Reichtum der Ideen und an Gefälligkeit der Versifikation. Schiller jedoch weist ein solches Ansinnen entschieden zurück. „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Eine derartige Unterordnung Schillers unter Goethe ist Körner keineswegs geneigt zu unterschreiben. „Du hast Dich," so schreibt er

am 4. März 1789, „meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben; und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache.“ Eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität kommt nach seiner Ansicht Goethen als Künstler zu statten, während Schiller mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert sei und zu wenig an die größtmögliche Wirkung seiner Schöpfungen auf das Publikum denke. Schillers Antwort klingt zuerst resigniert: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten Jahre bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß.“ Der Schluß des Briefes aber atmet doch frohe Zuversicht: „Ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.“ Mit dieser beruhigenden Aussicht ist Körner zufrieden; die Kritik Goethes ist zum vorläufigen Abschluß gelangt; erst nachdem der große Dichter Körners persönliche Bekanntschaft in Dresden gemacht, begegnen wir neuen Urteilen über ihn.

Das Verhältnis zu Goethe läßt Schillern jetzt wieder die Trennung von seinem Dresdner Freunde in ihrer ganzen Bitterkeit empfinden. „Warum müssen wir,“ so schreibt er sehnsuchtsvoll, „getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut.“

Körner tröstet ihn wie immer; auch er möchte, wenn auch nur eine Stunde, mit dem Freunde über dessen Lage und Berufung nach Jena sprechen können; vor allen Dingen aber solle er sich keinen hypochondrischen Gedanken hingeben; habe er doch für seine Jahre schon viel geleistet, und seine Fortschritte seien augenscheinlich.

Am 12. April traf Mozart in Dresden ein. Gar bald wurde er durch Naumann in dem Hause am Kohlenmarkt eingeführt, und fast täglich verkehrte er daselbst während seines kurzen Aufenthalts in der sächsischen Hauptstadt. Besonders interessierte er sich für Dora, der er mit süddeutscher Lebhaftigkeit die naivsten Schmeicheleien sagte. Gewöhnlich kam er kurz vor Tisch zu Körners und setzte sich nach

einigen galanten Redensarten an das Klavier, um zu phantasieren, und so hatte man denn fast täglich, da der große Musiker völlig in sich versunken und fast unempfindlich für die Außenwelt niemals zu bewegen war, zu rechter Zeit zu Tische zu kommen, die angenehmste, ausgesuchteste Tafelmusik. Dora zeichnete damals mit Silberstift auf Pergament das Porträt des 33 Jahre alten Künstlers.

Auch sonst kehrte mancher Auswärtige in dem gastlichen Hause am Kohlenmarkt ein. Unter anderen kam Zacharias Becker aus Gotha, der Kriegsrat Scheffner aus Königsberg und namentlich Bode, der Freund Lessings. Körner konnte den Verkehr mit allen diesen Männern, deren Unterhaltung ihm so manche Anregung gab, um so ungestörter genießen, als seine Gesundheit fast völlig wiederhergestellt war. Täglich ritt er mit Geßler spazieren, wenngleich manche seiner besten Stunden dadurch verloren ging. Anstatt der Badereise wollte er diesmal die Zerbster Verwandten besuchen und dabei Schiller wiedersehen.



Wolfg. Amad. Mozart. Von 1756 bis 1791. Nach der 1789 in Dresden von Dora Stock angefertigten Silberstiftzeichnung. (Besitzer: Dr. Max Abraham.)

Fast zwei Jahre hatte ja die Trennung bereits gedauert. Körnern zieht es so sehr mit allen Lebensfasern nach Schiller, daß er sogar willens ist, falls der Onkel in Zerbst unpaß sein sollte, geradezu eine Reise nach Jena und Weimar zu machen; allerdings drängt es ihn auch, persönlich einmal die Wirkungsstätten seines Freundes, namentlich Weimar, kennen zu lernen: vielleicht, daß ihm trotz seiner einstigen Absage gerade diese Stadt so gefallen möchte, daß er sich entschlossen hätte, dorthin überzusiedeln. Auf der Rückreise von Zerbst trafen Körners in Leipzig ein, und hier erfolgte am 3. August die von beiden Seiten so lang ersehnte Wiedervereinigung der Freunde. Im ersten Rausche des Wiedersehens teilte Schiller, der sich am Morgen desselben Tages in Lauchstädt mit Charlotte v. Lengefeld verlobt hatte, dem Freunde sein Glück mit. Körner war über diese Nachricht doch etwas verwundert, da der Dichter wohl oft von Heiratsplänen ihm geschrieben, nie aber angedeutet hatte, daß sein Herz schon gewählt.

Am 7. August trafen die Schwestern selbst in Leipzig ein, um Körners

kennen zu lernen. Drei Tage später fuhren die Dresdner zusammen mit Schiller nach Jena, wo sie in des letzteren Wohnung freundliche Aufnahme fanden. Zu seiner Freude lernte Körner hier den Hofmedikus Hufeland und namentlich Reinhold kennen. Von Jena wurde dann am 18. August ein Ausflug nach Weimar gemacht, wo ihn namentlich Wieland, Herder und Charlotte v. Kalb interessierten. Auch Goethe, der damals in Amtsgeschäften von Weimar abwesend war, kam auf die Kunde, daß sich Körners daselbst einfinden würden, zurück, vornehmlich um die Töchter seines alten Freundes Stock wieder zu sehen. So begegneten sich denn hier Goethe und Körner zum ersten Male; indes nähere Beziehungen wurden damals noch nicht angeknüpft; der Besuch scheint nur ein sehr kurzer und fast nur den Frauen gewidmeter gewesen zu sein. Noch an demselben Tage wurde die Rückreise nach Jena und unmittelbar daran sich anschließend über Gera, Altenburg, Grimma, Hubertusburg und Borna die Rückkehr in die Heimat angetreten.

Wohl hatten sich die Freunde wieder gesehen; aber bei dem „geräuschvollen und eiligen Zusammensein“ waren tausend Dinge nicht zur Sprache gekommen, die bei einem stillen Umgang mit Leichtigkeit hätten abgethan werden können. Fast wie im Traum waren sie voneinander geschieden. Besonders schmerzlich hatte natürlich Körner dies empfunden, da ja Schiller aus einem anderen Grunde damals in Unruhe gewesen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn sich bei dem ersteren das Gefühl aufdrängt, als ob die Zusammenkunft sie mehr entfernt als genähert hätte. So ist er denn herzlich erfreut, als Schiller ihm schriftlich versichert, wie sehr er sich ihm durch den Besuch, durch welchen des Freundes Bild wieder lebhaft in ihm geworden, zu Dank verpflichtet fühle.

Nun hält der Dichter auch die Zeit für gekommen, ihm alles, namentlich seine bald in Aussicht genommene Heirat zu enthüllen und ihn angelegentlichst um Rat zu fragen; traue er doch nicht gerne seinem Urteile, wo er wisse, daß Leidenschaft ihn leite. Fremde Billigung macht ihn sicher, und diese Billigung erwartet er, wie er gleichzeitig nach Rudolstadt schreibt, von Körner. „Vielleicht wünscht er, daß ich mich jetzt schon um eine zweckmäßige Aussicht bemühen möchte, aber nur, weil er das Ganze unserer Lage nicht durchschauen kann.“ Körner freut sich, wie vorauszusehen gewesen war, darüber, daß ihm die alte Offenheit in des Freundes Brief entgegentritt; er gesteht ihm, daß er immer mehr davon zurückkomme, Herzensangelegenheiten nach Gemeinsprüchen und sog. Klugheitsregeln beurteilen zu wollen. Zugleich rät er ihm, seine Stellung in Jena, die ihm doch wenig oder gar nichts einbringe, aufzugeben und vielleicht ganz von litterarischer Thätigkeit zu leben, ein Jahr zu privatisieren, im übrigen aber, wenn sonst nichts im Wege stehe, je eher je lieber zu genießen, was das Ziel seiner Wünsche sei. Von dem Schreiben, das immerhin den Tadel einschloß, als

könnte er in seiner jetzigen Stellung eine Gattin nicht standesgemäß erhalten, war Schiller, der damals ganz in dem idealen Reiche der Liebe lebte, nicht allzu sehr erbaut. Mit um so größerer Befriedigung konnte er bald darauf nach Dresden schreiben, daß der Herzog von Weimar ihm ein Gehalt von 200 Thalern zugesagt, und daß seiner nahe bevorstehenden Hochzeit, auch von seiten der Mutter, nichts mehr im Wege stehe; daher solle ihm der Freund bald mitteilen, ob seine jetzige Lage ihn freue und befriedige. Körner scheint ihn zu nochmaliger Prüfung ermahnt zu haben; etwas ironisch schreibt Schiller darauf: „Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Mir scheint, es begegnete Dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, Du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin. — Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden.“ Körner sieht sich infolgedessen zu folgender Rechtfertigung veranlaßt: „Meine Klugheit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich sein; aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich sage bloß, daß ich kein kompetenter Richter über den Wert Deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue, weil Du Dich freust, nicht aus eigener Ueberzeugung. Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich nicht



Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland. Von 1761 bis 1821. Nach einer Originalzeichnung von J. Darbes, 1786. Im Körnermuseum.

empfand, und konnte nicht ganz schweigen, ohne kalt zu scheinen. Von Uebersehen kann bei mir gar nicht die Rede sein. Was habe ich von dem, das Dich gefesselt hat, in einem halben Tage sehen sollen, während Du mit Deiner Geliebten allein sprachst? Also sei gerecht gegen mich und verkenne mich nicht!"

Nach dieser offenen Aussprache finden wir in den folgenden Briefen nur noch einen schwachen Nachhall der Mißstimmung. „Mißverständnisse unter uns können nie von Dauer sein. Das aufzugeben, was wir einander sein können, wird sich keiner von beiden so leicht verschließen", schreibt Körner.



Elisa v. d. Recke, Stiefschwester der Herzogin Dorothea von Kurland. Von 1754 bis 1833. Nach einer Originalzeichnung von J. Darbes, 1786. Im Körnermuseum.

Damit ist die Heiratsangelegenheit abgethan; die Freunde haben sich wiedergefunden: kein Mißton trübt in der Folgezeit ihr Verhältnis, zumal da Schiller in Charlotte eine Gattin gefunden hatte, die Glück und Unglück in der aufopferndsten Liebe bis an den Tod mit ihm teilte.

Damals machte Körner auch die Bekanntschaft des Offiziers Ferdinand v. Funck, eines litterarisch gebildeten und thätigen Mannes, an dessen Umgang er bald große Freude fand, den er auch Schillern als einen brauchbaren Mitarbeiter für seine Memoires empfahl.

Noch eine andere, für die Folge hochwichtige Bekanntschaft der Körnerschen Familie fällt in jene Zeit. Ende Mai trafen nämlich in Dresden die Schwestern Elisa von der Recke (geb. 20. Mai 1756 in Kurland) und Dorothea, Herzogin von Kurland (geb. 3. Februar 1761), ein.

Die erstere war im zarten Alter von fünfzehn Jahren mit einem rohen Wüstling verheiratet worden, hatte eine äußerst unglückliche Ehe geführt und sich schließlich nach dem Tode ihrer einzigen Tochter im Jahre 1781 von ihrem Gatten scheiden lassen. Zur Wiederherstellung ihrer zerrütteten Gesundheit hatte sie sich

drei Jahre später nach Karlsbad begeben und dabei zum ersten Male Dresden berührt; ein zweiter Besuch war im Juni 1789 erfolgt. Auf der Rückreise aus dem Bade kehrte sie diesmal in Halberstadt bei ihrer liebsten Jugendfreundin Sophie Becker ein, die an den Regierungsassessor Schwartz verheiratet war. Hier traf sie das Schicksal, diese Freundin bald nach der Entbindung von einem Sohne zu verlieren. Noch tief gebeugt von Schmerz, folgte sie bald darauf einer Einladung der Fürstin Luise von Dessau. Schon fing ihre Herzenswunde an sich zu schließen, als im April 1790 aus Kurland die betrübende Kunde eintraf, daß der dreijährige kurische Erbprinz gestorben sei. Ihre Stiefschwester Anna Charlotte Dorothea hatte 1779 Peter Biron, den letzten Herzog von Kurland, geheiratet. Bei den zerrütteten Verhältnissen des Herzogtums war die Geburt eines Sohnes von dem herzoglichen Paare und dem gesamten Lande mit Jubel begrüßt worden. Kein Wunder, wenn nunmehr der Schmerz Dorotheas ein so heftiger war, daß er sie aufs Krankenlager warf, und die Aerzte ernstliche Besorgnisse für sie hegten. Sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, wurden Anstalten zu einer Reise nach Karlsbad getroffen; zugleich wurde mit der Schwester eine Zusammenkunft in Dresden verabredet.

Elisa traf bereits in der ersten Hälfte des Mai hier ein, und damals wurde sie durch Vermittelung des Grafen Geßler, den sie schon am 17. Juni 1789 bei Naumann kennen und dann durch einen fünfwöchigen Verkehr in Karlsbad mehr und mehr schätzen gelernt hatte, auch mit Körners bekannt.

Am 22. Mai kam dann die Herzogin in Dresden an, und auch sie fand bald in dem für die Wissenschaften und Künste so gastlichen Körnerschen Hause Eingang, wo sich alle beeiferten, die trauernde Fürstin aufzurichten und auf eine schonende Weise zu erheitern. Musikalische Unterhaltungen, wo die Themata im Einklang mit der elegischen Grundstimmung der beiden kurischen Schwestern standen, wurden veranstaltet und Wanderungen in die reizende Umgegend von Dresden unternommen. Besonders freundschaftlich schlossen sich die Frauen aneinander an. Nach einer Rast von einigen Tagen trat die Herzogin Dorothea am 1. Juni die Weiterreise an, nachdem sie, gewissermaßen zum Danke für die freundliche Aufnahme, dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, daß Dora, der ja der frühere Aufenthalt in Karlsbad so gut bekommen war, sie jetzt dorthin begleiten möchte.

Zunächst reiste die Herzogin selbst ab; einige Tage später, nachdem eine passende Wohnung besorgt worden, folgten Elisa und Dora. Bis zum 6. Juli blieben sie daselbst, täglich immer intimer miteinander verkehrend; ein enges Freundschaftsband umschloß namentlich die Herzogin und Dora. Aber auch Körner fühlte sich von dem Wesen der ersteren so eingenommen, daß er, um sie genauer und ungestörter kennen zu lernen, beschloß, nach Freiberg zu fahren und dort die Zurückkehrenden einzuholen. Der erste Eindruck, den er von der Fürstin

gewonnen hatte, wurde hier und in der Folgezeit voll bestätigt. Er fand sie ungezwungen, liebenswürdig, lebhaft und interessant. „Nichts an ihr ist abgezirkelt und studiert. In ihrem ganzen Betragen herrscht angeborne Grazie; nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Resignation. Ihr Aeußeres ist sehr einnehmend, und sie kleidet sich mit Geschmack." Auch Elisa gewann bei genauerer Bekanntschaft sehr bei ihm. „Sie hat viel Feinheit der Seele, Talent zu höherer Freundschaft und eine seltene Zartheit der Empfindung. Unter uns war sie äußerst natürlich, und wir freuten uns über die schöne Weiblichkeit, die wir gerade nicht in ihr gesucht hätten." Ueber acht Tage hielt sich die Herzogin noch in Dresden auf, fast unzertrennlich sich an das Körnersche Haus anschließend.

Auch der alte Jugendfreund, der Leipziger Handelsherr Johann Friedrich Kunze mit seinen Kindern, Wilhelm und Julie, sprach damals bei Körner vor. Wichtiger aber war der Besuch Goethes, der durch Geßler zu ihm nach Loschwitz geführt wurde. Körner, der eine halbe Stunde lang ein interessantes Gespräch über Kunst mit ihm hatte, schreibt dem Freunde über diese Begegnung nur kurz: „Er taute auf und war zuletzt sehr mitteilend. Aber seine Art, sich anzukündigen, hat immer etwas Kaltes und Zurückscheuchendes. — Auf dem Rückwege denkt er hier wieder durchzukommen und länger zu bleiben." Körners Urteil ist noch zurückhaltend und geteilt. Einige Tage später machte er auch die Bekanntschaft des dänischen Dichters Jens Baggesen, der damals von Weimar über Leipzig nach Dresden kam und sich eine Woche daselbst aufhielt. Unter Baggesens Stammbuchblättern aus den Jahren 1787—1797 (hg. von Theodor v. Baggesen) befindet sich eins folgenden Inhalts:

„Man ist verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter als kein Schwärmer ist.
Dresden, den 16. Aug. 1790. Dr. Christian Gottfried Körner."

Am 1. September schreibt Schiller: „Viel Glück zum Appellationsrat! Ich kann mir denken, wie der gelungene Wunsch Dich erfreut. Deine jetzige Existenz ist nun völlig gedeckt, und Du weißt doch nunmehr, warum Du Deine Fesseln trägst." Den Freund in Jena freut die Berufung um so mehr, als er der festen Ueberzeugung lebt, daß Körner seinen Rechtshandel nur durch seinen persönlichen Wert gewonnen, daß ihm seine Liebhaberei für Kunst und damit Verwandtes, wie er leider gefürchtet, bei seiner Bewerbung nicht geschadet habe. Zugleich spricht er die Hoffnung aus, daß ihm die neuen Dienstgeschäfte, wenn auch mehr gehäuft, doch weit weniger drückend sein werden als die alten, und daß er in der Folgezeit auch seiner Kunstbegeisterung und seinem Geschmack werde Rechnung tragen können.

Körner meldet alsbald dem Freunde seine Einführung im Appellationsgericht: die vorläufig allerdings etwas reichliche Arbeit behage ihm, obwohl ihn dies hindere, einer freundlichen Einladung der Herzogin von Kurland nach Sagan Folge zu



geben; wohl aber sei Dorchen auf acht Tage dorthin gereist. Letzterer gefiel es übrigens so gut bei der fürstlichen Freundin, daß sie ihren Besuch um weitere acht Tage verlängerte. Was Körners freudige Stimmung damals noch erhöhte, war das wirklich erfolgte neue Eintreffen Goethes in Dresden. Acht Tage blieb er da, und viel verkehrten beide miteinander. Es gelang ihm, dem großen Dichter näher zu kommen und vielfache Berührungspunkte, namentlich in der



Johann Wolfgang v. Goethe. Von 1749 bis 1832. Nach einer Originalzeichnung aus dem Jahre 1785 von J. Darbes.

Kantschen Philosophie, zu finden. Aber auch des neuen Freundes Ansichten über Stil und Klassizität in der Kunst waren ihm interessant; er fand in seinen Gesichtspunkten zwar viel Abweichendes, aber ebensoviel Fruchtbares und Anregendes; besonders fühlte er sich ihm zum Dank verpflichtet für manchen Wink im Genuß der bildenden Kunst. Goethe trug ihm auch einige damals gedichtete Elegieen vor und sandte bald darauf noch einige aus Weimar. Von dort aus

dankte er Körnern auch brieflich am 21. Oktober für die ihm erwiesene Freundschaft und Güte, versicherte, daß ihm derselbe und seine Gattin mehr gegeben, als er hätte wünschen dürfen, und schloß mit der Bitte, die kleine Emma in seinem Namen zu küssen. Auch in Jena, wo er am letzten Oktober bei Schiller vorsprach, konnte er nicht genug von dem angenehmen Aufenthalt in Dresden und der neuen persönlichen Bekanntschaft mit Körner, der in seinen Kunstansichten vor allem auf Objektivität drang, rühmen. Infolge dieser Annäherung scheint sich auch Schiller mehr zu dem vom Glück so sehr begünstigten Rivalen hingezogen gefühlt zu haben.

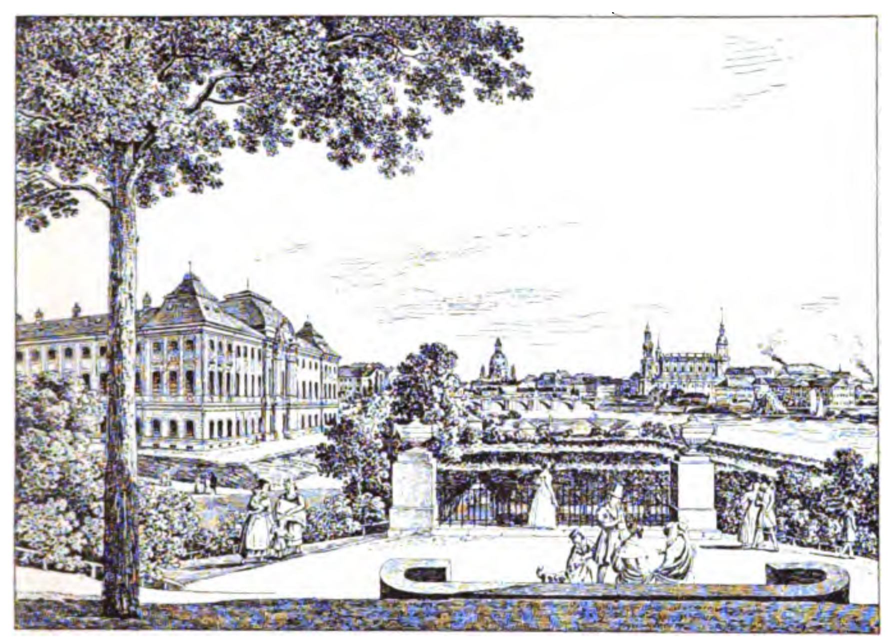
Inzwischen hatte Körner an seiner neuen Stellung immer mehr Gefallen und Befriedigung gefunden, zumal da er anfing „im Kollegium etwas zu gelten". Seine juristischen Arbeiten gelangen ihm je länger desto mehr; es entspann sich „eine Liebschaft" zwischen ihm und der Jurisprudenz, selbst was den historischen Teil betraf; er fand den Stoff interessant und bei weitem nicht so abschreckend, als der gewöhnliche Glaube war; zugleich fühlte er Lust und Beruf in sich, auf die Verbesserung der allerdings pedantischen Form hinzuarbeiten. Schon Anfang Dezember waren ihm die neuen Geschäfte so leicht, daß er Zeit genug hatte, wieder litterarisch thätig zu sein.

Hatte sich Körner mit seiner amtlichen Stellung in jeder Beziehung und auch mit den Dresdner Verhältnissen im allgemeinen ausgesöhnt, fand er auch im Kreise der Seinen das ungetrübteste Glück, immer wieder ergriff ihn von neuem die Sehnsucht nach dem Freunde und nach einem Wiedersehen mit demselben. So hatte er denn schon im Dezember 1790 Schiller, der sich nach seiner Ansicht gar zu sehr anstrengte, zu einem Besuch für die Osterferien eingeladen: Dresden würde gewiß seinem „Weibchen" gefallen.

Aber schon im Anfange 1791 zeigen sich bei Schiller schlimme Krankheitserscheinungen, und die Anfälle wiederholen sich und so heftig, daß er sich entschließen mußte, die Vorlesungen im Winter- und Sommersemester auszusetzen. Körner hatte mit Bangen auf Nachrichten gewartet und jubelt der Wiedergenesung zu: es war ihm, als ob der Freund ihm von neuem geschenkt wäre. Aber schon im Mai tritt wieder ein so heftiger Anfall auf, daß man das Schlimmste befürchtete; mehr als einmal hatte der Dichter dem Tode ins Auge geschaut. Deshalb lehnte er die Einladung im Körnerschen Hause sich zu erholen mit der Begründung ab, daß er es dem Verlangen seiner Eltern, die vielleicht eine spätere Zusammenkunft nicht erleben würden, schuldig wäre, die Reise nach Schwaben zu machen. Aber er hatte noch die Beschränkung hinzugefügt: „Könnte ich irgend die Unkosten der Reise bestreiten." Das läßt Körner durchaus nicht gelten, der Geldpunkt käme gar nicht in Betracht, er sei doch da und werde Rat schaffen. „Also," fährt er fort, „die Unkosten dürfen Dich nicht abhalten, zu

uns zu kommen, auch wenn Du schon eine Reise zu Deinen Eltern gemacht hättest. Der einzige Fall, wo ich nachzustehen bereit bin, ist, wenn Dir jetzt ein Bad nötig sein sollte. Auch hierüber muß bloß der Arzt, nicht der Finanzminister entscheiden." Der Arzt aber schickte den Kranken nach Karlsbad, wo er sich glücklicherweise etwas wieder erholte. Und so mußte Körner, wie schwer es ihm auch wurde, darauf verzichten, den Freund zu sehen.

Wenige Wochen vor Schiller war Dora mit der Herzogin von Kurland in Karlsbad gewesen; ihr waren die freudigen Tage, die sie dort verlebte, um so eher zu gönnen gewesen, als Huber, dem sie noch immer in treuer Liebe ergeben war, an Zärtlichkeit und Stetigkeit je länger je mehr gar manches zu wünschen übrig gelassen hatte und seine Briefe immer frostiger geworden waren. Ueber drei Jahre hatten sich die Verlobten nicht wieder gesehen. Dem Bräutigam, der bei seinem leicht bestimmbaren, momentanen Einflüssen außerordentlich zugänglichen Naturell in Mainz leidenschaftlich für die jugendliche Gattin Georg Forsters entbrannt war, konnte an einer Begegnung mit Dorchen nichts gelegen sein. Wohl verfolgten Körner und Schiller des Freundes litterarische Bestrebungen und Erzeugnisse, wenn auch verschieden und in ihren Ansichten voneinander abweichend, mit Interesse; wohl wurden Briefe gewechselt. Als aber die Brautschaft schier endlos werden zu wollen schien, hatte Schiller, freilich mit einem Anflug von Scherz, am 15. April 1790 an Körner geschrieben: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern. Da Kunze jetzt Witwer ist, so sollte das Attachement, das er sonst immer an Dorchen hatte, wieder aufwachen, und er sollte sie heiraten. Ist Dir dieses nie eingefallen? Diese beiden Leute hat der Himmel füreinander bestimmt: Dorchen macht ihn gewiß glücklich, und sie kennt ihn so gut, daß er sie nie unglücklich machen kann." Wenn auch den Freund diese Ideen überraschen, wenn er es auch damals noch für das Beste hält, daß Dora und Huber zusammenkommen, und erklärt: „Wenigstens könnte ich nichts thun, um es zu hindern:" die Möglichkeit einer Auflösung des Verlöbnisses ist von der einen Seite, wie schon früher (1787) von Körner, ins Auge gefaßt, von der andern Seite zwar jetzt zurückgewiesen, aber doch in einem Tone, der von bangen Besorgnissen nicht ganz frei ist. Nur zu bald sollte es Körner, der vielleicht nur dem Freunde gegenüber seine beunruhigenden Gedanken in dieser Beziehung nicht mitteilen mochte, klar werden, welch böses Spiel Huber mit seiner Schwägerin getrieben. Freilich wird man zur Entschuldigung des letzteren auch bedenken müssen, daß er immer mehr zu der Ueberzeugung kam, wie wenig er eigentlich mit seiner aller Energie entbehrenden Natur zu einem so energischen, neckischen und sarkastischen Wesen paßte, wie es Dora war.



Ansicht von Dresden vom Japanischen Palaisgarten aus.

III.

Theodor Körner bei den Seinen in Dresden.

(Theodors Kindheit und Knabenzeit.)

Als Schiller im April des Jahres 1788 aus Dresden die Nachricht empfing, daß dem geliebten Freunde ein Töchterchen geboren worden, hatte er dem Glückwunsche zu dem frohen Ereignisse die Worte hinzugefügt: „Der Junge wird zu seiner Zeit auch nicht ausbleiben."

Am 23. September 1791, Freitag abends dreiviertel auf elf, wurde Minna von einem Knaben entbunden. Der überglückliche Vater gab seiner Freude darüber poetisch und musikalisch durch einen von ihm besonders komponierten Hymnus Ausdruck. Schiller sandte alsbald seine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerschen Hauses und rief ihm seinen besten Segen zu. „Ich freue mich Eurer Freude und bin in diesem Augenblicke unter Euch, sie mit Euch zu teilen." Auch die damals in Berlin weilende Herzogin von Kurland schrieb an Körner: „Unmöglich kann ich Ihnen meine Freude schildern, in die mich die Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer teuren Gattin versetzt hatte. Gottlob, daß diese von uns so geliebte Freundin

Jena den 3. Obr. 91.

Meine herzlichsten Glückwünsche zu
dem endlich angelangten Stamm-
halter des Körnerischen Geschlechts,
dem ich ~~[illegible]~~ meinen besten Segen
zurufe. Ich freue mich von Herzen
und bin in diesem Augenblick mehr
auf, sie mit euch zu theilen. Warum
kann ich überhaupt nicht einige Wochen
mit euch verleben? Aber meine noch
immer so ungewisse Gesundheit machte
mir die Ruhe und Ordnung so höchst
nöthig, die ich diesen ganzen Sommer
habe entbehren müssen. Auch meine
gute Lotte bedarf ihrer, und das
Leiden dieses Jahrs hat ihren schwachen
Körper sehr angegriffen und jetzt ist
es dringend nöthig, daß sie sich
abwarte. Dieß war auch Ursache

Aus Schillers Gratulationsbrief zu Theod. Körners Geburt. Original im Körnermuseum.

uns aufs neue geschenkt ist — ich weine für Freude und für Angst, wenn ich an die Gefahr denke. Sie verdienen, guter, rechtschaffner Mann, ganz glücklich zu sein. Gott wird Ihnen Mutter und Kind erhalten. Umarmen Sie mein bestes Minchen recht herzlich — recht freundschaftlich — auch den kleinen Ankömmling drücke ich in Gedanken an mein Herz." Die Herzogin blieb diesem sein ganzes Leben hindurch eine treue mütterliche Freundin. Der Knabe erhielt die Namen Karl Theodor, den ersteren, der zunächst sein Rufname blieb, nach dem treuen Freunde Karl v. Geßler, der damals von seinem Gesandtschaftsposten zurücktrat, um sich von nun an nur noch seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen und der Bewirtschaftung seiner Güter in Schlesien zu widmen, den zweiten nach der Herzogin von Kurland.

Die weiteren Nachrichten über Mutter und Kind aus dem Jahre 1791 lauten durchgehends günstig. „Bei uns," so schreibt Körner am 13. Oktober nach Jena, „geht alles nach Wunsch; Minna hat sich nach keiner Niederkunft so wohl befunden, und der Junge nimmt sichtlich zu," und einige Wochen später berichtet er ebendahin: „Bei mir ist alles wohl. — Gesund sind wir alle. Minna ist ausgegangen, und das Kind nimmt sichtlich zu." Mit inniger Vaterfreude verfolgt Körner zunächst die körperliche Entwickelung seines Sohnes, gerade so, wie er es einige Jahre vorher bei Emma gethan hatte; auch über sie hatte er im ersten Jahre ihrer Geburt wiederholt geschrieben, wie wohl sie sich befinde und wie sehr sie zunehme.

Trotz der Befürchtung Schillers, der kleine Ankömmling würde den Oxenstierna, mit dessen Biographie sich Körner befaßt hatte, nicht sehr fördern, vollendete der Vater gerade damals diese historische Arbeit.

Schiller übersandte gewissermaßen als Ersatz für seinen Besuch, um den Körner gebeten hatte, seine Virgilübersetzung. Die Ottaverime fanden so sehr den Beifall des Dresdner Freundes, daß er Vorschläge für ein größeres Gedicht in demselben Versmaße machte. Eine weitere Erörterung über diesen Gegenstand wird abgebrochen infolge des ganz unerwarteten, hochherzigen Anerbietens, welches damals dem großen Dichter aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen v. Schimmelmann gemacht worden war. Um ihn wenigstens drei Jahre lang von äußeren Sorgen frei zu machen, wurde ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern gegeben. Körner nimmt natürlich herzlich teil an Schillers Glück und hat nur daneben die schmerzliche Empfindung, daß eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich sei. Sein alter Wunsch, noch einmal ganz unabhängig mit Schiller zu wirken, er als Philosoph neben dem Künstler, taucht hier wieder auf. Leider stellen sich dem fürs erste noch unübersteigliche Hindernisse entgegen. Immer größer aber wird die geistige Annäherung dadurch, daß Schiller, begeistert von Kants im Jahre 1790 erschienenen „Kritik

der Urteilskraft“, in welcher der große Philosoph gerade damals zum Glück für den Dichter in der Entwickelung seines Systems auf die Aesthetik gekommen war und diese neu begründet hatte, alsbald sich immer mehr in Kants neuestes Werk das ihn durch seinen lichtvollen, geistreichen Inhalt hinriß, hineinzuarbeiten begonnen hatte und nunmehr nach Dresden berichtete, daß er mit großem Eifer Kant läse und viel darum gäbe, wenn er jeden Abend darüber mit dem Freunde verplaudern könnte.

Nach einem erneuten Krankheitsanfalle sagt Schiller seinen Besuch in Dresden zu: sobald die Luft milder wehe, und die Vorboten des Frühlings da seien, komme er auf einen Monat mit seiner Frau, vorausgesetzt, daß er in Dresden bei ihnen logieren könne, da er bei rauher Luft nicht aus dem Hause dürfe, am wenigsten des Abends, und also, falls sie sich anderswo einmieten müßten, zu oft in Gefahr wäre, zu Hause zu sitzen und ihres Umganges zu entbehren. Selbstverständlich geht Körner auf alle seine Wünsche ein und bietet ihm Wohnung bei sich an.

Zugleich bittet der Dichter den Freund, er möchte sich doch erkundigen, wieviel er noch bei Beit zu bezahlen habe. Bei diesem Leipziger Juden hatte Schiller nämlich vor Jahren schon eine Schuld kontrahiert, die er nunmehr endlich infolge des Kopenhagener Geschenkes abzahlen wollte. Aber was antwortet Körner? „Beit's Wechsel sind schon lange in meinen Händen.“ Schon in der Michaelismesse 1786 hatte er durch Bezahlung von 700 Thalern jene Schuld des Freundes getilgt, da Beit bei der letzten Prolongation zu große Forderungen gemacht hatte. Körners Freundesdienst muß um so höher angeschlagen werden, als er damals in schonender Rücksicht dem Dichter kein Wort davon gesagt, ja die ausgelegte Summe sogar nicht notiert hatte. Daher konnte er jetzt nicht einmal schreiben, wieviel er einst bezahlt hatte. „Uebrigens,“ so schloß er, wieder echt freundschaftlich, „fragt sich's bloß, ob Du nicht dringendere Posten abzustoßen hast als diesen Rest. Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt.“

Unendlich groß ist die Vorfreude Schillers auf das Wiedersehen. „Ich denke, es soll eine herrliche Periode für uns werden. Wir haben uns so tausend Dinge mitzuteilen, deren wir uns jetzt selbst nicht bewußt sind. Unsere Vorstellungsart mag sich zwar in manchen Stücken verändert haben; darauf rechne ich; aber im ganzen, denke ich, sind wir nicht auseinandergekommen. Bei Dir erkenne ich noch immer das alte Bedürfnis, den alten Kampf mit Dir selbst, und bei mir haben Lektüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber die Art ihn zu formen nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben.“

Endlich waren die bangen Stunden des Harrens und Sehnens vorüber. Mitte April trafen Schiller und seine Gattin, begleitet von dem ihnen aufs treueste ergebenen Fischenich und dem jungen Dänen Hornemann, zwei eifrigen

Kantianern, in Dresden ein. Charlotte gefiel den Dresdnern von Tag zu Tage mehr, und auch sie umschlang bald ein Band innigster Freundschaft mit dem Körnerschen Hause. Im Mittelpunkt der Unterhaltungen der Freunde stand natürlich die Philosophie, insonderheit Kant. Das Resultat war die Verabredung ästhetischer Briefe. Aber noch manches andere wurde besprochen, zunächst die Begründung einer neuen Zeitschrift, der Horen, für die Körner fleißig Beiträge zu liefern versprach. Alljährlich — so wurde weiter abgemacht — wollten sie sich wenigstens auf der Messe zu Leipzig wiedersehen; nicht gar zu sehr wollten sie sich geistig anstrengen, da sie auch auf ihr körperliches Wohlbefinden Rücksicht zu nehmen hätten. Endlich wußte Schiller den Freund zu einer Uebersetzung Shaftsburys oder vielmehr Humes zu bestimmen. Schöne Pläne und Absichten! Nur wenige davon sollten sich leider verwirklichen. Zunächst wurde nichts aus der beabsichtigten Hume-Uebersetzung; weiter fand Körner in der Folgezeit keinen Gefallen am Kartenspiel, worauf ihn Schiller als eine besondere Erholung hingewiesen hatte: Musik und Lektüre thäten ihm, wie er bald darauf nach Jena schrieb, mehr Dienste, weil sie ihn länger und angenehmer zerstreuten. Auch die in Aussicht genommenen Zusammenkünfte unterblieben; stets stellten sich ihren lebhaften Wünschen in dieser Beziehung Hindernisse entgegen; nur selten sollte ihnen die Freude des Wiedersehens vergönnt sein.

Als Schiller wieder fort ist, kommt Körnern das Beisammensein wie ein Traum vor; aber doch fühlt er sich gestärkt wie durch eine Art von geistiger Badekur, wie durch einen Pyrmonter, nachdem er sich durch schofle Nahrung den Magen verdorben hatte. Neu angeregt durch den Freund, nimmt er, so oft ihm seine Aktenarbeit nicht zusagt und ihm die Zeit gestattet, seine Zuflucht zu litterarischer Thätigkeit. Stoff für einen Aufsatz wird ihm zugeführt durch die Zeitgeschichte. Anlaß genug zum Nachdenken giebt ihm wie allen wahren Patrioten die französische Revolution und die Politik der deutschen Kabinette, die, zu schwach, dem äußeren Feinde zu widerstehen, die Ausschreitungen in Frankreich an ihren eigenen Unterthanen zu rächen und durch teilweise ganz illiberale Maßnahmen die Freiheit des einzelnen zu unterdrücken suchten. Schon am 24. Februar hatte Körner an Schiller geschrieben: „Unserer Preßfreiheit droht ein harter Stoß. Im Grunde verliert aber die gute Sache nichts dabei, und die Regierungen machen sich bloß lächerlich.“ Indes die der Schriftstellerei drohende Gefahr bekümmert ihn doch tief; denn wenn er auch überzeugt ist, daß die litterarische Freiheit gewisse Schranken haben muß, so glaubt er doch, daß diese nicht durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredelung des Geschmackes bewirkt werden müssen. Die Sache beschäftigt auch die sächsischen Kollegien, und bei dem Interesse, das gerade er für „die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen“ hegt, veranlaßt ihn sein Präsident, für ihn eine Denkschrift „Ueber die

Wahl von Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit" zu verfassen. Die Abhandlung ging bis zu dem Kurfürsten. Sie gewährt einen Einblick in Körners liberale Gesinnung, wägt alle Vorteile und Nachteile genau ab und erörtert auch die Mittel, wie man den Wirkungen anstößiger Schriften entgegenwirken könne, ohne diese zu verbieten. Die Ausführung weiterer litterarischer Pläne unterblieb, weil die Aktenarbeit sich wieder häufte und weil manchmal auch lieber oder unlieber Besuch die Stunden nach dem Tagewerke ausfüllte. Damals knüpfte sich die Bekanntschaft mit dem Berliner Verlagsbuchhändler Parthey enger, die brieflich weiter gepflegt wurde und später der Familie unseres Freundes Segen bringen sollte.

In den Briefen an Schiller regt Körner damals wieder die Frage an, ob er Dresden mit einer anderen Stadt vertauschen solle. Er hatte nämlich, anstatt zwölftausend Thaler, wie er gehofft, nur dreitausend aus der Erbschaft des Onkels in Zerbst bekommen. Dresden zu verlassen rät der Freund ihm nicht; seien ja doch dort die Aussichten für seine Umstände solid und selbst für seine Neigungen nicht zu verwerfen; es koste ihm ein Jahr oder zwei, die Freundschaft der Minister zu kultivieren; eine Verbesserung sei ihm dann gewiß; dabei gewinne er an Fertigkeit für Geschäfte und an äußerlichem Ansehen, sodaß er, wenn es ihm einfalle, andere Dienste zu suchen, alsdann desto mehr für sich anzuführen habe. Was zweitens die Schriftstellerei anbetreffe, so erklärt er ihm von vornherein, daß 500 Thaler schwer für ihn durch litterarische Arbeiten zu erwerben seien, für ihn, der doch Amtsgeschäfte habe und von seinen Erholungsstunden nichts verlieren dürfe; bei schriftstellerischen Arbeiten aber erhole man sich nicht, und bei Lieblingsarbeiten verdiene man wenig. Zugleich spricht er ihm Mut zu und rät ihm, leichter wegzuarbeiten, er hätte schon das Zeug dazu, wenn er nur das fortwährende Kritisieren ließe. Aber wieder erklingt das alte Lied; wieder kommt Körner trotz aller guten Vorsätze mit seinen litterarischen oder geschichtlichen Arbeiten vor lauter Bedenklichkeiten nicht zu Ende.

Während noch darüber Erörterungen zwischen unsern beiden Freunden gepflogen wurden, waren die Ausschreitungen des französischen Pöbels in Paris immer ärger geworden. Voll Abscheu und Besorgnis zugleich blickte man auf die „Hauptstadt der Welt". Wie Körner über die Revolution dachte und nach seinen liberalen Grundsätzen denken mußte, wissen wir. Gern hätte er seinen Ansichten schriftlichen Ausdruck verliehen; aber solange das Schicksal des Königs noch nicht entschieden war, hielt es für das beste, zu schweigen, da die Stimme der Vernunft in dem Moment der Krise, wo alles zwischen zwei Extremen der Leidenschaft, zwischen Furcht und Uebermut schwanke, doch nicht gehört werde. „Ist die Krise geendigt," so schrieb er Ende Dezember nach Jena, „so ist es Zeit zu einer freimütigen, aber ruhigen Untersuchung. Diese kann sodann einen neuen Vorrat von bestimmten und fruchtbaren Ideen in Umlauf bringen, der bei

einer künftigen Krise seine wohlthätigen Wirkungen äußern würde. Für diesen Zeitpunkt spare ich mancherlei auf, das ich jetzt mir über gewisse Gegenstände ausgedacht habe."

Auch Schiller, der bereits eine Verteidigung des unglücklichen Königs abzufassen angefangen hatte, um den Regierungen ernstliche Wahrheiten zu sagen, gab seinen Plan wieder auf, nachdem am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. enthauptet worden war; denn „diese elenden Schinderskneckte" ekelten ihn an.

Eine etwas eigenartige Rolle spielte politisch damals Huber. Nachdem Mainz im Oktober 1792 von den Franzosen eingenommen worden war, flüchtete er auf Befehl seines Hofes nach Frankfurt, war jedoch so unvorsichtig, bald darauf nach Mainz zurückzukehren, was ihm höheren Ortes übel vermerkt wurde. Infolge der Verbindung mit ihm wurde Körner seiner Regierung verdächtig und erhielt bedeutende Warnungen darüber. Zum Glück stellte sich der gegen ihn geäußerte Verdacht allmählich als eine bloße Privatmeinnng heraus.

Schon vorher war der befürchtete Bruch Hubers mit Dora eingetreten. Bereits im August 1792 hatte Körner mit endlicher Erlaubnis seiner Schwägerin einen „Erklärungsbrief" an den einstigen Freund geschrieben, in dem er alle Vorwürfe vermied und bloß den Ton in einer Reihe von seinen Briefen an Dora als Veranlassung gebrauchte. Daraufhin forderte er ihn mit möglichster Schonung auf, das, was er gewesen und was er sei, streng und unbefangen zu vergleichen und, wenn er einen Unterschied finden sollte, ein Verhältnis abzubrechen, das seinen und Doras Lebensgenuß vergiften müsse, sobald es ihn nicht mehr würzen könne; es bedürfe keines Geständnisses; er werde verstanden, wenn er auf diesen Brief gar nicht antworte und seinen Briefwechsel mit Dora abbreche.

Huber erklärte darauf brieflich, daß er sich allerdings verändert fühle, bisher aber geschwiegen hätte, solange er die Folgen der Wahrheit nicht hätte absehen können; aber verlangte Wahrheit könne er nicht vorenthalten. Zugleich aber verschob er weitere Auseinandersetzungen auf eine persönliche Zusammenkunft. Mit dieser Erklärung war der Bruch besiegelt. Körner antwortete ihm sehr kalt und machte ihn nur darauf aufmerksam, daß er die Folgen seines Stillschweigens noch weniger hätte voraussehen können und daß es wirklich nicht fein von ihm gewesen wäre, mehrere Jahre von Dorchens Leben seiner Weichlichkeit aufzuopfern. Dora fand sich mit ruhiger Würde in ihr Schicksal. Im ersten Momente fühlte sie es tief; aber bald war sie ziemlich beruhigt darüber; sie wurde immer mehr überzeugt, wie wenig sie verloren hatte.

Für Schiller, der Hubers Untreue schon lange durchschaut hatte, kam die Nachricht von dem nunmehr erfolgten Bruche nicht gerade überraschend; er selbst hatte seine Entrüstung darüber schon im März 1792 Huber indirekt dadurch fühlen lassen, daß er zwar dessen Beiträge für die „Neue Thalia" angenommen, ihm

aber nicht mehr brieflich geantwortet hatte. An den Dresdner Freund schrieb er übrigens jetzt: „Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren; denn auf denjenigen Wert, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein raisonnierender Weichling und ein gutmütiger Egoist."

Dora war wie aus einem schweren Traum erwacht. Sie blieb unvermählt. Trost für die Untreue und Ersatz für den Verlust fand sie in der Kunst; ihr Glück fand sie, nachdem ihre künstlerischen Arbeiten und die herzliche Anhänglichkeit ihrer Schwester und ihres Schwagers ihre Wunde geheilt hatten, im Körnerschen Hause, wo sich ihr eine schöne und lohnende Aufgabe in der Unterstützung ihrer leider oft kränkelnden Schwester und in der Erziehung der Kinder bot, wo sie, von Sorgen unbehelligt, ganz ihrem Talente und der Kunst leben konnte.

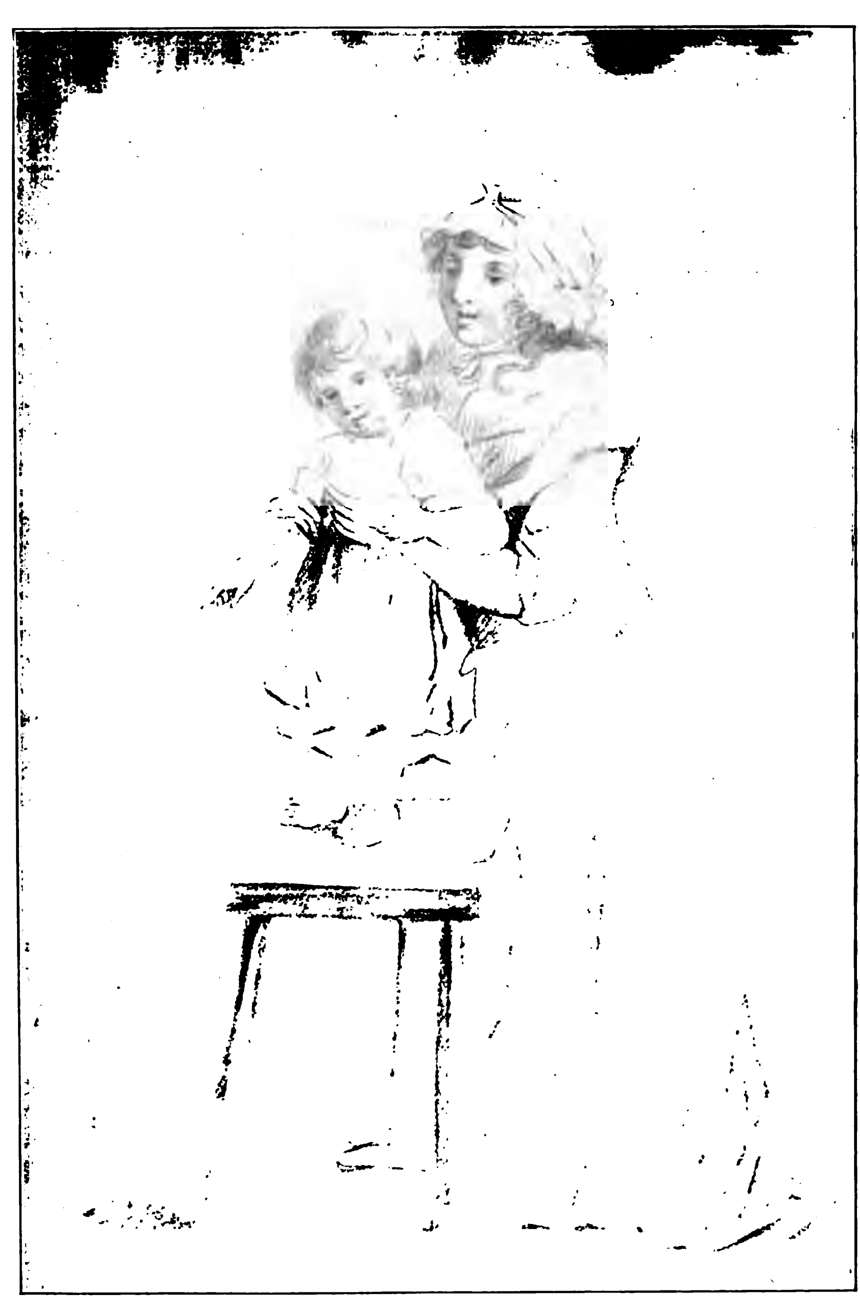
Nach und nach wich die gereizte Stimmung, in die Körner durch Hubers Handlungsweise versetzt worden war, und als er im Januar 1805 die Nachricht von des einstigen Freundes frühzeitigem Tode empfing, konnte er, tief getroffen von der furchtbaren Schicksalsfügung, mit gutem Gewissen an Schiller schreiben: „Gegen Huber habe ich keinen Groll; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß ich gegen ihn hätte anders handeln sollen. Ich bin mir nicht der kleinsten Feindseligkeit bewußt, aber er lebte ganz außer meiner Welt. Auf seinen letzten Brief, der mich reizte, mag ich vielleicht etwas hart geantwortet haben. Unser ehemaliges Verhältnis war nicht wieder anzuknüpfen. — Er hatte so manche Ansprüche auf eine schönere Existenz, und nach dem, was er uns ehemals gewesen war, hat es mir immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen ihn zu sein. Sein Tod ist wahrscheinlich eine Folge der ungeheuren Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er wenigstens ehemals nicht mit Leichtigkeit arbeitete."

In dem anregenden Briefwechsel hatte Körner gegen Schillers zu starke Beschäftigung mit der Philosophie anzukämpfen. Er wollte in ihm immer wieder den Dichter anspornen und versuchte noch einmal, mahnend ihn darauf hinzuweisen, sich die Zeit nicht mit Grübeln zu verderben, da für ihn, den praktischen Künstler, Spekulation über Gegenstände der Aesthetik, die ja an sich interessant sei, nicht tauge oder wenigstens nicht fruchtbar genug sei. Der große Dichter war nicht mehr umzustimmen. Schon glaubt er, den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objektiven Grundsatz des Geschmackes qualifiziere, und an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben; er will seine Gedanken darüber ordnen und in einem Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" auf kommende Ostern herausgeben. Körner, der das Vergebliche seiner Bemühungen, den Freund fürs erste wenigstens von spekulativen Betrachtungen abzu-

halten, einsah, gab nunmehr unumwunden seiner Freude über Schillers Ergänzung der Kantischen Philosophie Ausdruck und versprach seine Unterstützung; beschäftigte doch auch er, der den alleinseligmachenden Glauben in der Philosophie haßte, sich mit einem philosophischen Gespräche, in dem er einige antikantische Ideen ins Licht setzen wollte. Und nun beginnen mit dem Jahre 1793 die schon bei der letzten Zusammenkunft geplanten langen, geistreichen, tief durchdachten Deduktionen der Freunde über die Theorie des Schönen. Die bis Mitte 1795 sich hinziehenden, öfters philosophischen Abhandlungen gleichenden Briefe, in denen Schiller die Bestimmung des Schönen aus dem Gebiete der praktischen Vernunft hernahm und im Naturschönen das Objekt als Subjekt schaute, sollten sich auf alle Gebiete der Kunst erstrecken, indem der Dichter dabei namentlich für die Musik auf Körners Unterstützung und Unterweisung rechnete. Nicht immer stimmten die Freunde überein; nicht immer drangen sie zur rechten Klarheit ihrer Gedanken vor; aber mit liebevollem Interesse suchen sie in die hohen philosophischen Probleme einzudringen und die schwierigsten Fragen zu lösen und zu immer schärferem Nachdenken sich anzuregen. Immer fruchtbarer werden die Resultate ihrer Untersuchungen, immer geklärter trotz mancher Zweifel und Mißverständnisse die Anschauungen, immer trefflicher die Winke für die höhere Kritik, der zugleich auch Kants 1793 neu erschienenes Werk „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ unterzogen wurde. Noch bevor die Deduktionen abgeschlossen sind, geht Schiller, um sie praktisch zu verwerten, an eine Revision seiner Gedichte, auch hierfür wieder den Freund um Unterstützung bittend, weil er sich auf dessen sicheres Urteil da, wo es sich um einzelne und praktische Fragen auf dem Gebiete der Aesthetik handelte, verlassen konnte.

Je mehr der briefliche Gedankenaustausch an Tiefe und Reichhaltigkeit gewann, um so mehr sehnte sich der Dichter nach dem Freunde. Aber unüberwindliche Hindernisse stellten sich einem Zusammentreffen entgegen; denn Körner konnte erst in der Zeit Urlaub erhalten, die Schiller zu der längst gewollten Reise nach seiner Heimat bestimmt hatte. Körner mußte deshalb die Gesichtspunkte, nach denen er dessen Gedichte ausgewählt und neu herausgegeben wissen wollte, schriftlich niederlegen. Diese fanden dann Schillers freudige Zustimmung so sehr, daß er eigentlich Lust hatte, sie in seiner Vorrede zu erwähnen. Da die Ausgabe aber nicht zu stande kam, wollen wir uns um so mehr daran erinnern, wie sehr der große Dichter Körners Urteil schätzte.

Von seinen Kindern berichtete der hochbeglückte Vater öfter an Schiller. Emma machte so gute Fortschritte, daß er sie rühmen konnte. Anders stand es mit Karl. Seine zarte Konstitution bereitete den Eltern manche Sorge. Mit liebevollem Interesse und treuester Aufmerksamkeit beobachtet der Vater den Sohn. Gern läßt er den Vorwurf über sich ergehen, daß er den Jungen vorziehe und



Minna Körner und Tochter Emma. Bleistiftzeichnung von Dora Stock.
Original im Körnermuseum.

sich mit ihm mehr beschäftige als mit Emma. Er hält darauf, daß das Kind nicht zu früh läuft; keine künstlichen Mittel — wie der Korb — werden angewendet; er läßt es lieber kriechen, bis die Beine stärker geworden sind. Erst im zweiten Jahre lernt der Junge laufen; dafür trägt er sich dann aber auch „recht gut, hat keine krummen Beine und geht mit geradem Leibe". Im ersten Jahre blieb der Knabe von Krankheiten verschont; auch den ersten Zahn bekam er, wenngleich spät, so doch ohne Beschwerden und nachteilige Folgen. Nicht so ungetrübt verfloß die erste Hälfte des folgenden Jahres, wo Karl mit den Aug- und Spitzzähnen oft Not genug hatte. Infolgedessen wagte der Vater noch nicht, die Impfung an ihm vornehmen zu lassen; wenn er im August nach Jena komme, so schrieb er an Schiller, wollte er darüber mit Hufeland sprechen. Zur Freude der Eltern erkrankte Karl ebensowenig wie Emma an einer gerade damals in Loschwitz stark umgehenden Blatternepidemie. Mit der langsamen körperlichen Entwickelung des schwächlichen Knaben stand die geistige, soweit man von ihr in den ersten Jahren überhaupt reden kann, im Einklang. Auch hier galt es, zu schonen und nicht zu drängen. Das lebhafte Kind, an dem die Eltern schon damals ein weiches, für Wohlthaten außerordentlich empfängliches und dankbares Herz zu erkennen glaubten, sollte und mußte sich geistig zunächst ganz selbständig, ohne äußere Einwirkung entfalten; freies, ungebundenes Leben in der Natur, Stärkung der Nerven, Ausbildung des Körpers: das war das Erste und Hauptsächlichste, was not that. Das bot der Aufenthalt auf dem Weinberge.

Von den Besuchen des Jahres 1793 ist hervorzuheben der Wilhelm v. Humboldts, der eigens nach Dresden kam, um Schillers besten Freund kennen zu lernen und „auch noch in Körners Seele das Bild Schillers und die Idee des Schönen zu suchen". Wilhelm v. Humboldt hatte bereits im Dezember 1789 des großen Dichters persönliche Bekanntschaft in Weimar gemacht und seine hoch gespannten Erwartungen noch übertroffen gefunden; seine Hoffnung aber, Schiller schon damals näher zu treten, hatte sich nicht erfüllt. Erst im April 1793, als Humboldt von Erfurt nach Jena kam und ein seltenes Verständnis und große Wärme für Schillers Untersuchungen über das Schöne zeigte, erkannte der Dichter mehr und mehr die „Totalität" von Humboldts Wesen. Schon damals lud er ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen. Mehr und mehr lebte sich Humboldt in Schillers Ideen hinein. Während der wenigen Wochen, die er in Dresden weilte, sahen sich Humboldt und Körner oft; mehr und mehr lernten sie sich schätzen und lieben. Und als dann Humboldt Dresden verließ, begann zwischen beiden ein Briefwechsel, der sich über die höchsten Ziele menschlichen Könnens und Denkens verbreitete. Nach Humboldts damaliger Ansicht war es das fruchtbarste und schlechterdings reizendste Feld des Nachdenkens, den Menschen in dem ganzen Umfange seiner genießenden und wirkenden Kräfte erst empirisch-philosophisch zu

betrachten, zu untersuchen, was eigentlich Ideal der Menschheit genannt zu werden verdiene, und welche Uebung der Kräfte diesem Ideal nähere, dann hiermit historisch die Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Nationen zu vergleichen und den Zusammenhang der Weltbegebenheiten mit kritischem Auge zu verfolgen, um vielleicht daran die Gesetze auszuspähen, nach welchen das ewige Schicksal die Menschen in ewig in sich zurückkehrenden Kreisen oder einem großen unendlichen Ziele zuführe. Schiller und Körner tauschten damals über Aesthetik ihre Gedanken aus, und vielfach streiften ihre Untersuchungen die hohen Probleme Humboldts, der zunächst durch den persönlichen, dann durch den brieflichen Verkehr mit Körner immer mehr angeregt wurde und dem „der Umgang in Ideen und noch dazu in der Farbe" einen seltenen Genuß bereitete. Nach Körners Ansicht besteht die Schönheit ganz in objektiven Eigenschaften der Dinge; sein Bestreben geht dahin, die Eigenschaften zu entwickeln, durch die der schöne Gegenstand gleichsam aus dem Reiche aller übrigen Dinge hervorspringt, und dadurch der Schönheit eine Unabhängigkeit zu sichern, auf welche sie bei keinem andern System Anspruch machen kann. So interessant für Humboldt dies Bestreben ist, so sehr ihn die Theorie reizt: überzeugen kann er sich doch nicht von ihr; er glaubt vielmehr bei seinen ästhetischen Untersuchungen von der Stimmung der Seele ausgehen zu müssen, welche das Schöne genießt; alles Eigentümliche des Schönheitsgefühles entspringt nach ihm aus der Verknüpfung der denkenden und empfindenden Kräfte. War ihre beiderseitige Vorstellungsweise auch ganz entgegengesetzt, ihr Ziel war das gleiche; gelangten sie auch in ihren Deduktionen zu keiner Einigung über das Wesen des Schönen, so fachte doch der briefliche Verkehr und Gedankenaustausch das Interesse, das sie an einander nahmen, auf das lebhafteste an und festigte ihre geistigen Beziehungen zu dauernder Freundschaft.

Was Körner an Humboldt zunächst gefiel, war der Umstand, daß dieser sich durch Offenheit und Jovialität im Umgang beliebt zu machen wußte, daß er viel frohe Laune und einen angenehmen Verstand besaß, der andere nicht drückte, sondern nur Freude erweckte, daß er namentlich nicht gemeine Kenntnisse in der Philosophie, ein Gefühl für allerlei Art von Vortrefflichkeit und Empfänglichkeit für große und vielumfassende Ideen besaß; dagegen fehlte es ihm nach seiner Ansicht noch an gewissen Handgriffen, um seine zum teil sehr guten und fruchtbaren Gedanken geltend zu machen. Dem neuen Freunde selbst enthielt er seine Ansichten nicht vor, indem er ihn darauf hinwies, daß er fürs erste nach planmäßiger Verteilung des Einzelnen und daraus entspringender Haltung des Ganzen streben müsse. Humboldt giebt dem kritischen Urteile des Freundes völlig recht; nachdem er ihm Mitteilung über die Manier, wie er bisher den Stoff behandelt habe, gemacht, fährt er fort: „Aber verzeihen Sie, daß ich Sie so lange mit mir

unterhalte; indes ist es mir zu wichtig, es gerade mit Ihnen zu thun (zu haben?). Denn kaum weiß ich noch einen einzigen, dem die Beurteilung von Werken der Geister und noch mehr die der Köpfe mit so vielem Rechte angehört, als Ihnen. Nie, das ist mein aufrichtigstes Geständnis, vereinigt sich vielleicht wieder eine so kalte Parteilosigkeit und eine so große Vielseitigkeit, die jeder Eigentümlichkeit ihr volles Recht läßt, mit den übrigen zu diesem Geschäft erforderlichen Eigenschaften. Vorzüglich ist mir immer, besonders bei Schillers Arbeiten, Ihre Strenge ehrwürdig gewesen, da sie so rein und unmittelbar aus den höchsten Forderungen des Ideals entspringt." So erkannte Humboldt Körners Begabung und Verdienste unumwunden an. In der Folgezeit wurde der „Umgang in Ideen" immer reger, namentlich als Humboldt nach Jena übersiedelte und sich immer mehr an Schiller anschloß.

Schiller, der bis in den Anfang 1794 in seiner Heimat blieb, weil er wieder von Krankheit heimgesucht worden war, hatte dort mit Cotta einen Plan verabredet, mit dem er sich schon lange getragen hatte: Cotta war bereit, den Verlag der „Horen" zu übernehmen. Schon waren Humboldt und Fichte als Mitarbeiter gewonnen, an andere bedeutende Männer war bereits geschrieben. Körner wurde zunächst zu einem beurteilenden Mitgliede bestimmt. Das Weitere sollte bei einer persönlichen Zusammenkunft abgemacht werden. Körner ist mit seiner Ernennung ganz zufrieden; er werde dabei besonders auf die Urbanität im Tone des Vortrages achthaben; außerdem glaubt er, falls das Fach der philosophischen Geschichte noch nicht ganz besetzt sein sollte, in diesem am ersten Beiträge liefern zu können. „Philosophie der Kunst in weitestem Sinne wird zu eigenen Untersuchungen wohl mein Lieblingsfach bleiben, und da ist es Bedürfnis und Genuß für mich, die Resultate des Nachdenkens der Alten und Neueren über diese Gegenstände zu studieren." Er werde sich nun bald über den Plato hermachen; zugleich nennt er dem Freunde noch einige Schriftsteller, die sich wohl zu Beiträgen bereit finden würden. Freudig meldet ihm Schiller bald darauf, daß Goethe nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurteiler und Mitglied des Ausschusses gewonnen sei; er ist von den herrlichsten Hoffnungen beseelt und hofft, daß das Beispiel auch auf den Freund in Dresden einen mächtigen Einfluß haben wird.

Anfang August trat Körner mit seiner Familie eine Reise nach Zerbst an. Die mit vielen Beschwerden verbundene Fahrt — Minna, Dora und auch Emma wurden krank — führte diesmal über Wittenberg. Körner hatte diese Stadt noch nie gesehen: wegen der Lutherreliquien bot sie ihm viel Anziehendes. Vierzehn Tage blieb die Familie dann in Zerbst. Auf der Rückreise traf man in Weißenfels mit Schiller und Humboldt zusammen. Es freute die Freunde unendlich, einige Tage lang sich wieder einmal in das fleischliche Auge sehen zu

können, wenngleich sie ja im Geiste immer einander nahe geblieben waren. Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten die Horen. Schiller wußte von Körner, der zuletzt für das vierte Stück der Thalia von 1793 einen kleinen Beitrag: „Ideen über Deklamation“ geliefert hatte, die Zusage zu einer musikalischen Abhandlung zu erhalten. Auch andere Pläne und Stoffe wurden besprochen und boten Material für die folgenden Briefe. Alsbald ging Körner an die musikalische Abhandlung und sammelt Materialien. Aber es bedurfte noch längerer Zeit und ernstlicher wiederholter Mahnungen Schillers, der sich für seine Horen vom ersten Tage ihres Erscheinens an in Manuskriptnöten befand, ehe Körner die versprochene Arbeit lieferte: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik“.

Außerordentlich wichtig für Schiller und damit auch für Körner wurde die Annäherung an Goethe, die nunmehr erfolgte. Nach seiner Rückkunft von der Reise fand der Dichter einen sehr herzlichen Brief von Goethe vor, der ihm, wie er bald darauf an den Freund schrieb, nun endlich mit Vertrauen entgegenkomme: er freue sich auf den fruchtbaren Ideenaustausch mit seinem großen Rivalen, und was sich davon in Briefen mitteilen lasse, solle getreulich nach Dresden berichtet werden. Körner gab seiner Freude unverhohlen Ausdruck, zumal da Schiller bald darauf vierzehn Tage nach Weimar reiste und sogar bei Goethe Wohnung nahm. Neue Ideen mußten sich hier nach seiner Ansicht dem Freunde erschließen, sein Wesen mußte an Gehalt gewinnen, das Zutrauen zu sich selbst wachsen.

In seinen Beiträgen für die Horen aber zeigte sich Körner wieder säumig. Er las griechische Dichter. Nachdem er den Sophokles studiert hatte, machte er sich an Pindar, der ihm allerdings anfangs gar nicht schmecken wollte. Nach und nach aber gewöhnte er sich an die Denkart des griechischen Volkes, wie Pindar sie verherrlichte, und fand Genuß namentlich an dem persönlichen Wert des Dichters.

Aufs höchste gespannt war Körner auf das Erscheinen der Horen; und als ihm im Januar 1795 das erste Stück davon zugesandt wird, da findet er ihren Eintritt in die Welt sehr anständig. Nicht minder erbaut ist er von dem ihm zugeschickten ersten Teile von Goethes „Wilhelm Meister“. Dieser hat seine Erwartungen wirklich übertroffen. Ueber das Ganze ergeht er sich später in einer längeren Auseinandersetzung, die feinsinnig abschließt: Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zu Grunde liegen“ — und den echten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag —

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.“ (Schiller.)

Schiller teilte die Besprechung sofort dem Verfasser des Romanes selbst mit, und dieser antwortet sehr erfreut:

„Die Klarheit und Feinheit, womit er seinen Gegenstand übersieht, ist wirklich bewundernswert; er schwebt über dem Ganzen, übersieht die Teile mit Eigenheit und Freiheit, nimmt bald da, bald dort einen Beleg zu seinem Urteil heraus, dekomponiert das Werk, um es nach seiner Art wieder zusammenzustellen, und bringt lieber das, was die Einheit stört, die er sucht oder findet, für diesmal beiseite, als daß er, wie gewöhnlich die Leser thun, sich erst dabei aufhalten oder gar recht darauf lehnen sollte. Die unterstrichene Stelle hat mir besonders wohl gethan, da ich besonders auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet habe und nach meinem Gefühl dieses der Hauptfaden sein mußte, der im stillen alles zusammenhält, und ohne den kein Roman etwas wert sein kann. Bei diesem Aufsatze ist es aber überhaupt sehr auffallend, daß sich der Leser produktiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Produktion teilnehmen will. Von der passiven Teilnahme habe ich leider schon die betrübtesten (so) Beispiele wieder erlebt, und es ist nur immer eine Wiederholung des Refrains: Ich kann's zu Kopf nicht bringen! Freilich faßt der Kopf kein Kunstprodukt als nur in Gesellschaft mit dem Herzen." Darauf meldete dann Schiller an Körner: „Dein Brief über den Meister hat mich ebenso erfreut, als er mich überrascht hat; und ich unterschreibe Goethes Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Hoffentlich wirst Du es billigen, daß ich diese Gedanken über den Meister, ganz so wie sie sind, als Auszug aus einem Briefe, in die Horen einrücke. In der anspruchslosen Manier müssen sie jedem lieb sein, der den Roman gelesen hat, und werden sicher mehr wirken als eine Rezension in forma." Körner, dem dieser Beifall „natürlicherweise sehr gütlich" that, hatte nichts dagegen, und so erschien denn der Aufsatz unverändert im zwölften Stück der Horen des Jahrganges 1796.

Gleich Wilhelm Meister wurden fast alle wichtig erscheinenden Werke der damaligen Litteratur zur Besprechung und Kritisierung herangezogen. Dabei geschieht es öfters, daß Goethe, der infolge der Freundschaft mit Schiller nun auch Körnern immer näher trat, sich an den letzteren wendet und dessen Urteil einholt, bevor er ein Werk abschließt oder veröffentlicht. Auch das, was wir beim Wilhelm Meister gesehen, passiert nicht selten: die Briefe machen bei den einzelnen Freunden die Runde und geben zu immer neuen Erörterungen über Litteratur und Philosophie, namentlich über die Kantische, Anlaß. In Jena war mit Fichte, der Ostern 1790 an Reinholds Stelle berufen worden war, in die dort herrschende Kantische Philosophie eine neue Bewegung gekommen. Schiller erhoffte davon das Beste für ein immer tiefer gehendes Verständnis Kants und wußte auch alsbald Körner für Fichte zu interessieren. Dieser ehrt zwar den männlichen Charakter in dem Gange der Fichteschen Untersuchungen, erlaubt sich aber zunächst kein Urteil über die ihm von dem Freunde zugesandten

philosophischen Aufsätze desselben, da das System erst vollständig aufgestellt und mit Gründen unterstützt werden müßte. Unzufrieden dagegen ist er mit dessen „Betrachtungen über die französische Revolution"; habe es ihn doch bei der Lektüre des Buches oft in den Fingern gejuckt, und wenn er nicht in mehrerem Betracht jetzt über politische Dinge zu schreiben bedenklich fände, so möchte er wohl über dieses und jenes eine Lanze mit ihm brechen; doch dazu sei jetzt noch nicht Zeit. Einerseits schien ihm die politische Lage noch zu wenig geklärt; anderseits hatten die Herausgeber der Litteraturzeitung, mit denen er schon im Jahre 1789 in Unterhandlungen gestanden, ihm einen Kontrakt geschickt und ihn als Rezensenten für die Dichtkunst angeworben.

Ueberblickt man zunächst in wissenschaftlicher Beziehung bis zum Tode Schillers diese Seite des Geisteslebens in Körner, so wird man nur wenige bedeutendere litterarische Erscheinungen aus jener Zeit finden, über die er, vornehmlich mit Schiller, nicht seine Gedanken austauschte. Daneben gehen Besprechungen mit Goethe und Humboldt. Der jenaer Freund unterbreitet ihm fast alle seine Schöpfungen, und die Ansichten, die ihm von Dresden her laut werden, finden meist seinen Beifall. Immer wieder hat er Gelegenheit, den kritischen Scharfblick, mit dem Körner bald in kürzeren Bemerkungen, bald in längeren Auseinandersetzungen besonders seine poetischen Werke betrachtet, zu bewundern. Hauptsächlich werden die Musenalmanache der verschiedenen Jahre und die Dramen vor sein Forum gezogen. Diese Kritiken sind das Wertvollste, was Körner in jenem Jahrzehnt geliefert hat; noch heute gehen die Erklärer Schillerscher Werke gern auf sie zurück und berufen sich gerade auf sie als auf ein unschätzbares, fast stets zu berücksichtigendes Urteil aus vergangener Zeit. Es würde zu weit führen, auf alle diese Kritiken näher einzugehen; es genügt, die bedeutendsten unter ihnen hervorzuheben.

Zunächst besprach Körner für das Jahr 1795 die Horen. Schon vor ihrem Erscheinen sandte Schiller in verschiedenen Raten an ihn den ersten Teil seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die in der neuen Zeitschrift erscheinen sollten, zur Begutachtung. Seit langer Zeit hatte Körner nicht eine solche Befriedigung empfunden, wie bei ihrer Lektüre. Besonders gefiel ihm bei dem ersten Teil der übersandten Briefe die Beredsamkeit des Vortrages. Anderseits aber bekennt er bei seiner Liebe „zur strengsten Kritik" dem Freunde auch unverhohlen, was er am Inhalt gern geändert sehen möchte. Schiller, der eine ähnliche Wirkung seiner Briefe wie die ihm mitgeteilte auf Körner im voraus vermutet hat, nimmt auf dessen Bemerkungen Rücksicht und hilft, wo es ihm nötig erscheint, den gerügten Uebelständen ab: erst dann sendet er den Aufsatz als druckreif an Cotta.

Weniger günstig wird der in demselben Heft erschienene erste Teil von

Goethes „Unterhaltungen deutscher Auswanderer“ beurteilt, und bei den späteren Fortsetzungen dieses Artikels, namentlich bei der dritten, wuchs das Mißbehagen Körners derartig, daß er ausrief: „Was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht?“

Bedeutungsvoll schienen dem Freunde in Jena Körners Rezensionen von Humboldts ersten Aufsätzen. Körner hatte ja, wie wir wissen, mit dem ihm eigenartigen kritischen Blick die schriftstellerischen Schwächen Humboldts erkannt, ihm auch ganz offen seine Meinung darüber geschrieben. Jetzt wurde ihm durch Schiller das Manuskript von des neuen Freundes Aufsatz „Ueber den Geschlechtsunterschied“ zugesandt und ausdrücklich eine recht scharfe und ausführliche Kritik bei ihm bestellt. Auch hier überzeugt er den Verfasser von der Richtigkeit seiner Ausstellungen und veranlaßt ihn, sich seine kritischen Bemerkungen zu nutze zu machen.

Zu besonderer Freude gereicht es Körner, daß Schiller in diesem Jahre wieder mehr als früher sich der Poesie zuwendet, und als er nun im August die erste Hälfte der fertig gewordenen Gedichte erhält, da schreibt er alsbald an den Freund: „Wie mach' ich Dir's nur begreiflich, welche Freude mir Deine Gedichte gemacht haben? So lange habe ich diesen Genuß entbehren müssen! Und gleichwohl haben Deine Werke dieser Art für mich einen eigentümlichen Reiz, den ich sonst nirgends finde. Es ist mir immer, als ob ich hier nur zu Hause wäre.“ Voll Ungeduld harrt er gleich Minna und Dora auf die zweite Lieferung; und als nun im Laufe des Jahres neue Sendungen, darunter namentlich „Der Spaziergang“, bei ihm eintreffen, sieht er seine kühnsten Erwartungen ganz erfüllt, ja übertroffen. Unter den Gedichten wird besonders eingehend besprochen „Das Reich der Schatten“ (seit 1804 „Das Ideal und das Leben“). Ein paar Tage beschäftigt sich Körner fast ausschließlich mit dieser philosophischen Ode, wie er das Gedicht nennt, um dem Freunde alsdann mitzuteilen, daß er ihn in dieser Gattung der Poesie „für einzig“ halte. Um aber ein Werk dieser Art zu genießen, müsse man den philosophischen Stoff selbst schon durchdacht haben; ohne Kenntnis des Systems gehe dem Leser die schönste Wirkung verloren; denn Belehrung dürfe man nicht erst vom Dichter erwarten. Darin aber ist Schiller nicht seiner Meinung, eine ästhetische Vorbildung, ein ästhetisches Wissen sei nicht notwendig der Schlüssel dazu, es beruhe ganz auf allbekannten Begriffen. Schiller wollte durch derartige Gedichte keine philosophische Wahrheiten lehren und verherrlichen; er wagte sich mit ihnen nicht auf das weite Meer, sondern fuhr am Ufer der Philosophie umher; in geweihter Stille sollten nach seinen eigenen Worten „Das Reich der Schatten“ und die „Elegie“ gelesen und genossen werden. Sehr wohl waren sie geeignet, in das Volksbewußtsein überzugehen und auch ohne Erklärung, natürlich bei Nachdenken, verstanden zu werden.

Besonders köstlich aber dünkt ihn die „Klage der Ceres“. Dies Gedicht beweist ihm vorzüglich, daß es dem Freunde an eigentümlichem Dichtertalent nicht fehlt. Sprache und Versbau sind nach seiner Ansicht äußerst vollendet und passen zum Inhalt vortrefflich; was ihn aber vor allem freut, ist die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachteil für die Weiblichkeit. Schiller ist zwar von diesem Urteil sehr erbaut; aber wenn er dagegen auf Goethe blickt und sich mit diesem vergleicht, so kommt er sich vor wie „ein poetischer Lump“. Mehr und mehr hatte er das Talent seines großen Rivalen und nunmehrigen Freundes kennen und schätzen gelernt. Jetzt verbanden sich beide zu gemeinsamer litterarischer Thätigkeit. „Für das nächste Jahr,“ so schrieb er damals an Körner, „sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.“ Jedenfalls macht es dem Freunde in Dresden hohe Freude, daß die beiden Dichter sich nunmehr so gut zusammen verstehen; er erhofft „von dieser genialischen Hochzeit noch manche treffliche Früchte“. „Eure Verbindung,“ so schreibt er, „muß für Euch beide eine Quelle von vielem Genuß sein, und für die Kunst habe ich große Erwartungen davon, deren Erfüllung fast bloß von Deiner Gesundheit abhängt. Ich sehe eine Möglichkeit, wie Ihr zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden! Aber auch ohne diesen Fall müssen sich in Euren Werken die köstlichsten Folgen von dieser gegenseitigen Annäherung immer mehr zeigen. Eure Verschiedenheit konnte fast nicht besser ausgesucht werden, um Eurem Verhältnis die größtmögliche Würze zu geben.“ So erwartet er von einer Verschmelzung der Natur Goethes und Schillers die höchste dichterische Vervollkommnung beider; beide stehen in seinen Augen, jeder nach seiner Art, gleich groß und einzig als Poeten dar. Bei dem Wiedersehen in Jena, bei dem er selbst auch Goethen näher kommt, hat er reichliche Gelegenheit, beider Talent zu bewundern und zu vergleichen, und zu seiner Freude findet er vollauf das bestätigt, was er bereits im vorigen Jahre dem Freunde auf dessen Verlangen über seinen Dichterberuf geschrieben. Nach seiner Ansicht hatte dieser in falscher Bescheidenheit Goethes Genie überschätzt.

Anfang Oktober traf der Musenalmanach für 1797 bei Körner in Dresden ein. Abgesehen von der schon früher besprochenen Rezension des Wilhelm Meister ist die Kritik der in dem Almanach enthaltenen Gedichte, Epigramme und Xenien die bedeutendste Publikation unseres Freundes aus diesem Jahre. Er findet in dem ihm zugesandten Exemplar manchen neuen Schatz; sein besonderes Interesse wendet sich aber natürlich den Distichen, über deren Anordnung und Stellung er sich bereits schriftlich mit Schiller unterhalten hat, zu. „Eine gewisse vis comica,“ so schreibt er am 5. Oktober 1796 nach Jena, „wovon

es im Deutschen so wenig Beispiele giebt, herrscht bei weitem in dem größten Teile, und macht sie (d. h. die Xenien) zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für litterarische Streitigkeiten interessieren oder nicht. Freilich ist der Sinn fürs Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werten Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessierten Teile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten!" Es ist ein herrlicher Genuß für ihn, eine solche Reihe von Kindern teils ernster, teils lustiger Natur vor sich zu sehen, die die geistige Heirat Schillers und Goethes zur Welt gebracht: seien doch eben aus der Verschiedenheit der Naturen beider die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale.

Körners Scharfblick zeigte sich im glänzendsten Lichte bei dem Romane „Agnes von Lilien", der, von Caroline v. Wolzogen verfaßt und von Schiller etwas überarbeitet, im zehnten Hefte der Horen begann. Nach der Ansicht vieler, namentlich auch der Gebrüder Schlegel, war der Roman nicht nur von Goethe verfaßt, sondern gehörte sogar zu dessen schönsten Werken; Körner dagegen riet sofort auf eine weibliche Verfasserin; aber wetten wollte er, daß weder Goethe noch Schiller, für den Minna gestimmt, den Roman geschrieben hätte; wenn das Werk auch das Produkt eines guten Kopfes sei, so verrate es doch in Hinsicht der Behandlung und Charakterdarstellung den Anfänger.

Goethes Epos „Hermann und Dorothea", auf das er sich wie die Kinder auf Weihnachten gefreut hatte, wird bis in die kleinsten Züge zergliedert und unter Goethes Werke vom ersten Range gerechnet. „Fast ist es," so klingt die Besprechung feinsinnig aus, „von zu hohem ästhetischen Werte, um nach Verdienst aufgenommen zu werden. Der größte Teil des Publikums klebt immer am Stoffe, und hier sind die herrschenden politischen Parteien einigermaßen interessiert; daher erwarte ich die seltsamsten Urteile im Lob und Tadel."

Die gute Aufnahme seiner Kritiken von seiten Schillers und Goethes muntert unsern Freund zu immer neuen Aeußerungen auf diesem Gebiete auf. Doch nimmt er sich jetzt vor, das öftere „es scheint, mich dünkt u. s. w." künftig zu lassen; er will sich entscheidender, bestimmter ausdrücken, da Schiller ja doch wisse, wie er's meine, und er sein Urteil niemandem aufdrängen wolle.

Nachdem er sich gesammelt, folgt dann eine eingehendere Besprechung des Stückes.

Sehr kurz ist die Kritik des Musenalmanachs für 1800 aus Rücksicht auf

Schillers gerade damals wieder recht heftig auftretenden Krankheitsanfälle. In dem „Lied von der Glocke", das sich nach seiner Ansicht neben des Dichters vorzüglichste Produkte stellen läßt, findet er ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst, das man selten echt treffe und manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlinge.

Bald lief auch die „Maria Stuart" bei ihm ein. Mit inniger Freude entdeckt er, dessen Forderungen an den Freund infolge des Wallenstein immer höher gestiegen sind, bei genauerer Betrachtung dieses Dramas immer mehr, welche großen Fortschritte er in der dramatischen Kunst gemacht hat. Die Ankunft eines neuen Werkes von Schiller war für Körner allemal ein Fest. Jedes Stück wurde genossen, wieder gelesen, geprüft und beurteilt. Da gab es nichts von Schmeichelei, wie sogar Zelter einmal herauspolterte. Mögen Körners Recensionen hin und wieder auch von zu hoch gestellten Ansprüchen ausgehen: die Freunde in Jena und Weimar wußten sie zu schätzen und zu würdigen, und Schiller hat es mehr als einmal ausgesprochen und auch durch die That bewiesen, was er von den trefflichen Winken und den scharfen, aber meist richtigen Urteilen seines Freundes hielt, der im Glück und Unglück gleich liebevoll und treu bis an den Tod ihm zur Seite stand.

Diese kritisch-zergliedernde Thätigkeit Körners aber ist nur eine Seite seines Wesens. Trotz seiner Klagen über sich, daß er die fatale Angewohnheit habe, zehnerlei anzufangen und nichts zu endigen, bringt er manches fertig. Wohl hat Schiller recht, wenn er auf Körners Pläne, an Stelle der eingegangenen Horen und der Thalia eine neue Zeitschrift zu gründen, nicht eingeht; denn eine solche muß zu bestimmter Zeit erscheinen. Aber juristische und philosophische Abhandlungen Körners zeigen seine ganze wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine alles veredelnde Individualität. So geht seine Denkschrift über die Verbesserung des Civilprozesses von den nicht ganz unberechtigten Vorwürfen aus, die man damals in den meisten europäischen Staaten namentlich gegen die Langsamkeit des Verfahrens im Civilprozeß erhob. Die Vorschläge zur schnelleren Abwickelung eines Prozesses führt er dann einzeln aus, und wir finden manche Gedanken darin ausgesprochen, die später in die Gerichtsordnung wirklich aufgenommen wurden.

Von den philosophischen Abhandlungen Körners sei nur eine herausgehoben, die über den Unterschied zwischen Geist und Esprit handelt. Das Wesen des Geistes besteht nach ihm in dem Triebe, die Schranken der Thätigkeit und Empfänglichkeit zu erweitern, und in dem damit verbundenen Vermögen, eben diesen Trieb zu befriedigen. Auch der Geistvolle kann wohl nach der höchsten Spannung in einen Zustand der Erschlaffung verfallen; aber selbst in diesem Momente erhebt er sich über die gemeine Natur und steht, auf sich selbst gegründet und unabhängig unter seinen Zeitgenossen, auf einer höheren Stufe

der Wesen. Es fällt ihm gar nicht ein, sich geltend machen zu wollen; schon der Glaube, auf dem rechten Wege zu sein, giebt ihm ein beruhigendes Selbstgefühl; aber er ist fern von dem Dünkel, sein Ziel erreicht zu haben. Der Geist offenbart sich im Umgange, in der Gelehrtenwelt und namentlich in der Liebe und in der Kunst. Bei jedem einzelnen Teile weist Körner nach, wie der Geistvolle allein im höchsten Idealismus die dem Menschen gestellte Aufgabe frei und unabhängig von äußeren Einwirkungen und Einflüssen auffaßt und auszufüllen sucht. Damit hat er zugleich den Esprit charakterisiert, der stets nur bestimmte fremdartige Zwecke verfolge und alle Künste aufbiete, sie zu erreichen. Und so schließt er patriotisch ab: „Wie sich der Geist in der Wirklichkeit äußert, und wie er sich vom Esprit unterscheidet, bedarf niemand mehr erinnert zu werden als der Deutsche. Er ist nur zu geneigt, den Esprit des Franzosen im Umgange, des Engländers im Gewerbe, des Italieners in der Kunstfertigkeit und in der Befriedigung konventioneller Formen des Geschmackes zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, seinen höheren Wert zu verkennen und dadurch selbst auf einer niedrigeren Stufe stehen zu bleiben, als zu der er bestimmt war."

Selbst den Plan zu einer Oper „Alfred der Große" schuf er und bemühte sich, damals freilich vergeblich, einen Dichter zu finden, der das Ganze gestaltete. Dies Glück sollte ihm erst durch seinen Sohn zu teil werden. Auch seine musikalischen Studien zeitigten manche Frucht: er komponierte Schillers Gedicht „Der Tanz", das Reiterlied in Wallensteins Lager und viele Gedichte, die entstanden waren, um die Geselligkeit in dem Kränzchen zu beleben, das Goethe gegründet hatte. Und endlich sind seine Verhandlungen mit der Direktion des Dresdner Theaters über Aufführung Schillerscher Stücke ebenfalls zu den Arbeiten zu rechnen, die etwas zu stande gebracht haben; in seiner Verkürzung auf sechs Akte wurde z. B. die Wallensteintrilogie gegeben. Es klingt daher überbescheiden, wenn er öfters seufzt, daß er zwar selbst vorwärts gekommen sei, doch aber nichts hervorgebracht habe. Er legte eben an sich einen zu hohen Maßstab an.

Gar mannigfaltig sind außerdem die Gegengewichte, die er gegen die trockene Aktenarbeit gebraucht. Daß er gern und häufig das Theater besucht und über die Darstellung der Stücke berichtet und mit dem Freunde Meinungen austauscht, ist natürlich. Aber er pflegte auch eifrigen Verkehr mit den alten Freunden, hauptsächlich Geßler, und mit den jungen Dichtern, die sein gastliches Haus betraten. Hierher gehört zunächst Friedrich Schlegel, der damals in Dresden lebte. Sein älterer Bruder, August Wilhelm, damals Hofmeister in Antwerpen, hatte sich als Ueberſetzer und Kritiker einen Namen gemacht. Diesen wußte Friedrich, veranlaßt durch Körner, zu einem Beitrag für Schillers Horen zu bestimmen. Nach unseres Freundes Ansicht zeichnete sich der Aufsatz, eine Ueber-

setzung von Dantes „Hölle“, durch Geist, Kunstgefühl und gelungenen Ton aus. Ueberhaupt gefiel ihm August Wilhelm Schlegel, als dieser im April 1796 in Dresden weilte, auch persönlich, wenigstens zuerst, recht wohl. „Er hat,“ so schreibt er damals an Schiller, „mehr Politur als der jüngere Bruder, ohne Flachheit. Für das Vortreffliche in der Kunst hat er echten Enthusiasmus und im Umgange viel Leichtigkeit und guten Humor. Seine Uebersetzungen aus dem Shakespeare machen ihm gewiß Ehre.“ Auch für Friedrich Schlegel, einen begeisterten Anhänger Schillers, erwärmte er sich zuerst sehr. Ja, als dieser 1796 über Schillers Almanach eine anmaßende Kritik geschrieben hatte, trat er dem Dichter gegenüber für ihn ein, indem er nach Jena schrieb: „Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden. Nur gieb ihn nicht ganz auf! In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben.“ Aber von dieser günstigen Beurteilung des jüngeren und namentlich des älteren Schlegel kommt er mehr und mehr zurück. Die Produktivität Friedrichs „bei gänzlichem Mangel an Phantasie“ förderte ihm denn doch zu wunderbare, fast abenteuerliche Erscheinungen zu Tage. Für Wilhelms Beurteilung war entschieden mitbestimmend, daß sich dieser 1797 mit Caroline Böhmer, geb. Michaelis, die einst die Vertraute zwischen Huber und der Forster gewesen, verheiratete. Körners nahmen daher, als das junge Ehepaar bald darauf in Dresden eintraf und auch bei ihnen Besuch machte, wenig Notiz von ihnen. Im Jahre 1798 bemerkte Körner zu alledem noch, daß Wilhelm eine gewisse Schneidigkeit im Umgange, die ihn sonst genießbarer gemacht, verloren hatte und gleichwohl nicht Geist genug besaß, um für das Anmaßende und Schneidende seiner Urteile zu entschädigen. Erst nach einer Reihe von Jahren trat Körner wieder in nähere Beziehungen zu Friedrich Schlegel, als er dessen litterarischen Arbeiten mehr und mehr Geschmack abgewann; nach und nach entwickelte sich daraus zwischen beiden ein derartiges freundschaftliches Verhältnis, daß des berühmten Romantikers Aufenthalt in Wien im Jahre 1811 sogar für den Vater eine von den Ursachen war, daß er seinen Sohn nach der Kaiserstadt ziehen ließ.

Ebenfalls in die erste Hälfte des Jahres 1795 fällt Körners Bekanntschaft mit Matthisson. Aber wenn er ihn auch für die Gesellschaft recht angenehm, natürlich und ohne Anmaßung, auch durch Erzählung mancher Anekdoten unterhaltend fand, so bekam er doch etwas, das sich durch Geist auszeichnete, von ihm nicht zu hören. Auch für seine Dichtungen konnte er sich nicht recht begeistern.

Im Oktober kündigte ihm Schiller den Besuch des jungen Herrn v. Stein an, der im Auftrage seines Herzogs auf etliche Jahre nach Breslau gehen sollte, um dort Staatsökonomie zu studieren, und auf der Reise dorthin auch Dresden

berühren werde: es sei ein junger Mann von Kenntnis und ein sehr trefflicher Mensch. Die Ausführlichkeit von Körners Antwort über den Besuch des jungen Mannes, den Goethe erzogen hatte, läßt erkennen, wie ernst er es mit der Erziehung des eigenen Sohnes nahm. „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohl thut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verraten, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urteilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fache etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dies vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte er nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet. Bei meinem Jungen würde sich ein solches Ziel schwerlich erreichen lassen. Er ist äußerst reizbar und heftig, aber nicht hartnäckig."

Theodor entwickelte sich in den Jahren 1794 und 1795 zur Freude der Eltern körperlich verhältnismäßig gut. Er war die meiste Zeit in freier Luft teils in dem nahe gelegenen Palaisgarten unter Knaben seines Alters, teils im Sommer auf dem Weinberge mit den Seinen. Der Vater, dem die Kinder immer wichtiger wurden, beobachtete bei seinem eigentümlichen Talent, das Charakteristische an einer Person schnell herauszufinden, mit feinem Verständnis die Anlagen Theodors und Emmas. Mit inniger Freude berichtet er dem befreundeten Dichter, dem inzwischen auch der erste Sohn geboren war, wie er sich verjüngt fühle, wenn er seinen Jungen ansehe, wie dieser nunmehr alle Zähne, die bisher zu erwarten gewesen, habe und munterer als jemals sei: es sei doch ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das einem so nahe angehöre; wer diesen Genuß entbehre, lerne den Wert des Lebens nie vollständig kennen. Im Jahre 1794 blieben die Kinder gesund; auch die Impfung überstanden sie leicht. Dreimal allerdings erschreckte der Knabe die Eltern nicht wenig: einmal, im Februar, durch einen plötzlichen, nicht näher angegebenen Zufall, der zum Glück bald vorüberging. Ueber die beiden anderen Fälle berichtet ein Brief des Vaters an Becker (vom 30. November) folgendes: „Bei uns ist alles wohl; aber vor einigen Tagen hat uns Karl sehr erschreckt. Es war ihm ein Knöchelchen, wie er klagte, im Halse stecken geblieben; aber nach einem starken Husten klagte er nicht mehr. Vielleicht war es nur ein Stück

hart gerösteter Semmel, die in der Speise war. Vorher hatten wir einen ähnlichen Vorfall. Er hatte sich mit einem Stocke in den Mund gestoßen, und ein paar Stunden nachher schwoll ihm die Backe inwendig, und er wollte nicht schlucken. Im Winter fallen diese Dinge öfter vor, weil er mehr in der Stube ist, wo er alle Augenblicke schädliche Dinge in die Hand nimmt." Jedenfalls mahnten dergleichen Zufälle bei der Lebhaftigkeit des Knaben zur größten Vorsicht, und die aus der sächsischen Lausitz stammende Kinderfrau hatte gewiß kein leichtes Amt. Uebrigens war ihr Einfluß in sprachlicher Beziehung auf den Knaben keineswegs günstig: ist es doch ihr wohl im wesentlichen zuzuschreiben, daß er einen ganz ausgeprägt sächsischen Dialekt sprach. Auch von einem humorvollen Zuge des Jungen weiß der Vater am 25. Mai zu berichten: „Gestern sind die Kinder zum ersten Male ausgefahren, und Karl hat zu Ehren seiner Mannheit zum ersten Male in Hosen geprangt. Man hatte ihm versichert, daß ein Bart zu den Hosen gehört. Wie ihm also der Schneider die Hosen bringt, fragt er: Wo Bart ist?"

An die Stelle des Hauslehrers, der in der ersten Zeit die Eltern unterstützte, trat hauptsächlich für Emma als Erzieherin eine Französin. Der Vater, wenn er auch sonst dem französischen Wesen nicht gerade hold war, mußte doch aus pädagogischen Rücksichten der damals herrschenden Sitte seinen Tribut zahlen; allzulange allerdings scheint die Französin nicht im Hause gewesen zu sein. Ueber das Verhältnis der Geschwister zu einander ist das früheste Zeugnis ein Eintrag Emmas im Ausgabenbuche der Mutter: „Ich bin Freund mit Karl." Ein rührender Zug wird noch aus der Kinderzeit erzählt. Als Theodor einst im jugendlichen Uebermut beim Spiel im Palaisgarten eine sanfte Ermahnung Emmas, nicht zu wild zu sein, mit einer unhöflichen Erwiderung abgelehnt hatte und dann bemerken mußte, daß der Schwester Augen sich mit Thränen füllten, warf er sich schluchzend zu ihren Füßen, hielt lange seinen Kopf auf ihren Schoß gesenkt und bat sie alsdann auf das herzlichste um Vergebung.

Blicken wir in den Familienkreis hinein, in dem die Kinder aufwuchsen, so erfreuen uns immer wieder die idealen Bestrebungen aller Mitglieder. Die Tante malt, die Mutter zeichnet und radiert, alle begrüßen, wie die Kinder den heiligen Christ, den Musenalmanach. Die Briefe der nahestehenden Familien sprechen aufs dankbarste von den Beweisen der Anhänglichkeit, die einzelne ihrer Glieder von Körners empfangen haben. „Schließe Dich ja an Körners an! wir finden keine besseren Freunde," lesen wir in einem Schreiben Thielmanns an seine Frau aus damaliger Zeit.

Im Jahre 1796 wollte Körner seinen Schiller endlich einmal wiedersehen und erweckte durch seine Ankündigung die lebhafteste Freude: „Eben erhalte ich Deinen Brief, der mir meine Hoffnung, Euch diesen Sommer zu sehen, zur

Gewißheit macht. Wie wollen wir uns freuen und letzen! So sind wir noch nie beisammen gewesen als Hausväter und glücklich in dem zartesten Verhältnis. Gebe mir der Himmel nur, solange Ihr hier seid, eine erträgliche Gesundheit; gerne wollte ich einige Monate voraus dafür leiden." Die geplante Reise nach Jena bildet fast das tägliche Gespräch in Dresden, und doch fürchtet sich Körner fast, im voraus Anstalten dazu zu machen: ist doch schon manches, worauf er sich gefreut, durch ein unerwartetes Hindernis vereitelt worden. Er will lieber nicht eher fest daran glauben, als bis er im Wagen sitzt. Am Montag, den 24. April, gedenkt er mit der ganzen Familie nebst dem Bedienten und der Kinderfrau in Jena einzutreffen. Die erste Station auf der Hinreise soll in Grimma oder Borna, die zweite in Ronneburg gemacht werden; von hier aus hofft er für einen halben Tag nach dem in der Nähe gelegenen Gute der Herzogin von Kurland, nach Löbichau, zu fahren. Als sorgsamer Gatte und Vater bespricht er brieflich mit dem Freunde genau die Wohnung, die Anzahl der Zimmer, die Möbel, die Betten, die er mitbringen will. Besonders liegen ihm die Kinder am Herzen. „Ich bin neugierig," so schreibt er am 7. Februar nach Jena, „wie sich mein Junge gegen Deinen betragen wird. Er ist etwa zwei Jahre älter, und das giebt ihm ein erschreckliches Uebergewicht. In solchen Fällen ist er sehr gefällig und nachgebend, spielt auch wohl den Mentor. Er spricht auch schon viel von der jenaschen Reise und fragte neulich sehr ernsthaft, ob wir auch die Hühner, die er sehr lieb hat, mitnehmen würden." „Mir wird, heißt es später einmal, mein Karl immer interessanter. Vielleicht ist es väterliche Täuschung; aber ich glaube manchen guten Zug an ihm zu bemerken. Jetzt gehe ich bloß darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wächst, pflanze ich jetzt nicht. Dies ist ein Punkt, über den wir noch manches sprechen werden, wenn wir zusammenkommen. Ich freue mich auf Deinen Kleinen."

Am Mittwoch den 27. April, nachmittag, wurde endlich das ersehnte Ziel erreicht. Ueber alle Erwartung fand man Schiller gesund und heiter, und herrliche Tage standen in Aussicht. Körner besuchte seine alten Freunde und machte neue Bekanntschaften, namentlich mit Voß. Und als nun gar auch Goethe, den Schiller bereits am 5. Februar von dem in Aussicht genommenen Erscheinen des Freundes in Jena benachrichtigt hatte — auch Humboldt hatte er dies am 1. Februar mitgeteilt — zum Besuch in Jena eintraf und die einst in Dresden angeknüpfte Freundschaft inniger und fester schloß, war das Fest groß. Durch den Verkehr mit den beiden Dichtern fühlte sich Körner alsbald gestärkt und zu neuer Thätigkeit begeistert. Entwürfe zu künftigem gemeinschaftlichen Lebensgenuß wurden gemacht; alte Pläne wurden wieder aufgenommen, neue ins Auge gefaßt. Wir wissen, daß Schiller und Goethe damals zusammen an den Xenien arbeiteten. Wenn nun die Freundinnen, so erzählt Parthey, unten in der Wohn=

stube zusammensaßen, so hörten sie über sich die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren dann um zwölf Uhr herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt und sagten mehr als einmal: „Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert.“ Hatten die Freunde genug gedichtet, wurden mit den Frauen zusammen vergnügte Stunden verlebt. Goethe verstand es, galant zu scherzen, und manche liebe Erinnerung aus der Leipziger Studentenzeit wurde wieder aufgefrischt. Der große Dichter hatte, wenn Minna und Dora ihm seine kleinen Abenteuer vorrückten, Gelegenheit, sich über das gute Gedächtnis der Schwestern zu wundern und an „ihrem verfluchten Geschwätz“ Gefallen zu finden. Er dichtete damals gerade die Elegie „Alexis und Dora“. Den letzten Namen wählte er seiner Freundin zu Ehren. Schrieb er doch am 22. September 1796 an Körner, als dieser im Besitz des ersten Musenalmanachs mit eben jener Elegie an der Spitze sich befand: „Wenn Sie die Idylle zu Anfang des Musenalmanachs sehen, so gedenken Sie jener guten Tage, in denen sie entstand!“ Und als er bald darauf an „Hermann und Dorothea“ ging und das fertige Epos nach Dresden übersandte, da standen am Ende des Geleitschreibens die Worte: „Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie mir Ihre Frauenzimmer! Dorchen wird sehen, daß, ich weiß nicht durch welchen Zauber, meine neue Heldin schon wieder Dorothea heißt.“

Nur allzuschnell waren die heiteren und glücklichen Tage verflossen. Schiller hatte es verstanden, trotz der schlimmen Nachrichten, die er gerade damals aus der Heimat empfing, den Unbefangenen zu spielen und den in seinem Hause herrschenden Frohsinn nicht zu stören. Am 17. Mai schlug die Scheidestunde. Mit den glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft trennten sich die Freunde, nachdem sie Gelegenheit gehabt, nicht nur sich selbst, sondern alles, was zu ihnen gehört, als Ganzes zusammengestellt zu sehen. Kam ihnen auch das frohe Leben, das sie zusammen geführt hatten, bald wieder wie ein Traum vor: es sollte doch — so versicherten sie sich gegenseitig — seinen wertvollen, bleibenden Nachhall haben und behalten.

Als vierter im Bunde der Freunde ist Wilhelm von Humboldt zu nennen. Nach dem Tode seiner Mutter wollte er mit seiner Familie nach Italien gehen. Auf der Reise dahin machte er in Dresden halt, diesmal begleitet von seinem Bruder Alexander, der sich an der Fahrt beteiligen wollte. Galt nun auch der Aufenthalt zunächst der Abwickelung von Familiengeschäften und der Wiederherstellung der zerrütteten Gesundheit Carolines v. Dachröden, der Gemahlin Wilhelms, so war doch Zeit und Gelegenheit genug, die alten Freunde aufzusuchen. Bald verkehrten beide Humboldts aufs intimste in dem Körnerschen Hause. Gleich bei der ersten Bekanntschaft fand Körner auch den jüngeren

Bruder sehr interessant; bei weiterem Umgange war er ihm ehrwürdig durch den Eifer und Geist, mit dem er alles betrieb. Das Bittere und Hastige in seinem Wesen verzieh er ihm um so eher, als er dasselbe schon häufig gerade



Wilhelm v. Humboldt. Von 1767 bis 1835.

bei Männern von großer Thätigkeit bemerkt hatte. Als sich daher Schiller bald darauf recht abfällig über Alexander aussprach, ihm Eitelkeit, Dürftigkeit des Sinnes und Mangel an Einbildungskraft vorwarf, da fühlte sich Körner veranlaßt, für den neuen Freund eine Lanze zu brechen, indem er nach Jena schrieb:

„Dein Urteil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. — Gesetzt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben, alles zu messen und zu anatomieren, gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese giebt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt. Daß die Empfänglichkeit seiner Thätigkeit nicht das Gleichgewicht hält, will ich wohl glauben. Menschen dieser Art sind immer in ihrem Wirkungskreise zu beschäftigt, als daß sie von dem, was außerhalb vorgeht, große Notiz nehmen sollten. Dies giebt ihnen das Ansehen von Härte und Herzlosigkeit." Gewiß, auch ihm schien Wilhelm wegen seiner Ruhe und Gemütlichkeit und ebenso wegen seines Humors für den Umgang genießbarer; immer mehr lernte er ihn schätzen und lieben bei den vielen Berührungspunkten, die er mit ihm hatte; fast in allen Fächern geistiger Thätigkeit traf er bei ihm auf Verständnis und Teilnahme; immer weiter gestaltete sich der Umgang in Ideen: aber auch Alexander hatte seinen absoluten Wert und flößte ihm Achtung ein. Die Zukunft sollte zeigen, wie richtig Körner geurteilt, wie scharf er auch hier wieder beobachtet hatte.

Nur ungern verließen Humboldts Dresden, um zunächst nach Wien zu gehen. Auch Körner sah sie ungern scheiden; konnte doch der briefliche Verkehr, der sich nunmehr entspann, nur einen notdürftigen Ersatz für den persönlichen Umgang bieten.

Im übrigen wurde das ruhige Familienleben unserer Freunde in Dresden nur wenig gestört. Ihr Zirkel hatte sich sehr verengt; ihr ganzes Glück sahen sie in den Kindern, in denen Minna „ein neues Leben" begann. Dazu hatte Dora mit der Herzogin von Kurland im Sommer acht Wochen in Karlsbad und Teplitz geweilt, ohne allerdings an den unaufhörlichen Zerstreuungen, den Bällen und sonstigen Festen Vergnügen gefunden zu haben. In Dresden malte sie dann fleißig auf der Galerie. Leicht war ihr der Entschluß nicht geworden; und als sie es dann doch gewagt hatte, da war ihr bald, wenn sie allein war, die beängstigende Stille und dann wieder, wenn die Galerie sich füllte, das unaufhörliche Gedränge und alberne Gefrage peinlich und unheimlich gewesen, sodaß sie in den ersten Tagen bei ihrer Rückkunft nach Hause ordentlich Fieber hatte. Allmählich aber gewöhnte sie sich daran. Sie kopierte die beiden Sixtinischen Engel, die ihr in göttlicher Eingebung gemalt zu sein schienen, und war entzückt, als sie ihr vortrefflich gelangen.

Nur der Besuch der Dichterin Emilie von Berlepsch gab Körner Anlaß zu einer köstlichen Aussprache: „Mit einem halben Dutzend solcher Prophetinnen zu

leben", so schrieb er an Schiller, „wäre für mich eine ästhetische Hölle." Trotzdem lud er sie ein. Da aber gefiel sie erst recht keinem; man vermißte in ihr die zarte Weiblichkeit, die allein liebenswürdig mache, und fand in ihren Urteilen einen widrig vornehmen Ton; und als nun gar Körner ihre poetischen Sachen las, in denen ihm im wesentlichen nur armselige Gedanken und zusammengestoppelte Phrasen entgegentraten, da war es mit diesem Verkehre völlig aus.

Das Jahr 1798 sollte für Körner manche Unruhe und manche Veränderung bringen. Zunächst wurde die Familie wiederholt von Krankheiten heimgesucht. Der außerordentlich strenge Winter hatte in Dresden im Januar den Ausbruch einer Epidemie von Halsweh und Flußfieber (Influenza) zur Folge. Zunächst erkrankte Minna auf ein paar Tage; auch die übrigen Familienmitglieder hatten eins nach dem andern Anfälle ähnlicher Art. Am heftigsten trat die Krankheit bei Körner selbst auf.

In seinen Berufsverhältnissen trat insofern eine Aenderung ein, als er das geheime Referendariat bei dem Konferenzminister erhielt und durch diese Verbesserung an Dresden gefesselt war, zum großen Verdruß Schillers, der immer noch gehofft hatte, der Freund würde nach Leipzig an die Universität zurückkehren. „Ich hatte mir," so schreibt der Dichter damals an ihn, „viel von dieser Aussicht versprochen: wir wären uns so viel näher, die Kommunikation so viel leichter, Dein eigner Zustand so viel freier gewesen. Das Schönste, ja das Einzige, was der Existenz einen Wert giebt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet nach meiner Vorstellung an echtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältnis Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältnis, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mitteilung und im Bedürfnis der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte."

Als Antwort darauf folgt eine Art von Glaubensbekenntnis Körners: „Wenn Leipzig so nahe an Jena läge als Weimar, so hätte ich nichts auf das zu antworten, was Du in Deinem letzten Briefe schreibst. Aber zu einer Reise von neun Meilen entschließest Du Dich ebenso schwer, wie zu einer Reise von zwanzig. Also wären wir nur auf der Landkarte näher, ohne uns deswegen öfter zu sehen. Dagegen hätte ich in Leipzig, das ich besser kenne als Du, eine fatale Existenz,

und wenn ich bei der dortigen Teuerung auskommen wollte, weniger Freiheit als hier. Außer der Fakultätsarbeit, die, wenn sie ordentlich gemacht sein soll, ihren Mann vollkommen beschäftigt, müßte ich noch Collegia lesen. In der Fakultät fände ich einen Trupp widriger Menschen, mit denen es mir schwer werden würde, zusammen zu arbeiten. Hier ist meine Abhängigkeit nur scheinbar. Ich habe ein bestimmtes Departement, wo ich ohne alle Kollegen arbeite. Die Minister sind froh, wenn man ihnen Zeit und Anstrengung erspart, und betragen sich sehr artig. Meine Arbeiten sind mannigfaltig und großenteils interessant, insofern sie die allgemeinen Landesanstalten zu Beförderung des Wohlstandes betreffen. Auch bleibt mir in der Folge, wenn die jetzigen Rückstände aufgearbeitet sind, mehr Muße übrig als beim Appellationsgerichte. — Ich bin nicht reich genug, um als Hausvater bei den immer wachsenden Bedürfnissen meiner Familie unabhängig sein zu können. Also wähle ich unter den Arten der Abhängigkeit diejenige, die nach meiner Ueberzeugung das kleinste Uebel ist, und wobei sich durch das, was der Mensch aus seinen Verhältnissen macht, ein höherer Grad von künstlicher Freiheit hervorbringen läßt. Auch weiß ich, daß Unabhängigkeit bei mir weniger fruchtbar sein würde als bei anderen. Meine Existenz in der litterarischen und ästhetischen Welt ist mehr genießend als produktiv. Und zum Anschauen, Pläne machen, Anstellen bleibt mir noch immer Muße genug. — Von dem Anschließen an unbedeutende Menschen laß Dir bei mir nicht bange sein! Ich lebe nur im Kreise meiner Familie. Geßler ist der einzige, der mir außerdem hier näher angehört. Zwar fehlt es ihm an Charakter und Geist, aber sein Gefühl macht mir oft Freude. Sonst habe ich gern junge Menschen um mich, um nicht selbst unmerklich zu veraltern, und je selbständiger, härter und übermütiger sie sind, desto lieber mag ich sie zum Gespräch. Uebrigens suche ich mich fremd gegen alles zu erhalten, was nicht zu den Meinigen gehört. Bei einem zu ausgebreiteten Interesse für Personen verliert das Interesse für Sachen und die höheren Bedürfnisse der Menschheit überhaupt. Zusammenkünfte mit Dir und Goethe sind Feste, auf die ich mich während meines Alltagslebens vertröste. Hier suche ich bloß, mich unverdorben zu erhalten, damit Ihr mich nicht als einen Philister wiederfinden möget."

Aeußerlich gab Körner seinem Entschlusse, die ihm nunmehr lieber gewordene Stadt, in der sich zu seiner Freude auch die Theaterverhältnisse günstiger gestaltet hatten, nicht mehr zu verlassen, damals dadurch Ausdruck, daß er beim Magistrat um Gewährung des Dresdner Bürgerrechtes einkam.

Die Kinder hatten, wie früher berichtet worden, im Jahre 1796 die Reise nach Jena mitgemacht. Ueberall hatten sie viel Freunde gefunden, und gesund waren sie zurückgekehrt. Theodor war auf der Reise sehr gewachsen; aber da der Körper noch immer nicht gehörig erstarkt war, der Knabe auch eine äußerst

reizbare Natur, verbunden mit Festigkeit des Willens, und eine leicht aufzuregende Phantasie besaß, so glaubte der Vater, immer noch seinen Neigungen und Fähigkeiten freien Spielraum lassen zu müssen, und als dann endlich die Ausbildung begann, konnte sie zuerst nur langsam vor sich gehen. Bei der Lebendigkeit und leicht erregten Einbildungskraft des Knaben war die größte Vorsicht geboten. Als die Eltern im April 1797 den Kleinen mit in das Komödienhaus nahmen, und die Mutter ihn eben auf dem Schoße hatte, bekam er plötzlich Konvulsionen. Man hielt den Anfall für eine Folge vom Eintreten der späteren Zähne. Das Kind erholte sich zwar bald wieder; aber die Eltern, besonders die Mutter, blieben in steter Sorge aus Furcht vor einer Wiederkehr des Uebels.

Mit dem Gedeihen des Körpers entwickelten sich auch seine geistigen Fähigkeiten. Der Vater, der zwar die Meinung hatte, daß man am besten die Kinder selbst unterrichte, scheint doch sehr bald aus verschiedenen Gründen den einen oder anderen Lehrer in sein Haus genommen zu haben. Wohl las er noch im Laufe des Sommers manches über Erziehung, dachte über das Gelesene nach und verfiel aus pädagogischen Rücksichten zuletzt auf das Studium der Natur; wohl ging er so vorbereitet an die Unterweisung des Sohnes. Aber nur zu bald machte er die Bemerkung, daß dessen Aufmerksamkeit nicht leicht zu fesseln war, zumal da er keinen sonderlichen Trieb zum Lernen hatte; war seine Teilnahme aber einmal erregt worden, so faßte er allerdings leicht. Diese Beobachtung und Mangel an Zeit veranlaßten den Vater, zunächst wenigstens den Elementarunterricht des Kindes im Rechnen und Schreiben dem Lehrer Guthmann zu übertragen.

Am meisten Freude machte dem Knaben das Rechnen, in dem er es bald zu einer ziemlichen Fertigkeit brachte. Daneben trat bereits früh musikalische Begabung hervor; schon bei Beginn des Jahres 1799 konnte er zur Freude des Vaters ein paar Stückchen ganz artig auf dem Klavier spielen. Im allgemeinen fehlte es dem munteren, oft wilden, sogar leidenschaftlichen, daneben aber gutartigen Knaben nicht an Fähigkeiten; er war jedoch zu leichtsinnig und unstät, sie zu gebrauchen. Zeugnis dafür legt das früheste, uns von Theodor erhaltene Schriftstück ab, ein Brief, den er im Alter von acht Jahren an seinen Freund Fritz Henoch schrieb:

„Mein lieber Fritz.

Wen Du wilst so gut sein so kom zu mir mit Deiner Swester wen Sie mitkommen will, meine Swester ist bey Malgen und meine Eldern in Geschelsaft

Ich bin Dein ewigerfreund
Car Körner
Die Andwort schriflich.

An meinen Fritz.
Sond. den 14ten December 1799.

Aus dieser Zeit etwa stammt das älteste charakteristische Bild von Theodor. In Pastell von Dora gemalt, zeigt das lebensgroße Porträt (Kniestück) den Knaben mit einem von langen, dunklen Locken reich umwallten Haupte. Aus den Augen spricht froher Lebensmut, und ein um die Lippen spielender Zug verrät den künftigen Schalk.

Viel leichter als Theodor war Emma zu erziehen! Alles trieb sie mit vielem Ernst, weil sie wirklich Freude daran fand. Ueberall, namentlich im Zeichnen, machte sie gute Fortschritte, wie sie überhaupt bei allem, was sie anfing, eine gewisse Geschicklichkeit zeigte. Hatte sie genug gearbeitet oder kehrte sie von der Galerie, wo man ihr viel Schönes über ihr Kopieren gesagt hatte, nach Hause zurück, so nahm sie, die glücklicherweise ein unbefangenes, heiteres Geschöpf geblieben, ihre Puppe und tanzte und spielte mit ihr, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Weiblichkeit der Tochter machte auf den Vater einen gar lieblichen, wohlthuenden Eindruck. Theodor war mehr und mehr erstarkt; vielfältige gymnastische Uebungen hatten ihm, von dem der Vater noch im Jahre 1798 an Schiller geschrieben, daß er oft ungraziös sei, ziemliche Gewandtheit und Kraft gegeben, sodaß die Eltern wenigstens in dieser Beziehung nunmehr beruhigt in die Zukunft schauen konnten. Körner fand sein schönstes Glück ganz in des Hauses Schranken; die Erziehung der Kinder und seine neue Stellung nahmen ihn ganz in Anspruch, und kaum regt sich in ihm ein anderer Wunsch als höchstens der, daß Schiller ihn besuchen möchte.



Theodor Körner als Kind. Nach dem Dora Stock'schen von Emma Körner als Miniaturbild angefertigten Pastellgemälde. Original im Körnermuseum.

Im Jahre 1800 blieben Körners Verhältnisse im wesentlichen die nämlichen, nur daß ihm seine amtliche Stelle nach und nach immer mehr Zeit zu freier Verfügung übrig ließ.

Beim Jahrhundertwechsel erneuern die Freunde gleichsam ihren Bund und wünschen es zu erleben, daß er sich in ihren Kindern fortsetze. Besonders hoffnungsfreudig spricht Körner: „Seit der Zeit, da unser Bund geschlossen wurde, sind mehrere Jahre verflossen, aber unsere Seelen haben nicht gealtert. Und dafür

werden wir beide sorgen, daß Geist und Herz noch lange in uns frisch und jugendlich bleibe. Einem Vater wird dies ohnehin leichter, der sich nicht Mühe gegeben hat, seine Kinder vor der Zeit alt zu machen." Zugleich berichtet er, daß er wenigstens in seinem Hause sich eine kleine Feierlichkeit beim Eintritt des neuen Jahrhunderts nicht habe versagen können. „Einige Blasinstrumente spielten eine gefällige Melodie, als der erste Glockenschlag von zwölf gehört wurde. Schnell wurden allen Anwesenden die Augen verbunden, und man sang das Lied:

Mit Nacht seid ihr umgeben;
Doch einer Freundin Hand
Läßt Bilder euch umschweben,
Erhellt das dunkle Land:
Wohl euch, wenn ihr zur Seite
Kein böser Dämon steht!
Blickt mutig in die Weite,
Wenn ihr sie im Geleite
Der Lieb' und Hoffnung seht.

Sodann öffnete sich die Thüre, und angestimmt wurde:

Weg vom Auge nun die Binde!
Stimmt in unsre Lieder ein!
Gram aus jedem Herzen schwinde,
Das wir ew'ger Jugend weih'n.
Schaut die Göttin! Atmet freier!
Euch umstrahlt ihr mildes Licht,
Und bei des Jahrhunderts Feier
Birgt für euch der Zukunft Schleier
Ihre holden Blumen nicht.

Die Binden wurden von den Augen genommen, und man sah Minna, Dora und Emma mit Blumen geschmückt und halb verschleiert, die die Statue der Hebe kränzten." Körner liebte derartige Feste, die er für die Poesie des Lebens hielt, außerordentlich. Besondere Freude machte es ihm, in den Kindern den Familiensinn zu wecken und zu fördern: sie wurden frühzeitig zur Teilnahme an Rätselspielen, Deklamationen, musikalischen Vorträgen und dramatischen Aufführungen im Hause, die oft den Vater selbst, wie wir aus früherer Zeit wissen, zum Autor hatten, herangezogen. Hin und wieder verfaßte dieser auch bei Familienfesten oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten kleinere Gedichte, die da Zeugnis ablegen von dem tieffühlenden Herzen des glücklichen Vaters und Gatten. So richtet er an eines der Kinder folgende Strophen:

„Leicht durchhüpfst Du die Welt im Frühling des Lebens. Die Mutter
Freut sich sorgend. Sie wacht, bist Du im Traume beglückt.
Aber es wächst ihr Vertrauen mit jedem scheidenden Jahre,
Dankbar schaut sie zurück, vorwärts mit Hoffnung und Mut."

Dann wieder hat eins der Geschwister die Mutter aus irgend einer liebevollen Veranlassung in seinem Auftrage mit den Worten zu begrüßen:

„Nimm, Mütterchen, die Blumen hier!
Für Dich gab sie der Vater mir,
Zwar weiß ich nicht, was es bedeute;
Doch freu' ich mich, weil er sich freute!
Sieh ihn nur an — Mit dem Gesicht
Sah ich ihn, seit ich lebe, nicht."

Oder er befindet sich auf Reisen und gedenkt aus der Ferne seiner Gattin in folgenden Distichen:

„Der Ehemann auf Reisen.

Wohl mir! Es prangt um mich her die Natur in der üppigsten Fülle
Und was die höhere Kunst hier seit Jahrtausenden schuf.
Aber beim frohen Genuß, wie bei der ernsten Betrachtung
Folgt mir ein liebliches Bild, das aus der Ferne mir winkt.
Und aus der fremden Welt seh' ich heiter zurück nach der Heimat,
Wo ein empfänglich Gemüt auch ein Arkadien fand."

Und endlich, zum 7. August 1801, seinem Hochzeitstage, widmet er seiner Minna in dankbarer Erinnerung an all das Gute, was er in seiner Ehe reichlich genossen, folgende Zeilen:

„Festlich gestimmt erwach' ich und blicke dankbar gen Himmel,
Und er zeigt mir ein Bild würdig des heutigen Tags.
Klar und mild ist die Bläue, nur lichte Streifen von Wolken
Zeigen sich einzeln, doch bald hat sie ein Lüftchen verweht.
Alles umglänzt und verherrlicht vom Strahle der freundlichen Sonne —
So ward einst meine Welt, Liebe, durch Dich mir verklärt."

Zu den größten Festen im Körnerschen Hause gehörten natürlich die Besuche Schillers. Zum letzten Male kam dieser am 9. August 1801 nach Dresden. An demselben Tage zog er nach Loschwitz hinaus und blieb da bis zum 1. September. Wieder waren es herrliche, heitere Tage, die man da verlebte. So oft Körner konnte, besuchte er den Freund und weidete sich an der Gesundheit und Kraftfülle seines Geistes; er selbst fühlte durch den Verkehr seine Existenz bereichert und verschönert. Weitere vierzehn Tage brachten dann Schillers noch in Dresden selbst zu, wo besonders die reichen Kunstschätze besichtigt wurden und Anlaß zu anregenden Gesprächen boten. Charlotte hatte dabei Gelegenheit, das feine Kunstverständnis Doras zu bewundern; nicht weniger erstaunt aber war sie über die herrlichen Gemälde, die diese kopiert hatte. Zwei Bilder besonders waren ihr im Jahre 1800 gelungen: Guido Renis Amor und Correggios Magdalena. Den Versuch, das letztere in Pastell zu malen, hatte sie seiner Zeit für ein ungeheures Unternehmen erklärt; um so größer daher ihr Triumph und ihre Freude, als sie es nach acht Wochen glücklich geendigt hatte. Auf Charlottens

Empfehlung bestellte deshalb später die Herzogin von Rudolstadt eine Kopie der Sixtinischen Madonna bei Dora.

Verflossen so die Tage höchst angenehm, so gewährten doch den größten Genuß die Abende, wo Körner frei von Geschäften sich ganz seinem Freunde widmen konnte. In geistreicher Unterhaltung, an der sich öfters auch Geßler und Schönberg, die trauten, liebenswürdigen Hausfreunde, beteiligten, verflossen die Stunden und Tage nur zu schnell. Geistig und körperlich gestärkt schied Schiller am 15. September von Dresden, aber doch mit einer gewissen wehmütigen Stimmung, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wiedersehen würde.

Körners begleiteten die Familie bis Leipzig, um einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ durch die Sekondasche Gesellschaft beizuwohnen. Dort konnten sie sich auch an den Ovationen erfreuen, die Schillern während und nach der Vorstellung dargebracht wurden. Die Nachklänge in den damaligen Briefen sagen uns, daß Schiller bei Körners zu Hause war, daß er zu ihnen gehörte, und Körner hatte wieder gesehen, was ein Mensch bei ernstem Wollen zu leisten im stande sei. „Laß uns,“ so schreibt er, „so oft als möglich diesen Genuß der Zusammenkunft erneuern. Ein solcher Bund als der unsrige wird weder von Dir noch von mir jetzt mehr geschlossen.“

Lebhaft bewegte nun Theodors Entwickelung das Herz des Vaters. Die in dem Knaben schlummernden Anlagen und Neigungen hatten sich mehr und mehr entfaltet. In steter Berührung mit der Natur war sein Blick für die Vorgänge und Erscheinungen in ihr geschärft worden. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organisiert und wurden zeitig geübt. Besondere Neigung zeigte er für Mathematik, Naturkunde und Geschichte, während er für die Erlernung der Sprachen weniger Liebe und Talent hatte. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, selbst dann noch, als er in den anderen, älteren und neueren, Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte. In besonders hohem Grade fand sich bei ihm Sinn für die Kunst. Seine Versuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer musikalischer Instrumente, zuerst des Klaviers, dann der Violine, Flöte und Zither und endlich der Guitarre, der er treu blieb, verrieten ein großes Talent dafür. Daneben aber trat schon frühzeitig eine eigenartige Vorliebe für die Dichtkunst hervor. Schiller und Goethe waren die Lieblingsdichter in dem elterlichen Hause und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Gar bald werden wir seinen frühesten dichterischen Versuchen begegnen, die der Vater bei seinem hohen Begriffe von der Kunst nur duldete, nicht begünstigte.

Die Verhältnisse des Elternhauses waren in jeder Beziehung geeignet, jeden Keim des in dem Sohne schlummernden Talentes zur schönsten Blüte zu ent-

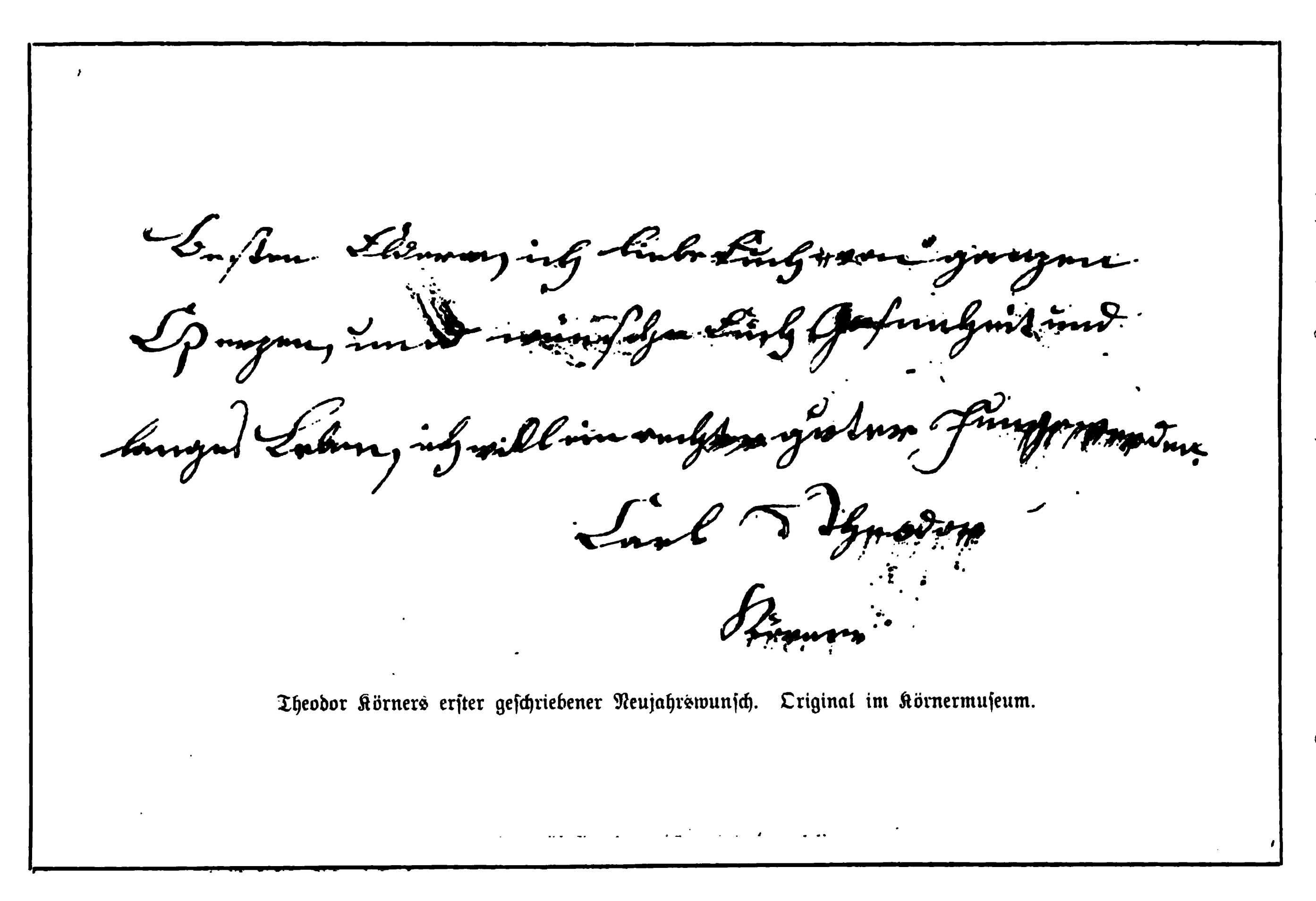
falten und auch seiner Charakterbildung die edelste Richtung zu geben. In der Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen zu einem freundlichen Ganzen sich vereinigte, war alles für Poesie und Musik empfänglich; bei dem weiblichen Teile fehlte es dabei nicht an Talent für Zeichenkunst und Malerei; die Freunde des Hauses trugen dazu bei, daß in der besseren Gesellschaft kein drückender Zwang gefühlt und der Wert des feinen Umganges geschätzt wurde. Alles dies konnte seinen erziehlichen Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Knaben nicht verfehlen. Zu den ausgesuchten Zirkeln, die sich oft genug bei Körners versammelten, wurde der Sohn des Hauses frühzeitig zugelassen; hier wurde er mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und teilnehmend war. Hier lernte er von frühester Jugend an Hochachtung vor allem Heiligen, Erhabenen und Göttlichen. Nach des Vaters Anschauung, der in Liebe und Vertrauen die Hauptmittel seiner Erziehung sah, sollte er „die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als eine seelenerhebende Freundin kennen lernen; durch edlere Triebfedern als durch die Furcht" sollte er zum Guten veranlaßt werden. Und wenn Theodor uns später als die Idealgestalt eines deutschen Jünglings, begeistert für die höchsten Güter der Menschheit, entgegentritt: der Dank dafür gebührt in erster Linie seinem Vaterhause.

Einzelne Bemerkungen über die Entwickelung der Kinder in des Vaters Briefen stehen am besten in chronologischer Reihenfolge nacheinander.

Am 12. Januar 1800 schreibt er an Schiller: „Die Kinder sind wohl und bilden sich immer mehr aus. Beide sind gutartig, aber sehr verschiedene Naturen. Emma ist in allem zierlich und streng gegen sich selbst. Was sie unternimmt, gelingt ihr, wenn besonders Fleiß, Aufmerksamkeit und ein feiner Blick dazu gehört. Karl hat viel Anlagen und faßt schneller als Emma, aber er bringt wenig vor sich, weil er immer nur Augenblicke bei einer Sache bleibt. Sein Körper wird indessen immer fester und gewandter."

Am 20. April 1801 an Schillers Gattin: „An meiner Emma würden Sie manche Freude haben. Sie ist ganz so, wie ich sie wünsche, und wird ein braves deutsches Weib werden, herzlich und voll innigen Gefühls, auch geschickt in allem, was sie unternimmt, aber natürlich, heiter und ohne alle Anmaßung. Karl kann jetzt wenig Menschen außer seinen Eltern angenehme Empfindungen machen. Er ist in der Periode, da die Knaben sehr ungraziös sind. Bösartig ist er nicht, und mitten unter seinen leichtsinnigen und ungezogenen Streichen treffen wir auf Züge, die sehr für sein Herz beweisen. Auch faßt er schnell und stellt sich zu allem ziemlich geschickt an, sobald er seine Aufmerksamkeit sammelt."

Am 24. Dezember 1801 schreibt die Mutter an Tante Ayrer: „Karl und Emma wachsen zusehends und sind beide sehr fleißig. Emma ihre Erziehung



Besten Eltern, ich liebe Euch von ganzem Herzen, und wünsche Euch Gesundheit und langes Leben, ich will ein rechter guter Junge werden.

Carl Theodor

Körner

Theodor Körners erster geschriebener Neujahrswunsch. Original im Körnermuseum.

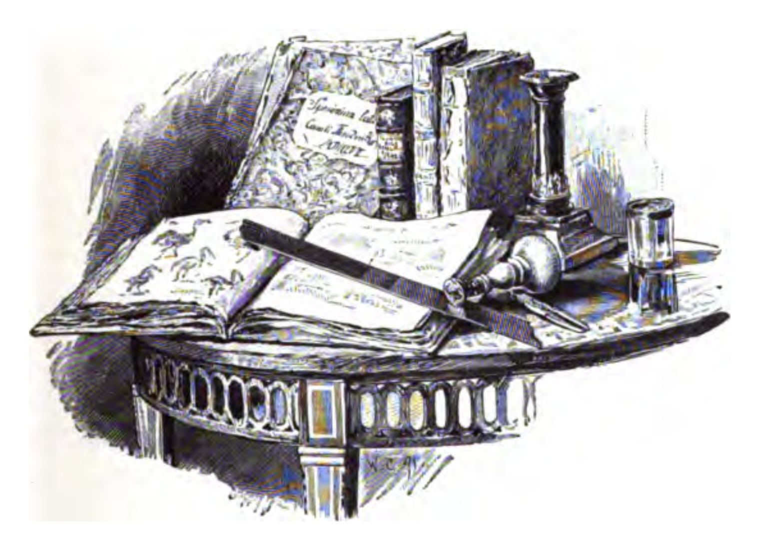
Aus einigen Zeilen an Adolph von Göphardt sehen wir, daß er Steine sammelt und Fortschritte im Violinspiel macht. Ein ebenfalls aus jener Zeit stammender Neujahrswunsch rührt durch seinen kindlichen Ton: (sieh S. 101).

„Besten Eldern, ich liebe Euch von ganzen Herzen, und wünsche Euch Gesundheit und langes Leben, ich will ein recht guter Junge werden.

Carl Theodor Körner."

Im Anfang Mai 1802 verließen Körners ihre freundliche Wohnung am Palaisplatz und siedelten nach dem Hause Nr. 753 in der Moritzstraße über, das Vater Körner im Jahre vorher gekauft hatte. Dies Haus bewohnten sie bis zu ihrem Scheiden aus Dresden; heute flutet über den Platz, wo es stand, der rege Verkehr der König-Johann-Straße. Als der Umzug vollendet war, teilte Dora die sie bewegenden Gefühle ihrer Freundin Lotte mit: „Nun Gott sei Dank! es ist alles überstanden, und wir sind alle gesund. — Der Allmächtige schenke dem geliebten Körner und uns Gesundheit, um heiter die Tage im neuen Hause zu verleben! Der schöne, freie Himmel der Neustadt ward uns anfänglich schwer zu vergessen, besonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo sie ihre schöne Jugendzeit in süßer Freiheit verlebten. Karl fühlt es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das spielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältnisse des Hofmeisters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens ist bei Karl nun gekommen. Es war so manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachsen, und die Männeraufsicht wird ihm wohlthätig sein, so schwer es ihm wird; er wird sich an die Notwendigkeit gewöhnen lernen." Bisher hatte der Vater im Verein mit Minna und Dora den Unterricht des Sohnes geleitet; jetzt, nach der Uebersiedelung in das neue Haus, erhielt Theodor zugleich mit einer eigenen Stube einen Hofmeister. Bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und bei der hohen Veranlagung seines Sohnes mochte es nunmehr dem Vater geratener erscheinen, den Unterricht nach festeren pädagogischen Prinzipien erteilen zu lassen und den Knaben an einen gewissen Zwang, an Regelmäßigkeit und an den Ernst des Lebens zu gewöhnen. Ihn dem pedantischen Schulunterricht zu übergeben, hatte er noch keine Lust; für wichtiger hielt er, ihn sich noch immer viel im Freien tummeln zu lassen. Daher wurden denn auch die gymnastischen Uebungen, die ja damals in den Schulen wenig berücksichtigt waren, fortgesetzt, und Elastizität und Geschwindigkeit wurden dem Knaben immer mehr zu eigen, sodaß er als Jüngling bald für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter galt. Daneben mußte auch sein Talent für Musik und Poesie in die rechten Bahnen geleitet werden. „Auf der Violine," so schreibt der Vater später, „versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog. Seine Zither am Arme dachte er sich schon frühzeitig gern zurück in die Zeit der Troubadours.

Für dieses Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Kompositionen, und sein richtiges, feines Spiel wurde mit Vergnügen gehört." Gewiß war es für den Lehrer keine leichte Aufgabe, den an Freiheit gewöhnten Knaben für einen streng geregelten Unterricht zu gewinnen. Wie er es angefangen und was er geleistet, wird nicht berichtet; doch scheint er nach einer späteren Aeußerung des Vaters ebenso wie die folgenden Lehrer nicht recht seiner Aufgabe gewachsen gewesen zu sein.



Schul- und Zeichenbücher Theodors. Im Körnermuseum.

Ueber das Leben und Treiben der Kinder aus dem Jahre 1802 wird noch folgendes berichtet: Am 23. September wurde Theodors Geburtstag gefeiert. Zu Ehren dieses Tages richtete der Vater folgendes Distichon an ihn:

„Hoffnungsvoll ergreif' ich dies Blatt; ein Vater ist glücklich,
Bleibt ihm ein würdiger Platz unter den Freunden des Sohns."

Ein Freund wollte der Vater dem Sohne sein; ein treuer Freund ist er ihm stets gewesen und geblieben, in Leid und Freud. Um die Eltern zu erfreuen, hatten sich Emma und Theodor für den Tag im Verein mit einer Freundin (Frl. Aster) ein kleines Lustspiel, „Die beiden Billets", von Anton Wall, eingeübt. Die Mutter hatte ihnen ein kleines Theater aus Coulissen, die Rackenitz geliehen, im Zimmer aufbauen lassen. Theodor spielte den „Schnaps" nicht übel, echt komisch, und auch Emma gefiel in der Rolle des „Röschen" den Zuschauern.

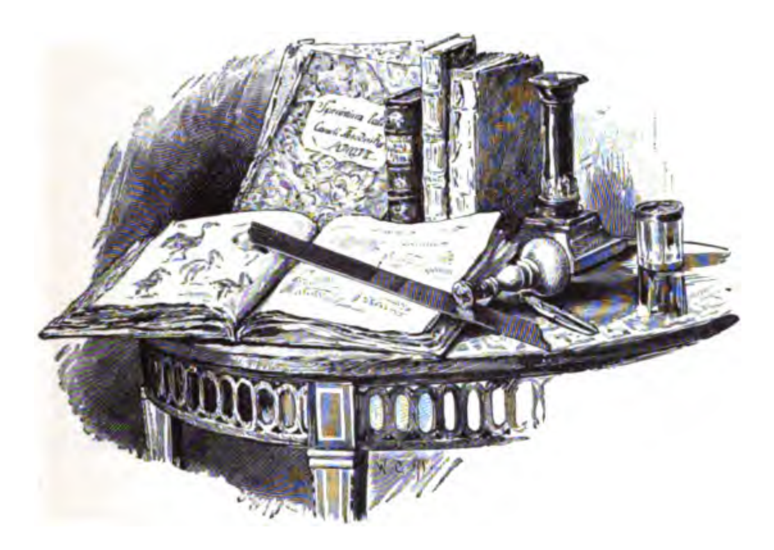
Aus einigen Zeilen an Adolph von Göphardt sehen wir, daß er Steine sammelt und Fortschritte im Violinspiel macht. Ein ebenfalls aus jener Zeit stammender Neujahrswunsch rührt durch seinen kindlichen Ton: (sieh S. 101).

„Besten Eldern, ich liebe Euch von ganzen Herzen, und wünsche Euch Gesundheit und langes Leben, ich will ein recht guter Junge werden.

Carl Theodor Körner."

Im Anfang Mai 1802 verließen Körners ihre freundliche Wohnung am Palaisplatz und siedelten nach dem Hause Nr. 753 in der Moritzstraße über, das Vater Körner im Jahre vorher gekauft hatte. Dies Haus bewohnten sie bis zu ihrem Scheiden aus Dresden; heute flutet über den Platz, wo es stand, der rege Verkehr der König-Johann-Straße. Als der Umzug vollendet war, teilte Dora die sie bewegenden Gefühle ihrer Freundin Lotte mit: „Nun Gott sei Dank! es ist alles überstanden, und wir sind alle gesund. — Der Allmächtige schenke dem geliebten Körner und uns Gesundheit, um heiter die Tage im neuen Hause zu verleben! Der schöne, freie Himmel der Neustadt ward uns anfänglich schwer zu vergessen, besonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo sie ihre schöne Jugendzeit in süßer Freiheit verlebten. Karl fühlt es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das spielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältnisse des Hofmeisters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens ist bei Karl nun gekommen. Es war so manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachsen, und die Männeraufsicht wird ihm wohlthätig sein, so schwer es ihm wird; er wird sich an die Notwendigkeit gewöhnen lernen." Bisher hatte der Vater im Verein mit Minna und Dora den Unterricht des Sohnes geleitet; jetzt, nach der Uebersiedelung in das neue Haus, erhielt Theodor zugleich mit einer eigenen Stube einen Hofmeister. Bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und bei der hohen Veranlagung seines Sohnes mochte es nunmehr dem Vater geratener erscheinen, den Unterricht nach festeren pädagogischen Prinzipien erteilen zu lassen und den Knaben an einen gewissen Zwang, an Regelmäßigkeit und an den Ernst des Lebens zu gewöhnen. Ihn dem pedantischen Schulunterricht zu übergeben, hatte er noch keine Lust; für wichtiger hielt er, ihn sich noch immer viel im Freien tummeln zu lassen. Daher wurden denn auch die gymnastischen Uebungen, die ja damals in den Schulen wenig berücksichtigt waren, fortgesetzt, und Elastizität und Geschwindigkeit wurden dem Knaben immer mehr zu eigen, sodaß er als Jüngling bald für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter galt. Daneben mußte auch sein Talent für Musik und Poesie in die rechten Bahnen geleitet werden. „Auf der Violine," so schreibt der Vater später, „versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog. Seine Zither am Arme dachte er sich schon frühzeitig gern zurück in die Zeit der Troubadours.

Für dieses Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Kompositionen, und sein richtiges, feines Spiel wurde mit Vergnügen gehört." Gewiß war es für den Lehrer keine leichte Aufgabe, den an Freiheit gewöhnten Knaben für einen streng geregelten Unterricht zu gewinnen. Wie er es angefangen und was er geleistet, wird nicht berichtet; doch scheint er nach einer späteren Aeußerung des Vaters ebenso wie die folgenden Lehrer nicht recht seiner Aufgabe gewachsen gewesen zu sein.



Schul- und Zeichenbücher Theodors. Im Körnermuseum.

Ueber das Leben und Treiben der Kinder aus dem Jahre 1802 wird noch folgendes berichtet: Am 23. September wurde Theodors Geburtstag gefeiert. Zu Ehren dieses Tages richtete der Vater folgendes Distichon an ihn:

„Hoffnungsvoll ergreif' ich dies Blatt; ein Vater ist glücklich,
Bleibt ihm ein würdiger Platz unter den Freunden des Sohns."

Ein Freund wollte der Vater dem Sohne sein; ein treuer Freund ist er ihm stets gewesen und geblieben, in Leid und Freud. Um die Eltern zu erfreuen, hatten sich Emma und Theodor für den Tag im Verein mit einer Freundin (Frl. Aster) ein kleines Lustspiel, „Die beiden Billets", von Anton Wall, eingeübt. Die Mutter hatte ihnen ein kleines Theater aus Coulissen, die Racknitz geliehen, im Zimmer aufbauen lassen. Theodor spielte den „Schnaps" nicht übel, echt komisch, und auch Emma gefiel in der Rolle des „Röschen" den Zuschauern.

Zu Weihnachten übergab Theodor seinem Vater ein Geschenk mit folgenden Zeilen:

„Lieber Vater.

Dieses alles habe ich bei meinem Lehrer eingesammelt.

Es soll Dir ein kleiner Beweis meiner Aufmerksamkeit sein und ich will mich immer bestreben recht viel zu lernen, um daß ich Dir und meiner guten Mutter Freude mache. Nimm dieses als Weihnachtsgeschenk an

von Deinem Carl."

Das Geschenk bestand aber in einem Großoktavhefte mit lateinischer Widmung und mit fünf Uebersetzungen aus dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Französischen, alles schön von der Hand des Knaben geschrieben. Wieweit der Lehrer dabei geholfen hatte, läßt sich freilich nicht sagen; jedenfalls aber werden diese Erzählungen aus der Mythologie und aus Ovid, diese Kapitel aus dem jugurthinischen Kriege des Sallust und das Gemälde einer Schlacht von Mercier nicht bare Vorspiegelungen für den Vater gewesen sein. Sicherlich hatte der elfjährige Knabe schon erhebliche Fortschritte gemacht.

Auch der Jahresschluß wurde wieder durch theatralische Aufführungen im Hause gefeiert, indem die Kinder zwei Komödien, den „Stammbaum" von Anton Wall und den „Hahnenschlag" von Kotzebue, spielten, wieder zur vollen Zufriedenheit der Eltern. Leider erkrankten Emma und Theodor bald darauf recht ernstlich, sodaß die besorgten Eltern, wenigstens bei Theodor, Ursache hatten, ein Nervenfieber zu befürchten. Als sie wiederhergestellt waren, gestand der Arzt Demiani, daß beide das Scharlachfieber gehabt hätten. Schiller, dem man von der Erkrankung der Lieblinge geschrieben, antwortete, wie natürlich, höchst teilnehmend, wünschte den Eltern einen recht guten Arzt, „da man einmal ohne diese Hausplage nicht leben könne", und empfahl stärkende Mittel und größte Sorgfalt in der Diät und Lebensweise auch noch für eine gute Weile nach der Krankheit.

Zur Genossin erhielt das Geschwisterpaar Julie Kunze aus Leipzig, deren Vater, der getreue Freund Körners, vor kurzem gestorben war. Julie, zwei Jahre älter als Emma, war ein gutartiges Wesen und gab für die Tochter des Hauses eine gute Gesellschaft ab. Die Geschwister schlossen sich bald aufs engste an ihre neue Gespielin und Gefährtin an, alle blieben sie das ganze Leben hindurch in treuester Freundschaft und Liebe einander zugethan. Aber auch die Eltern sollten an dem neuen Mitglied ihres Hauses reiche Freude erleben. Julie besaß viel Talent und Eifer fürs Singen, und da auch Emma und Theodor ein feines musikalisches Gehör hatten, so ließ der Vater allen dreien alsbald von einem sehr guten Meister Unterricht im Gesang erteilen, sodaß er sich manchen musikalischen Genuß in seinem Hause versprechen konnte. Aus der Antwort, die

Schiller auf diese freudige ihm zugegangene Mitteilung an Körner schrieb, ersehen wir, daß Theodor kurz zuvor denselben um ein Schaukellied gebeten. Dem Dichter war jedoch von seiner Beschäftigung mit dem Wilhelm Tell der Kopf ganz



Julie v. Einsiedel geb. Kunze, von 1786 bis 1849. Nach Joh. Friedr. Tischbeins Oelbildnis.
(Original im Besitz von Fräulein E. Kunze in Elster.)

wirbelicht, daß er des Knaben Wunsch für den Augenblick nicht erfüllen konnte: doch wolle er schon einmal an ihn denken, wenn's auch nicht gerade ein Schaukellied sei.

Von den Besuchen des Jahres 1803 muß besonders Zelter, der Dirigent

des großen Berliner Singinstituts, genannt werden, der sich am 11. Juni, von Schiller empfohlen, einstellte. Körner, der ja die Musik außerordentlich liebte und gern musikalische Gesellschaften und Konzerte besuchte, fand den Gast sehr interessant. Nachdem er mit ihm einige musikalische Fragen erörtert und einige neue Kompositionen, unter denen ihm „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Sänger der Vorwelt" und „Hero und Leander" die liebsten waren, gehört hatte, lautete sein Urteil über ihn: „Geist und Charakter ist überhaupt an ihm nicht zu verkennen, nur scheint mir seine musikalische Ausbildung zu einseitig. Für die Produktion mag eine solche Bestimmtheit gute Folgen haben, aber für die Unterhaltung über Kunst vermißt man nicht selten die Grazien. Bei ihm gilt nichts als Fasch, Händel, Bach und einige wenige. Ich denke mir aber das Reich der Tonkunst weit größer, wo es für viele andere noch Raum giebt. Ueber manches treffliche Talent, wofür es ihm vielleicht an Feinheit des Sinnes fehlt, urteilt er auf eine wegwerfende Art, und manches, was er vorzüglich schätzt, kommt mir wie ein musikalisches Rechnungsexempel vor. Ueber das Philosophische der Theorie wünschte ich noch mit ihm zu sprechen; doch muß ich aus einigen Aeußerungen vermuten, daß er nicht tief genug eingedrungen ist und sich zu sehr an Autoritäten hält. Es giebt allerdings in der modernen Musik eine gewisse Weichlichkeit, ein üppiges Bestreben, das Ohr zu kitzeln, ohne den Geist und das Herz zu befriedigen, wogegen es Pflicht ist zu eifern. Aber uns deswegen bloß auf derbe nordische Kraft zu beschränken, wäre eine andere Art von Extrem. Auch in der Musik liegt das Erhabene nicht bloß im Gebiete des Schwierigen, und es giebt schöne Formen, die man durch richtige, aber trockene Zeichnung nicht erreicht. Zelter selbst müßte einen großen Teil seiner eigenen Arbeiten verachten, wenn er konsequent wäre. Kurz, ich würde mich oft mit ihm streiten, wenn wir zusammen lebten, ungeachtet ich ihn gewiß sehr hochschätze."

Erst später, zuerst 1810 in Dresden und dann in Berlin, sahen sich Körner und Zelter wieder und knüpften von neuem Beziehungen an.

Höchst gespannt war Körner, die Herzogin-Mutter Amalie von Sachsen-Weimar, die in demselben Jahre nach Dresden kam, kennen zu lernen, die Frau, die so viele Gelegenheit gehabt, sich für höheren geistigen Genuß auszubilden. Zu seiner Freude lud sie ihn nebst Minna, Emma und Julie — Dora befand sich damals wieder in Löbichau — einige Male zum Thee ein; ja, sie besuchte sogar das Körnersche Haus und besah sich Doras Gemälde. Die Familie war entzückt von ihrem Wesen, von ihrer Zutraulichkeit und Gutmütigkeit, zumal da sie auch Sinn für Kunst und feinen Lebensgenuß zeigte.

Ueber das damalige Leben und Treiben im Körnerschen Hause giebt der beliebte Romanschriftsteller Friedrich Laun ausführlich Auskunft. Dieser Bericht eines Zeitgenossen verdient unsere besondere Aufmerksamkeit:

„Das Körnersche Haus gehörte in kurzem nicht nur zu den wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in denen weder Adel noch Orden, noch irgend eine äußere Auszeichnung, vielmehr bloß wahrhafte Bildung und Intelligenz Zutritt erhielten, sondern es durfte sich sogar rühmen, hierzu den Ton angegeben zu haben. In ihm regulierte sich ein recht mannigfaches glückliches Gesellschaftsverhältnis gleichsam von selbst. Wen auch weder die geistige Liebenswürdigkeit seiner drei Begründer noch der Reiz angezogen hätte, den hohen Sänger des Liedes an die Freude von Angesicht zu erschauen, den fesselte, auch nachdem dieser längst in Weimar des fortdauernden Verkehrs mit Goethen sich erfreute, die ganze Einrichtung des gastfreundlichen Hauses und dessen völliges Abweichen von den meisten übrigen Häusern durch anständige Zwanglosigkeit und eine Einfachheit, eben so weit entfernt von Prunk und Hoffart als von unzureichender Bequemlichkeit. Fremde und Einheimische fanden ihre Rechnung in seinen behaglichen Räumen und bei der Frugalität seiner Tafel und Büffetts, zumal da in der Regel vermöge der dortigen freien Bewegung der Rede der mannigfachste Gesprächsstoff sich recht heiter und anmutsvoll zu gestalten pflegte. Wissen und Kunst, denen in diesem Lokal ein Freihafen offen stand, mußten zwar beim Eintritt ihre pedantischen Formen zurücklassen, fühlten sich dann aber auch um so wohler in der lieben, trauten Umgebung. Gemeiniglich übernahmen die drei häuslichen Autoritäten die Leitung der allgemeinen Unterhaltung im stillen und ohne daß jemand solches inne wurde. Des ansehnlichen, würdevollen Hausherrn vielfache Präponderanz that hierin das meiste und wußte stets eine imponierende Haltung zu behaupten. Der Hausfrau, zu Anfang der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts schon über ihre Blütezeit weit hinaus, war — zufolge übereinstimmender Berichte — früher bei einer noch fortdauernden, unvergleichlichen Figur die ausgezeichnetste Grazie eigen gewesen, deren Spur noch immer mächtig nachwirkte, sodaß oft durch einen einzigen ihrer milden Blicke ein Scherz, der aus der Art zu schlagen drohte, auf der Stelle in seiner rechten Bahn fest gehalten wurde. Und der dritten Person, ihrer Schwester Dorothea, fiel ebenfalls kein geringer Teil der Unterhaltungsdirektion zu. Mit scharfem, zuweilen zu schonungslosem Witze reich begabt, war sie mitunter eine arge Zuchtrute, vor der die Voreiligkeiten mancher Anwesenden auf ihrer Hut zu sein alle Ursache hatten. Ein Beispiel wird solches ins Licht stellen.

Einen stehenden Artikel des allgemeinen Gesprächs bildete besonders die Malerei im Körnerschen Hause. Als Malerin von großem Rufe wußte Dorothea Stock vor Anträgen zu Porträts nach der Natur und zu Kopieen von Dresdner Galeriegemälden sich zuweilen kaum zu retten. Überhaupt hatte die berühmte Dresdner Gemäldegalerie nicht lange erst angefangen, eine vorherrschende Modesache zu werden. Wer von eleganten Herren und Damen nicht riskieren wollte,

selbst aus der Mode zu kommen, der mußte wenigstens dann und wann in den Mittagsstunden auf ihr sich einstellen, nicht gerade, um der dortigen Kunstschätze froh zu werden, sondern hauptsächlich, um sich davon zu unterrichten, ob der auf der Galerie von selbst zusammengeflossene, in seinen Ansichten ziemlich wetterwendische Kunstareopag soeben dem Rafael, Correggio, Tizian, Rubens, Dürer oder welchem anderen Patriarchen der Malerei den Preis vor allen übrigen malerischen Autoritäten zuzuerkennen geneigt, oder was sonst in den Abendzirkeln der Stadt aus der Kunstregion Neues zu notifizieren sei. Bei den Körnerschen Soireen war auf dergleichen Neuigkeiten am sichersten zu rechnen. Wiewohl die Künstlerin Dorothea Stock im allgemeinen zu viel Takt besaß, um oft sogar dem Absurdesten, was dabei zu Markte gebracht wurde, offenbaren Widerspruch entgegenzusetzen, ließ sie sich einstmals doch durch das Cholerische ihrer Natur ohne Not zur Handhabung ihrer sarkastischen Zuchtrute verleiten. Der Gegenstand, um den es sich handelte, war, ich weiß nicht mehr welche alte Landschaft, die, obschon von großem Verdienste, soeben durch andere Kunstwerke in die öde Wüste der Vergessenheit gedrängt wurde. Einige Aristarchen und Aristarchinnen hatten sich offenbar das Wort gegeben, das verdrängte Bild nicht nur diesem trostlosen Zustande zu entreißen, sondern ihm sogar den höchsten Ehrenplatz im Reiche der Kunst zuzuerkennen. Die Einwendungen dagegen blieben jedoch nicht aus. Einstmals hatten die Debatten darüber auf der Gemäldegalerie den ganzen Vormittag weggenommen, und der mittägliche Schluß der Thüre hatte stattgefunden, ehe die Kunstkennerei das abgehandelte Thema zum Schluß gebracht. Eine ältliche Dame, vermöge der Kraft ihrer Lunge und einer seltenen Volubilität ihres Mundwerkes in solchen Fällen häufig den Sieg ihrer Meinung davontragend, konnte es nicht verschmerzen, daß ihr die beabsichtigte Apotheose jener Landschaft mißlungen war, und parlamentierte beim Hinabmarsch über die Galerietreppe mit dem übrigen Kunstgerichtspersonal ziemlich laut und nicht ohne Anzüglichkeiten über den Gegenstand. Sie stellte sich auch zur Soiree bei Körners nebst mehreren gleichgesinnten Kameraden und Kameradinnen diesmal zu allererst ein. War Dorothea auf ihre Seite zu bringen, so ließ sich ein Abschluß der unentschieden gebliebenen Sache unter dieser anerkannten Autorität leicht gewinnen. Und sollte der unbedingte Beitritt der Künstlerin, wie allerdings zu fürchten stand, nicht zu erhoffen sein, weil sie bei solcher Gelegenheit, schon der Geselligkeit zu Liebe, selten entschieden Partei nahm, so war doch viel gewonnen, wenn Dorothea wie gewöhnlich eine Art von bewaffneter Neutralität behauptete. Und hierzu war bereits Anschein vorhanden. Fräulein Stock hatte während der begonnenen ferneren Verhandlungen als Zuhörerin zwar, ihren Mienen nach, an mancher Unverdaulichkeit sichtbar zu würgen gehabt. Aber der Triumph der Chorführerin trat doch aus dem anfänglichen Nebel immer klarer hervor. Da nahm indessen die Sache

infolge der Vermehrung der Gesellschaft rasch eine andere Wendung. Einige der vorzüglichsten Widersacher waren so zweckmäßig auf die Entkräftung der gegnerischen Ansichten und Vorspiegelungen vorbereitet, daß der schon im Siege begriffenen Meinung der Lorbeerkranz wieder aus der Hand gewunden wurde. In der steigenden Empfindlichkeit hierüber verlor daher die ältliche Wortführerin zuletzt alle Fassung dergestalt, daß sich ihr Zorn bis zu der wahrhaft unsinnigen Sentenz vergaloppierte, jeder, der in der versprochenen wundervollen Landschaft die Musik der Insekten im Grase nicht vernähme, sei ein aller fünf Sinne beraubter Halbmensch und unwürdig, auch nur einen Blick auf dieses erhabenste aller Menschenwerke zu thun.

Dem hierdurch herbeigeführten Lachsturme folgte aber eine diesem Hause ganz fremde revolutionäre Bewegung, die den geselligen Anstand vielleicht gefährdet hätte, wäre kein versöhnender Eingriff vonseiten des Körnerschen Ehepaars geschehen. Aber die schöne Mäßigkeit, womit dasselbe dabei zu Werke ging, wollte der hoch aufgeregten Stock diesmal nicht zureichen. Nur allzu lange hatte die bejahrte Phantastin die Geduld der mit größter Mühe Schweigenden auf die Folter gespannt. Sie verdiente Dorotheas Ansicht nach eine frappantere Zurechtweisung. Und so bemächtigte sich die Künstlerin nun des Wortes. Aber aus dessen anfänglichen Leuchtkugeln wurden unbemerkt wahre Brandraketen, vor denen der Gegnerin der Laut auf der blau gewordenen Lippe erstarb und jeder Blutstropfen aus dem unmittelbar zuvor noch pfirsichblutfarbigen Antlitze wich. — — Tief beschämt zog sich die Chorführerin samt ihren treusten Bundesgenossen zurück . . . .

Obschon nicht selbst Augenzeuge dieses Vorgangs ist mir solcher doch durch einen völlig glaubwürdigen Freund mitgeteilt worden. Er erinnert mich aber an einen andern, dem ich im Körnerschen Hause eines Sonntagsvormittags, wo sich in der Regel dort ebenfalls Besuch einfand, persönlich beiwohnte. Bei Gelegenheit eines Gesprächs über die auf der Dresdner Gemäldegalerie stattfindenden Nachbildungen dortiger Kunstwerke, von denen Dorothea Stock eben eine in Arbeit hatte, redete ein Mitanwesender diese Künstlerin also an: „Sie haben, Verehrte, ein eigentümliches Malheur mit der hiesigen Galerie: es sind gemeiniglich die schlechtesten Gemälde, welche Sie zum Kopieren auswählen." Man kann sich das allgemeine Erstaunen über dieses mit der unbefangensten Miene ausgesprochene Wort kaum vorstellen. Das Befremden war um so größer, da die Behauptung von einem Manne herrührte, dessen Kompetenz zu einem Kunsturteile, vielleicht vorzugsweise vor allen übrigen der eben Anwesenden, keinem Zweifel zu unterliegen schien. Die sonst in ähnlichen Fällen stets auf eine nachdrückliche Replik gefaßte Stock verlor auch so sehr alle Fassung, daß sie, ohne den keken Gegner anzusehen, auf der Stelle diese Versammlung verließ.

und durchaus nicht eher zur Rückkehr in dieselbe zu bewegen war, als bis der Beleidiger sich entfernt hatte. Allerdings wollte man wissen, daß es zwischen diesem Kritiker und ihr schon seit einiger Zeit zu einer Spannung gekommen sei. Er gehörte nämlich zu den eifrigen Anhängern und Verfechtern der Grundsätze der romantischen Schule, welche auf die Malerei sich erstreckten, und nach denen die Romantiker eine große Zahl der zuvor allgemein für Meisterwerke geltenden Bilder als solche durchaus nicht anerkannten. Fräulein Stock formierte hierin die schroffste Opposition und wußte, wo sie mit Gründen nicht durchkommen konnte, häufig durch mutwilligen Witz die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Dadurch sollte denn auch, wie man sagte, der sonst sehr feine und verständige Kritiker zu dem auffallenden Ausspruche sich aufgereizt gefühlt haben. Zu dessen Entschuldigung ist indessen nicht zu verschweigen, daß sich unter den Originalen der Stockschen Kopieen allerdings manches Mittelgute befinden mochte. Nur geschah der Künstlerin offenbar unrecht, wenn man die Wahl auf ihre Rechnung setzte, die doch in der Regel die zum teil gar wunderliche Liebhaberei der Auftraggeber verschuldete. Der bald darauf in ganz Dresden widerhallende Ausspruch ergötzte übrigens eine beinahe so große Menschenzahl, als sich an demselben geärgert hatte. Denn die romantische Dichtkunst gewann immer mehr Anhang, und man hielt Dorothea für sehr eingenommen gegen dieselbe. Das damals in Dresden seßhafte eigentliche Oberhaupt dieser Schule, Ludwig Tieck, beinahe der einzige, dem es glücken wollte, ihre Theoreme durch Meisterwerke, wie Zerbino, Genoveva, Octavian u. s. w., mit großem Erfolg ins Leben zu rufen, trug auch noch neben diesem durch die Kraft seines mündlichen Wortes viel dazu bei, den neuen Lehren immer mehr Eingang zu verschaffen. Auftritte, wie diese beiden, der soeben mitgeteilte und der durch die Absurdität der musikalischen Landschaft herbeigeführte, verdienten übrigens meines Erachtens vor vielen andern Erwähnung wegen ihrer großen Seltenheit im Körnerschen Hause, das immer allgemeiner als ein Muster des guten Tons betrachtet wurde, und in dem Dissonanzen ähnlicher Art fast unerhört waren.

Unter diejenigen vornehmeren Zirkel, von denen die absolute Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform in Dresden zuerst anerkannt wurde, war der des Hausmarschalls Freiherrn von Racknitz zu zählen. Läßt sich auch diesem Manne kein so tiefes Studium in Kunst und Wissen nachrühmen wie Körner, so förderte er doch beides ungemein durch die Auszeichnung, die ihnen in seiner Umgebung widerfuhr. Während lange noch viele seines Standes eine besondere Ehre darin suchten, die seitherige Absonderung von den nicht bevorrechteten Kasten möglichst aufrecht zu erhalten, war Racknitz klug genug, weder dem Adel noch den durch sonstigen Rang oder Aufwand diesem gleich Geachteten ausschließend Sitz und Stimme in seinen Kreisen einzuräumen. Einzig die hinreichende Anständigkeit

und Intelligenz hatten hierauf ein Recht.. Wie Körnern so war auch ihm das vorzügliche Glück einer Gemahlin zu teil geworden, ganz geeignet, durch besonderen Geist und Takt die häuslichen Einrichtungen auf das zweckmäßigste ins Werk setzen zu helfen. Die Familien Körner und von Rackenitz standen miteinander in vertrautem Umgange und stetem freundschaftlichen Verkehr.

Wie in Körners, so behauptete auch, dem Vernehmen nach, im Rackenitzischen Hause die Unterhaltung eine höhere als die gewöhnliche Richtung. Namentlich konnte in beiden der in den meisten Gesellschaften für ein notwendiges Bedürfnis geachtete Spieltisch nur als Abweichung von der allgemeinen Regel gelten, die höchstens dann und wann aus besonderen Gründen stattfand. Bei Körners gehörte das Vorlesen interessanter litterarischer Produkte zu den bevorzugtesten Zweigen der Unterhaltung. Zuweilen unterzog sich Körner solchem selbst, und ich erinnere mich eines Abends, wo die ganze, dazu besonders eingeladene Versammlung mit einem neuen Trauerspiel, auf dessen Vortrag er unverkennbar viel Sorgfalt verwendete, einen gewaltigen Enthusiasmus unter der ansehnlichen Zuhörerschar erregte. Charaden, Rätsel, lebende Gemälde, Sprichwörteraufführung und was sonst die Mode gerade vorzüglich begünstigte, pflegte bei Körners baldmöglichst aufzusprossen, um sodann die Runde durch die eleganten Gesellschaftssalons der Stadt zu machen. Mit Ergötzlichkeiten aus dem Gebiete des Gesanges und der Instrumentalmusik war es der nämliche Fall. Deklamation und Improvisation hatten im Körnerschen Hause ihre ziemlich langen Glanzperioden." Hier flutete bereits jenes Leben, das Dresden einige Jahrzehnte später berühmt machen sollte. Hier war nicht mehr Werden, hier war bereits Vollendung.

Von den Kindern erfahren wir aus diesem Jahre, daß sie nach ihrer Krankheit mit erneuter Kraft ans Lernen gingen. Karl ist nun fleißig. „Früh um sieben Uhr," erzählt die Mutter der Tante Ayrer, „gehen seine Stunden an bis um ein Uhr ununterbrochen. Nachmittag von zwei wieder bis vier, auch fünf Uhr. Er ist lustig und heiter dabei. Er ist vor drei Wochen zwölf Jahr geworden ... jetzt ist nun die Zeit des Säens. Gott gebe uns eine ruhige und gute Ernte!" Und dann wird weiter berichtet, daß der Knabe „ein wütender Leser" ist, sodaß die Mutter bald nicht mehr weiß, was sie ihm geben soll.

Aber noch etwas anderes verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden. Abgesehen nämlich von Theodors aus diesem Jahre stammenden Zeichenbuch ist ein von ihm geschriebenes Büchelchen erhalten in Sedezformat, das er 1803 dem Vater übergab. Dasselbe enthält charakteristisch fünfundsechzig kleine Rätsel, die der Knabe gesammelt. Zum ersten Male also tritt hier seine Liebe zu derartigen, den Verstand anstrengenden Spielereien hervor, die ja auch der Vater so gern hatte. Später werden die poetischen Charaden, Homonyme, Logogryphen u. s. w. immer zahlreicher, sodaß sie heute einen nicht unbedeutenden Teil seiner Dichtungen bilden.

und durchaus nicht eher zur Rückkehr in dieselbe zu bewegen war, als bis der Beleidiger sich entfernt hatte. Allerdings wollte man wissen, daß es zwischen diesem Kritiker und ihr schon seit einiger Zeit zu einer Spannung gekommen sei. Er gehörte nämlich zu den eifrigen Anhängern und Verfechtern der Grundsätze der romantischen Schule, welche auf die Malerei sich erstreckten, und nach denen die Romantiker eine große Zahl der zuvor allgemein für Meisterwerke geltenden Bilder als solche durchaus nicht anerkannten. Fräulein Stock formierte hierin die schroffste Opposition und wußte, wo sie mit Gründen nicht durchkommen konnte, häufig durch mutwilligen Witz die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Dadurch sollte denn auch, wie man sagte, der sonst sehr feine und verständige Kritiker zu dem auffallenden Ausspruche sich aufgereizt gefühlt haben. Zu dessen Entschuldigung ist indessen nicht zu verschweigen, daß sich unter den Originalen der Stockschen Kopieen allerdings manches Mittelgute befinden mochte. Nur geschah der Künstlerin offenbar unrecht, wenn man die Wahl auf ihre Rechnung setzte, die doch in der Regel die zum teil gar wunderliche Liebhaberei der Auftraggeber verschuldete. Der bald darauf in ganz Dresden widerhallende Ausspruch ergötzte übrigens eine beinahe so große Menschenzahl, als sich an demselben geärgert hatte. Denn die romantische Dichtkunst gewann immer mehr Anhang, und man hielt Dorothea für sehr eingenommen gegen dieselbe. Das damals in Dresden seßhafte eigentliche Oberhaupt dieser Schule, Ludwig Tieck, beinahe der einzige, dem es glücken wollte, ihre Theoreme durch Meisterwerke, wie Zerbino, Genoveva, Octavian u. s. w., mit großem Erfolg ins Leben zu rufen, trug auch noch neben diesem durch die Kraft seines mündlichen Wortes viel dazu bei, den neuen Lehren immer mehr Eingang zu verschaffen. Auftritte, wie diese beiden, der soeben mitgeteilte und der durch die Absurdität der musikalischen Landschaft herbeigeführte, verdienten übrigens meines Erachtens vor vielen andern Erwähnung wegen ihrer großen Seltenheit im Körnerschen Hause, das immer allgemeiner als ein Muster des guten Tons betrachtet wurde, und in dem Dissonanzen ähnlicher Art fast unerhört waren.

Unter diejenigen vornehmeren Zirkel, von denen die absolute Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform in Dresden zuerst anerkannt wurde, war der des Hausmarschalls Freiherrn von Racknitz zu zählen. Läßt sich auch diesem Manne kein so tiefes Studium in Kunst und Wissen nachrühmen wie Körner, so förderte er doch beides ungemein durch die Auszeichnung, die ihnen in seiner Umgebung widerfuhr. Während lange noch viele seines Standes eine besondere Ehre darin suchten, die seitherige Absonderung von den nicht bevorrechteten Kasten möglichst aufrecht zu erhalten, war Racknitz klug genug, weder dem Adel noch den durch sonstigen Rang oder Aufwand diesem gleich Geachteten ausschließend Sitz und Stimme in seinen Kreisen einzuräumen. Einzig die hinreichende Anständigkeit

und Intelligenz hatten hierauf ein Recht.. Wie Körnern so war auch ihm das vorzügliche Glück einer Gemahlin zu teil geworden, ganz geeignet, durch besonderen Geist und Takt die häuslichen Einrichtungen auf das zweckmäßigste ins Werk setzen zu helfen. Die Familien Körner und von Racknitz standen miteinander in vertrautem Umgange und stetem freundschaftlichen Verkehr.

Wie in Körners, so behauptete auch, dem Vernehmen nach, im Racknitzischen Hause die Unterhaltung eine höhere als die gewöhnliche Richtung. Namentlich konnte in beiden der in den meisten Gesellschaften für ein notwendiges Bedürfnis geachtete Spieltisch nur als Abweichung von der allgemeinen Regel gelten, die höchstens dann und wann aus besonderen Gründen stattfand. Bei Körners gehörte das Vorlesen interessanter litterarischer Produkte zu den bevorzugtesten Zweigen der Unterhaltung. Zuweilen unterzog sich Körner solchem selbst, und ich erinnere mich eines Abends, wo die ganze, dazu besonders eingeladene Versammlung mit einem neuen Trauerspiel, auf dessen Vortrag er unverkennbar viel Sorgfalt verwendete, einen gewaltigen Enthusiasmus unter der ansehnlichen Zuhörerschar erregte. Charaden, Rätsel, lebende Gemälde, Sprichwörteraufführung und was sonst die Mode gerade vorzüglich begünstigte, pflegte bei Körners baldmöglichst aufzusprossen, um sodann die Runde durch die eleganten Gesellschaftssalons der Stadt zu machen. Mit Ergötzlichkeiten aus dem Gebiete des Gesanges und der Instrumentalmusik war es der nämliche Fall. Deklamation und Improvisation hatten im Körnerschen Hause ihre ziemlich langen Glanzperioden." Hier flutete bereits jenes Leben, das Dresden einige Jahrzehnte später berühmt machen sollte. Hier war nicht mehr Werden, hier war bereits Vollendung.

Von den Kindern erfahren wir aus diesem Jahre, daß sie nach ihrer Krankheit mit erneuter Kraft ans Lernen gingen. Karl ist nun fleißig. „Früh um sieben Uhr," erzählt die Mutter der Tante Ayrer, „gehen seine Stunden an bis um ein Uhr ununterbrochen. Nachmittag von zwei wieder bis vier, auch fünf Uhr. Er ist lustig und heiter dabei. Er ist vor drei Wochen zwölf Jahr geworden . . . jetzt ist nun die Zeit des Säens. Gott gebe uns eine ruhige und gute Ernte!" Und dann wird weiter berichtet, daß der Knabe „ein wütender Leser" ist, sodaß die Mutter bald nicht mehr weiß, was sie ihm geben soll.

Aber noch etwas anderes verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden. Abgesehen nämlich von Theodors aus diesem Jahre stammenden Zeichenbuch ist ein von ihm geschriebenes Büchelchen erhalten in Sedezformat, das er 1803 dem Vater übergab. Dasselbe enthält charakteristisch fünfundsechzig kleine Rätsel, die der Knabe gesammelt. Zum ersten Male also tritt hier seine Liebe zu derartigen, den Verstand anstrengenden Spielereien hervor, die ja auch der Vater so gern hatte. Später werden die poetischen Charaden, Homonyme, Logogryphen u. s. w. immer zahlreicher, sodaß sie heute einen nicht unbedeutenden Teil seiner Dichtungen bilden.

Indes nicht bloß Theodors, sondern auch Emmas Fleiß wird gerühmt. Eifrig begleitete sie die Tante auf die Galerie, um an den Meisterwerken, die sie hier sah, ihren Kunstsinn zu vervollkommnen und sich in der Fertigkeit des Kopierens zu üben. So malte sie damals „Hero und Leander“ nach einem guten, alten, italienischen Meister in Oel. Von ihrem Eifer für Musik ist schon früher die Rede gewesen. Auch ihr Bestreben ging dahin, durch treuen Fleiß und herzliche Liebe ihren Eltern alles das Gute zu vergelten, was sie so reichlich an ihr thaten. Zeugnis dafür wie überhaupt für ihr echt weibliches, liebevolles Herz legt ab der Neujahrsbrief, den sie am 30. Dezember 1803 an die Tante Ayrer absandte. Er mag hier seine Stelle finden genau nach dem Original als einer der ersten, die uns von ihrer Hand erhalten sind:

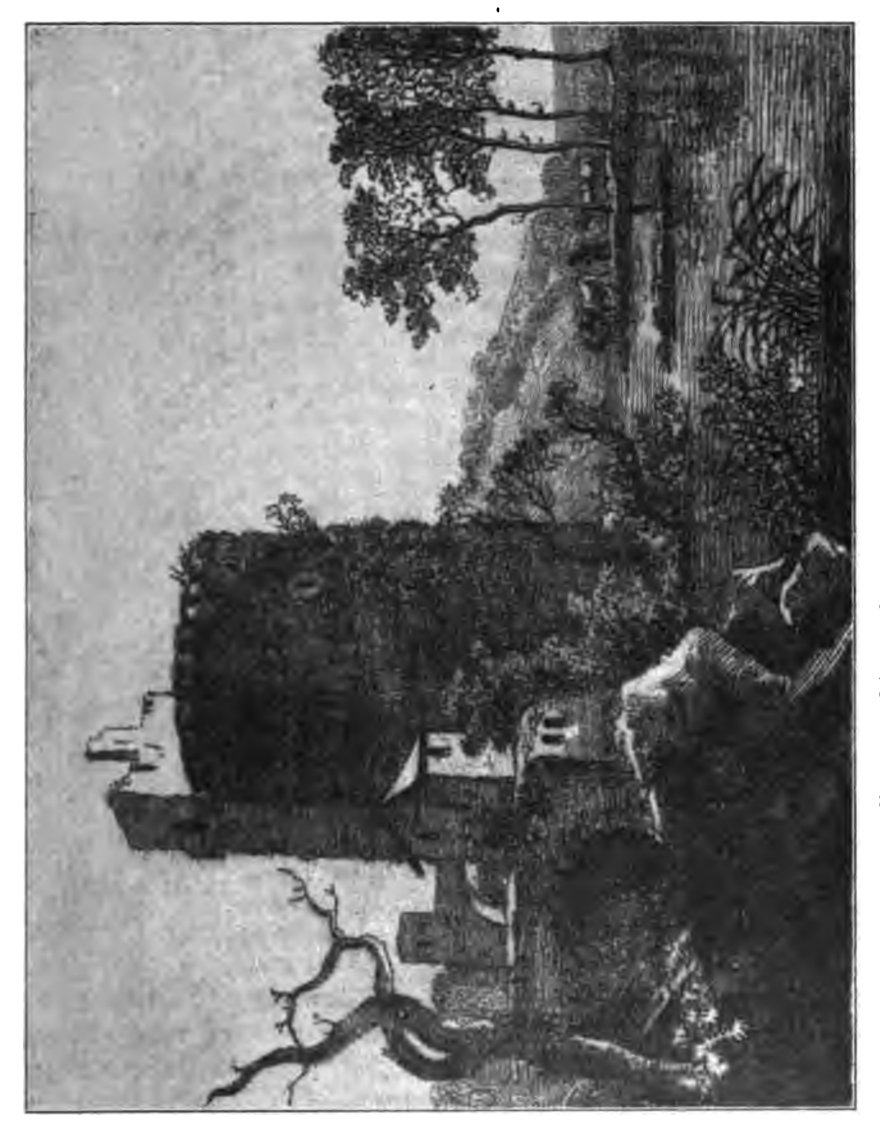
„Innig geliebte Großtante!

Schon wieder ist ein Jahr vorüber, und wir sind vollkommen glücklich, da uns Gott Sie während dieser Zeit gesund erhalten hat. Meine herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl wird der himmlische Vater noch ferner erhören, und Sie uns zu unsrer aller Freude noch viele viele Jahre gesund und froh erhalten. Von neuen, meine geliebte Großtante, nehmen Sie mein Versprechen, daß ich mit dem neuen Jahr mir auch von neuen immer mehr Mühe geben will, um besser zu werden und Ihrer würdig zu seyn. Ihnen, meine vortreffliche Großtante, und meinen guten Aeltern Freude zu machen, ist meine größte Freude, und alle Tage will ich Gott bitten, daß er mir Kraft giebt, mich zu bessern und meine Fehler abzulegen. Sagen Sie, liebe Großtante, der guten Göldnern und ihrer verehrungswürdigen Mutter, der Tante Körnern, meine herzlichsten Wünsche für ihr Wohl zum neuen Jahr. Die lieben Kinder küssen Sie alle in meinen Namen. Leben Sie wohl, geliebte Großtante, und behalten Sie lieb im neuen Jahr

Ihre
Sie zärtlich liebende
Emma Körner.“

Für die Kinder, die von den kleinen Krankheiten auch heimgesucht wurden, war ein Aufenthalt in Schandau, zu dem sich Körners für den Sommer 1804 entschieden hatten, von großem Vorteil. Nach der Rückkehr war der Kandidat Wilhelm Gottfried Küttner als Erzieher des Knaben berufen worden. Wohl schrieb Körner an Schiller am 17. September: „Mein Karl macht jetzt gute Fortschritte. Zur Mathematik und zum Drechseln stellt er sich ziemlich geschickt an. Ich möchte gern alle Arten von Fertigkeiten bei ihm ausbilden. Er hat ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geistige Thätigkeit. Auch ist er gutartig und fröhlich, so daß ich jetzt im ganzen wohl mit ihm zufrieden bin“; aber was den jungen Hofmeister anbetrifft, der seinen Zögling wohl wesentlich in den Sprachen zu unterrichten hatte, während die Hauptaufgabe,

die moralische Erziehung, die Begeisterung des Knaben für die Freiheit, Liebe, Vaterland, überhaupt für die idealen Güter des Lebens, in den Händen der



Radierung Theodor Körners aus dem Jahre 1804.

Eltern sich befand, so scheint sich dieser nicht einer allzu hohen Achtung seitens seines begabten Schülers erfreut zu haben. Gab doch der geweckte, frühreife Knabe in einem Gedichte vom 21. März 1808 an Moritz Haubold von Schönberg,

einen der Freunde des Körnerschen Hauses, seinem Verhältnisse zu Küttner ironisch=witzelnd in der Schlußstrophe also Ausdruck:

„Bleibt mir nur Küttner! Wo gebricht's
Mir dann, daß ich mich rühme:
Thust du mir nichts, thu' ich dir nichts,
Ist seine Hauptmaxime.
Wie ich ihn liebe, liebt' ich nie;
Wir leben ganz in Harmonie
Ein Leben wie die Engel!“

Als charakteristisch, nicht für Küttner, sondern für das Verhältnis zu Tante Dora, der der ausgelassene Neffe manche schwere Stunde bereitet zu haben scheint, zur Schwester und Julie mögen auch die drei vorhergehenden, in satirischem Ton gehaltenen Strophen des Gedichtes hier eine Stelle finden:

„Ach, damals war die goldne Zeit,
Ich will sie ewig loben;
Jetzt unterdrückt mich stets der Neid,
Jetzt schwimmt die Tante oben.
Wortspiel' ich mich auch selber krank,
Ich habe nicht den leichten Dank,
Daß sich ein Mund verzöge.

Das ist doch Unglück, meiner Treu'!.
Doch still, was hilft das Klagen?
Ständ' mir nicht manchmal Julchen bei,
So wär's nicht zu ertragen.
Emma, in ihrer Majestät,
Will immer die Gerechtigkeet [sächsische Aussprache!]
Bei jedem Quark statuieren.

Mit Tantchen lieg' ich, 's ist Dir kund,
In ew'gem Zank und Hader.
Zwar bohrt sie mich sogleich in Grund
Mit ihres Zorns Geschwader;
Doch wie ein Britte, sag' ich Dir,
Großmütiglich vergiebt sie mir,
Geb' ich nur gute Worte.“

Als Schiller im Oktober den Tell nach Dresden eingeschickt, und sich Körner genugsam an ihm erfreut hatte, beschloß dieser, das Drama mit verteilten Rollen lesen zu lassen und dazu auch die Kinder heranzuziehen. Er schrieb über das Fest, das bei dem leider oft kränkelnden Geßler stattfand, nach Weimar: „Vorgestern (d. i. 15. Oktober) lasen wir den größten Teil zusammen bei Geßler. Es waren fünf Frauenzimmer und vier Manspersonen, Karl mit eingeschlossen. Die Hauptrollen waren verteilt, und Geßler hatte seinen Ahnherrn. Oft fehlten

uns aber doch Personen, weil so wenig als möglich weggelassen werden sollte. So traf sich's, daß in der Scene, die vor dem Schuß nach dem Apfel vorhergeht, Emma den Frießhardt lesen mußte." Die Begeisterung für die in „Wilhelm Tell" verkündigten Freiheitsideen war eine um so größere, je mehr die Entwickelung der französischen Verhältnisse das Grab jeder Freiheit zu werden drohte. Napoleon ließ sich gerade damals zum Kaiser krönen. Die Erbitterung, die über seine Gewaltthaten durch die Welt ging, fand ihren Widerhall auch in dem Körnerschen Kreise, und hier war es Theodor, der beim Scheiden Küttners zu Ende des Jahres 1804 dem Haß gegen Napoleon und französisches Wesen in einem sechsstrophigen Gedichte Ausdruck verlieh. Hier heißt es buchstabengetreu:

Napoleon, pour ta grande bouche
Toute la terre n'est pas sure,
Tu est le premier des Cartouches,
Car tu vole des empires.

»Ne mocquez vous pas d'un empereur,
Voyez vous, c'est le heros du temps«.
Ah, mon ami, je suis Allemand,
J'en me mocquerai de tout mon cœur.

»S'il est vraiment admire du monde,
Mes rimes ne seront pas sa honte.«
Pense tu, ma douce amie,
Pense tu, que je t'oublie.

Oui, je trouve le Français charmant
Pour dire aux dames des compliments,
Mais les mots, adressés, aux tyranns,
Cela seule exprime l'allemand.

Zu Ehren Küttners, der damals eine größere Reise antrat, zunächst nach Yverdun, um dort Pestalozzis berühmtes Erziehungssystem kennen zu lernen, verfaßte der mutwillige Knabe, der seinen „Kameraden" nur ungern scheiden sehen mochte, noch ein deutsches Gedicht, das, von einer immerhin bemerkenswerten Formgewandtheit zeugend, sich an „Hectors Abschied" von Schiller anlehnt, aber im Gegensatz zu diesem die humoristische Anlage des jugendlichen Dichters verrät. Es lautet also:

Küttners Abschied.
Nach Schiller.

Karl: Will sich Küttner ewig von mir wenden,
Wo der Wandrer mit erfrornen Händen
Jählings in des Gletschers Abgrund sinkt?
Wer wird künftig Deinem Körner lehren
Exponieren und die Götter ehren,
Wenn die Schneelawine Dich verschlingt?

Küttner: Teurer Karl, gebiete Deinen Thränen!
Nach den Alpen ist mein feurig Sehnen,
Wo Herr Pestalozzi Schule hält.
Nur fürs Wohl der Kinder und der Waisen
Will ich dieses Stiefelpaar zerreißen,
Bis die Sohle vom Quartiere fällt.

Karl: Soll mir Deiner Rede Strom versiegen,
Sollen Deine Lehren nutzlos liegen,
Bist Du mir verloren? Weh' mir, weh'!
Du wirst hingehn, reich von Eis umflimmert,
Wo der Gießbach durch die Gletscher wimmert,
Deine Liebe stirbt im Alpenschnee.

Küttner: All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In der Alpen tiefen Schnee versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch, schon tobt Herr Zehme an den Mauern,
Hänge mir den Sack um, laß das Trauern!
Lebe ewig wohl, vergiß mein nicht!

Das sind die Gedichte, von denen der Vater in der Biographie des Sohnes spricht. „Sein Talent zeigte sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu."

Aber nicht bloß die eben erwähnten Gedichte Theodors stammen aus dem Schlusse des Jahres 1804; aus derselben Zeit ist auch ein deutscher Aufsatz über das Thema „Jede gute That verliert, wenn ihr Thäter ihr eigner Lobredner wird" erhalten. Die Arbeit entspricht inhaltlich und sprachlich ganz den Anforderungen, die man an einen dreizehnjährigen Knaben stellen darf: von einem „Wunderkinde" ist darin nichts zu spüren.

In die größte Trauer wurde die Körnersche Familie durch Schillers Tod versetzt. Schon im Juli 1804 war der Dichter bei einem Besuche in Jena schwer erkrankt. Nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, kehrte er nach Weimar zurück. Aber erst im Oktober bekam er wieder Glauben an seine Genesung. Doch die aufregenden Festlichkeiten, die im November zu Ehren der Ankunft der Großfürstin Maria Paulowna in Weimar stattfanden, waren wenig geeignet, dem angegriffenen Dichter die notwendige und erwünschte Erholung und Ruhe zu teil werden zu lassen. Bald erkrankte er von neuem; er hatte die Festfreude mit einem furchtbaren Katarrh zu büßen. Körner hoffte zwar, er würde, wie so oft, genesen; als er aber nach Monatsfrist aus Weimar die Kunde erhielt, daß der Katarrh noch nicht gewichen sei, wurde er bedenklicher und riet dem Freunde,

doch seine jetzige Behausung zu prüfen: vielleicht sei er darin der Zugluft oder der Erkältung zu sehr ausgesetzt. Erst am 5. März schrieb Schiller, der im Februar vierzehn Tage recht krank darniedergelegen und alle drei Tage einen Fieberparoxysmus gehabt: „Gottlob, es ist jetzt vorbei, und ich bin schneller, als ich hoffen konnte, wieder zu Kräften, sodaß ich auch wieder frisch zu arbeiten anfange. In keinem Winter habe ich noch so viel ausgestanden als in diesem.“ Und als er dabei zugleich mitteilt, daß er nun, wo er sich besser befinde, wieder an eine Hauptarbeit gehen wolle, da denkt sich Körner ihn in voller Thätigkeit und wünscht nur zu wissen, was ihn jetzt beschäftige: er hat die Hoffnung, daß mit dem Winter auch die Folgen für des Freundes Gesundheit verschwunden sein werden. Wie trügerisch sollte dies Hoffen, wie eitel dies Wünschen sein! Der folgende vom 25. April datierte Brief Schillers klang, wenn auch schon gehalten, doch noch nicht beunruhigend: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im 30. Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahre aushält. — Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig; aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten.“ Und so antwortet denn auch Körner am 5. Mai ahnungslos, ja voll freudiger Hoffnung: „Dein letzter Brief beruhigt mich über Deine Gesundheit und erfreut mich durch die Nachrichten von Deiner poetischen Thätigkeit.“ Ja, er denkt sogar, da er im Juli vorhat, eine Reise nach Zerbst zu unternehmen, an ein Wiedersehen in Lauchstädt: da ereilt ihn, nur wenige Tage später, die furchtbare Kunde, vor der der Mitwelt längst gegraut. Am Nachmittag des 9. Mai war der große Dichter erlöst worden von einem Dasein, in dem er die höchsten Triumphe gefeiert, aber auch den Kelch des Leidens bis zur Neige zu trinken gehabt hatte. Als Körner die Nachricht erhielt, zog er sich zurück, um seinem Schmerze in Thränen freien Lauf zu lassen; die Seinigen ängstigten sich um ihn; nach einer Stunde Einsamkeit jedoch kehrte er sehr verweint, aber doch gefaßt zurück, und nun fing er an, alle Briefe des Freundes vorzusuchen, und beschäftigte sich in stiller Wehmut nur mit ihm. Sein Brief, den er am 17. Mai an die Witwe schrieb, giebt uns ein Spiegelbild seiner damaligen Stimmung. „Etwas zur Linderung Ihres Schmerzes beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke; für so etwas mögen diese Zeilen gelten. — Nach seinem letzten Brief an mich, den er vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb, war er damals noch in vollem Gefühl seiner Kraft und mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Mir

war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf diese Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnen und die Leiden des Alters, besonders bei seinem durch Krankheiten zerstörten Körper, durch Unvermögen zu geistiger Thätigkeit doppelt zu empfinden. — Die Zahl seiner Verehrer und besonders derer, die sein Persönliches zu schätzen wußten, ist groß. Es wird Ihnen also in dieser Rücksicht nicht an Freunden fehlen. Giebt es aber irgend ein Geschäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, so darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eignes wichtigstes Geschäft ist jetzt, für Ihre Gesundheit zu sorgen und sich Ihren Kindern zu erhalten."

Auch Wilhelm v. Humboldt gegenüber, an den er seit mehreren Jahren nicht mehr geschrieben hatte, gab er seinem Schmerze brieflich Ausdruck. Jetzt, wo der große Dichter heimgegangen, trat ihm das Bild des treuen Freundes und Verehrers desselben wieder lebhaft vor die Seele, und er hatte das Bedürfnis, sich mit ihm über das, was Schiller ihnen gewesen, auszusprechen.

Aber nicht bloß der Hausvater, auch Minna und Dora waren auf das schmerzlichste betroffen von dem unersetzlichen Verluste. Auch ihre Briefe mögen, soweit sie Schillers Tod behandeln, hier ihre Stelle finden. Minna schreibt im Juni also an Charlotte: „Kein Wort, geliebte Freundin, kann Dir unsere Gefühle sagen, die uns ergriffen, seit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit Dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde. Wir weinen um Dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist. Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche Dich aufrecht in Deinem endlosen Schmerz für Deine Kinder zu erhalten! Gott stärke Dich, ertragen zu lernen! Trösten können Deine Freunde Dich nicht, aber um Deine Gesundheit können sie zum Himmel flehen. Was hast Du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band! — Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine teure Freundin, das kannst Du Dir zu Deinem Trost oft sagen, dazu hast Du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir, und dieser Gedanke muß Dir lichte Momente geben. Gott sei mit Dir! Deine Freunde umgeben Dich und weinen mit Dir."

Von Dora endlich finden sich in einem an Becker (28. Juli) gerichteten Briefe folgende Zeilen: „Lieber Freund, gewiß haben Sie auch tief den Verlust unseres Schillers gefühlt! — In unserm Herzen, in unserer Liebe wird er unvergeßlich bleiben."

Carlsbad d. 28ten
Julius 1803

Lieber Rudolph! ich weiß, daß Sie mich lieben, und daß ein paar Zeilen von mir, Ihnen Freude machen werden. Menschen wie wir, brauchen nicht oft die sichtbaren Zeichen der Liebe, und des Andenkens: wir glauben aneinander!

Hier in Carlsbad, habe ich eine vortreffliche Familie kennen lernen, und da ich höre, daß sie nach Gotha reisen werden, kann ich mir die Freude nicht versagen, sie mit Ihnen bekannt zu machen. Madame Sillem und ihre Familie, sind kluge, gebildete, gute und liebenswürdige Menschen. Doch nichts mehr über sie: Sie werden sie ja kennen

Brief Dora Stocks an Rud. Zacharias Becker. Original im Körnermuseum.

Auch für Theodor war Schiller zu früh gestorben. Der Vater hatte gerade von ihm viel für den Sohn erhofft. Nun war der große Dichter für immer dahin: aber sein Bild stand lebendig vor des Knaben Seele als das Ideal, dem er nachstrebte; und konnte Schiller auch nicht mehr persönlich auf ihn wirken: der Einfluß seiner unsterblichen Werke auf ihn war mächtig und nachhaltig.

Was Körnern hauptsächlich leichter über den schweren Verlust hinweggeholfen zu haben scheint, war sein eigener Familienkreis, und in ihm namentlich die Musik. Schon am Ende des Jahres 1804 hatte er dem damals noch lebenden Freunde geschrieben, daß in seinem Hause viel Musik getrieben würde, und daß namentlich die Mädchen vorzüglich sängen, und bald darauf hatte er hinzugefügt: „Endlich habe ich es durchgesetzt, daß auch vierstimmige Sachen im ernsten Stil durch Dilettanten bei mir ausgeführt werden. Alle Woche haben wir eine solche Uebung, die sich vielleicht zu einem größern Singinstitut erweitert." Etwas später (7. November 1805) schreibt Minna über denselben Gegenstand an Vetter Weber: „Mein Körner fühlt sich ganz glücklich, wenn er den Genuß von Musik hat, und die äußeren Dinge haben keinen Einfluß auf seinen Frieden. Seine schöne Seele verbreitet Ruhe und Glück um alle, die um ihn leben. Der Genuß von Musik vervollkommt sich immer mehr und mehr bei uns; der Kapellmeister Paer, der sehr den Eintritt in unser Haus gesucht hat und uns fleißig besucht, giebt uns manchen Genuß. Er hat Freude an der Töchter Gesang; sie tragen seine Sachen nach seiner Idee vor; er bringt immer neue Sachen von sich, die sie prima vista singen müssen, und tadelt und lobt sie und sagt, wo und wie sie manches machen sollen; so wird sein Besuch uns zur Freude und den Töchtern zur Belehrung."

Aber nicht bloß für Musik, auch fürs Theater war Körners Interesse gerade damals — in dem ersten Quartal des Jahres 1805 — ein außerordentlich reges. Im Februar hatte Iffland sieben Vorstellungen in Dresden gegeben; mit Ausnahme einer einzigen hatte Körner sie insgesamt besucht; ja, es wurde ihm sogar das Glück zu teil, den großen Schauspieler bei Frau v. Wolzogen persönlich kennen zu lernen und, wenn auch nur eine halbe Stunde, sich mit ihm zu unterhalten; er fand dabei, daß sein Auge bedeutend war und ihm oft zu statten kam.

Zur Feier seines zwanzigjährigen Hochzeitstages dichtete Körner nach seiner Gewohnheit, an den Geburts- und Hochzeitstagen der Gattin poetische Ansprachen zu widmen, für Minna folgende Charade:

„Fühlst Du, wie heute das Herz dem Gatten schlägt, der in Bildern
Holder Vergangenheit lebt, ist Dir mein Erstes bekannt.
Du hast mit liebender Hand für ihn mein Zweites beflügelt;
Als mein Ganzes erschien, brach mein Drittes ihm an."

theuren Freunde, und lebte ganz froh,
und unseren alten Freunde. In den
ersten Tagen des Septembers muss
ich wieder in Weimar seyn: meine
Kinder kommen da im Herbst zurück,
wo sie jetzt eben hingereist sind.
Liebe Freund, gewiss haben Sie auch
tief den Verlust unseres Schillers
gefühlt? — In unsern Herzen, in
unsrer Liebe, wird er unvergesslich
bleiben.
Meine Christel, meine Sophie, sind
glücklich: sagen Sie Ihnen, beyden viel
Herzliches von mir. Sie lieben mich
beyde, also können sie mich nicht
vergessen. Ihre liebe Frau habe ich
von ganzer Seele lieb. Lasst mein
Andenken unter Euch leben!

von Stein.

Noch ahnte man nicht, wieviel Weh und Leid die Zukunft bringen sollte; wohl aber war man bereit und entschlossen, in einem Kampfe, in dem es sich handeln sollte um die höchsten Güter der Menschheit, in patriotischer Gesinnung das Teuerste einzusetzen für das Wohl des Vaterlandes.

Während die eben erwähnten Briefe noch gewechselt wurden, ging in der Erziehung Theodors eine wesentliche Veränderung vor. „Ich schicke Karlen jetzt," so meldet der Vater in dem bereits angeführten Schreiben vom 10. November, „hier auf eine öffentliche Schule, wovon ich manche gute Folgen spüre. Im ganzen bin ich mit ihm zufrieden, und manches, was ich an ihm ungern sah, giebt sich von selbst. An Fähigkeiten fehlt es ihm nicht. Aber er ist unstät und leichtsinnig. Indessen hat er ein gutes Gefühl, und es läßt sich leicht auf ihn wirken. — Fürchten Sie jedoch nicht zu viel von der Neigung (es handelt sich nämlich um Charlottens Kinder) zum Militär. Alle munteren Knaben haben sie in der Regel. Meiner hatte sie mehr als andere, und sie ist schon seit ein paar Jahren verschwunden."

Jetzt endlich also hielt es der Vater für angezeigt, den Sohn eine Schule — es war die Kreuzschule, die damals unter dem Rektorate von Chn. Heinrich Baufler stand — besuchen zu lassen, zumal da die bisherigen Lehrer nicht recht eingeschlagen hatten, wie man aus demselben Briefe entnehmen kann. „Zu dem Lehrer, den Sie für die Kleinen gefunden, wünsche ich Ihnen Glück. Einen solchen Mann würde ich für meinen Karl auf den Händen getragen haben; aber zur Zeit habe ich mich vergebens darnach umgesehen." Trotzdem nahm er bald darauf noch einen Hofmeister für Theodor ins Haus, „um die letzten Jahre für die Universität ihn noch so vollkommen auszubilden als möglich". Die Wahl fiel auf Hans Karl Dippold (geb. 1782 in Grimma). „Ist er nur die Hälfte," so schrieb Minna am 19. Januar 1806 an Weber, „was seine Zeugnisse sagen, so können wir mit dem Los zufrieden sein, das uns gefallen ist." Leider aber entsprach auch dieser Lehrer in nichts der Idee, die sich Körners von ihm gemacht hatten. „Er hat weder Liebe für Karlen noch Attachement für die Familie, in der er lebt. Der ihn empfahl, hat bloß für ihn, nicht für uns gesorgt," so lautet das Zeugnis der Mutter über ihn. Schon Michaelis verließ Dippold das Körnersche Haus wieder.

Außer Dippold erwähnt Dr. Körner in der Biographie seines Sohnes als seine Lehrer noch zwei andere Männer, David Samuel Roller und G. August Fischer. Ersterer hatte im Herbst des Jahres 1804 zu Dresden in der kleinen Schießgasse, unfern des Pirnaschen Thores, nicht weit von der Körnerschen Wohnung entfernt, ein Knabeninstitut eröffnet. Dasselbe erfreute sich bald eines so guten Rufes, daß angesehene Familien ihre Söhne dorthin schickten. Bald wurde die Zahl der Schüler so groß, daß Roller sein Logis verändern mußte

und in ein größeres Haus am Elbberge zog. Hier erhielt die Anstalt beinahe ein militärisches Ansehen und soldatische Zucht. Die Zöglinge wurden an Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam und Aufmerksamkeit gewöhnt und zugleich gymnastisch geübt. Außerdem aber war Roller nicht bloß Lehrer und übermittelte den ihm anvertrauten Knaben das zunächst erforderliche Wissen, sondern er trat ihnen auch als väterlicher Freund entgegen und machte ihnen namentlich das Wort Gottes wert. Unter den Schülern dieses Mannes wird nun besonders Theodor genannt, der im Herbst des Jahres 1806 seiner Zucht übergeben worden zu sein scheint. Den „ziemlich raschen Wildling" führte Roller bald durch seine Energie und Konsequenz zur Ordnung und Sitte zurück, indem er zugleich dessen eigentlich weiches Herz und Empfänglichkeit für alles Hohe und Schöne erkannte. Aber auch der hochstrebende Geist Theodors, namentlich seine dichterische Begabung, für die er damals schon, wie alsbald des weiteren gezeigt werden wird, genugsam Beweise geliefert, blieb dem Lehrer nicht verborgen; suchte er letztere doch sogar durch Liebe und Ernst in die rechte Bahn zu leiten. Und als der fähige und begabte Knabe von ihm schied, da soll sich Roller von ihm haben versprechen lassen, daß er seine Gaben nie gegen, sondern nur für das Christentum gebrauchen wolle. Und getreu hat Theodor das Wort, das er damals gegeben, in der Folgezeit gehalten.



David Samuel Roller (Religionslehrer Th. Körners), geb. 1779, gest. 1850.

Von dem zweiten Lehrer, Fischer (später Professor an der sächsischen Ritterakademie), ist nichts weiter bekannt, als daß er seinem Zögling einen trefflichen Unterricht in der Mathematik erteilt hat. Doch mehr als diese Männer wirkten auf den heranwachsenden Jüngling im Elternhause der nachherige königlich preu-

ßische General, damalige Hauptmann Ernst v. Pfuel, „ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier", und der dänische Dichter Oehlenschläger. Pfuel, der im Laufe der Jahre 1800 bis 1809 mit Unterbrechungen längere Zeit in Dresden sich aufhielt, scheint bei den freundschaftlichen Beziehungen, in denen er zu dem Körnerschen Hause stand, Theodor in der Schwimm- und Fechtkunst unterrichtet zu haben. Aufs intimste verkehrte derselbe mit Rühle v. Lilienstern, der damals als Gouverneur des Prinzen Bernhard v. Sachsen-Weimar, des zweiten Sohnes Karl Augusts, in Dresden weilte und gleich seinem Freunde bei Körners aus- und einging, auch seinen Zögling bei ihnen einführte. Beide Männer erstiegen später in Preußen die höchsten militärischen Ehrenstufen.

Adam Oehlenschläger, der, von Goethe empfohlen, während seines dreimonatigen Aufenthaltes in Dresden alsbald täglich wie ein Hausfreund bei Körners verkehrte, weiß in seiner Selbstbiographie darüber folgendes zu berichten: „Die ganze Familie Körner hatte viel Sinn für Poesie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus, war damals ein hübscher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, sehr fromm und aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma malte schön; eine Mamsell Kunze, die bei ihnen wohnte, sang vortrefflich. Der schöne, geniale Italiener Paer, den Napoleon später als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel ins Körnersche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen mehreres von seinem Sargino singen. Die Mamsell Stock, eine vorzügliche Pastellmalerin, war munter und witzig und wollte mich über meine gar zu große Jugendlichkeit gar ein wenig aufziehen."

Durch Pfuel wurde zu Ende des Jahres 1807 auch der talentvolle, von heißem Patriotismus für sein deutsches Vaterland beseelte Heinrich v. Kleist bei Körners eingeführt. Schon zweimal (1800 und 1801) war derselbe vorübergehend in Dresden gewesen; jetzt traf er zu einem längeren Aufenthalte wieder daselbst ein. Hier, wo seine alten Freunde Pfuel und Rühle weilten, schienen sich auch für ihn die Verhältnisse günstig gestalten zu wollen. Mit offenen Armen wurde er von der sog. guten Gesellschaft empfangen. Besonders schloß er sich an Adam Müller an, der auch im Körnerschen Hause verkehrte und damals seine berühmten Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur hielt. Mit diesem „Berliner Philosophen des Gegensatzes" zusammen begründete er bald darauf die Monatsschrift „Phöbus". Ueberall fand er Zutritt, überall kam man ihm mit Wohlwollen entgegen. Bald nach seiner Ankunft wurde in der Behausung des österreichischen Gesandten v. Buol „Der zerbrochene Krug" einstudiert und eine Aufführung des Stückes geplant; ja, der Dichter ward hier an der Tafel „mit einem Lorbeer von den zwei niedlichsten Händen Dresdens" gekrönt. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir Julie Kunze als die Spenderin ansehen. Denn gerade Körner war dem Dichter besonders freundlich entgegen-

getrefen. Gerührt von dem herben Geschick, das den ehemaligen preußischen Offizier bei Beginn des Jahres betroffen hatte — er war in Berlin verhaftet und als Kriegsgefangener nach Frankreich geschleppt worden —, und mit Bewunderung für dessen poetische Leistungen erfüllt, hatte er bereits am 17. Februar an Göschen die Bitte gerichtet, ob er nicht geneigt sei, Kleists „Amphitryon“,



Heinrich Kleist.

von 1776 bis 1811.

ein an komischen Zügen reiches Stück, das sich besonders durch den Schwung und die Hoheit auszeichne, womit die Liebe Jupiters und der Alkmene dargestellt sei, sowie zwei andere, größtenteils geendigte Werke desselben Verfassers, von denen sich viel erwarten lasse, in Druck zu nehmen, damit ihm so in seiner bedrängten Lage eine Unterstützung zu teil würde. Jetzt öffnete er dem wieder

frei gewordenen Dichter die Thore seines Heimwesens, und nur allzuwohl fühlte sich Kleist alsbald in dem gastlichen Hause, wo man sein Talent so hoch schätzte. Was ihn aber besonders hier fesselte, war die schnell in ihm aufkeimende Liebe zu Julie, mit der ihn bald eine gegenseitige Neigung verband. Aber die Mißerfolge, die er mit seinen litterarischen Unternehmungen errang, brachten ihn bei der Eigenartigkeit seines Wesens zu einem Entschlusse, der nur allzuschnell den Bruch des angesponnenen Verhältnisses zur Folge haben sollte. Ohne der Geliebten eine heimische Stätte sichern zu können, verlangte er plötzlich von ihr, sie solle sich, damit er sie ganz allein besitzen könne, losreißen aus allen sie umgebenden Verhältnissen, solle ihm insgeheim angehören, sich mit ihm verloben und ihm ohne Mitwissen der Ihrigen Briefe schreiben. Julie, die ohnehin Kleists krankhafte Stimmung schrecken mochte, widerstand einem solchen Ansinnen, unterstützt von Dora, die von vornherein dem realistischen, dämonischen Dichter gegenüber sich kalt verhalten hatte. Kleist wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er die Geliebte nicht besuchte, darauf nach ebensovielen Wochen und Monaten. Als dann immer noch keine zusagende Antwort erfolgte, löste er das Verhältnis auf. Bald nach dem Bruche begann er das „Käthchen von Heilbronn" zu dichten, angetrieben gewissermaßen von dem schmerzlichen Bedürfnis, seiner ungetreuen Geliebten an der Heldin des Stückes zu zeigen, wie man lieben müsse; Tante Dora dagegen sollte in Kunigunde v. Turneck ein Spiegelbild finden.

Mit der Betrachtung dieses für Theodor so außerordentlich wichtigen Verkehrs im elterlichen Hause sind wir in der Zeit schon etwas vorausgeeilt. Wir kehren zu dem Schluß des Jahres 1805 zurück. Theodor kam damals, wie früher erzählt, auf die Kreuzschule, und zur Freude der Eltern lernte er recht viel, sodaß der Vater wohl zufrieden war; auch auf Emma sahen die Ihrigen mit einem gewissen Stolz. Gut und liebenswürdig, wie sie war, hatte sie das Glück, von allen geliebt und als ein Muster eines guten Mädchens gepriesen zu werden. Von Kennern der Musik wurde sie, ohne hübsch zu sein, oft wegen ihrer klangvollen Stimme nicht minder als wegen der Unschuld ihres Betragens und ihrer gänzlichen Unbefangenheit bewundert. Sie tanzte gern und tanzte hübsch, und zwar bloß um des Tanzes willen: das gab ihrem Gesicht eine unschuldige Heiterkeit und einen Reiz, den oft die Schönste nicht hatte. Die Mutter ängstigten im Anfang die Artigkeiten, die man ihr sagte; sie fürchtete, die Tochter möchte einen Eindruck bekommen, der ihr, der Mutter, nicht lieb wäre; aber sie blieb, wie sie war, ruhig und froh. „Ich kann mir," so schrieb Minna damals an Tante Ayrer, „immer nicht den schönen Wunsch versagen, einst das beseligende Gefühl zu haben, daß Emmas Herz und Phantasie nur durch ihren künftigen Gatten bewegt wird. Ich bin begierig, wenn einmal eine Leidenschaft bei ihr erwacht, welchen Charakter sie bei ihrem ernsten, stillen Wesen

nehmen wird. Sie wird für ihr ganzes Leben entscheiden — ich glaube, sie wird den lange fliehen und fürchten, den sie einst lieben wird." Kurz vorher hatte Minna voll echter Mutterfreude geschrieben: „Wenn meine Tochter einmal wählt, kann der Mann sich sagen, daß nur reine Liebe sie führt, das elterliche Haus zu verlassen, wo es ihr so wohl ging. Und wir werden die Beruhigung genießen, daß ihre Wahl geprüft ist, und sie wird glücklich sein."

Ueber Emmas Persönlichkeit in damaliger Zeit wird berichtet, daß sie von schlanker, zierlicher Gestalt war und sich mit Anmut und Sicherheit bewegte. Ihr Kopf zeigte Aehnlichkeit mit dem ihres Bruders; aber seine starken, fast schroffen Züge waren bei ihr zu einer wahrhaft plastischen Vollendung gemildert; Stirn und Nase von antiker Schönheit, Augen und Haar dunkel, der volle Mund edel geformt und schöngeschwungen, die Wangen blaß, kaum von einem leisen Rot angehaucht. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, so fiel anfangs der starke Dresdner Accent unangenehm auf; aber diese kleine Störung ward bald überwunden durch die unbewußte Hoheit ihres Wesens, durch den wohlthuenden Eindruck ihrer reinen Seele.

Leider erkrankte Theodor im April sehr gefährlich. Eine schon im Winter 1805 herrschende starke Blatternepidemie war, verbunden mit Katarrhal- und Nervenfieber, von neuem in noch höherem, geradezu beängstigendem Grade aufgetreten. Nachdem die Krankheit schon viele Opfer gefordert hatte, wurde auch der geliebte Sohn von ihr ergriffen. Als er unter der treuen, unermüdlichen Sorge der Seinen wieder genesen, drückte er seine Dankbarkeit gegen die Eltern, Emma, Julie, den Arzt, die Freunde und Gott in einem sechsstrophigen Gedichte aus, das hier in getreuer Nachbildung beigegeben ist (S. 132 bis 133).

Damit der Knabe sich ordentlich erholte, verbrachte man den Juni in Schandau. Das Bad bekam allen sehr wohl, und neu gestärkt kehrten alle Anfang Juli nach Dresden zurück.

Aus dem Schlusse des Jahres sind noch einige Zeugnisse für den Umgang und gesellschaftlichen Verkehr Theodors erhalten. Im Zusammensein mit Emma und Julie und deren Gespielinnen, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, lernte der junge Poet schon frühzeitig die Reize und den Zauber echter Weiblichkeit kennen und schätzen; sein munteres, ritterliches Wesen machte ihn bald zum Liebling der jungen Damen, und daß diese ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgiltig. Durch Tanzunterricht, den er schon im vorhergehenden Jahre erhalten, hatte er mehr und mehr die Formen des feineren Umganges sich zu eigen gemacht, und da er bald für einen geschickten Tänzer galt, fehlte es nicht an Einladungen, die an den gewandten Jüngling ergingen. Sein leicht entzündbares Herz fühlte sich durch die Schmeicheleien anmutiger Mädchen angeregt.

Theodor Körners Jugend- und Dankgedicht nach schwerer Krankheit. Original im Körnermuseum.

Ihm sey Dank, ich werde nie vergessen
Was der Bruder an mir gethan
Möge er noch lange nicht vermissen
Seines [illegible] Lebens Kraft
Wohlthun war sein Grund in dieser Welt
Gott wird's reichlich ihm in jenem [illegible]
vergelten.

Auch die Freunde, die an meinem Schmerz
Nahmen Theil, auch diesen danke ich
Diese Labung war für mein Herz
Ihre Sorge, sie erquickte mich
Dankend will ich nun zur Ende stellen
Bitten Gott, gieb Segen ihnen allen

Dazu ich will ich die Stimme erheben
Ihm, dem ich das meiste schuldig bin
Ewig will und werd ich mich bestreben
Ihm zu folgen mein ist das Begehren
Dann nur kann
Gegen mir, gerecht ist Gottes Willen

„Theodor war,“ so schreibt Förster in der Biographie des Dichters, „von Haus aus eine verliebte Seele, die nur allzu leicht Feuer fing, wenn ein Paar schöne Augen ihn freundlich grüßten, ein holdes Mündchen ihm zulächelte. Sogleich war er berauscht, und war es auch nur ein flüchtiger Rausch, so hielt derselbe wenigstens immer so lange vor, bis er seinem Herzen in einem Gedichte Luft gemacht hatte.“ Die ersten Versuche, die gewissermaßen im Keime die künftige Entwickelung der Pflanze ankündigen, fallen in die damalige Zeit.

Das nachweisbar früheste derartige Gedicht stammt aus dem Jahre 1805. Gewidmet ist es einer seiner ersten „Flammen“, Luise Auguste v. Funck (geb. 22. April 1789), der Tochter des damaligen Majors, späteren (1812) Generallieutenants v. Funck, des oft erwähnten Freundes des Vaters. Die Dichtung, die der Geliebten in jugendlicher Schwärmerei Treue bis in den Tod verspricht, mag hier, eben als erstes Zeugnis der Liebespoesie Theodors, ihre Stelle finden. Sie lautet also:

„Ich denke Dein,
Sobald der kühlende Morgen erwacht,
Sobald die goldene Sonne uns lacht,
Wenn Phöbus am Abend ins Meer versinkt,
Und freundlich des Nachts der Mond uns winkt.

Ich denke Dein,
Sobald der Sturm im Wirbel saust,
Sobald der Donner in Lüften braust,
Das Echo den Schrecklichen wieder ruft,
Und die Blitze sich kreuzen in der Luft.

Ich denke Dein,
Wenn der Erdkreis in seinem Laufe erbebt,
Wenn alles da zittert, was hier lebt,
Wenn der Tod mir tritt ins Angesicht,
Auch dann, auch dann vergess' ich Dich nicht.“

Vielleicht in derselben Zeit entstand das jedenfalls auch der schwärmerischen Neigung Theodors zu Luise entsprungene Gedicht „Liebeslust“. Aber auch andere Freundinnen des Hauses wurden von dem jugendlichen, leicht entzündbaren Sänger poetisch gefeiert: auch ihnen wird ewige Treue und Liebe geschworen. In einem ursprünglich klassischen Arbeiten gewidmeten Schulhefte von ihm findet sich eine ganze Reihe von Liebesgedichten an verschiedene Adressen: An Augusten, An Theresen, An Henrietten, außerdem: An Amor, An Cypria, Siegeslied, Ständchen, Klage, vornehmlich aber ein Cyklus von dreizehn Gedichten an Ernestine v. Burgsdorff. Während Luise v. Funck ihn mehr durch ihre geistigen Vorzüge gefesselt zu haben scheint, haben bei Ernestine die körperlichen Reize des schönen Mädchens mächtig, zuerst geradezu berauschend auf ihn gewirkt. Zeugnis dafür legt ab der vom

14. Dezember 1806 an Henoch gerichtete, allerdings nur teilweise erhaltene Brief, in welchem der Schreiber in glühenden Farben die Seligkeit schildert, die er empfunden, als er Ernestinen zum ersten Male erblickt:

„Zu Miltitzens waren wir geladen. Um sieben Uhr ging ich hin. Die Gesellschaft bestand aus Frobens, Broizens, Watzdorff, wir u. s. w. Bald traten auch Burgsdorffs herein. Ich erwartete in Ernestinen ein schönes Mädchen zu sehen; aber wie herrlich ward meine Erwartung übertroffen! Ich erblickte das liebreichste Mädchen an Geist, Herz und Körper, das je auf dieser Erde lebte und lebt und leben wird. Ihre Schwestern, die in der That auch recht hübsch sind, werden von ihr verdunkelt, und das verwöhnte Auge wird unaufhörlich von den holden Formen des Wuchses angezogen. Hellbraune Haare umschatten das unschuldige, aber geistreiche Auge. Aus purpurnen Lippen schallt die lieblichste Stimme. Weiß wie Schnee glänzt ein Schwanenhals, der jugendliche Busen (blickt?) verschämt unter der leichten Hülle hervor. Gewachsen wie eine Hebe, übertrifft sie in Anmut und Anstand selbst die Venus der Griechen. Alles vereinigt sich in ihr, was man nur von dem vollkommensten Wesen fordern darf. Scheu stand ich von fern, bis ihr Güte strahlendes Antlitz (mich) immer näher zog. Wir schwangen uns in abgemessenen Reihen, und wenn durch Zufall mein Finger ihre liebliche runde Hand berührte, so strömte es wie ein Feuerstrom durch meine Glieder. Endlich näherte sich auch der steifere Teil der Gesellschaft unserem jugendlichen Spiele, und die holde Vertraulichkeit, die sich erst mühsam kürzlich den Zwang . . .“

Auch poetisch gab Theodor alsbald seiner Stimmung und seinen Gefühlen in einem Gedichte, das Ernestinen gewidmet ist, aber nicht zu dem vorher erwähnten Cyklus gehört, überschwenglichen Ausdruck. Nachdem er kurz die Musen angerufen und dann der Geliebten Schönheit verherrlicht hat, fährt er also fort:

Hat man einmal
Sie gesehn,
Kann man nimmer
Widerstehn.

Aller Herzen
Dienen ihr;
Wer die Liebe nie gefühlet,
Fühlt sie hier.

Ihrer Blicke
Feuerglut
Zwingt das Herz zur
Liebeswut.

Tönt ihr Saiten
Harmonie,

Rufet meiner
Phantasie
Ernestinens
Bild hervor!
Dringe Lied zu
Ihrem Ohr!
Schwebe durch des Aethers Lüfte, durch des Himmels weite Bläue,
Schwöre ihr in meinem Namen ew'ge Liebe, ew'ge Treue."

Und dann folgen weitere, denselben Ton atmende Gedichte, auch neue briefliche, an Henoch gerichtete Schilderungen dieses königlichen Mädchens, für das Theodor noch schwärmte, als er schon in Freiberg studierte.

Doch nicht bloß erotische Stoffe bilden den Inhalt der Jugenddichtungen Theodors; auch andere Themata werden behandelt, allerdings fast durchgehends in launiger, übermütiger Weise. So trägt die Jahreszahl 1805 zunächst ein Gedicht in Hexametern mit dem Titel „Ferdinandiade". Doch ist der Sänger hier über den Anfang nicht hinausgekommen; in den 43 erhaltenen Zeilen wird im wesentlichen nur die Muse angerufen. Vielleicht derselben Zeit entstammt ein Gedicht im Bänkelsängerton mit der Ueberschrift „Anno 924", ferner eine in Hexametern abgefaßte Dichtung, welche die bekannte Anklage des Sophokles durch seinen eigenen Sohn behandelt, sodann eine Reihe von Distichen verschiedenen Inhalts, darunter 46 auf die Sternbilder, weiter eine Anzahl von Travestieen und Parodieen (z. B. Hor. Sat. II, 4 und „Abschied vom Küchengarten" nach dem Monolog Johannas in Schillers „Jungfrau von Orleans"), endlich ein sehr langes, die Eroberung Trojas persiflierendes, ganz volkstümlich gehaltenes, mit jugendlich kräftigen Ausdrücken und Lokalanspielungen gewürztes Gedicht über Jasko, den Grafen von Dohna, dessen Burg der Markgraf Wilhelm von Meißen nach langer vergeblicher Bestürmung endlich einnimmt.

Schließlich aber fällt in das Jahr 1805 auch der erste dramatische Versuch Theodors. Handschriftlich belegt ist nämlich aus dieser Zeit ein kleines, allerdings unvollständiges Theaterstückchen, ohne Ueberschrift. In ein Schulheft flüchtig geschrieben, behandelt dasselbe eine kleine Scene aus dem Körnerschen Familienleben. Die auftretenden Personen sind Körner, Minna, Dora, Emma, Julie, der Verfasser selbst und außerdem noch Schönberg; von des letzteren Neckereien mit Dora giebt das Stück eine kleine Probe. Als Minna in späteren Jahren diesen ersten dramatischen Versuch ihres Sohnes wiederfand, schickte sie ihn an Julie v. Einsiedel mit folgendem Briefe:

Ich hatte etwas zu suchen in diesen Tagen in Theodors Papieren und fand dieses Bild unsres Lebens von dem vierzehnjährigen Jüngling. Du wirst es, meine Julie, ähnlich finden; ich sende es Dir daher. Frau v. Blümner glaubt, daß es Dich erheitern könnte, wenn Du das Chaos entziffern kannst. Die Ver-

gangenheit verschönt oft durch heitre Bilder die Gegenwart. Die Gegenwart! was ist sie? Nimm hinweg die Stunden des Schlafs, der körperlichen und geistigen Schmerzen, des Kummers und der Furcht wegen der Zukunft! Nimm die Stunden aller Besorgnisse hinweg, was ist Gegenwart? Ein kurzer Augenblick vorübergehender Freude, ein Punkt in der weiten Ewigkeit des Gedankens, ein Wassertropfen, einem Durstigen gereicht — er genießt ihn und hat ihn vergessen — Du wirst über Deine alte Mutter lächeln.

Marie (wie sie sich nach
dem Tode ihres Gemahls wieder
nannte) Körner.

Für andere Jugenddramen, die in denselben Zeitraum oder etwas später, jedenfalls vor die Freiberger Zeit, fallen, sind nur die Titel und Personenverzeichnisse niedergeschrieben und erhalten. Von einiger Bedeutung sind diese Entwürfe nur deshalb, weil man aus ihnen Theodors Spiel- und Schulkameraden kennen lernt. Außer dem Autor selbst tritt in ihnen allen ein gewisser Ayrer auf, dessen Bekanntschaft er jedenfalls auf der Kreuzschule machte. Am 17. Januar 1806 schrieb er diesem folgende Zeilen ins Stammbuch:

Nei giorni Tuoi felici Ricordati di me

Carlo Koerner.

Außerdem haben sich noch zwei andere dramatische Versuche, der eine allerdings unvollendet, erhalten: „Romulus und Remus“ und „Franciskos und Franciskas unglückliche Liebe und schrecklicher Tod von einem Freunde derselben der gottlosen Welt ans Licht gestellt“, und endlich eine „Pantomime“, in welcher er selbst mit C. Körner als „Arlequin“ figuriert, und Verwechslungen und Verkleidungen eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Wichtig für die poetische Thätigkeit Theodors ist das Jahr 1806. Sind doch in diesem die ersten Dichtungen entstanden, welche später in seinen „Werken“ Aufnahme gefunden haben. Hierher gehört zunächst das Scherzspiel „Amor und seine Heerscharen“. Die unwiderstehliche Macht des Liebesgottes, die ja der Jüngling bereits an sich selbst erfahren hatte, und seine Ränke und Mittel werden in einem Gespräch zwischen Amor, seinen Soldaten und dem Dichter selbst höchst launig vorgeführt. Form und Inhalt entsprechen ganz der seligen Stimmung, in der sich Theodor eben oft genug damals befand, und von diesem Standpunkte aus wird das Gedicht auch immer beurteilt werden müssen. Das in dem satirischen Tone der Schillerschen Kapuzinerpredigt gehaltene Werk steht höchst charakteristisch in einem gewissen Gegensatze zu einem Stammbuchverse, den Theodor damals für seinen Jugendfreund Adolph von Göphardt niederschrieb. Diese Widmung zeigt, wie der Jüngling doch auch an den Ernst des Lebens dachte und bei den Vergnügungen sehr wohl die Lehren des Vaters beherzigte, ferner,

wie sehr er sich im Banne der Schillerschen Muse befand. Die Verse, um die es sich handelt, sind ganz dem großen Freunde seines Vaters entlehnt.

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei Dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie Du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt!
Dresden am 21. November 1806. C. T. Körner."

Von noch größerer Bedeutung ist, daß in dieses Jahr auch die Erstlinge der später gedruckten „Knospen" fallen. Unter den Schätzen des Körnermuseums befinden sich nämlich auch zwei Abschriften der frühesten bis zum Jahre 1808 abgefaßten Knospengedichte. Beide gehen auf dieselbe Quelle zurück. Das eine Heft nun, von Emma (?) geschrieben und vom Vater korrigiert und vielfach verändert, hat bei den einzelnen Gedichten jedesmal auch die von Theodor selbst eingetragene Zahl des Jahres, in dem das betreffende entstanden ist, und nach diesen Daten gehören in das Jahr 1806 „Die Gewalt der Schönheit" und „Die Weisung Apolls". Wird in dem ersten Gedicht das sehnsüchtige Verlangen des Sängers nach dem Idealbild der Schönheit und die Erfüllung des Wunsches vorgeführt, so wird in dem zweiten gesungen, wie der Dichter zu dem Urquell des Gesanges, zu dem Musensitz, zu gelangen sucht, aber schließlich, fast am Ziele, von Apoll die zornigen Worte erklingen hört:

„Keiner kann der Musen Sitz erzwingen,
Frei und fessellos ist ihre Wahl.
Nicht der Wille kann die Kraft erproben;
Denn die Offenbarung kommt von oben."

Heil dem Jünglinge, der so früh zu dieser Erkenntnis gelangte und gar bald zeigen sollte und konnte, daß auch er zu den gottbegnadeten Günstlingen Apolls gehörte!

Am Schlusse beider Hefte steht eine Reihe von Charaden — in dem einen auch zuletzt zwei von Doras Hand geschriebene —, die insgesamt des Druckes in den Ausgaben der Werke Theodors wert gefunden worden sind.

Endlich gehören dem Jahre 1806 noch einige Schöpfungen an, die der Beschäftigung Theodors mit dem Englischen entsprangen. Finden sich auch sonst für sein Studium dieser Sprache keine Zeugnisse, so wird man doch auf Grund der sogleich anzuführenden Dichtungen oder vielmehr Uebersetzungen nicht umhin können, anzunehmen, daß der Vater, der ja in früheren Jahren einst so reiche Erfahrungen gerade in England gesammelt hatte und gewiß ein Freund dieses Landes war, dafür sorgte, daß auch dem Sohne das eigenartige Idiom des Inselvolkes nicht fremd blieb. Handschriftlich bezeugt fällt in das Jahr 1806 eine Uebersetzung des Ossianschen Gedichtes „Selmas Gesänge". Noch war ja der

durch Macphersons 1760 erschienenes Werk entbrannte Streit über die Ossianschen Gedichte nicht entschieden, noch war auch der größte Teil der litterarischen Welt Deutschlands aufs eifrigste interessiert für diese in ihrer Art einzig dastehende Poesie: da versuchte es Theodor, vielleicht gestützt auf eine andere Uebersetzung, einige Partieen der so stark angezweifelten Gedichte ins Deutsche zu übertragen. In „Selmas Gesängen" traf er, wenn auch in Prosa, die elegische Tonart des Originals sehr gut, ebenso in einem zweiten, nur fragmentarisch erhaltenen, nicht genauer datierten, jedenfalls aber derselben Zeit angehörigen „Gedicht nach Ossian". Dasselbe ist eine freie Uebersetzung von Ossians „Lathmon" und umfaßt etwa die erste Hälfte des Originals, allerdings mit Auslassung von 34 Zeilen in der Mitte. Dazu kommen noch einige andere, kleinere, im Stile Ossians und im Anschluß an ihn verfaßte Lieder unbedeutender Natur und, ebenfalls der Beschäftigung Theodors mit dem Englischen entsprungen, zwei nicht ungeschickte, poetisch gehaltene Uebersetzungen Shakespeares (König Lear II, 3 und der Anfang von „Timon von Athen").

An die Dichtungen des Jahres 1806 mögen sofort die im folgenden Jahre entstandenen angereiht werden, die selbstverständlich schon größere Formgewandtheit und bessere Beherrschung des Stoffes zeigen. Am 31. Mai vollendet wurde das Epos „Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange bei Lucka". In 50 vierzeiligen Strophen verherrlicht hier der patriotisch gesinnte Dichter den Sieg Friedrichs und seines Bruders Diezmann über Philipp von Nassau bei Lucka. Andere Gedichte sind heiteren, satirischen Inhalts, so die am 8. Dezember entstandene „Bittschrift der Kadetten der Ritterakademie zu Dresden" und eine Reihe von Dichtwerken, die sich ehemals im Besitz Moritz Haubolds v. Schönberg befanden und zum teil von seiner Person handeln. Dazu kommt eine Anzahl von Charaden und eine Uebersetzung von fünfzehn Liebesliedern Anakreons, in denen namentlich Eros gefeiert und der Frauenschönheit gehuldigt wird. Endlich fallen in dasselbe Jahr, abgesehen von einem anderen, alsbald näher zu betrachtenden Gedichte, sechs in dem 1808 datierten Manuskript der „Knospen" stehende Lieder: „Das Reich des Gesanges", „An Adelaiden", „Nähe der Geliebten", „Brutus' Abschied", „Bergmannsleben" und „Kampf der Geister mit den Bergknappen". Von besonderer Bedeutung sind die beiden letzteren: zeigen sie doch, wie sehr Theodor sich schon damals in den Beruf, den er im folgenden Jahre ergriff, hineingelebt, wie sehr er für denselben begeistert war. Und eben dasselbe bezeugt eine andere, soeben angedeutete Schöpfung desselben Jahres, nämlich ein zur Feier der Vermählung der Gräfin Luise Stolberg-Wernigerode mit Moritz Haubold v. Schönberg, dem treuen Freunde des Körnerschen Hauses, abgefaßtes Gedicht, in welchem der Einzug des jungen Paares in Wernigerode verherrlicht wird. Den Hauptteil des Gedichtes bilden nämlich die Begrüßungs-

worte, die der aus des Berges Dunkel, aus dem finsteren Schacht heraufgestiegene Kobold des „dröhnenden Brocken“ an die Neuvermählten richtet. Des jungen Dichters Liebe für die Natur, insonderheit für den Bergbau, tritt hier in wenigen, aber markanten Worten hervor.

Schon 1806 war die Frage des dereinstigen Berufes seines Sohnes von dem vorsorglichen Vater in Erwägung gezogen und entschieden worden. „Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater,“ so schreibt er in der Biographie Theodors, „ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue



Moritz Haubold v. Schönberg. Von 1770 bis 1860. Nach einem Miniaturbildnis, gemalt 1807 von Emma Körner. Im Besitz der Familie des Grafen Schlieffen.



Luise v. Schönberg geb. Gräfin] Stolberg-Wernigerode. Von 1771 bis 1856. Nach einem Miniaturbildnis. Im Besitz der Familie des Grafen Schlieffen.

Abwägung der Vorteile und Nachteile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten: was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe; und gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschluß zu widerstreben, da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffen. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern könnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite und durch die vielfältige Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften darbieten. Für die innere vollständige Ausbildung des

Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu dem, was die Griechen Musik nannten, bedurfte er zum Gegengewichte einer geistigen Gymnastik, und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten als abschreckten."

Bereits am 22. August 1806 meldete die Mutter an Vetter Weber: „Karl hat sich seine Bestimmung gewählt. Gott beschütz' ihn dabei und geb' ihm Gesundheit! Er wird ein Bergmann. Er kömmt Ostern 1808 auf die Bergakademie zu Freiberg. Wenn er was lernt, kann er sein Brot früher als in jedem andern Fach haben." Danach scheinen die Worte, die Wilhelm Kunze in einem eigenhändigen Bericht über Theodor Körners Leben (vom 15. Oktober 1847) ausspricht, doch mit Vorsicht oder mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten sein. Nach ihm wurde nämlich der junge Freund trotz der sorgfältigsten Erziehung, die er genoß, sehr verzogen. „Die Eltern liebten ihn unbeschreiblich; aber sie ließen ihm zu viel Willen; sie fanden alles genial, und so wurde täglich etwas Neues, aber nie etwas ernstlich betrieben." So sei denn in der Pädagogik, die man bei ihm angewandt, ein gewisses Schwanken eingetreten, und dies Schwanken habe auch bei der Wahl eines Lebensberufes längere Zeit gedauert. Dem gegenüber muß betont werden, daß von einem Schwanken wenig die Rede sein kann, wenn sich ein fünfzehnjähriger Jüngling unter Berücksichtigung aller Vorteile und Nachteile eines Berufes, sowie der Befähigung dazu durch den Vater für eine Laufbahn entscheidet und dem einmal gefaßten Plane anderthalb Jahre treu bleibt und ihn schließlich zur Ausführung bringt. Wenn Theodor später nach und nach einen anderen Beruf als den gewählten für passender hielt, so hatte das doch ganz andere Ursachen.

Bei Beginn des Jahres 1807 schrieb die Mutter auch an Charlotte v. Schiller über die Berufswahl ihres Sohnes: „Mein Karl ist nun ein großer Mensch, und Ostern 1808 kommt er aus dem Haus. Wie bald wird die Zeit dahin sein, und wie schmerzlich für uns Eltern, ihn von uns zu lassen! Mein Mann wird Dir gesagt haben, daß er sich den Bergbau gewählt hat für seine künftige Bestimmung. Seine Wahl ist klug; der kluge Bergmann findet überall sein Brot, wenn's auch nicht im Vaterlande ist; er kommt erst auf die Bergakademie zwei und ein halbes Jahr, ehe er andre Universitäten besucht. So haben wir ihn doch die erste Zeit nur wenige Meilen weit von uns entfernt und können ihn öfter sehen. Er ist viel größer als ich und der Vater und hat die Schwester sehr überwachsen, die auch größer als ich ist. Er ist ein guter Mensch und hat uns bis jetzt nur durch Krankheit betrübt." Die Worte über den Sohn veranlassen die Mutter auch, über Emma und Julie zu schreiben. Sie fährt also fort: „Emma ist ein gutes, vortreffliches Mädchen, die sich jedermanns

Achtung erwirbt durch ihren Charakter und ihre Talente. Sie malt brav Oel, und Miniatur vorzüglich. Sie singt sehr artig, aber ihre Stimme wird durch Juliens wunderschöne Stimme verdunkelt. Juliens Gesang ist wirklich etwas Vorzügliches; sie ist überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigen Kind liebe. Sie ist uns auch in kindlicher Zärtlichkeit zugethan; sie gehört so zum Ganzen."

Auch Dora ließ sich im Laufe des Jahres brieflich über Theodor aus. „Wenn wir Sie wieder sehen werden," so schrieb sie am 7. August 1807 an Vetter Fr. Bened. Weber, „so werden Sie auch Karl sehr zu seinem Vorteil verändert finden. Er ist fleißig, lernt viel und macht uns allen viele Freude. Zu Ostern geht er nach Freiberg, weil er Bergmann werden will. Er macht mit großer Leichtigkeit Verse und hat im Komischen oft sehr gute Einfälle."

Wie der Vater selbst über das Bergfach dachte, ersehen wir aus einem Briefe an Zacharias Becker vom 9. Februar 1808, wo es heißt: „Meine Kinder sind von guter Art, und Karl zeigt jetzt nicht gemeine Fähigkeiten. Auf Pfingsten kommt er auf die Bergakademie nach Freiberg. Aus eigner Bewegung hat er dies Fach gewählt, und ich freue mich darüber, weil es ihm ein unabhängiges Kapital im Kopfe sichert, wenn andre Kenntnisse oft durch politische Verhältnisse ganz unbrauchbar werden."

In den letzten Worten liegt eine gewisse Resignation des Vaters über die damalige Politik Sachsens. Schon aus 1805 hatten wir ja mehrere Briefe citiert, in denen sich die Familie Körners, wenn auch verhüllt, über die Politik ihres Fürsten äußerte. Die echt deutsche Gesinnung, die alle Mitglieder des Hauses beseelte, wurde zwar durch Napoleon auf eine harte Probe gestellt; unentwegt aber sind sie ihr treu geblieben, wenn sich auch die Frauen vorübergehend durch die Größe des Korsen und durch das Danaergeschenk, das er Sachsen durch die Verleihung des Königstitels und des Herzogtums Warschau machte, bestechen ließen. Die politische Situation Europas hatte sich seit dem Jahre 1805 völlig geändert; auch das bisher unberührt gebliebene Sachsen war in Mitleidenschaft gezogen worden. Friedrich August hatte sich nach einigem Sträuben Preußen angeschlossen. Aber kaum war am 14. Oktober 1806 die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen, da dachte der Kurfürst, von dem ehrlichen Könige von Preußen selbst dazu aufgefordert, an Unterhandlungen mit dem Sieger, um die Zukunft seines Landes zu sichern. Am 11. Dezember wurde der Frieden zu Posen abgeschlossen, in dem Friedrich August zum König erhoben und Sachsen durch den von Preußen abgetretenen Kottbuser Kreis vergrößert wurde. Wohl war die Existenz des Landes gerettet, Preußen aber war im Stich gelassen worden, um den Kelch des Leidens ganz zu leeren. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo der einzelne Unterthan frei äußern konnte, was er über eine der-

artige Handlungsweise des Kurfürsten dachte. Unter den gegebenen Verhältnissen war es das beste, die eigene Ansicht im Busen zu verwahren und sich in Resignation zu fügen. Noch gab es für Körner kein „anschaubares, mögliches Ziel des Handelns", noch mußte er den Haß gegen den völker- und freiheitfeindlichen Geist Napoleons zurückhalten. Wie tief er aber ergriffen war von der seinem deutschen Vaterlande angethanen Schmach, die in den folgenden Jahren noch gesteigert wurde, dafür ist bezeichnend, daß er, wenn auch erst später, Schiller glücklich pries, daß er das Unglück des Jahres 1806 nicht erlebt hätte. Kein lauer Patriot, wußte er sich doch politisch klug, namentlich im Verkehr den Anschein zu geben, als verstünde er es, sich in die Verhältnisse zu schicken. „Den Gipfelpunkt der Fülle des Körnerschen Hauses und seines Ansehens," so sagt Friedrich Laun, „bildeten vielleicht die Jahre der Napoleonschen Gewaltherrschaft. Die Stadt zerfiel damals in zwei politische Parteien. Aber wie gründlich auch Körners den absoluten Weltbeherrscher haßten, so sehr wachte doch der Vorsteher des Hauses darüber, daß dieser Haß nie in demselben öffentlich zur Sprache kam. Um der Kunst, Wissenschaft und Geselligkeit willen! Alle politischen Fraktionen und Nuancen wurden darin gehegt und vertreten; aber sie wußten zu gut, daß ihnen der Aufenthalt im dortigen Gesellschaftskreise sofort würde entzogen werden, wenn sie ihrem Napoleonshasse Worte gestatten wollten. Auch diese, zur Aufrechthaltung des geselligen Verkehrs in der zeitherigen Weise gegen die allenthalben auflauernde französische Polizei unerläßliche Maßregel ging von Körners aus auf mehrere Dresdener Gesellschaftsbezirke, wie z. B. den Rackenitzischen, Seidelmannschen u. s. w., über und beförderte wesentlich den Riesenschritt, den allmählich die Gesellschaftskultur in der letzten Zeit zu Dresden gemacht hatte."

Bald nach dem Posener Frieden mußte Sachsen ein Corps von 6000 Mann zum französischen Heere nach Preußen und später noch einige Bataillone nach Schlesien rücken lassen. Thielmann, der bei den zwischen seinem Landesherrn und Napoleon gepflogenen Verhandlungen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte und zum Dank dafür zum Major und Flügeladjutanten des Königs ernannt worden war, blieb vorerst noch in Dresden, hauptsächlich im Verkehr mit Körner, der die traurigen Folgen der Kriegsereignisse mit mannhaftem Mute trug. „An uns sind," so schrieb Dora am 19. Februar 1807 an Weber, „Gott sei Dank! die gewaltigen Erschütterungen vorübergegangen, und wir haben nur durch das unnennbare Unglück gelitten, welches so viele andere traf. Wir haben bis vor vierzehn Tagen täglich vierzehn bis achtzehn Mann Einquartierung gehabt; wir haben dreierlei Kontribution zahlen müssen; allein wir beklagen uns nicht; denn dies ist eine Folge des Krieges, welche wir mit vielen andern tragen müssen. Aber den inneren Frieden haben wir uns zu erhalten gewußt, und alles in unserm Hause ist unverändert geblieben. Körner ist uns ein gutes Vorbild; in seiner Nähe

schämt man sich kleinmütig zu sein. Das Unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönre Zukunft und genießt jede Freude mit dem unnachahmlichen Kindersinn, welchen Sie an ihm kennen.“ Leider sollten die politischen Verhältnisse immer trüber werden. Mit bangen Ahnungen verfolgten Körners das Geschick, von dem Preußen heimgesucht wurde, und fast wie eine Erlösung kam es ihnen vor, als endlich die Nachricht von dem Tilsiter Friedensschluß, der wenigstens dem benachbarten Lande die Existenz gelassen hatte, in Dresden eintraf. „Nur ein paar Worte der Freude,“ so schreibt am 14. Juli Minna an Tante Ayrer, „heute war der glückliche Tag, der so lang ersehnte, der uns den allgemeinen *Frieden* brachte. Jeden Tag seit dem 23. Juni sahen wir der erwünschten Nachricht entgegen. Seit zwei Stunden sind neun Couriere gekommen, die alle ausgerüstet mit der beglückenden Nachricht waren. Details davon werd' ich Ihnen mit der nächsten Post schreiben können. Genug: es ist *Friede!* Welcher Segen für Millionen Menschen. — Es werden von unserm Hof große Anstalten zur Ankunft des großen Kaisers gemacht. Unser König hat wahre Achtung für diesen *ausgezeichneten Mann*; er sei gesegnet, daß er, der Mächtige, den Frieden uns gab. — Der Rückmarsch der Truppen wird uns nun jetzt sehr beschäftigen, und alles Lästige davon wird zu ertragen sein durch den Gedanken, daß Friede ist.“ Wenn Napoleon hier als ausgezeichneter Mann, als Friedensbringer gesegnet wird, so war für eine derartige Aeußerung einzig und allein die Hoffnung bestimmend gewesen, daß nunmehr weiteren Verlusten der sächsischen Armee und dem Blutvergießen überhaupt ein Ende gesetzt wäre. Dies spricht auch ganz deutlich der Brief aus, den Dora am 7. August, ebenfalls noch unter dem Eindrucke des Friedens, an Weber schrieb: „Der längst gewünschte Frieden hat uns alle in einen angenehmen Zustand versetzt. Wir waren exaltiert, ohne recht deutlich zu wissen, was wir dabei gewönnen; und kann man auch eigentlich recht glücklich sein, wenn man sieht, wie der Nachbar leidet? — Dem sei, wie ihm wolle: das herrliche Wort *Frieden* hat einen so großen Zauber, die Gewißheit, daß durch ihn ein Teil der Leiden endete, die der unselige Krieg veranlaßte, machte, daß wir vor Freude trunken waren, ohne uns durch Untersuchungen in unserm Genuß stören zu lassen. Die Tage, die *Napoleon* hier verweilte, waren äußerst merkwürdig. Das Zuströmen der Menschen aus allen Ständen, die hierher kamen, ihn zu sehen, worunter sehr viele waren, die berühmt und ausgezeichnet sind, das Leben und die Thätigkeit, die von früh bis auf den Abend auf den Straßen war, gab eine eigene fröhliche Stimmung, die schwer zu schildern ist. Wir haben ihn einmal und sehr gut gesehen und sind nachher in unserer gewöhnlichen Ruhe geblieben. Er kam auf die Galerie, wo wir ihn sehr nahe sehen konnten. Er ist weit hübscher und angenehmer wie alle Portraits, so man von ihm hat. Ich [illegible] Strenge in seinen Zügen, einen unsteten Blick oder öftern Wechsel in

seinem Gesicht. Wie wurde ich überrascht, wie ich bei einem feurigen tiefdenkenden Auge, welches einen ganz unbeschreibbaren Ausdruck hat, die größte Ruhe und ungemeine Freundlichkeit in den übrigen Zügen fand! Er schien nur mit den Gemälden beschäftigt, verweilte sich ohne Zwang dabei und wurde durch das unbescheidene Zudrängen der Menschen weder gestört noch unruhig oder verlegen gemacht. Es freute mich unendlich, ihn so gesehen zu haben: ich möchte mir so gern bei seiner Größe auch Güte denken. Deshalb habe ich auch nachher garnicht gesucht ihn wieder zu sehen, weil ich den Eindruck, den er auf mich gemacht, gern rein erhalten möchte. Er schien sich hier zu gefallen, wovon er unserm König viele kleine Proben gegeben hat. Unser König nimmt sich vortrefflich, durchaus rechtschaffen wie immer und ohne Falsch. Möchten alle folgenden Ereignisse immer sich mit seinen strengen Grundsätzen und mit der Güte seines Herzens vereinigen lassen!"

Körner mußte sich wohl oder übel in das Unvermeidliche finden; noch mehrere Jahre sollten vergehen, ehe auch an ihn die immer wichtiger und durch Napoleons Uebergriffe zur Notwendigkeit gewordene Frage herantrat, ob der innere Friede des einzelnen inmitten des allgemeinen Unheils und unter dem Drucke der immer schmachvolleren Fremdherrschaft noch länger bewahrt werden könne. Ja, die Machtvergrößerung Sachsens veranlaßte ihn sogar zu litterarischer Thätigkeit.

Körners Hauptarbeit bestand damals darin, Schillers schriftlichen Nachlaß zu ordnen und herauszusuchen, was der Veröffentlichung wert schien. Da aber diese Arbeit noch lange Zeit beanspruchte, wollte er zunächst die Werke des Dichters herausgeben und dazu sein Leben beschreiben. Die Verhandlungen, die er darüber mit Charlotte v. Schiller, mit Cotta und auch mit Goethe pflog, verraten genugsam sein Interesse für die große Idee. Was er schließlich in dieser Beziehung trotz der vielfachen Hemmnisse, die sich ihm boten, geleistet: das auszuführen, gehört nicht mehr in diesen Abschnitt; aber die treue Hingabe, die liebevolle Teilnahme an dem Schicksale der geistigen Schöpfungen des Freundes, der eben nach seinem Wunsch unsterblich fortleben sollte in seinen Werken, tritt uns schon damals in dem hellsten Lichte entgegen.

Noch während Körner mit dem Gedanken einer Redaktion der Dichtungen Schillers und der Beseitigung so mancher Irrtümer, die sich mehr und mehr über dessen Leben und Verhältnisse verbreitet hatten, umging, stellte er unter dem Titel „Aesthetische Ansichten" einen bei Göschen erscheinenden Sammelband der kleineren, meist philosophischen Aufsätze zusammen, die er zum großen Teil schon früher in der Thalia und den Horen veröffentlicht hatte, während er seine politischen Abhandlungen in ähnlicher Weise 1812 unter dem Titel „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst" herausgab. In diesen „Versuchen" findet sich nun auch der durch die politischen

schämt man sich kleinmütig zu sein. Das Unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönre Zukunft und genießt jede Freude mit dem unnachahmlichen Kindersinn, welchen Sie an ihm kennen." Leider sollten die politischen Verhältnisse immer trüber werden. Mit bangen Ahnungen verfolgten Körners das Geschick, von dem Preußen heimgesucht wurde, und fast wie eine Erlösung kam es ihnen vor, als endlich die Nachricht von dem Tilsiter Friedensschluß, der wenigstens dem benachbarten Lande die Existenz gelassen hatte, in Dresden eintraf. „Nur ein paar Worte der Freude," so schreibt am 14. Juli Minna an Tante Ayrer, „heute war der glückliche Tag, der so lang ersehnte, der uns den allgemeinen Frieden brachte. Jeden Tag seit dem 23. Juni sahen wir der erwünschten Nachricht entgegen. Seit zwei Stunden sind neun Couriere gekommen, die alle ausgerüstet mit der beglückenden Nachricht waren. Details davon werd' ich Ihnen mit der nächsten Post schreiben können. Genug: es ist Friede! Welcher Segen für Millionen Menschen. — Es werden von unserm Hof große Anstalten zur Ankunft des großen Kaisers gemacht. Unser König hat wahre Achtung für diesen ausgezeichneten Mann; er sei gesegnet, daß er, der Mächtige, den Frieden uns gab. — Der Rückmarsch der Truppen wird uns nun jetzt sehr beschäftigen, und alles Lästige davon wird zu ertragen sein durch den Gedanken, daß Friede ist." Wenn Napoleon hier als ausgezeichneter Mann, als Friedensbringer gesegnet wird, so war für eine derartige Aeußerung einzig und allein die Hoffnung bestimmend gewesen, daß nunmehr weiteren Verlusten der sächsischen Armee und dem Blutvergießen überhaupt ein Ende gesetzt wäre. Dies spricht auch ganz deutlich der Brief aus, den Dora am 7. August, ebenfalls noch unter dem Eindrucke des Friedens, an Weber schrieb: „Der längst gewünschte Frieden hat uns alle in einen angenehmen Zustand versetzt. Wir waren exaltiert, ohne recht deutlich zu wissen, was wir dabei gewönnen; und kann man auch eigentlich recht glücklich sein, wenn man sieht, wie der Nachbar leidet? — Dem sei, wie ihm wolle: das herrliche Wort Frieden hat einen so großen Zauber, die Gewißheit, daß durch ihn ein Teil der Leiden endete, die der unselige Krieg veranlaßte, machte, daß wir vor Freude trunken waren, ohne uns durch Untersuchungen in unserm Genuß stören zu lassen. Die Tage, die Napoleon hier verweilte, waren äußerst merkwürdig. Das Zuströmen der Menschen aus allen Ständen, die hierher kamen, ihn zu sehen, worunter sehr viele waren, die berühmt und ausgezeichnet sind, das Leben und die Thätigkeit, die von früh bis auf den Abend auf den Straßen war, gab eine eigene fröhliche Stimmung, die schwer zu schildern ist. Wir haben ihn einmal und sehr gut gesehen und sind nachher in unserer gewöhnlichen Ruhe geblieben. Er kam auf die Galerie, wo wir ihn sehr nahe sehen konnten. Er ist weit hübscher und angenehmer wie alle Portraits, so man von ihm hat. Ich erwartete Strenge in seinen Zügen, einen unsteten Blick oder öftern Wechsel in

seinem Gesicht. Wie wurde ich überrascht, wie ich bei einem feurigen tiefdenkenden Auge, welches einen ganz unbeschreibbaren Ausdruck hat, die größte Ruhe und ungemeine Freundlichkeit in den übrigen Zügen fand! Er schien nur mit den Gemälden beschäftigt, verweilte sich ohne Zwang dabei und wurde durch das unbescheidene Zudrängen der Menschen weder gestört noch unruhig oder verlegen gemacht. Es freute mich unendlich, ihn so gesehen zu haben: ich möchte mir so gern bei seiner Größe auch Güte denken. Deshalb habe ich auch nachher garnicht gesucht ihn wieder zu sehen, weil ich den Eindruck, den er auf mich gemacht, gern rein erhalten möchte. Er schien sich hier zu gefallen, wovon er unserm König viele kleine Proben gegeben hat. Unser König nimmt sich vortrefflich, durchaus rechtschaffen wie immer und ohne Falsch. Möchten alle folgenden Ereignisse immer sich mit seinen strengen Grundsätzen und mit der Güte seines Herzens vereinigen lassen!"

Körner mußte sich wohl oder übel in das Unvermeidliche finden; noch mehrere Jahre sollten vergehen, ehe auch an ihn die immer wichtiger und durch Napoleons Uebergriffe zur Notwendigkeit gewordene Frage herantrat, ob der innere Friede des einzelnen inmitten des allgemeinen Unheils und unter dem Drucke der immer schmachvolleren Fremdherrschaft noch länger bewahrt werden könne. Ja, die Machtvergrößerung Sachsens veranlaßte ihn sogar zu litterarischer Thätigkeit.

Körners Hauptarbeit bestand damals darin, Schillers schriftlichen Nachlaß zu ordnen und herauszusuchen, was der Veröffentlichung wert schien. Da aber diese Arbeit noch lange Zeit beanspruchte, wollte er zunächst die Werke des Dichters herausgeben und dazu sein Leben beschreiben. Die Verhandlungen, die er darüber mit Charlotte v. Schiller, mit Cotta und auch mit Goethe pflog, verraten genugsam sein Interesse für die große Idee. Was er schließlich in dieser Beziehung trotz der vielfachen Hemmnisse, die sich ihm boten, geleistet: das auszuführen, gehört nicht mehr in diesen Abschnitt; aber die treue Hingabe, die liebevolle Teilnahme an dem Schicksale der geistigen Schöpfungen des Freundes, der eben nach seinem Wunsch unsterblich fortleben sollte in seinen Werken, tritt uns schon damals in dem hellsten Lichte entgegen.

Noch während Körner mit dem Gedanken einer Redaktion der Dichtungen Schillers und der Beseitigung so mancher Irrtümer, die sich mehr und mehr über dessen Leben und Verhältnisse verbreitet hatten, umging, stellte er unter dem Titel „Aesthetische Ansichten" einen bei Göschen erscheinenden Sammelband der kleineren, meist philosophischen Aufsätze zusammen, die er zum großen Teil schon früher in der Thalia und den Horen veröffentlicht hatte, während er seine politischen Abhandlungen in ähnlicher Weise 1812 unter dem Titel „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst" herausgab. In diesen „Versuchen" findet sich nun auch der durch die politischen

Verhältnisse, durch die Vergrößerung Sachsens veranlaßte Aufsatz, den wir schon vorher erwähnt haben. Die in Briefform gekleidete Publikation giebt uns Zeugnis für den Optimismus des Verfassers, der das damals neubegründete Herzogtum Warschau anfangs durchaus für „lebens- und entwicklungsfähig“ gehalten zu haben scheint, aber auch für das rege Interesse, mit welchem er die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes verfolgte. Geschrieben wurden die „Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau“ — es sind ihrer sieben — im November 1807, und schon am 29. Dezember erschienen sie bei Göschen.

Der erste, gewissermaßen als Einleitung dienende Brief begründet das Interesse, das der Verfasser als Sachse an dem Schicksal und der Entwicklung des neuen Herzogtums nimmt und nach seiner Ansicht jeder wahre Patriot nehmen muß. In dem zweiten Briefe beschäftigt er sich zunächst mit der Klasse der Grundbesitzer auf dem Lande. Durch die dekretierte Aufhebung der persönlichen Sklaverei ist zwar viel gewonnen; aber der Bauer muß nun auch durch einen allmählichen Uebergang in einen freien Eigentümer verwandelt werden; durch den Erbpacht, zu dem sich uneigennützige Männer aus edlen Triebfedern entschließen müssen, kann in dieser Beziehung vieles erreicht werden; dabei wird es Aufgabe des Staates sein, vielleicht durch Einführung von Kreditsystemen, das Aufnehmen der Kapitalien zu erleichtern und den Gläubiger hinlänglich zu decken. Aber nicht bloß der einzelne Gutsherr muß für die bessere Kultur seiner Besitzungen die eigenen Kräfte aufbieten, sondern die Gesamtheit der Grundeigentümer eines Departements muß auch an die Bedürfnisse einer ganzen Provinz denken und zu diesem Zwecke sich zu gesellschaftlichen Vereinigungen zusammenthun, um so die Aufsuchung nutzbarer Materialien, Straßenbau und Navigationsanstalten zu ermöglichen. Die Kosten für diese Institutionen, die mit dem Vorteile des einzelnen in unmittelbarem Zusammenhange stehen, müssen naturgemäß diejenigen tragen, denen eben Nutzen daraus erwächst; dem Staate aber muß die Oberaufsicht zugebilligt werden. Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auch auf eventuelle Störungen des Verkehrs und Hindernisse der Verbesserung des Zustandes der untersten Volksklassen zu sprechen. In letzterer Beziehung betrachtet er den Branntwein als ein wichtiges Hemmnis. „Sollte es nicht,“ so fügt er in einer Anmerkung bei, „Mittel geben, zu bewirken, daß das Bier dem Branntweine vorgezogen würde? Vielleicht wären bei dem Biere gewisse Abgaben aufzuheben und dagegen auf den Branntwein zu legen. Auch könnte die Bierbrauerei durch Prämien aufgemuntert werden.“ Als außerordentlich wichtig wird dann weiter besprochen die Sorge des Staates und auch einzelner Gesellschaften für den Unterricht und echte Religiosität oder für die sittliche Veredelung des Volkes. Und hier giebt es in dem neuen Herzogtum viel zu thun, da dort manches, was in anderen Ländern für die Bildung, Leitung und Aufmunterung der Geistlichen und Schul-

lehrer geschehen, durch ungünstige Umstände gehindert worden ist. Von echter Toleranz und wahrer Christenliebe getragen sind die Gedanken, die der Verfasser hier ausspricht. Aber nicht nur für die einzelnen Bürger des Staates muß gesorgt werden; auch der Staat als ganzer muß unterstützt, muß leistungsfähig gemacht werden. Das Mittel hierzu sieht der Autor nicht in einer Staatsanleihe, auch nicht in der Auferlegung neuer drückender Abgaben, sondern in der Ausgabe von etwa sechs Millionen Thaler Papiergeld und einer zu diesem Zwecke zu errichtenden Bank in Warschau. Für eine Aenderung in dem vorhandenen Abgabensystem ohne irgend eine dringende Ursache ist er nicht; wohl aber muß der Staat bei Regulierung seines Finanzetats die Einnahme nach der Ausgabe richten; aber niemals darf dem Staate etwas aufgebürdet werden, was einzelnen Bezirken, Städten, Kommunen und Privatpersonen obliegt, wie Unterstützung der Armen, Errichtung von Arbeitshäusern, Verpflegung hilfloser Kranken, Anstellung geschickter Aerzte und Wundärzte, Verbesserung des Hebammenwesens, Sorge für den ersten Unterricht des Bürgers und Landmannes u. dergl. In dem letzten Briefe werden die sicher zu erwartenden Vorteile der errichteten Bank und die Verwertung der jährlichen Ueberschüsse besprochen. Am meisten würde für den Reichtum einer Nation geschehen, wenn jährlich eine beträchtliche Summe zur Urbarmachung der Wüsteneien und Austrocknung der Moräste, zu Prämien für Landwirtschaft und Manufakturen, zu Vorschüssen für Fabrikverleger und endlich zur Aufmuuterung wissenschaftlicher Untersuchungen von praktischer Wichtigkeit verwendet würde. „Von einem solchen Staate,“ so schließt der Verfasser, dem auch hier, wie schon vorher wiederholentlich das Idealbild eines Staates überhaupt vorschwebt, den Aufsatz, „hat man nicht bloß negatives Glück oder Sicherheit vor äußern und innern Gefahren zu erwarten. Für jeden Staatsbürger darf alsdann keine Gattung von Kenntnissen unzugänglich, keine Art von Ausbildung unmöglich, kein geistiges Gebiet unerreichbar sein. Es ist nicht genug, die vorhandenen Unterrichtsanstalten zu verbessern oder nur wissenschaftliche Institute zu errichten und mit allem erforderlichen Apparat zu versehen; auch im Gebiete der Kunst sollte nichts vernachlässigt werden, um den Sinn für das Schöne bei der Nation zu erhöhen und allgemeiner zu verbreiten. Ueber die Folgen einer solchen Verfeinerung herrschen Vorurteile, die bei einer genauern Bekanntschaft mit der Geschichte des Altertums verschwinden. Es war nicht das Uebermaß, sondern die Unvollständigkeit der Kultur, wodurch ihre Ausartung erfolgte. Mit Recht begeistern uns die glänzenden Erscheinungen der Vorwelt; aber die Autorität eines Beispiels darf unser Ideal nicht beschränken. Im ganzen genommen hatten selbst Griechen und Römer den höchsten Gipfel der Veredlung noch nicht erreicht, und manche Forderungen des Geistes und Herzens blieben bei ihnen unbefriedigt. Nicht der weitere Fortschritt, sondern der Stillstand auf halbem Wege ist für unser Zeitalter gefährlich.“

Wie der Vater, so suchten sich auch die übrigen Angehörigen der Körnerschen Familie durch die Beschäftigung mit der Kunst über die trübe Politik und über die Not der Zeit hinwegzuhelfen. Nicht daß sie ruhig die Hände in den Schoß gelegt hätten: schmerzlich ergriffen von der Schmach des deutschen Vaterlandes suchten sie die Wunden, die der Krieg geschlagen und noch schlug, durch Geldbeiträge oder Veranstaltung von Sammlungen zu lindern, und dabei machte Minna die erhebende Erfahrung, daß gerade die Aermeren am schnellsten und liebsten gaben. Immer inniger schlossen sich in diesen Zeiten der Not und Bedrängnisse die Familienmitglieder aneinander, immer fester umschlang sie und alle, die bei ihnen verkehrten und gleicher Gesinnung waren, das Band herzlichster Liebe, und gewiß wurde es mit der aufrichtigsten Freude begrüßt, als Geßler, der sich mehr und mehr auf seine schlesischen Güter (Reichenbach und Neudorf) zurückgezogen hatte, ein Quartier in Körners Hause mietete. Seine Stimmung, die eine Zeit lang, namentlich infolge der traurigen politischen Verhältnisse, recht verbittert und resigniert gewesen, hatte sich zur Freude Körners gebessert. Um so schmerzlicher wurde es aber auch empfunden, daß gerade damals einige treue Freunde aus Dresden schieden, in erster Linie, wie schon vorher erwähnt, Moritz Haubold v. Schönberg und einige Monate früher Otto Heinrich Graf v. Loeben (Isidorus Orientalis, geb. 1786), für dessen Liebe zu Theodor der Umstand spricht, daß er in der Nacht seiner Abreise ein Sonett auf ihn dichtete und ihm widmete. Auch Schönberg gab kurz nach seiner Verheiratung dem Gefühle des Dankes für all das, was ihm das Körnersche Haus gewesen, dadurch Ausdruck, daß auf seine Veranlassung Emma Chanoinesse des in der Nähe von Wernigerode gelegenen Klosters Drübeck, einer Stiftung des Grafen Stolberg, wurde. Zunächst erhielt sie das schwarze Ordenskreuz an einem schwarzen und silbernen Bande; und sollte, wenn sie später in die ihr zugedachte Stellung einrücken würde, ein Jahresgehalt von 200 Thalern haben; allerdings war Vorbedingung, daß sie sich nicht verheirate. Auch Julie Kunze wurde dieselbe Würde übertragen. Wie tief übrigens gerade Emmas Herz unter den unseligen politischen Verhältnissen litt, das zeigen die patriotischen Worte, die sie am 15. April 1808 an ihren Verwandten Weber in Frankfurt schrieb: „Wenn Sie das Politik nennen, daß ich den wärmsten Anteil an allem nehme, was mein deutsches Vaterland angeht, so bin ich sehr politisch. Die Liebe zum Vaterlande ist leider selten geworden, und wenn man sich dieses Gefühls auch nicht schämt, so wird es doch häufig aus Rücksichten unterdrückt, was ich sehr unrecht finde, da es gewiß zu den schönsten Gefühlen gehört, welche die menschliche Brust bewegen können, und man es hüten sollte, daß es nicht bei dem Drang der Umstände untergeht. Das Unglück, welches unsere deutschen Nachbarn betrifft, macht mir ebenso viel unangenehme Empfindungen, als wenn es uns selbst beträfe, und wenn meine Empfindungen

etwas helfen könnten, wäre ihnen schon längst geholfen. Ich begreife recht sehr gut, wie drückend es sein muß, nur immer zu hören, wie dieser oder jener geplagt wird und wie unglücklich er ist, ohne diesem zahllosen Unglück abhelfen zu können, wie das in Frankfurt der Fall sein muß. Durch Natur und Kunst kann man noch allein von so vielem Unangenehmen abgezogen werden, und Sie sind sehr zu beklagen, daß Ihnen dieser Genuß so schwer gemacht wird."

Auch Dora fand bei der allgemeinen Zerstörung und Vernichtung Trost in der dauernden Anhänglichkeit ihrer Freunde. Zu diesen gehörte ja in erster Linie die Herzogin von Kurland. Im Winter des Jahres 1807/8 traf sie zum Besuch in Dresden ein, und wie freute sich Dora, als sie sie treu und unverändert wiedersah, wie in den ersten Tagen ihrer Freundschaft. „Ich rechne," so schrieb sie am 11. April nach Frankfurt, „die Tage, die ich mit ihr verlebte, zu den schönsten, die das Schicksal mir diesen Winter gab. Ich werde auch diesen Sommer viel mit ihr sein; denn ich gehe zu ihr nach Löbichau und von da mit ihr nach Karlsbad. Ueberhaupt habe ich sehr Ursache, dankbar gegen das Schicksal zu sein; wie wichtig und groß auch die Ereignisse der mich umgebenden Welt sein mögen, der kleine Kreis meiner Lieben ist nicht gestört. So lebhaft ich mich auch der Unfälle annehme, die die Menschheit treffen, so sehr mein Herz dabei blutet, so tröstet mich doch immer wieder der Gedanke, daß mir Gott die Meinen gelassen, und daß ich daher alle Trübsal geduldiger ertragen kann."

Noch war der kleine Kreis unserer Lieben nicht gestört. Aber nicht mehr fern war die Stunde, wo eine empfindliche Lücke in demselben eintreten sollte: der Abgang Theodors nach Freiberg stand unmittelbar bevor. Seine Ausbildung war unter der treuen Fürsorge der Eltern vollendet, sein Körper erstarkt; alle in ihm schlummernden Anlagen hatten sich auf das herrlichste entfaltet und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Ausgestattet mit allem, was an idealen Gütern ein Elternhaus, wo Kunst, Musik und Litteratur geachtet und gepflegt, wo Glaube, Vaterlandsliebe und Freundschaft hoch und heilig gehalten werden, seinen Angehörigen zu bieten im stande ist, konnte Theodor hinausziehen in die Welt von der Stätte, wo die nimmer ermüdende Liebe des Vaters und der Mutter, wo die herzliche Zärtlichkeit der Tante und Schwester bisher ihm alle Pfade geebnet, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, alles Schöne, Gute und Wahre zugeführt hatte. Jetzt, wo er sich selbst überlassen sein sollte, wo die treue Fürsorge der Seinen nicht mehr unmittelbar über ihn wachte, galt es für ihn, sich in der Fremde alles dessen würdig zu zeigen, was die Gottheit ihm in die Wiege, was Vater und Mutter ihm ans Herz gelegt hatten.



Ansicht von Freiberg.

IV.

Theodor Körner in Freiberg.

Schon am 16. April hatte der vorsorgliche Vater beim Könige ein Gesuch eingereicht, in dem er gebeten, seinem Sohne gütigst gestatten zu wollen, „den Vorlesungen auf der Bergakademie zu Freiberg beizuwohnen, ingleichen die Freiberger und Obererzgebirgischen Bergwerke zu befahren und zu besichtigen". Daraufhin war dem Oberbergamt zu Freiberg, dem die Akademie unterstellt war, von hoher Seite die Weisung zugegangen, daß dem jungen Körner alles, worum der Vater eingekommen, erlaubt werden solle, „jedoch mit Ausschluß des Schöneberger und übrigen Kobaltbergbaues, ingleichen der Blaufarben= und Arsenikwerke".

Nachdem diese Förmlichkeiten erledigt waren, traf Theodor in Begleitung seiner Eltern und seiner Schwester Emma am 7. Juni, dem dritten Pfingstfeiertage, in Freiberg ein. Dort mietete er sich im Hause des damaligen Auditeurs der Artillerie, Kanitzky, jetzt Leipzigerstraße Nr. 9, ein. In demselben Hause wohnte beim Bergamtskopisten Richter Karl Friedrich Schneider, ein älterer Akademiker (geb. 1784 in Lauchstädt), der früh seine Eltern verloren hatte und zu Trübsinn geneigt war. Obwohl sich Schwermütigkeit und frischer Lebensmut meist nicht dauernd verbinden, schloß Theodor mit ihm Freundschaft.

Die meisten der „Herren Berggeister“ waren noch abwesend, als Theodor ankam, und so konnten denn die Seinen während der zwei Tage, die sie in Freiberg blieben, nur wenige von den maßgebenden Persönlichkeiten des Oberbergamtes und der Akademie kennen lernen. Die Bergakademiker, deren Zahl sich durchschnittlich im Jahr auf fünfzig bis sechzig belief, zerfielen zunächst in die zwei Hauptabteilungen der auf Staatskosten und der auf eigene Kosten Studierenden. In die erste Klasse konnten nur sächsische Staatsangehörige aufgenommen werden, während sich die zweite Klasse meist aus Ausländern rekrutierte. Aber auch Inländern war es unverwehrt, in die zweite Klasse einzutreten; diese brauchten sich keiner Aufnahmeprüfung zu unterwerfen, konnten die Vorlesungen, die sie hören wollten, frei wählen, hatten nicht wie die wirklichen Akademiker einen vierjährigen, festgegliederten Kursus durchzumachen und waren von den in regelmäßigen Perioden abgehaltenen Examinatorien entbunden. Daß Theodor nun, wenigstens im ersten Jahr, zu der Zahl der sog. Ausländer zu rechnen war, geht daraus hervor, daß in dem Briefwechsel oft von der Bezahlung der Vorlesungen die Rede ist, und aus einem vom 10. Juni 1808 datierten Gesuche des Vaters an das Oberbergamt, man möchte seinen Sohn besonderer Aufsicht würdigen und zu den öffentlichen Prüfungen zulassen, und dem darauf erfolgten Erlaß an die akademischen Lehrer, in welchem diese bedeutet werden, „besagten Herrn Körner bei den hiesigen bergakademischen Vorlesungen sowie auch zu ihren Examinibus zu admittieren und in der nämlichen Aufsicht wie die Königl. Beneficiaten zu halten“. Unter dem 18. Juni sicherte das Oberbergamt dem „Appellationsrat und Geheimen Referendar Dr. Körner“ die Erfüllung seiner Bitte zu, fügte aber unter Beilegung eines gedruckten Exemplars der Verhaltungsmaßregeln für die Beneficiaten die Forderung bei, daß sich sein Sohn „auch den allgemeinen und speziellen Regeln unterwerfe, die jedem Königl. Beneficiaten obliegen“.

Die Trennung von dem geliebten Sohne und Bruder wurde der Familie nicht leicht, und auch Theodor mußte sich viel Gewalt anthun, um seinen Kummer zu verbergen. Was ihm das väterliche Haus gewesen war, trat ihm jetzt mehr denn je vor die Seele; die Freiheit, zu thun, was man will, konnte für ihn keinen besonderen Reiz haben, weil die trefflichen Eltern ihm jeden billigen Wunsch gewährt, und er schon alles genossen hatte, was in diesem Alter Freude bereiten konnte. Kein Wunder daher, wenn er, so oft es seine Zeit erlaubte, sich aufmachte und nach dem lieben Elternhause wanderte, das er, ein rüstiger Fußgänger, von dem vier Meilen entfernt liegenden Freiberg in sechs Stunden erreichte. Aber auch die Eltern vermißten schmerzlich den Sohn, der sich ihrer Liebe, ihres Vertrauens so würdig gezeigt, der sich durch sein jugendlich frisches Wesen, durch seinen harmlosen Sinn, durch seine poetische Begabung überall beliebt gemacht hatte. Was aber die Eltern sich leichter in den Verlust finden

ließ, war der Umstand, daß sie der Ueberzeugung leben konnten, Theodor würde allen an ihn herantretenden Gefahren und Versuchungen gewachsen sein. Zeugnis dafür legt der erste Brief ab, den der Vater an seinen Liebling am 10. Juni richtete: „Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen. Ueber diese wichtige Veränderung in Deinem Leben habe ich Dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengesetzten Falle ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen." Von jeher war ja des Vaters Pädagogik von Vertrauen und Liebe getragen worden, und Vertrauen und Liebe auch in seinem Sohne zu wecken und zu immer hellerer Flamme anzufachen, war sein vornehmstes Bestreben gewesen: nicht ein strenger Mahner oder zurechtweisender Tadler, sondern ein liebevoller Berater, ein vertrauenerweckender Freund hatte er dem Sohne sein wollen, und daß ihm dies gelungen, das beweisen die Briefe, die Theodor an ihn richtete. Freilich ist es auch sein Wunsch, daß der Sohn den Tag ausnutze durch fleißiges Arbeiten: aber daneben soll auch der Jugend das Recht zugestanden bleiben, das Leben froh zu genießen und durch leichten Sinn die Sorgen von sich zu wehren oder zu verscheuchen; und vor allen Dingen meinte er, dürfe die Individualität des einzelnen nicht unberücksichtigt bleiben. Und das ist das erzieherische Geschick des Vaters, daß er allem, was der Sohn thut, die beste Seite abzugewinnen weiß und auf alles, was er schreibt, verständnisinnig und vorsorglich eingeht. Selten läßt er ihm einen Wunsch unerfüllt, da er weiß, daß Theodor von klein auf immer nur die Hände ausgestreckt hat nach dem, was dem Vater genehm war.

Wie der Vater in allem, was er that, Ordnung liebte, so sollten zunächst auch des Sohnes äußerliche Verhältnisse streng geregelt sein. Für Wohnung und Kostgeld waren ihm monatlich zwanzig Thaler ausgesetzt. Was davon übrig blieb, konnte er für sich selbst verwenden; Rechnungsablegung wurde nicht verlangt. Kamen dagegen außerordentliche Ausgaben, so sollte er umgehend schreiben, damit er das Geld dazu erhielte und keine Schulden machte. Dem Vater sollte er die Ausgaben für Wissenschaft und Kunst, der Mutter die für die übrigen Bedürfnisse mitteilen. Mit dem Buchhändler sollte er sich womöglich auf monatliche Berechnung einlassen. Kleidung, Schuhwerk und Wäsche, die die alte „Botenhanne" nach Freiberg zu befördern pflegte, erhielt er reichlich von Hause. Bei der Zurücksendung der Wäsche hatte sich die Mutter öfters über Unordnung, Vergeßlichkeit oder Verwechselungen zu beklagen. So nennt sie ihn am 28. Juni 1808 einen „vergeßlichen Michel", und am 4. Mai 1809 schreibt sie an ihn: „Hier, lieber Sohn, schick' ich Dir fünf Stück von den verlangten Hemden; die andern werden gelegentlich auch fertig werden. Dabei sind Schnupftücher, wo

Peinlichkeit. Wohl dem, der
einen Ort und ungestr
Der bringt das Bürgerliche
lich Schwester Schönbergin
gemacht daß sie sich nicht
den höchsten himmlischen Ge
Schaft sahen, da er durch
vermittelt wurde. Mit
Dinge nicht scherzen. Es
zu ihrem Unglück in die
fand. Diese bekehren zu
man hat nicht nöthig
anfangen zu lassen. Es ha
in einzelnen Fällen auch

ließ, war der Umstand, daß sie der Ueberzeugung leben konnten, Theodor würde allen an ihn herantretenden Gefahren und Versuchungen gewachsen sein. Zeugnis dafür legt der erste Brief ab, den der Vater an seinen Liebling am 10. Juni richtete: „Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen. Ueber diese wichtige Veränderung in Deinem Leben habe ich Dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengesetzten Falle ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen.“ Von jeher war ja des Vaters Pädagogik von Vertrauen und Liebe getragen worden, und Vertrauen und Liebe auch in seinem Sohne zu wecken und zu immer hellerer Flamme anzufachen, war sein vornehmstes Bestreben gewesen: nicht ein strenger Mahner oder zurechtweisender Tadler, sondern ein liebevoller Berater, ein vertrauenerweckender Freund hatte er dem Sohne sein wollen, und daß ihm dies gelungen, das beweisen die Briefe, die Theodor an ihn richtete. Freilich ist es auch sein Wunsch, daß der Sohn den Tag ausnutze durch fleißiges Arbeiten; aber daneben soll auch der Jugend das Recht zugestanden bleiben, das Leben froh zu genießen und durch leichten Sinn die Sorgen von sich zu wehren oder zu verscheuchen; und vor allen Dingen meinte er, dürfe die Individualität des einzelnen nicht unberücksichtigt bleiben. Und das ist das erzieherische Geschick des Vaters, daß er allem, was der Sohn thut, die beste Seite abzugewinnen weiß und auf alles, was er schreibt, verständnisinnig und vorsorglich eingeht. Selten läßt er ihm einen Wunsch unerfüllt, da er weiß, daß Theodor von klein auf immer nur die Hände ausgestreckt hat nach dem, was dem Vater genehm war.

Wie der Vater in allem, was er that, Ordnung liebte, so sollten zunächst auch des Sohnes äußerliche Verhältnisse streng geregelt sein. Für Wohnung und Kostgeld waren ihm monatlich zwanzig Thaler ausgesetzt. Was davon übrig blieb, konnte er für sich selbst verwenden; Rechnungsablegung wurde nicht verlangt. Kamen dagegen außerordentliche Ausgaben, so sollte er umgehend schreiben, damit er das Geld dazu erhielte und keine Schulden machte. Dem Vater sollte er die Ausgaben für Wissenschaft und Kunst, der Mutter die für die übrigen Bedürfnisse mitteilen. Mit dem Buchhändler sollte er sich womöglich auf monatliche Berechnung einlassen. Kleidung, Schuhwerk und Wäsche, die die alte „Botenhanne“ nach Freiberg zu befördern pflegte, erhielt er reichlich von Hause. Bei der Zurücksendung der Wäsche hatte sich die Mutter öfters über Unordnung, Vergeßlichkeit oder Verwechselungen zu beklagen. So nennt sie ihn am 28. Juni 1808 einen „vergeßlichen Michel“, und am 4. Mai 1809 schreibt sie an ihn: „Hier, lieber Sohn, schick' ich Dir fünf Stück von den verlangten Hemden; die andern werden gelegentlich auch fertig werden. Dabei sind Schnupftücher, wo

Dresden am 12

Gestern, lieber Sohn, hast Du den fü

Luftreise gemacht, wozu ich Dir m

bei den [illegible] [illegible]

die Luftschifffahrt an das Oberbergam

habe ich ihm noch geschrieben, daß

gegen die preußischen [illegible]

Sonnenschein hatte. Ich weiß nur

practischen Studien ~~[illegible]~~

überlasse ich dem Urtheil de

Vorgestern Abend war Ges

in die Sächsische [illegible] [illegible]

hat gestellt besten und [illegible]

werden.

schon an großen Tafeln in der
? war ein ausgesuchtes Dejeuner
meinem Vater vortrefflich
Wein. Ein Geruch wurde schon
[illegible]
von einigen Gesängen, womit
begleitet. Französischer Wein hat
aber es ist gut gewesen. Die Bürger
die Wache um den Tisch um das Volk
abzuhalten. Blasinstrumente ließen sich
Zeit zu Zeit wurden kleine Kanonen
einiger Gesundheiten und wie das Dej.
weggezogen. Der Bürgermeister
Regiment am Ende mit einer kleinen
Stand die eine Hälfte zum Essen ging
[illegible]

[illegible] [illegible] auch,
den Offiziers sah man keine Noth an
in gutem Zustande zu seyn.
Gestern Abends sahen wir die Vic[illegible]
die Gesellschaft ist sehr zahlreich und
Spaß viel. Unter den 4. Kinder-
Mädchen, das alles sehr geschickt
weiß.
Man sagt uns viel von d. [illegible]
Freyberg und von den [illegible]
Bey die [illegible] Räuber
[illegible] vor der [illegible], und
Erzählungen, die doch in die [illegible]
nicht ungeschwatzen lassen.
ich hoffe, daß du das [illegible]

… nicht von seiner Geliebten mit
gebrochenem Herzen auftreten kann!
… Gedicht: Wer niemals in der Erd…
… und deinen Vater hat er nicht
zum Thier herabgewürdigt, sondern
Mensch erst das Moment ausge-
… innige Vereinigung der Seelen
… erkennen muss man aber diese
… gutes, sehr schätzbaren Menschen, die
… ihren einzigen Punkte verurtheilt
… wollen ist vergebene Mühe, aber
sich von ihnen in Vormundschaft
… lassen wir an Mitteln, ihren Vorschlägen
zuvorkommen, oder dass man ihnen sein Herz
:
… einen Brief von Dir. Die Musikalien
…



Theodor Körner als Bergſtudent. Zeichnung von Prof. F. Marderſteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.

r nicht von seiner Geliebten mit
lichen Körper aufstehen kann!
Gedicht: Wer einmal in der Erd.
und Deinen Vater hat er nicht
um Dein Erbgrundstück, sondern
nur auf den Moment aufge-
nige Vereinigung der Seelen
ohnehin muß man über diese
ebt sonst schätzbaren Menschen, die
en einzigen Punkte verwundet
ollen ist eingebornes Wesen, aber
von ihnen in Vormundschaft
llt wie an Mütter ihren Vorschlägen
ennen, oder daß man ihnen keine Freund
en Brust von Dir. Dein Mut ..



Theodor Körner als Bergstudent. Zeichnung von Prof. F. Marderſteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.

- nicht von seinen Geliebten mit
gebrochenem Herzen aufstehen kann!
: Gedicht: Wer niemals in der Welt.
- und deiner Vater hat es nicht
einen Zoll herabgewürdigt, sondern
gerade auf das Monument aufge-
eignete Vereinigung der Seelen
l Professor muss man über diese
ft gute Schriftsteller Menschen, die
dieser einzigen Punkte verurteilt
zu wollen ist ungeheure Mühe, aber
ig sich von ihnen in Vormundschaft
ft stellt mir an Mitteln ihrer Vorschläge
nd zu werfen, oder daß man ihnen sein Herz
isst.



Theodor Körner als Bergstudent. Zeichnung von Prof. F. Marderſteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.

- nicht von seinen Geliebten mit
bedrückten Herzen aufstecken kann!
- Gedicht: Wer niemals in der Welt.
und deinen Vater hat er nicht
zur Thür hinausgeworfen, sondern
nur auf den Moment ausge-
nige Vereinigung der Seelen
zu schauen muß man über diese
nicht leicht schätzbaren Menschen, die
ihren einzigen Punkte verändert
wollen ist ungeheure Mühe, aber
sich von ihnen in Vormundschaft
setzt mir an Mitteln ihren Vorschlägen
zwischen, oder daß man ihnen sein Innerst



Theodor Körner als Bergstudent. Zeichnung von Prof. F. Mardersteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.



Theodor Körner als Bergstudent. Zeichnung von Prof. F. Marderſteig, Weimar.

Zu Körner I, S. 153.

Dunkel, worein das Feld seiner Thätigkeit gehüllt war, ihn in der Gänge und Stollen verschlungenem Labyrinth den Gestalten, die er schon vorher in seiner lebhaften Phantasie gesehen und besungen hatte, näher brachte, daß er sich im Kampf glaubte mit den Geistern der Unterwelt, mit den Kobolden und Gnomen, denen es galt, die kostbaren Schätze abzugewinnen. Poetischen Ausdruck verlieh er dieser Begeisterung für den erzgeschwängerten Grund mit seinen greulichen Nebelgestalten in dem „Berglied". Das am Ende wie am Anfang dieses Liedes doppelt stehende „Glück auf!" hatte er bald so lieb gewonnen, daß er nie anders grüßte als mit diesen Worten, sogar Briefe öfters mit diesem Gruße schloß; dazu zierte er seine Unterschrift zuweilen mit dem bergmännischen Schlägel und Eisen. Ja, so begeistert war er von „der Berge uraltem Zauberwort", wie überhaupt von der bergmännischen Tracht, daß er auch späterhin noch gern in ihr wandelte und sich des Grußes „Glück auf!" bediente, ja daß er sogar, als er in Breslau sich in die Stammrolle der Lützower eintragen ließ, mit dem Bergkittel bekleidet war.

Aber nicht bloß der praktische Teil der Wissenschaft wurde betrieben: Hand in Hand damit ging der Besuch der Vorlesungen. Fuhr er nicht ein, so hatte er in der Regel sieben Stunden Unterricht. Bei Lampadius, der eine große Klarheit im Vortrag und nicht gemeine Geschicklichkeit im Experimentieren besaß, hörte er Chemie, die der Vater in erster Linie für wichtig hielt, weil dadurch dem im Anfange durch die Menge der neuen Ideen betäubten Sohne am leichtesten ein Licht aufgehen und das Chaos sich immer mehr gestalten und ordnen würde; denn bald erfuhr er, daß sich Theodor gerade zu der Chemie sehr hingezogen fühlte. Daneben wurden die Vorlesungen Werners über Bergbaukunst besucht. Der Vater schickte ihm zur Erleichterung für dieses Kolleg das von einem früheren Schüler der Akademie, Pöppelmann mit Namen, nachgeschriebene Heft: wenn dieses auch sehr fehlerhaft geschrieben sei, so werde er doch manches Nützliche darin finden. Weiter belegte er bei Busse höhere Mathematik und auf des Vaters Vorschlag Physik. Selbst in den ihm fremden Fächern suchte der Vater sich heimisch zu machen: wenigstens mag er getreulich Umfrage gehalten haben. So riet er dem Sohne, ja nicht die Feldmeßübungen aufzugeben oder zu vernachlässigen; auch zur Bezahlung eines Kursus im bergmännischen Zeichenunterricht erklärte er sich gern bereit. Und wenn schließlich Theodor gleich anfangs noch französische Stunden nahm, so wird man gestehen müssen, daß seine Zeit reichlich besetzt war, daß er mit seltenem Feuereifer seine Studien begann, und daß er die Mahnung des Vaters, der ihm am 24. Juni geschrieben hatte: „Dich muß als Bergstudent keiner übertreffen", getreulich zu erfüllen bestrebt war.

Aber Theodor hätte seine Natur ändern müssen, wenn er ganz in seinem Berufe aufgegangen wäre. Er war ein Jüngling, der von jeher gern an den Freuden und Vergnügungen des menschlichen Lebens teilgenommen hatte, der

außerdem poetisch veranlagt war. Jetzt war er Student, und die Ungebundenheit des studentischen Treibens forderte auch von ihm ihren Tribut, und daß er in dieser Beziehung hinter keinem seiner Kommilitonen zurückstehen würde, dafür bürgte von vornherein sein lebensfrohes Gemüt, dem ja im elterlichen Hause in keiner Weise ein Zwang auferlegt worden war. Schnell fand er sich in die Freiberger Verhältnisse, und wenn ihm diese auch, namentlich zuerst und auch später noch öfters, im Vergleich zu denen in Dresden kleinstädtisch vorkamen: gar bald wußte er sie zu nutzen und sich zu vergnügen.

Als die Eltern fort sind, fühlt er sich verlassen und gelangweilt; aber der Humor ist ihm geblieben. „Alter Fritz," so schreibt er damals an Henoch, „gieb mir vorerst einen Kuß, guter Junge, und dann beklage mich, mich armen Einsiedler im Gewühl des Tages! Noch ist nichts von meinen Geschäften reguliert. Visitenmachen fesselt mich in die seidenen Strümpfe und setzt mir mit eherner Hand den Quetschhut auf die Stirne. Opfert' ich nicht alle Tage meinen Hausgöttern, Schillern und Goethen, ich müßte mich zu Tode ennuyieren. Aber es wird schon besser werden. Ich bin an viele Häuser rekommandiert, und mich einzuschmeicheln soll von jeher mein großes Verdienst gewesen sein. Mein Quartier ist allerliebst, und jeder Nagel der Wand sehnt sich, Dich bald möglichst zu erblicken wie auch Dein Theodor."

Allzulange sollte das Gefühl eines Einsiedlers bei Theodor nicht dauern. Abwechselung genug und Gelegenheit genug zu Freundschaften boten zunächst die praktischen Uebungen und Vorlesungen. Unter seinen ersten Bekanntschaften wird der junge Thiele, der Sohn eines Fabrikanten, bei dem er oft zur Mittags- und Abendtafel geladen war, genannt: zu den Reitpartieen, die er mit ihm unternahm, gratulierte der Vater bereits am 13. Juni. Zugleich aber fand dieser es für notwendig, den Sohn auf die Gefahren des Freiberger Studentenlebens, namentlich in den Kaffeehäusern, von denen er durch Werner manches erfahren hatte, hinzuweisen. Der Brief ist nebenstehend faksimiliert; er verdiente, von allen jungen Männern immer und immer wieder gelesen und beherzigt zu werden.

Gar bald hatte sich Theodor das Freiberger Leben angenehm zu gestalten gewußt; aber das Herz treibt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach Dresden zu den Eltern, zu der Schwester, zu den Freunden und Freundinnen, die er dort zurückgelassen hatte. So oft es seine Zeit gestattet, macht er sich auf nach der lieben Heimatsstadt, meist am Sonntag, bisweilen aber auch schon am Sonnabend, um einige Tage in dem geselligen Kreise der Seinen zu verleben. Die innigste Freundschaft verbindet ihn mit Henoch: wiederholt besucht dieser ihn in Freiberg.

Mit inniger Freude liest Theodor die Briefe der Seinen, während er selbst etwas lässig im Schreiben ist. Aufs lebhafteste interessiert ihn alles, was in

Dresden, namentlich im Kreise der Seinen, geschieht. Da erfährt er denn, daß des Vaters Singstunde gedeihe, daß die Tante nicht mehr auf der Galerie male, daß Pfuel mit seinem Bruder bei ihnen gewesen, daß Einsiedel daselbst soupiert, daß ebendort fleißig gesungen werde, daß namentlich die Herzogin Dorothea mit Fräulein v. Knabenau zwei Tage in Dresden geweilt und einer Singstunde beigewohnt, daß sie viel nach ihrem Theodor gefragt habe und sich darauf freue, ihn recht bald wieder zu sehen; werde sie doch am Sonnabend, den 2. Juli, zu des Vaters Geburtstag wieder in Dresden eintreffen. Schon am Freitag vorher machte sich Theodor über Wilsdruff nach der Vaterstadt auf. Vergnügt wurde das Fest gefeiert. Vom schönsten Wetter begünstigt, wanderte der Sohn nach Freiberg zurück, während die Tante mit ihrer fürstlichen Freundin wieder nach Karlsbad ging.

Bereits am 9. Juli traf Theodor wieder in Dresden ein, diesmal auf acht Tage, da in Freiberg Jahrmarkt war, und die Professoren in dieser Zeit nicht lasen. Der Vater war ebenso erstaunt und erfreut über sein Wissen wie über sein vortreffliches Aussehen. „Sie glauben nicht," so schrieb die Mutter damals an Tante Ayrer, „wie robust der Mensch geworden ist, wie die Strapazen seinen Körper bilden; er wird ein wenig zu groß für einen Bergmann." Die vom Loshauen der Steine zerschlagenen Hände bewiesen deutlich, daß er keine Beschwerden scheute. Nur allzuschnell vergingen dem jugendlichen Dichter die Tage in Dresden. Besonders interessant für ihn war, daß am Dienstag zu der Singstunde, die immer größere Ausdehnung genommen, auch Tieck in das elterliche Haus kam.

Sonntag, den 17. Juli, verließ Theodor bei vortrefflichem Wetter Dresden wieder; über Tharandt erreichte er auf dem kürzesten Wege Freiberg, ohne von seinem glücklichen Eintreffen daselbst seinen Eltern fürs erste Nachricht zu geben, sodaß diese eine Zeit lang um ihn in Sorge lebten, aus der sie allerdings bald durch den Bergamtsassessor August Herder, den Sohn des Dichters, befreit wurden: er hatte Theodor frisch und gesund in Freiberg gesehen. Bald nach Theodor verließ auch Julie die Stätte, wo sie so lange Jahre gelebt hatte und wie eine Tochter gehalten worden war. Zunächst ging sie zu ihrem Bruder nach Leipzig und von da zu ihrer Großmutter nach Weißenfels, jedenfalls um mit ihren Verwandten die Vorbereitungen für ihre noch in diesem Jahre stattfindende Hochzeit zu besprechen. Angehalten um ihre Hand hatte nämlich der schon vorher kurz erwähnte Alexander v. Einsiedel auf Gnandstein. Die Sache scheint sehr schnell gegangen zu sein. Nachdem sich Einsiedel der Zusage Juliens versichert hatte, reiste er nach Weißenfels zu deren Großmutter, die schon vorher in die Angelegenheit eingeweiht war. So kam denn die alte Dame ihm gleich mit einem „Ja" entgegen. „Du siehst," so schrieb die Mutter damals an Theodor, „es geht ihm wie Cäsar; er

kam, sah und siegte." Im übrigen war Minna und auch wohl ihr Gatte keineswegs erbaut von dem Schritt ihrer Pflegebefohlenen. Die erstere suchte mit aller Macht Julien von dem verhängnisvollen Schritte abzuhalten; aber umsonst. „Ich habe gestern," so heißt es in einem ihrer damaligen Briefe an den Sohn, „noch das letzte an Julie versucht; sie bleibt dabei, daß sie alle Fehler von Einsiedel wüßte, aber ihn doch unaussprechlich liebt. Nun erwähne ich ihn nicht wieder. — Mein Gewissen ist beruhigt." Und an einer andern Stelle schreibt sie mit Bezug auf die trotz ihres Abratens abgeschlossene Verlobung bitter: „Wir müssen uns immer näher an einander rücken, wenn Undankbarkeit uns Wunden schlägt." Wie es übrigens mit Einsiedel stand, und wie Minna über ihn dachte, das bezeugt der Brief, den sie am 22. Juli, bald nach Juliens Abreise, nach Freiberg richtete: „Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß Julie fort ist. Zu einer andern Zeit würde mir Juliens Entbehren schwer zu ertragen sein; aber jetzt vermiss' ich sie nicht, weil es mich auch von der langweiligen Gesellschaft des Herrn v. Einsiedel befreit. — Schönberg denkt sich Einsiedel als ein höchst interessantes Wesen, weil Julie ihn liebt — und denkt, ich sehe nur Prosa, wo doch lauter Poesie müßte sein." Zwar lief noch in demselben Monat von der Tante Dora aus Karlsbad die Nachricht ein, daß sie dort von Personen aus Altenburg viel Gutes über Einsiedel gehört, sodaß der Vater etwas beruhigt an den Sohn schrieb: „Es geht doch vielleicht noch besser, als wir denken." Einige Monate später indes ändert er sein Urteil dahin ab: „Erfreuen kann ich mich nicht über ihre (d. i. Juliens) Wahl; aber ich denke, es soll besser gehen, als man glaubt. Er ist nicht bösartig, sondern nur leer, nachlässig und kleinlich." Die bangen Ahnungen sollten sich leider erfüllen. Die Ehe wurde in der That sehr unglücklich; denn wenn sich auch die Gatten liebten und achteten, Einsiedels Epilepsie, an der er schon von klein auf litt, wurde für Julie die Quelle großer Sorgen, zumal da die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten.


Alexander v. Einsiedel. Von 1777 bis 1840. Nach einem im Körnermuseum befindlichen Miniaturbildnis auf Elfenbein.

Verherrlichung des Dichters getrieben. Daneben gehen Besprechungen und Erörterungen über Goethes neueste Gedichte und „Eugenie“. Ueber beide lauten des Vaters Urteile nicht allzu günstig, wenngleich er bei der wiederholten Lektüre der „Natürlichen Tochter“, zu der ihn der Sohn veranlaßt hat, seine in früheren Jahren geäußerte Kritik dahin ändert, daß das Stück zwar bei öfterem Lesen besser gefalle und wohl die Meisterhand des Dichters durchblicken lasse; trotzdem habe der Totaleindruck des Werkes auch jetzt noch etwas Peinliches für ihn. Eine besondere Freude gewährte es ihm, als Theodor an der einst von ihm selbst entworfenen und jetzt nach Freiberg gesandten Opernskizze zu Alfred dem Großen Geschmack fand und mit Lust und Liebe auf eine Ausarbeitung einging; vollendet freilich wurde das Werk erst einige Jahre später.

Uebrigens verfehlte Theodor nicht, seine Gedichte zum teil auch nach Karlsbad zu übersenden, wo sie allgemein gefielen. Bis zum 29. Juli war die Tante mit der Herzogin in dem Bade verblieben; besonders interessant waren die letzten Tage daselbst durch das Eintreffen Goethes geworden, der viel mit ihnen zusammen war und ihnen schließlich noch die Fortsetzung von der „Pandora“ vorlas. Als die Damen dann an dem schon erwähnten Juli früh um drei Uhr aus Karlsbad zur Abreise bereits fertig gewesen, war bei ihnen wohl frisiert, zierlich im Frack, Werner erschienen. „Mein Sohn,“ so schrieb die Mutter mit Bezug hierauf, „lerne von ihm, wie man galant sein soll!“ Die Tante begleitete ihre Freundin nach Löbichau, um noch längere Zeit daselbst zu verbleiben und sich ordentlich zu erholen.

Der Vater, der in diesem Jahre auf einen größeren Urlaub verzichten mußte, wollte sich wenigstens durch einen Besuch in Freiberg schadlos halten, den er Theodor für den nächsten Herbst ankündigte. Aber Theodor erschien auch ohne Wissen der Eltern in Dresden und ohne bei ihnen vorzusprechen. Der Vater erfuhr dies im Ressourcegarten von seinem Amtsgenossen Oppel. „Ihr Sohn,“ so erzählte dieser, „war ja in Dresden; ich begegnete ihm; er spielte Guitarre; er wollte nicht gekannt sein und hielt sich die Guitarre über den Kopf.“ Theodor mochte schon ähnliche abenteuerliche Touren gemacht haben; hatte doch der Vater schon acht Tage vorher an ihn geschrieben: „Deine Mordgeschichten werde ich dem Amtshauptmann von Watzdorf, der jetzt hier ist, unter die Nase reiben, damit er für Patrouillen und andre Polizeimaßregeln sorgt.“ Der junge Student befand sich in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens; toll, aber klug: das war sein Symbolum, und vielleicht mochte die Mutter nicht ohne Grund am 9. September an ihn schreiben: „Zeichne dich durch Deinen Fleiß, durch Deine Sitten ebenso aus, als Dein Geist Deine Freunde erfreut!“ Wegen seines angenehmen Wesens war der lebensfrohe Jüngling überall ein gern gesehener Gast, und seine gesellschaftlichen Vorzüge gewannen ihm die Herzen aller.



Theodor Körner im Kreise seiner Freiberger Studiengenossen die Guitarre spielend.
Tuschzeichnung von Alex. Sauerweid. Original im Körnermuseum.

Zu Körner I, S. 161.

n
en,
ien
er
Ir
lte
ſ."
och
hten
Naſe
unge
aber
Grund
, durch
Wegen
ern ge-
en aller.

Theodors Humor und frohen Lebensmut erkennen wir aus den Gedichten „Des Feldpredigers Kriegsthaten“ und „Mein Symbolum“. Der ewig auf seinem Bagagewagen sitzende Prediger steht im Gegensatz zu dem ausgelassenen Studenten, dessen Symbolum schließlich, nachdem er alles versucht hat, bleibt: „Toll, aber klug.“

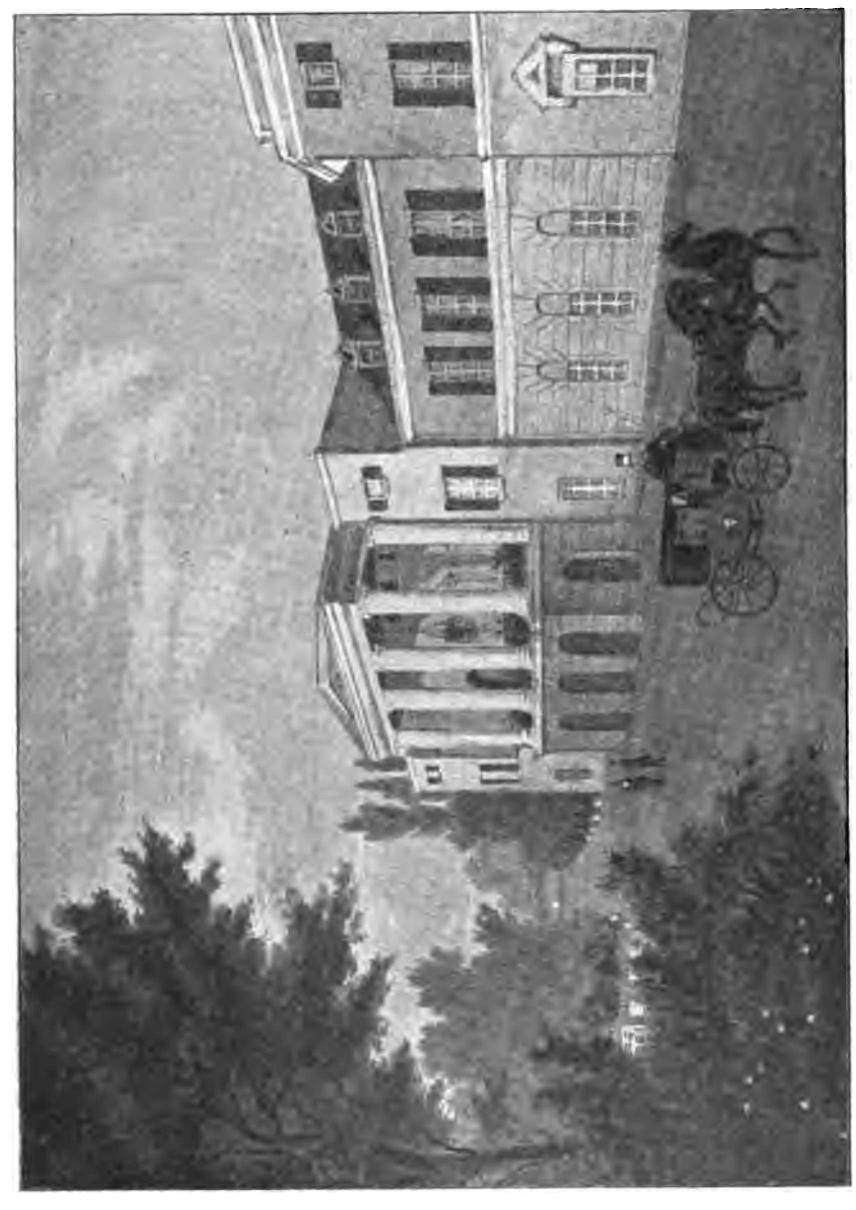
Auf ein anderes Gebiet poetischer Thätigkeit weist der Prolog zum „Konradin von Schwaben“. Ob Theodor schon damals daran dachte, dieses Drama, dessen Vollendung später, vom Jahre 1811 an, zu seinen Lieblingsplänen gehörte, zu bearbeiten, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist in dem Briefwechsel nichts davon erwähnt. Wohl aber stammt aus jener Zeit ein in Alexandrinern gedichtetes einaktiges Lustspiel „Cleant und Cephise“. Sind auch die Verse nicht allenthalben mustergültig, so hat man das Stück doch wegen seines lebhaften Dialoges noch in neuester Zeit der Aufführung wert gehalten. Das Drama, inhaltlich wie Goethes Jugenddichtung „Die Laune des Verliebten“ dem Alter des Verfassers entsprechend, gipfelt in der Eifersucht eines erst sechs Wochen verheirateten Ehepaares. Durch gegenseitige Verkleidung suchen sich beide zu prüfen, bis sich endlich die Herzen in Versöhnung wiederfinden. Mit den Worten: „O daß er ewig bliebe, der schönste Augenblick, das Glück versöhnter Liebe!“ schließt das Stück.

Ebenfalls in das erste Jahr seines Freiberger Aufenthaltes gehört jedenfalls ein sprachlich und inhaltlich wenig bedeutendes, dazu nicht ganz zu Ende geführtes Lustspiel „Unvermutet“. Auch hier wird der Konflikt durch eine Verwechselung herbeigeführt; am Schlusse klärt sich auch hier alles „unvermutet“ zum Glücke der beiden Liebhaber auf.

Und noch ein dritter dramatischer Versuch fällt wohl in jene Zeit: „Der Verschlag oder Viel Mühe um Nichts. Ein Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen.“ Gleich dem vorigen ohne wesentliche Bedeutung und unvollendet, läßt das Stück zwei Liebende, Cäcilie und Theodor Winter, die durch einen ihre Zimmer trennenden Verschlag Gelegenheit haben, sich zu unterhalten und zu korrespondieren, glücklich das ersehnte Ziel erreichen.

Endlich sei der poetischen Anregungen gedacht, die Theodor durch seinen Vater erhielt. In dem Elternhause herrschte natürlich wie früher auch jetzt noch das lebhafteste litterarische Interesse. Auch hier war namentlich der im Frühjahr 1808 erschienene, ergänzte „Faust“ mit größtem Beifall aufgenommen worden, und Theodor, dem dieses Drama wie eine Art von Evangelium erschien, gab der im Elternhause herrschenden Stimmung und seiner eigenen Bewunderung Ausdruck in einem herrlichen, in den „Knospen“ veröffentlichten Gedichte. In gleicher Weise fühlte sich Theodor von Oehlenschlägers „Aladdin“, den der Vater nach mehrfachen Bemühungen endlich aus Leipzig erhalten und dann mit einer beifälligen Kritik nach Freiberg gesandt hatte, zu einer allerdings nur kurzen poetischen

Manche Extravaganz, die er beging, mochte man ihm deshalb zu gute halten,



Schloß Löbichau bei Nöbdenitz in Sachsen-Altenburg.

zumal da alles, was er sich herausnahm, harmloser Natur war. So wird erzählt, daß er sich bisweilen nach außen auf die Fensterbrüstung seiner Wohnung setzte,

daß er eine Zeit lang zum Ergötzen der braven Freiberger eine zeisiggrüne Joppe angehabt, daß er sogar die Mütze verkehrt auf dem Kopfe, den Schirm nach



Dorothea, Herzogin von Sagan, Gräfin Talleyrand Périgord, jüngste Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland, von 1793 bis 1862. Nach einem Gemälde von Gérard.

hinten, öffentlich getragen habe. Dabei war er ein eifriger Tänzer, ein guter Schütze, ein gewandter Fechter und ein geschickter Schlittschuhläufer. Durch alles

dieses, sowie durch fleißiges Baden im Muldeflusse stählte er seinen Körper und gewann eine immer größere Geschmeidigkeit und Kühnheit. Ueberall beliebt, überschritt er nie die Grenze des Erlaubten, wenn er auch hin und wieder auf die Langeweile, die ihn plagt, und auf das Krähwinklerleben in Freiberg ziemlich kräftig flucht. Allzu ernst wird man seine Klagen nicht nehmen dürfen; er war nicht dazu angethan, ein Mönchsleben zu führen, und verstand es, allem die heiterste Seite abzugewinnen und frohen, lebhaften Sinnes sich die Verhältnisse unterzuordnen, ohne dabei ernstlich seine Studien zu vernachlässigen.

Schon längst zog es Theodor nach Löbichau. Die Herzogin hatte ihn wiederholt eingeladen, und auch die Tante hatte ihm viel Angenehmes über das dortige Leben geschrieben. So machte er sich denn noch im August nach Löbichau auf, wo es ihm außerordentlich gut gefallen sollte. Abgesehen von der Herzogin selbst entzückte ihn namentlich die Liebenswürdigkeit ihrer jüngsten Tochter. Ihr zu Ehren verfaßte er am 22. August das Gedicht „An die Prinzessin Dorothea von Kurland“, in welchem er seiner Begeisterung für den Geist und die Anmut der jugendlichen Prinzessin Ausdruck gab. Die erste Hofdame der Herzogin, Fräulein Dorothea von Knabenau, scheint den lebensfrohen Sänger sehr in ihr Herz geschlossen zu haben. Reich beschenkt nach Freiberg zurückgekehrt, schrieb er über seinen Aufenthalt in Löbichau an Freund Henoch also: „In Löbichau hab' ich mein Courschneiden rasend exerciert, und das Flügelpferd möchte den Hals brechen, so forcier' ich's. Mein Motto

Mit Männern sich geschlagen,
Mit Weibern sich vertragen,
Mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt

hat sich durchaus bewährt.“ Bald darauf erhielt er auch, wie er in einem andern Briefe Henoch mitteilte, von der Knabenau einen „göttlichen Brief“, und beantwortete diesen nicht nur, sondern sandte auch ihr zuerst seine Gedichte, sodaß die Mutter ihm schrieb: „Wenn Du etwas Poetisches machst, schick' es ja der Herzogin und nicht der Knabenau! Die teure Pate hat Dich so lieb und legt einen so großen Wert auf Deine Geisteskinder, daß es ihr wehe thut, wenn die Sachen nicht an sie gegeben werden.“ Theodor beherzigte die wohlmeinenden Worte der Mutter fortan immer.

Die Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich versetzten den Körnerschen Kreis natürlich in nicht geringe Aufregung, so sehr man sich zur Ruhe zwang und ergeben wartete, was das Schicksal bringen würde. Dazu fühlte man das tiefste Mitleid mit dem schwer heimgesuchten Preußen, und als dort die ersten Funken nationaler Begeisterung aufsprühten, verfolgte man im Körnerschen Hause mit lebhaftestem Interesse die Bestrebungen der Männer,

die in freimütiger, vaterländischer Gesinnung die sittliche Bildung und die nationale Wiedergeburt als Vorbedingungen für ein neues Morgenrot der Freiheit aufstellten. So waren Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ nicht ohne nachhaltigen Widerhall gelesen worden. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo man seine politische Ansicht äußern, wo man aus seiner patriotischen Gesinnung für das deutsche Vaterland kein Hehl machen durfte; noch war die Begeisterung für Napoleon in Sachsen zu gewaltig, und geradezu unklug wäre es gewesen, wenn der einzelne seinem Nationalhasse hätte Ausdruck verleihen wollen. Und von Körner wissen wir ja, daß er in seinem Hause diesen Haß nie zur Sprache kommen ließ, zumal da der König ein entschiedener Anhänger des großen Korsen war. Er wußte es sogar über sich zu gewinnen, einer Einladung zur Geburtstagsfeier Napoleons in dem ihm befreundeten Hause des französischen Gesandten zu folgen.

Zwar sollte der befürchtete Krieg in diesem Jahre noch nicht ausbrechen. Trotzdem kam Unruhe genug infolge der Durchzüge und Einquartierungen französischer Truppen über Dresden. Bis zum Juli blieb die Hauptstadt verschont. Aber im folgenden Monat begann das Leiden. Minna berichtet darüber am 16. September an Tante Ayrer: „Seit vier Wochen haben wir 29000 Mann durch Dresden gehabt, und unsere guten Freunde haben uns nicht freundschaftlich behandelt. Von heute an bis zum 22. erhalten wir 26580 Mann. Ich bin in Erwartung der Gäste. Vor vierzehn Tagen hatte der Rat, auf meine Rechnung, vier Employers und einen Kapitain ins Wirtshaus gelegt; sie kamen den Nachmittag und gingen den andern Morgen wieder fort, und ich mußte 39 Rthlr. bezahlen. Die Gemeinen, die ich im Hause hatte, haben zum Abschied Teller, Schüsseln, Flaschen und Gläser zerschlagen. Der Rat hat uns befohlen, die, die wir jetzt bekommen — durch einen Anschlag —, daß wir sie ja nicht mit Kälte, sondern als Brüder empfangen! Diese 26000 Mann gehen alle durch Freiberg: das arme Gebirge! Sie sehen, meine gute Mutter, wir werden mit Freuden arm. — Die Teuerung ist groß! Diesmal bekomme ich zwei Offiziere mit ihren Leuten und zehn Mann Gemeine auf beide Häuser. Dem Officier muß ich Suppe und drei Gerichte geben und Dessert und Wein, so viel er will. Ich habe meiner Schwester und meines Sohnes Stube dazu zurecht gemacht. Vielleicht ist weniger Aergernis dabei; bei den letzten, da dacht' ich, wir müßten aus dem Hause laufen.“ Von neuen Truppenmassen weiß dann der Vater am 14. Oktober zu berichten: „Bis zum Mittwoch haben wir wieder Einquartierung zu erwarten. Es ist das Oudinotsche Corps, ohngefähr 11000 Mann stark.“ Auch dieses benahm sich wenig fein, wie aus dem folgenden Briefe Minnas hervorgeht: „Seit heut' vor acht Tagen schöpf' ich jetzt erst wieder Odem; wir haben wieder das Oudinotische Corps gehabt, also seit dem 20. August 67000 Mann. Neun Mann, die ich vorigen Donnerstag hatte, haben mir die Kopfkissen mitgenommen.

Sie müssen gestehen, meine gute Mutter, daß die Hausbesitzer es in Dresden übel haben, daß wir allein all das Ungemach tragen müssen. Wenn man sich auch das Geld verschafft, wer kann einem Gesundheit geben, bei der steten Aegernis, die man dabei hat. — An etwas Anhaltendes zur Arbeit kann ich garnicht kommen; so haben uns die lieben Franzosen beschäftigt. Meine Emma hat mir treu beigestanden; sie ist mir eine treffliche Hausmeisterin geworden."

Wenn der Vater es auch verstand, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, wenn er auch an Kleists neuestem Werke „Hermann und Varus" tadelte, daß es Bezug nehme auf die jetzigen Verhältnisse, und dann weiter schrieb: „Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen der Wirklichkeit zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie", so wurde es doch gewiß auch ihm nicht immer leicht, so zu handeln und mit Gleichmut alles, was der fremde Eroberer dem Vaterlande und jedem einzelnen zumutete, zu ertragen.

In Freiberg merkte Theodor weniger von den gewaltigen Truppenmassen, die in und um Dresden vorübergehend Quartier bezogen. Ihn kümmerte ganz und gar noch nicht, was sich am politischen Himmel abspielte. Seinen Geburtstag verlebte er zu Dresden im Kreise der Seinen. Der treue Freund des Hauses, E. v. Pfuel, der damals in Dresden weilte, widmete ihm zu diesem Tage ein launiges Gedicht, in dem er dem jugendlichen Sänger vorführte, was er thun würde, wenn ihm „der Lieder süße Macht" verliehen wäre. Aus derselben Zeit stammt Pfuels Eintrag in Theodors Stammbuch:

Glück auf!
So ruf' auf des Lebens dornigen Wegen
Dir Amor, Minerva, Fortuna entgegen.
Und nur erst im Gasthof zur Ewigen Ruh'
Empfang' Dich begrüßend Hans Mors mit: Glück zu!

Am 5. Oktober trafen die Seinen zum Besuch in Freiberg ein. Da machte es dem Vater besondere Freude, einige von Theodors Freunden, die ihm recht gut gefielen, und auch seine Lehrer genauer kennen zu lernen.

In die Zeit, wo Theodors Angehörige in Freiberg verweilten, fiel das sog. Abschießen der Gesellschaft der Freiberger Büchsenschützen. Das von alters her gewöhnlich im Oktober jedes Jahres stattfindende, mit geselligen Vergnügungen verbundene Fest bildete den Abschluß der allsonntäglichen Schießübungen des genannten Vereins. Nach den Schützenlisten jener Jahre gehörten nun dieser Gilde auch einige Bergstudenten als Mitglieder an, und in Gesellschaft dieser seiner Kommilitonen beteiligte sich auch Theodor an dem Abschießen, welches am 6. Oktober in den gastlichen Räumen des Philippschen Gesellschaftsgartens auf dem Kanzlei-Lehngute Lößnitz bei Freiberg stattfand, ja, er dichtete sogar zu

dieser Feier das mit großem Beifall aufgenommene, nach der Melodie: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ zu singende „Schützenlied“, in dem er Wein, Liebe



Wilhelm Kunze, von 1784 bis 1862. Nach dem J. F. A. Tischbeinschen Originalgemälde. Im Besitz von Frl. E. Kunze in Elster.

und fröhlichen Sinn pries und mit einem Hoch auf den König, das Vaterland und den Schützenverein schloß.

Am 2. November wurde Juliens Hochzeit in Leipzig gefeiert. Theodor

und Tante Dora nahmen teil an der Festlichkeit. Dabei wurden die Neuvermählten durch Aufführungen erfreut, die Theodor vorbereitet hatte. Da sah man das Schloß



Betty Kunze geb. Tischbein, von 1787 bis 1867. Nach dem J. F. A. Tischbeinschen Originalgemälde. Im Besitz von Frl. E. Kunze in Elster.

Gnandstein ganz genau nach der Natur in Pappe dargestellt, von einer Menge von Bauern und dem Hausgesinde umgeben: eine Stimme aus dem alten Turm

bewillkommnete Julien in der neuen Heimat. Zum Schluß erschien eine Deputation von der Dresdner Singgesellschaft in wunderbaren Aufzügen und klagte ihr Leid in komischen Knittelversen, die von Theodor verfaßt waren: kräftig wurde in ihnen auf die Lindenstadt geflucht, weil sie ihnen und allen die „Primadonna" raube, die ihnen überall fehlen würde.

Wie gut es dem Bergstudenten in Leipzig gefiel, wie lustig und ausgelassen er war, das geht aus dem Eintrag Fr. Wilh. Kunzes in Theodors Stammbuch (vom 25. November 1808) hervor. Derselbe lautet: „Wärst Du jetzt in meiner Lage, so zögest Du Dich mit Versen aus der Affaire. Ich wünsche Dir in reiner Prosa, daß Du noch oft so vergnügte Tage verleben mögest, wie die waren, die wir in Deiner Gesellschaft verlebten vom 30. Oktober bis 3. November und 16. bis 20. November. Ich bin überzeugt, dann fehlt Dir's gewiß nicht an Heiterkeit."

Am 16. November also war Theodor wieder in Leipzig. Dort wurde er auf das herzlichste von Kunze und seiner Frau Betty (geb. Tischbein, verheiratet mit Kunze am 3. November 1807), zu deren Geburtstagsfeier an eben diesem Tage er offenbar geladen war, empfangen. Das Fest und ebenso die folgenden drei Tage wurden in der ausgelassensten Stimmung, in der frohesten Laune verlebt, die sich noch in einigen Briefen und einem Geburtstagsgedicht, das er Betty im folgenden Jahre übersandte, widerspiegelt. Davon lauten die beiden ersten Strophen:

„Sieh, Betty, sieh, zu Deiner Wiegen
Kommt auch des Bergmanns Ruf gestiegen
Aus tiefer Erdenkluft herauf.
Und mit dem leichten Spiel der Leier
Begrüßt er Deines Tages Feier:
Glück auf!

Noch denkt er an das Glück der Stunden,
Das er vor Jahresfrist empfunden,
Sehnt sich aus seinem Schacht hinauf.
Erinnrung nur kann ihn versöhnen
Und ruft ihm zu mit süßen Tönen:
Glück auf!"

Auf den Namen der jungen Frau dichtete er auch damals ein Rätsel, wie er ja überhaupt gern die Namen seiner Freundinnen und der Stätten, wo er zum Besuch weilte, in poetische Bilder zu kleiden und bei Gesellschaften den Gästen zum Erraten vorzulegen pflegte. Das Rätsel auf Betty hat folgenden Wortlaut:

„Sinkst Du vom Schlummer überwunden,
Umfang ich Dich mit weichem Flaum;
Im sanften Zauberhauch der Nacht
Umschwebt beglückend Dich der Traum.

Ein Zeichen mehr, und ich erstehe
Wie ein Gebild der Phantasie,
Und göttlich aus dem schönsten Munde
Entquillt des Himmels Harmonie."

Und weiter zeugt von der treuen Freundschaft mit Wilhelm Kunze, die später, in Zeiten der Gefahr, ihre Probe bestehen sollte, das schon früher erwähnte, in den beiden Knospenmanuskripten von 1809 sich findende Sonett, das er ihm zum 2. Dezember desselben Jahres widmete.

Am 20. November trat Theodor seine Rückreise nach Freiberg an. Wie es ihm da erging, in welcher Laune er von Leipzig aufbrach und in welcher Stimmung er in die Bergstadt einzog, ersieht man aus dem launig gehaltenen Briefe, den er alsbald nach seiner Rückkehr an Kunzens schrieb:

„Am Cäcilientage". (22. November).

„Ihr Lieben!

„Mit einem Herzen voll der schönsten Gefühle wanderte ich aus Leipzig, und nur der Erinnerung an die vergangenen Stunden verdanke ich den guten Humor, der mir trotz alles Wütens des Himmels blieb. Sturm, Regen, Schloßen, Schnee: nichts ließ das Schicksal unversucht, um meinen frohen Sinn zu beugen, aber umsonst. Nicht einmal das geahndete Unglück, das im Lahmwerden des einen Fußes bestand, konnte meinen Lauf hemmen, sodaß ich die ersten sieben Meilen in neun Stunden zurücklegte und schon um vier Uhr in Waldheim anlangte. Ich habe dabei zugleich das Wunder mit den sieben Broten in der Bibel probiert, da mir das Franzbrötchen, das ich noch zu mir steckte, für den ganzen Tag als Nahrung genügte. Freilich war es aus Leipzig! Gestern war noch schlechter zu marschieren; denn mein armes Stiefelpaar bekam den Hang nach Aufklärung und suchte sich durch die Sohlen Licht zu verschaffen. Jedoch ich langte um ein Uhr hier an. Ehe ich wieder in dies Nest eintrat, machte ich mir und meiner Lunge durch ein alphabetisches Verzeichnis aller Verfluchungen Luft und kroch dann erleichtert zum Thore herein. Schillers Resignation war's erste, was mir in die Hände fiel, und unwillkürlich travestierte ich:

Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An Pleißens Ufern Verse vorgelesen,
Auch ich bin in Arkadien gewesen,
Doch sechs und neunzig Stunden nur.

Brillant! höre ich Euch ausrufen.

Man könnte mich wohl manchmal in der Einsamkeit mit einem Brieflein erfreuen!"

Während so Theodor ein ziemlich bewegtes Leben führte, verfloß den Seinen in Dresden die Zeit in Ruhe und Frieden. Tante Dora war endlich zurückgekehrt, und auch Julie siedelte Anfang Dezember mit ihrem Gatten nach Dresden über, um den Winter dort zu verleben. „Wir teilen," so schrieb Emma am 7. Dezember an Onkel Weber, „unsere Zeit zwischen Einsiedels und Pfuels und sind fast täglich zusammen." Fleißig wurde das Theater besucht, obwohl man im allgemeinen, namentlich mit den neueren Stücken, wenig zufrieden war; gewissermaßen als Ersatz dafür beschloß man im Körnerschen Kreise, sich selbst mit dramatischen Aufführungen zu beschäftigen, denen niemand zusehen sollte als die Eltern. Daneben wurde fleißig musiziert und gesungen, namentlich nachdem Weinlig, der damalige Kantor an der Kreuzschule, für die Uebungen äußerst gefällig einen großen Vorrat von Musikalien geliehen hatte. Große Freude bereitete es auch dem Vater, als Weinlig und Miltitz einige Lieder seines Sohnes nicht ungeschickt komponierten. Mit besonderem Interesse verfolgte er auch die Entwickelung des großen Musikers Gluck, dessen Opern er als Kunstwerke eigner Gattung bezeichnete: noch hätte er nicht den höchsten Gipfel seiner Kunst erreicht; wohl aber hielt er einen Mann von seiner Manier für den rechten Komponisten des „Alfred".

Außer Julie war auch der alte, treue Schönberg damals wieder nach Dresden übergesiedelt. Die Verhältnisse in Wernigerode hatten sich infolge des Verlustes der Regierungsrechte seines Schwiegervaters völlig geändert, sodaß der junge Ehegatte wieder an eine Anstellung im sächsischen Staatsdienste hatte denken müssen. Anfang Dezember gelang es ihm, in Dresden wieder in seinem früheren Wirkungskreise beschäftigt zu werden, zur großen Freude der Körnerschen Familie, die ja den bewährten Freund nur ungern hatte scheiden sehen.

Zum Weihnachtsfeste erschien der Sohn trotz des strengen Winters im Elternhause und blieb über Neujahr.

Am 30. Dezember schrieb er als Glückwunsch an Kunzes folgenden humoristischen Brief, der zugleich manches über sein Thun und Treiben in der letzten Zeit enthält: „Da man keinen Brief mit „ich" anfangen soll, so wußte ich eben keinen andern Ausweg als diesen, um der Sünde zu entgehen. Jetzt bin ich beruhigt und ich kann getrost zur Gratulation übergehen.

„Ich wünsche Dir und Deiner Betty zum bevorstehenden Jahre, daß

. . . .

„Ueberzeugt, Ihr wisset besser, was Euch zu wünschen wäre, als ich, ließ ich diese Zeilen aus, und solltet Eure Wünsche mehr Raum brauchen, so könnt Ihr sie im Notfall auf die innere Seite des Couverts schreiben. Ob ich gleich ver-

muten könnte, daß Ihr garnichts zu wünschen hättet, so mußte ich doch diesen Gegenstand berühren, weil der Zusammenhang eine Hauptsache des guten Stils ist, da ich bei dem Gedanken ans neue Jahr Gelegenheit nehmen könnte, von der Flüchtigkeit des Lebens zu sprechen, wobei mir der berühmte Vers einfällt:

Es jagt der Mensch
Durch seines Lebens Weh,
So wie der Rennsch=
Litten durch den Schnee.

„Dieser bringt mich auf die Erzählung meiner Schlittenfahrt von Freiberg nach Dresden, was Euch zugleich meinen jetzigen Aufenthalt in Dresden bekannt macht, wobei Ihr an den in Leipzig erinnert werdet, wo ich bei Dir, Wilhelm, fünf Thaler auf die erste Hypothek genommen habe, die zugleich mit diesem Brieflein folgen. Diese Post bringt mich auf die fahrende, die mir von Euch das Ränzel und das Stammbuch richtig überliefert hat, wofür ich Euch ergebenst danke. Da die Dankbarkeit eine Tugend und die Tugend die reinste Freude ist, so schreite ich hiermit zu den reinen Freuden über, wozu ich das Tanzen zähle, das ich jetzt in Dresden fleißig übe. Uebung macht den Künstler, und der Künstler macht Bilder, z. B. Altarblätter, wovon Friedrich, der Maler, eins jetzt zur Bewunderung Aller ausgestellt hatte. Hoffentlich ist es ihm gut bezahlt worden. Ich denke wohl. Dies erinnert mich an Euer Wohl, was wahrscheinlich so vollkommen wie möglich ist, da das Schicksal die Guten doch allemal belohnt, und die Bösen bestraft werden, was verschiedene Dichter in verschiedenen Dramen deutlich auseinandergesetzt und erwiesen haben, wie, um diesen Satz durch Beispiele zu erläutern, Shakespeare in seinem Othello. Durch die genauste Ideenverbindung bringt mich dies auf Euern Mops und dessen Schnarchen auf Musik, wobei ich an Steinbalten gedenke, der uns gestern im Hôtel de Pologne ein herrliches Konzert gab, viel Beifall und viel Geld erntete und mit einer himmlischen Phantasie schloß. Aber jetzt halt! Denn dieser Schluß könnte mich wieder auf den Jahresschluß bringen, dieser auf die Flüchtigkeit der Zeit, von da käm' ich auf die Schlittenfahrt, und so müßt' ich den ganzen Zettel noch einmal schreiben, wofür ich mich aber schönstens hüten will, und nur noch Gelegenheit nehmen, da alleweile mein Feuer ausgeht, und meine Hand für Frost zittert, von der Wärme zu sprechen, mit der ich ewig sein werde

Euer Freund Theodor.

„Dieser Brief ist eine idealisierte Kettenregel, folglich in sich selbst vollkommen wie ein Igel."

Bald nach seiner Rückkehr nach Freiberg begannen die Verhandlungen zwischen Vater und Sohn über eine Aenderung in dessen Studienplane. Nach

und nach war nämlich an die Stelle des Ideals, das sich Theodor von dem Bergbau gemacht, eine weniger anziehende Wirklichkeit getreten, und so hatte ihn allmählich der Reiz der Hilfswissenschaften dem praktischen Bergbau untreu gemacht. Schon in Dresden mochte er mit dem väterlichen Freunde darüber gesprochen haben; entschieden wurde die Sache erst jetzt brieflich. Wohlmeinend ging der Vater auf die Absicht seines Sohnes ein, ohne ihm seine Bedenken vorzuenthalten, indem er an ihn schrieb: „Daß Dich das Bergwesen weniger anzieht, als Du erwartetest, ist mir sehr begreiflich. Du mochtest Dir eine zu poetische Idee davon gemacht haben, und das Kümmerliche der praktischen Berggeschäfte hat allerdings etwas Drückendes. Dagegen mußte Dich die Naturwissenschaft begeistern, sowie Du Dich ihr nähertest, und ich bin weit entfernt, Dir dies zu verargen. Nun laß mich als den älteren Freund Dich auf einige prosaische Rücksichten bei einem entscheidenden Schritte für Dein künftiges Leben aufmerksam machen. Das Vermögen, das Du von mir erhältst, reicht nicht zu, Dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Es kann bloß dazu dienen, Deine Studien zu erleichtern, Dich mit einem wissenschaftlichen Apparate zu versehen, Dir eine Reise möglich zu machen und allenfalls ein paar Jahre Dich vor drückenden Sorgen zu schützen. Du wirst also, wie viele andere, irgend ein nährendes Geschäft treiben müssen. Ich war in gleichem Falle und wählte die Jurisprudenz, nicht aus Neigung, sondern weil ich mich sonst für Theologie oder Medicin hätte bestimmen müssen, die für mich damals noch mehr Abschreckendes hatten. Du scheinst ein günstigeres Los zu haben. Das Bergfach steht mit Naturwissenschaft und Mathematik in genauer Verbindung, und je schwieriger der Bergbau wird, desto interessanter sind manche Aufgaben, die nur durch die gründlichsten und ausgebreitetsten Hilfskenntnisse gelöst werden können. Das Aermliche und Beschränkte der Wirklichkeit hat der Bergbau mit mehreren praktischen Geschäften gemein, und vielleicht in einem minderen Grade. Es fragt sich also nur, ob Du nicht über Dich gewinnen könntest, Deinen bergmännischen Cursus zu vollenden, um auf alle Fälle für künftige Zeiten Dir eine Hilfsquelle zu sichern, und Deine Liebe zur Naturwissenschaft vorjetzt nicht laut werden zu lassen. Wenigstens würde ich raten, hierin nichts zu übereilen, da Du ohnehin noch ein Jahr in Freiberg bleiben willst. Du magst immer indessen Deiner Neigung folgen und von dem Bergwesen nur so viel treiben, daß Du nach Endigung des Cursus als ein schulgerechter Bergmann auftreten kannst. Alsdann werde ich Dich nicht hindern, irgend eine Universität zu besuchen, wo Du für Deine Wissenschaft die meiste Befriedigung findest."



Bestärkt wurde Theodor in seinem Plane, als Werner nach seiner Rückkehr über Geognosie und Oryktognosie zu lesen anfing. Begeistert schrieb er nach Dresden: „Jetzt sieht man ihn in seiner Pracht. Er ist ein Heroe der Wissen=

schaft. Alles andere verliert neben der Geognosie und neben der ganzen Naturgeschichte, was bei mir den Plan erweckt hat, den ich Dir, liebster Vater, im nächsten Brief, wo ich mehr detaillieren werde, erzähle." Leider ist dieser Brief mit den näheren Ausführungen verloren gegangen; doch ist aus der Antwort des Vaters ersichtlich, daß er sich ganz dem Studium der Natur widmen wollte und dabei an eine spätere akademische Thätigkeit dachte. Der Vater schrieb nämlich: „Aus dem Inhalt Deiner Antwort, lieber Sohn, sehe ich, daß Du das Bergstudium nicht ohne erhebliche Gründe verlassen willst, und dies war, was ich wünschte. Dein jetziger Schritt ist zu wichtig, um ihn nicht reiflich von allen Seiten zu überlegen. Auch ich möchte es nicht zu verantworten haben, daß Du einen Teil Deiner schönsten Jahre aufopfertest, um nachher noch lange auf eine Anstellung warten zu müssen, die vielleicht gegen Deine Neigung wäre. Um in einem bergmännischen Amte sich wohl zu befinden, muß man sich schlechterdings lebhaft für den Bergbau interessieren. Dies war zeither bei Dir der Fall. Hat der Bergbau für Dich sein Interesse verloren, so getraue ich mir nicht, Dir zur Fortsetzung des Bergstudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, sich vor künftigen Nahrungssorgen zu sichern. Es ziemt mir also, Dich auch an diesen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengstlichkeit darfst Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuosität, das weiß ich sehr wohl, nährt ihren Mann in der Wissenschaft wie in der Kunst. Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernst und Liebe, die dem Deutschen so wohl anstehen, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entschluß giebt mir die Aussicht, Dich nach Deinen akademischen Studien ein paar Jahre bei uns zu sehen. Ich gestehe, daß es mir erwünscht wäre, wenigstens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir selbst in Deinem Fache als unbefangener Betrachter nützlich sein und Dich auf Lücken aufmerksam machen, die ich Dir auszufüllen überlassen müßte. — Um künftig bei einer Lehrstelle auf einer Universität nicht in Verlegenheit zu kommen, wirst Du das Latein etwas ernstlicher treiben müssen. Fertigkeit im Schreiben und Sprechen läßt sich auf dem Punkte, wo Du bist, mit wenig Mühe erwerben. Für Deine Freiberger Reputation könnte es vielleicht gut sein, wenn Du dem Osterexamen noch beiwohntest, damit es nicht scheine, als ob Du es fürchtetest."

Mit Feuereifer besuchte Theodor die Vorlesungen über Chemie, Physik, Zoologie und namentlich Oryktognosie und Geognosie, die ihm die meiste Zeit wegnahmen. „Ich bin jetzt," so schrieb er am 4. März nach Hause, „fleißiger als je gewesen, und da ich mich des langen Schlafes nach und nach entwöhnt habe, so krieg' ich immer ziemlich viel fertig." Nicht genug kann er es bedauern, wenn Werner einmal aussetzt. Ja, als der Vater ihm schreibt: „Es wäre

schade, wenn Du am 11. März (zu der Mutter Geburtstag) nicht hier sein könntest", antwortet er: „Wenn es nur auf irgend eine Art möglich ist, so komme ich nach Dresden; liest aber Werner Sonnabends Oryktognosie, so muß ich bleiben." Auch den fünf Tage vorher fallenden Geburtstag der Tante bedauert er aus demselben Grunde nicht mitfeiern zu können; und noch mehr leid thut es ihm, daß er am 19. April, an Emmas Geburtstag, nicht in Dresden sein kann. Um so mehr Freude aber machte es ihm nun auch, als Ende April das Wetter „göttlich" wurde, sodaß er nun immer in der freien Luft „liegen" konnte. Jetzt wurde die Gegend behufs geognostischer Forschungen und Untersuchungen durchstreift, wobei allerdings seine Füße ziemlich herhalten mußten; aber dies Leben that ihm ganz ungemein wohl. „Ich lebe," so schrieb er damals humoristisch nach Dresden, „wie die Patriarchen bloß von Milch; denn Heuschrecken habe ich noch nicht finden können." Daneben war er fleißig im Zeichnen geognostischer Karten und Profile von Sachsen, und Werners Zufriedenheit, der sich nach des Schülers Aussage gerade damals viel Mühe mit ihm gab, war ihm hoher Lohn und Sporn zugleich, sodaß er dem verehrten Lehrer im Oktober sogar ausgearbeitete Aufsätze über die in den Vorlesungen behandelten Themata, namentlich über Versteinerungslehre, worüber Werner ihm und drei Freunden ein Privatissimum las, zur Durchsicht brachte. Und wenn dann weiter berichtet wird, daß er auch dem Vater auf dessen Wunsch durchgearbeitete Reinschriften von Vorträgen, die ihn besonders interessiert hatten, zusandte, und daß er sich zum besseren Verständnis eine noch heute im Körner-Museum in ihrer ehemaligen Anordnung aufbewahrte Mineraliensammlung anlegte, so wird man die Anerkennungen und Zeugnisse, die ihm Werner und Lampadius im Jahre 1809 ausstellten, wohl begreifen und berechtigt finden. Der erstere machte in der amtlichen „Studientabelle" vom Lehrjahre 1808 bis 1809 über sein Streben folgenden Eintrag: „Ist fleißig und zeichnet sich in den mineralogischen Studien aus", und Lampadius gab ihm in demselben Jahre das Zeugnis: „Herr Carl Theodor Körner aus Dresden hat sich während seines Aufenthaltes auf hiesiger Bergakademie nebst anderen mineralogischen und bergmännischen Doctrinen auch bei mir Endesgenanntem besonders mit den chemischen und hüttenmännischen Studien beschäftigt. Er hat nämlich die Collegia der allgemeinen- und Mineralchemie sowie jene der Hüttenkunde und analytischen Chemie mit Fleiß und Eifer besucht, selbst chemische Arbeiten mit Geschicklichkeit unternommen und sich in allen diesen Fächern sehr gute Kenntnisse erworben. Uebrigens hat er sich auch durch sittlich gutes Betragen bei seinen Lehrern empfohlen, und da alle seine Unternehmungen Genie verrieten, so darf man mit Zuversicht hoffen, er werde sich dereinst zu einem nützlichen Staatsbürger weiter ausbilden."

Mit der Aenderung seines Studienplanes und der damit verbundenen Verzicht-

leistung auf eine einstige Anstellung im sächsischen Staatsdienste war Theodor übrigens auch von der Bezahlung der Vorlesungen befreit, wie er denn auch amtlich für das Jahr 1809 unter den Lehrlingen aufgeführt wird, denen „bloß die unentgeltliche Benutzung des akademischen Unterrichts zugestanden" war.

Schon Ende April faßt er einen größeren Ausflug ins Riesengebirge ins Auge und bittet alsbald die Mutter um einen Mantelsack, worin er das Nötigste von Ort zu Ort schicken könnte; aber dann muß er wegen der politischen Ereignisse seinen Plan wieder verschieben, „zumal da Werner jedenfalls erst zu Anfang Juni mit seinem College fertig werden wird". Dann wieder wird das Ziel geändert und ein Besuch des Harzes in Aussicht genommen. Der Lehrer aber rät ihm, vorher noch ein paar Tage ins nahe gelegene Gebirge zu gehen. Doch auch hier wieder machte ihm die Politik einen Strich durch die Rechnung; an die Stelle der geplanten größeren Reise traten zunächst kleinere Exkursionen, namentlich da Werner erkrankte und der Schluß seiner Vorlesungen noch weiter sich verzögert zu haben scheint, bis er Ende Juli die erste etwas größere Reise antrat.

Inzwischen war am 23. Dezember (1808) Tante Ayrer gestorben. Schon Anfang Januar wollten die Eltern Theodors und Emma sich zu der für den 23. bis 30. Januar angesetzten Erbschaftsregulierung nach Zerbst aufmachen; aber wegen der Erkrankung Minnas mußte die Reise etwas verschoben werden, sodaß sie erst einige Tage vor der Eröffnung des Testamentes eintrafen. Bei Frau Göldner, der Cousine des Vaters, wurden sie auf das freundlichste aufgenommen, und zum Glück wickelten sich auch die Geschäfte mit der größten Einigkeit und Ruhe ab. Auf Rat des ihm befreundeten Hof- und Amtsrates Ritter in Zerbst kam Körner um eine Audienz beim Herzog von Anhalt ein behufs des nicht unbedeutenden an Anhalt zu zahlenden „Abschoßgeldes" für die Erbschaft. Er fand den Herzog äußerst wohlwollend, gerade und bieder, sodaß er sich ohne allen Zwang und mit völligem Zutrauen ihm gegenüber aussprach. Er schied von dem hohen Herrn mit den besten Hoffnungen, die sich auch erfüllen sollten. Zum Danke schenkte Körner späterhin der Almosenkasse in Zerbst hundert Thaler Gold. Seinen alten Freund Stenzel besuchte er natürlich auch; leider war dieser infolge von Zurücksetzung im Avancement ein wenig grämlicher als sonst. Am besten belustigte sich Emma in den vierzehn Tagen ihres Zerbster Aufenthaltes: nie hatte sie anderswo die jungen Mädchen liebenswürdiger und gebildeter gefunden als gerade hier, nirgends hatte sie so viele ausgezeichnete weibliche Wesen zusammen angetroffen. Zwei Konzerte — in dem einen trat sie als Sängerin auf —, einen Ball, zwei Schlittenfahrten, mehrere Soupers und Diners machte sie mit, sodaß sie wohl befriedigt am 30. Januar mit den Ihrigen die Rückreise antreten konnte. Diese sollte über Leipzig gehen, wo man sich noch einige Tage

recht lustig machen wollte; aber leider war es wegen der gewaltigen Wassermassen, die damals die Elbe mit sich führte, nicht möglich, über den Fluß zu kommen. Schweren Herzens stand man nach und nach von der geplanten Reise ab; auf Umwegen, auf denen obenein noch die Mutter erkrankte, langte man über Wittenberg und Jüterbogk endlich in Dresden wieder an.

Tante Dora war allein zurückgeblieben und hatte sich ziemlich vereinsamt gefühlt, zumal da Theodor nur einen einzigen kurzen Brief an sie geschrieben hatte. Ihrem Unmut darüber gab sie unverhohlen Ausdruck: „Die wenigen Worte, mit welchen Du mich beehrt hast, sollte ich eigentlich garnicht beantworten: da aber übermenschliche Güte ein Hauptzug in meinem Charakter ist, so will ich sie diesmal auch nicht verleugnen und Dir dennoch schreiben." Und dann teilt sie ihm mit, wie sie seit dem dritten Feiertage nicht mehr auf das Kasino gegangen, weil sie sich dort ohne die Eltern, nach denen jedermann fragen würde, nur noch verlassener fühlen und verstimmter werden würde; in den letzten Tagen habe sie in einem befreundeten Hause einen Ball mitgemacht, auf dem auch Ernestine v. Burgsdorff gewesen wäre, sich aber nur gelangweilt und infolge dessen bereits um 10 Uhr hungrig und mißmutig ihr Heim wieder aufgesucht. Indem sie ihm sein Monatsgeld übersendet, schließt sie mit der Mahnung: „Ich beschwöre Dich, kein Dummkopf, kein Fant, kein Renommist und vor allen Dingen kein Faullenzer zu werden, sondern Deiner Tante Ehre zu machen."

An demselben Tage, wo Dora diesen Brief an ihren Neffen schrieb, am 3. Februar, wurde in Löbichau der Geburtstag der Herzogin gefeiert. Mit dem Wunsche, bei „dem guten Engel" sein zu können, verband die Tante an Theodor die Bitte, er möchte ihr doch schicken, was er für ihre Freundin gemacht hätte. Was nun aber der junge Poet, der schon am 30. Januar nach Löbichau geschrieben hatte, außer diesem Briefe, auf den er am 9. Februar von der Herzogin ein herzliches Dankschreiben unter der Zusicherung des aufrichtigsten Anteiles an seinem Geschick und der Mahnung, ihren und der teuren Eltern Hoffnungen auf ihn stets zu entsprechen, erhielt, damals sonst noch seiner hohen Patin gewidmet, läßt sich nicht nachweisen. Abgesehen von einigen Charaden kann höchstens bei einer Dichtung vermutet werden, daß sie vielleicht damals entstanden und der Herzogin zugesandt worden. In dem einen Knospenmanuskript vom Jahre 1809 nämlich findet sich bei dem Sonette, das jetzt „Aus der Ferne" betitelt ist, und dessen letzten Zeile, wenigstens ursprünglich, lautet: „Und Dorothea klingt's im Widerhall", als erste, nachher allerdings durchgestrichene Ueberschrift „An Dorothea von K(urland)". Ein zweites Gedicht „An Sie" trägt das Datum „den 21. Januar 1809". Wem dieses gewidmet ist, läßt sich nicht feststellen, vielleicht Ernestinen, jedenfalls aber keinem Freiberger Mädchen, da Theodor am 30. Januar an die Seinen nach Zerbst schreibt, daß seine Muse für Liebeslieder in der Bergstadt

Löbichau d 9 Februar
1809.

Ihr Andenken an meinem Lebensfeste war mir um so willkommener, da ich die Ueberzeugung habe, daß Ihre Wünsche für mein Wohl aufrichtig sind. — Nehmen Sie meinen besten Dank für selbige — wie auch für die übersandten neuen Producte Ihres Geistes — die mir so sehr gefallen, da man in ihnen die Zartheit und Reinheit Ihrer Gefühle wahrnimmt. — Die Jugend erhalte in Ihnen den frommen kindlichen Sinn, und den Trieb zur Bildung und zur Vervollkommnung Ihrer selbst. Sie wissen daß ich den aufrichtigsten Antheil an dem nehme was Ihnen betrifft und Ihr zukünftiges Wohl wird gewiß nicht aufhören, in der Ueberzeugung daß Sie die Hoffnungen Ihrer theuren Eltern und die Meinigen stets entsprechen werden — —

Dorothea Hz. v. Curland

Brief der Herzogin Dorothea von Kurland an ihr Patenkind Theodor Körner v. 9. Febr. 1809.
Original im Körnermuseum.

selten in Anspruch genommen werde, und er Emma bittet, sie möchte ihm doch „einige Schattenrisse von sothanen Zerbster Schönheiten“ mitbringen, damit er seiner Muse ein auswärtiges Revier übertragen könne. In jene Zeit fällt allerdings ein an Henoch gerichteter Brief, in dem gemeldet wird, daß er neulich, in Abwesenheit der Eltern, acht Stunden, die Nacht mitgerechnet, in Dresden gewesen; ferner findet sich darin folgende, von dem Lebensmut des jungen Studenten zeugende Stelle: „Ich lebe mord-, kreuz- und general-FIDEL. Es ist jetzt eine Schauspielertruppe hier, und außer einer, die ich mit einer Aktrice habe, hab' ich noch 2 solide Intriguen. Der einen meiner Herzensdamen geb' ich Guitarrenunterricht!!!

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
O, kein Philister stört uns hier,
Vor Liebchens Thüre stehen wir,
Der Mond ist unsre Sonne.“

Gewiß, Theodor huldigte auch damals dem weiblichen Geschlechte; aber von den Freiberger Schönen hat ihn nach dem im ausgelassensten Tone gehaltenen Briefe damals wenigstens keine zu einem so tiefgefühlten Gedichte begeistern können, wie das „An Sie“ überschriebene ist. In dieselbe Zeit fällt auch ein anderer, in Ossians Manier geschriebener Brief an Henoch, in dem er am Schluß meldet: „Auf den Dienstag bin ich wieder bei Dir. Alle möglichen Details erfährst Du in Dresden bei C. T. Körner.“ Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in den Weihnachtsferien sein Herz zu Dresden mit neuer Macht in Liebe zu einer alten oder neuen „Flamme“ aufgelodert war, und daß er infolge davon im Januar, noch bevor ihn Werners Vorlesungen so ungemein fesselten, ohne Wissen der Seinen einige kurze Abstecher in die Vaterstadt machte oder plante.

Glücklich waren Körners nach Dresden zurückgekehrt. Minna erholte sich bald von den Strapazen der Reise, und im Verkehr mit Einsiedels, Pfuels und Schönbergs verlebte man heitere Tage. Fleißig wurde gesungen und das Theater besucht, überhaupt die Kunst und der Umgang mit Künstlern gepflegt. Unter den letzteren treten in dem damaligen Briefwechsel zwei Namen zum ersten Male hervor, der berühmte Maler Gerhard v. Kügelgen und der geist- und kenntnisreiche Ferdinand Hartmann, damals Professor, hernach Direktor der Königl. Akademie der Künste. Beide traten später in immer engere Verbindung zu dem Körnerschen Hause, namentlich auch zu Theodor.

Leider wurden die frohen Stunden durch die Wolken, die sich immer drohender am politischen Horizont zusammenballten, getrübt. Schon am 22. Februar schrieb Emma an Onkel Weber: „Wir haben den Plan, nach Karlsbad zu gehen, wenn uns der Krieg keinen Strich durch die Rechnung macht, von dem wieder viel ge-

sprochen wird, weil nach Nachrichten von Warschau unsre Beurlaubten eingefordert werden. Jeder Monat gebiert jetzt etwas Neues und nie etwas Gutes, und bei diesem ewigen Fürchten und Hoffen verfließt die Zeit unglaublich schnell. Jeden Monat, den man ungestört zurückgelegt, sieht man mit Kummer hinter sich." Fünf Tage später meldete auch Theodor von beunruhigenden Symptomen in Freiberg; doch ihn kümmert die Politik wenig. Leichten Sinnes, ganz nur seiner Wissenschaft lebend, läßt er sich so darüber aus: „Es lebt hier alles so in Unruhe; die Kassen sind fort; kurz, jeder denkt morgen die Kaiserlichen auf dem Halse zu haben, und alles das macht mir das größte Vergnügen; denn man sieht so deutlich, wie wahr sich die Charaktere im Momente der Gefahr aussprechen. Die Unruhe mag nun gegründet sein oder nicht, mich soll sie nicht stören und kann höchstens den schlimmen Einfluß haben, daß Werner aussetzt, welches aber hoffentlich nicht geschieht. Gestern, wo ich bei Oberberghauptmanns aß, wurde das Oberbergamt zweimal versammelt. Das Regiment Prinz Max rückt heute bei uns ein, und alles zieht das Gesicht in so mörderische Falten, daß ich meine Pistole und Büchse geladen und meine Hieber gewetzt habe, um im Notfalle nicht Freiberg, sondern meine Bücher und Werners Kabinett zu beschützen. — Es mag nun kommen, wie es will, ich bleibe hier und rühre mich nicht weg, es müßte denn die Akademie einfallen, und dann sage ich valet. — Schreibe bald und womöglich Politica; denn das Kannegießern ist jetzt wieder im höchsten Flor." Der Vater selbst, an den dieser Brief hauptsächlich gerichtet war, stimmte mit dem Sohne hinsichtlich der Kriegsgefahren ganz überein: für ernst hielt er sie keineswegs; am wenigsten konnte er sich eine Kriegserklärung von Oesterreich denken; höchstens würde sich dieses auf die Defensive beschränken, sodaß für Dresden auf keinen Fall eine Gefahr zu befürchten sei. „Daß Du auf Deine Bewaffnung denkst," so schloß er den Brief ganz im Sinne Theodors, „finde ich ganz recht; Werner wird eine Art von Leibwache haben. Indessen zum Laden des Schießgewehres wäre wohl noch Zeit gewesen." Auch als Anfang März sich die Kriegsgerüchte mehrten, wollte er nicht daran glauben; konnte sich doch nach seiner Ansicht Frankreich nicht füglich vor Herbst in einen neuen Kampf einlassen, und daß Oesterreich zuerst angreifen sollte, schien ihm noch immer nicht wahrscheinlich. Aber die bereits in den ersten Tagen des März erscheinenden Verfügungen des Königs, der schon über vier Monate in Warschau weilte, und namentlich die bald darauf erfolgende Mobilmachung der sächsischen Armee, sowie die bereits Ende Februar begonnene Befestigung Dresdens konnten auch ihn bald nicht mehr in Zweifel lassen über die Zukunft. Mitte März traf der französische Divisionsgeneral Moraud im Auftrage des Marschalls Davoust, zu dessen Armeecorps die etwa 19000 Mann zählenden, für den Feldzug gegen Oesterreich bestimmten sächsischen Truppen gehörten, in Dresden ein, um sich von dem zu

unterrichten, was bei dem sächsischen Heere, das sich in und um Dresden gesammelt hatte, und in der Hauptstadt vorging. Am 22. März erschien der Marschall Bernadotte, an dessen Armee inzwischen die Sachsen angeschlossen waren, ebendort, nahm in dem für ihn hergerichteten Brühlschen Palais Quartier und musterte in den folgenden Tagen die Artillerie, Infanterie und Kavallerie. Bald darauf — am 31. März — kehrte auch der König zurück. Der Ernst der Situation ließ sich schon daraus erkennen, daß jeder offizielle Empfang dabei verboten war. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Schon am 12. April wurde in einem Generalbefehl der Armee die Kriegserklärung Oesterreichs bekannt gegeben. Am folgenden Tage schrieb Emma an ihren Bruder: „Der Krieg ist nunmehr entschieden, mein teurer Bruder, und naht sich mit allen seinen Schrecknissen. Gestern sind die Häuser aufgezeichnet worden; heute rücken mehrere sächsische Regimenter in ein Lager auf der Straße nach Großenhain. Die Garde ist an ihrer Stelle heute wieder in die Stadt eingerückt, eine Menge neuer Schanzen sind aufgeworfen worden.“ Vier Tage später teilte sie dem Onkel B. Weber über die Vorgänge und Zustände in Dresden folgendes mit: „Den Donnerstag als den 13. und den folgenden Morgen sprach der Prinz von Ponte Corvo sehr viel von französischer Einquartierung und kündigte 1200 Mann Franzosen an, welche in unsere Gegenden kommen würden. Denselben Morgen als den 14. besah er verschiedene Plätze, wo ein Lager für die Franzosen und Sachsen sollte aufgeschlagen werden, und ein Teil der Truppen erhielt Ordre dieses Lager dann zu beziehen. Den Freitag nach Tische aber erhielten wir Nachricht, daß der König und die Truppen unverzüglich die Stadt verlassen würden, und zu gleicher Zeit war die Kommunikation nach Böhmen gesperrt. Man war allgemein erstaunt über diesen Wechsel der Dinge, da die Stadt erst von neuem mit unendlichen Kosten war befestigt worden. Denselben Abend wurde noch alles Geschütz von den Wällen und aus dem Zeughause auf Befehl der Franzosen eiligst eingeschifft. Vorgestern früh als den 15. sind die Prinzen abgereist und gestern der König nebst den Ministern Hopfgarten, Marcolini, dem Kriegsminister und dem Kabinett. Keinem alten General, welcher zum Kriegsdienst unbrauchbar ist, wird erlaubt hier zu bleiben; sie müssen alle dem Könige folgen; kein Platzmajor, kein Platzadjutant darf zurückbleiben. Das Kadettenkorps hat man für jetzt aufgelöst, und die Officiere davon müssen der Armee folgen. Morgen darf sich keine sächsische Kokarde mehr hier blicken lassen. Die Truppen sind alle ausmarschiert; aber kein Mensch kennt ihre Bestimmung. Den Gesandten steht es frei, dem König zu folgen; indessen sind der östreichische Gesandte und sein Legationssekretair immer noch hier. Seit gestern wird unsre Stadt bloß durch Bürger bewacht; wenn mein Vater diesen Dienst nicht selbst thun will, muß er einen stellen an seiner Statt. Es flüchten sehr viele Leute; da man jetzt nicht

bestimmen kann, wo es sicherer als hier ist, thut man besser da zu bleiben, wo einen die Pflicht hingestellt hat." Den Schluß ihrer politischen Meldungen bildet fürs erste ein vom 20. April datierter Brief an den Bruder: „Unsre Bürger nehmen sich hier sehr gut und sorgen so viel als möglich für die Sicherheit der Stadt. Die Brauer und Fleischer nebst noch andern Bürgern, welche die Arbeit abhält am Tage Wache zu thun, haben sich angeboten als Patrouille des Nachts herumzureiten; sie sind achtzig Mann stark, und diejenigen, welche keine eigenen Pferde haben, bekommen sie vom Rat. Auf den Sonntag ziehen die Kaufleute und Künstler auf die Wache. Der Vater sollte der Reihe nach heute auf der Wache sein und hat an seiner Statt einen reputierlichen Schuster gestellt. Sonst leben wir hier in völliger Unwissenheit."

Auch Theodor begann damals allmählich an den politischen Verhältnissen Anteil zu nehmen. Zwar wollte auch er, als am 14. April die Kriegserklärung Oesterreichs in Freiberg bekannt wurde, noch nicht recht daran glauben, sondern wandte sich um bestätigende Nachrichten nach Dresden; wohl schrieb er noch Ende des Monats, als der Krieg wirklich ausgebrochen war, an die Seinen: „Wir leben in gänzlicher Ungewißheit, besonders ich. Zeitungen les' ich nicht, kannegießern mag ich nicht und raisonnieren soll ich nicht; also sind mir alle Wege außer Euren Briefen abgeschnitten." Als Antwort auf dieses Schreiben lief am 1. Mai vom Vater ein Brief ein, der außer der Mitteilung von der am 24. April aus Leipzig erlassenen Proklamation Friedrich Augusts an das sächsische Volk und einem am 19. und 20. April über die österreichische Armee in Bayern errungenen Siege der Franzosen folgende ernste Mahnung enthielt: „Der jetzige Zeitpunkt fordert viel Besonnenheit und Wachsamkeit über sich selbst; der rechtliche Mann wird nichts erheucheln, wogegen sein inneres Gefühl sich sträubt; er wird auch freimütig zu reden wissen, wo es die Pflicht von ihm fordert. Aber in solchen Momenten, wo sich die Folgen irgend einer unbehutsamen Aeußerung nicht übersehen lassen, wird er alles vermeiden, worüber er sich dereinst Vorwürfe machen könnte." Offenbar durch diese Worte veranlaßt, schrieb Theodor, der trotz aller Siegesnachrichten doch noch nicht glauben konnte oder wollte, daß eine Schlacht gewonnen wäre, in Bezug auf die ebenerwähnte Proklamation, in welcher Friedrich August sein Volk aufgefordert hatte, mit Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gegen Oesterreich die Waffen zu führen und das schwere, dem unüberwindlichen großen Kaiser, seinem Alliierten, zugefügte Unrecht zu rächen, zwar jugendlich spottend, aber für die damalige Zeit ziemlich gewagt: „Wie hat sich unser König mit der Proklamation blamiert! A la Française! Das historische Datum in dem Tagesbefehl vom 24. April, daß Cäsar mit dem Xerxes kämpfte, kann interessante Aufschlüsse für die Geschichtsfreunde geben!" Mit dieser patriotischen Aeußerung Theodors, die sein späteres begeistertes Eintreten

schade, wenn Du am 11. März (zu der Mutter Geburtstag) nicht hier sein könntest", antwortet er: „Wenn es nur auf irgend eine Art möglich ist, so komme ich nach Dresden; liest aber Werner Sonnabends Oryktognosie, so muß ich bleiben." Auch den fünf Tage vorher fallenden Geburtstag der Tante bedauert er aus demselben Grunde nicht mitfeiern zu können; und noch mehr leid thut es ihm, daß er am 19. April, an Emmas Geburtstag, nicht in Dresden sein kann. Um so mehr Freude aber machte es ihm nun auch, als Ende April das Wetter „göttlich" wurde, sodaß er nun immer in der freien Luft „liegen" konnte. Jetzt wurde die Gegend behufs geognostischer Forschungen und Untersuchungen durchstreift, wobei allerdings seine Füße ziemlich herhalten mußten; aber dies Leben that ihm ganz ungemein wohl. „Ich lebe," so schrieb er damals humoristisch nach Dresden, „wie die Patriarchen bloß von Milch; denn Heuschrecken habe ich noch nicht finden können." Daneben war er fleißig im Zeichnen geognostischer Karten und Profile von Sachsen, und Werners Zufriedenheit, der sich nach des Schülers Aussage gerade damals viel Mühe mit ihm gab, war ihm hoher Lohn und Sporn zugleich, sodaß er dem verehrten Lehrer im Oktober sogar ausgearbeitete Aufsätze über die in den Vorlesungen behandelten Themata, namentlich über Versteinerungslehre, worüber Werner ihm und drei Freunden ein Privatissimum las, zur Durchsicht brachte. Und wenn dann weiter berichtet wird, daß er auch dem Vater auf dessen Wunsch durchgearbeitete Reinschriften von Vorträgen, die ihn besonders interessiert hatten, zusandte, und daß er sich zum besseren Verständnis eine noch heute im Körner-Museum in ihrer ehemaligen Anordnung aufbewahrte Mineraliensammlung anlegte, so wird man die Anerkennungen und Zeugnisse, die ihm Werner und Lampadius im Jahre 1809 ausstellten, wohl begreifen und berechtigt finden. Der erstere machte in der amtlichen „Studientabelle" vom Lehrjahre 1808 bis 1809 über sein Streben folgenden Eintrag: „Ist fleißig und zeichnet sich in den mineralogischen Studien aus", und Lampadius gab ihm in demselben Jahre das Zeugnis: „Herr Carl Theodor Körner aus Dresden hat sich während seines Aufenthaltes auf hiesiger Bergakademie nebst anderen mineralogischen und bergmännischen Doctrinen auch bei mir Endesgenanntem besonders mit den chemischen und hüttenmännischen Studien beschäftigt. Er hat nämlich die Collegia der allgemeinen- und Mineralchemie sowie jene der Hüttenkunde und analytischen Chemie mit Fleiß und Eifer besucht, selbst chemische Arbeiten mit Geschicklichkeit unternommen und sich in allen diesen Fächern sehr gute Kenntnisse erworben. Uebrigens hat er sich auch durch sittlich gutes Betragen bei seinen Lehrern empfohlen, und da alle seine Unternehmungen Genie verrieten, so darf man mit Zuversicht hoffen, er werde sich dereinst zu einem nützlichen Staatsbürger weiter ausbilden."

Mit der Aenderung seines Studienplanes und der damit verbundenen Verzicht-

leistung auf eine einstige Anstellung im sächsischen Staatsdienste war Theodor übrigens auch von der Bezahlung der Vorlesungen befreit, wie er denn auch amtlich für das Jahr 1809 unter den Lehrlingen aufgeführt wird, denen „bloß die unentgeltliche Benutzung des akademischen Unterrichts zugestanden" war.

Schon Ende April faßt er einen größeren Ausflug ins Riesengebirge ins Auge und bittet alsbald die Mutter um einen Mantelsack, worin er das Nötigste von Ort zu Ort schicken könnte; aber dann muß er wegen der politischen Ereignisse seinen Plan wieder verschieben, „zumal da Werner jedenfalls erst zu Anfang Juni mit seinem College fertig werden wird". Dann wieder wird das Ziel geändert und ein Besuch des Harzes in Aussicht genommen. Der Lehrer aber rät ihm, vorher noch ein paar Tage ins nahe gelegene Gebirge zu gehen. Doch auch hier wieder machte ihm die Politik einen Strich durch die Rechnung; an die Stelle der geplanten größeren Reise traten zunächst kleinere Exkursionen, namentlich da Werner erkrankte und der Schluß seiner Vorlesungen noch weiter sich verzögert zu haben scheint, bis er Ende Juli die erste etwas größere Reise antrat.

Inzwischen war am 23. Dezember (1808) Tante Ayrer gestorben. Schon Anfang Januar wollten die Eltern Theodors und Emma sich zu der für den 23. bis 30. Januar angesetzten Erbschaftsregulierung nach Zerbst aufmachen; aber wegen der Erkrankung Minnas mußte die Reise etwas verschoben werden, sodaß sie erst einige Tage vor der Eröffnung des Testamentes eintrafen. Bei Frau Göldner, der Cousine des Vaters, wurden sie auf das freundlichste aufgenommen, und zum Glück wickelten sich auch die Geschäfte mit der größten Einigkeit und Ruhe ab. Auf Rat des ihm befreundeten Hof- und Amtsrates Ritter in Zerbst kam Körner um eine Audienz beim Herzog von Anhalt ein behufs des nicht unbedeutenden an Anhalt zu zahlenden „Abschoßgeldes" für die Erbschaft. Er fand den Herzog äußerst wohlwollend, gerade und bieder, sodaß er sich ohne allen Zwang und mit völligem Zutrauen ihm gegenüber aussprach. Er schied von dem hohen Herrn mit den besten Hoffnungen, die sich auch erfüllen sollten. Zum Danke schenkte Körner späterhin der Almosenkasse in Zerbst hundert Thaler Gold. Seinen alten Freund Stenzel besuchte er natürlich auch; leider war dieser infolge von Zurücksetzung im Avancement ein wenig grämlicher als sonst. Am besten belustigte sich Emma in den vierzehn Tagen ihres Zerbster Aufenthaltes: nie hatte sie anderswo die jungen Mädchen liebenswürdiger und gebildeter gefunden als gerade hier, nirgends hatte sie so viele ausgezeichnete weibliche Wesen zusammen angetroffen. Zwei Konzerte — in dem einen trat sie als Sängerin auf —, einen Ball, zwei Schlittenfahrten, mehrere Soupers und Diners machte sie mit, sodaß sie wohl befriedigt am 30. Januar mit den Ihrigen die Rückreise antreten konnte. Diese sollte über Leipzig gehen, wo man sich noch einige Tage

recht lustig machen wollte; aber leider war es wegen der gewaltigen Wassermassen, die damals die Elbe mit sich führte, nicht möglich, über den Fluß zu kommen. Schweren Herzens stand man nach und nach von der geplanten Reise ab; auf Umwegen, auf denen obenein noch die Mutter erkrankte, langte man über Wittenberg und Jüterbogk endlich in Dresden wieder an.

Tante Dora war allein zurückgeblieben und hatte sich ziemlich vereinsamt gefühlt, zumal da Theodor nur einen einzigen kurzen Brief an sie geschrieben hatte. Ihrem Unmut darüber gab sie unverhohlen Ausdruck: „Die wenigen Worte, mit welchen Du mich beehrt hast, sollte ich eigentlich garnicht beantworten; da aber übermenschliche Güte ein Hauptzug in meinem Charakter ist, so will ich sie diesmal auch nicht verleugnen und Dir dennoch schreiben.“ Und dann teilt sie ihm mit, wie sie seit dem dritten Feiertage nicht mehr auf das Kasino gegangen, weil sie sich dort ohne die Eltern, nach denen jedermann fragen würde, nur noch verlassener fühlen und verstimmter werden würde; in den letzten Tagen habe sie in einem befreundeten Hause einen Ball mitgemacht, auf dem auch Ernestine v. Burgsdorff gewesen wäre, sich aber nur gelangweilt und infolge dessen bereits um 10 Uhr hungrig und mißmutig ihr Heim wieder aufgesucht. Indem sie ihm sein Monatsgeld übersendet, schließt sie mit der Mahnung: „Ich beschwöre Dich, kein Dummkopf, kein Fant, kein Renommist und vor allen Dingen kein Faullenzer zu werden, sondern Deiner Tante Ehre zu machen.“

An demselben Tage, wo Dora diesen Brief an ihren Neffen schrieb, am 3. Februar, wurde in Löbichau der Geburtstag der Herzogin gefeiert. Mit dem Wunsche, bei „dem guten Engel“ sein zu können, verband die Tante an Theodor die Bitte, er möchte ihr doch schicken, was er für ihre Freundin gemacht hätte. Was nun aber der junge Poet, der schon am 30. Januar nach Löbichau geschrieben hatte, außer diesem Briefe, auf den er am 9. Februar von der Herzogin ein herzliches Dankschreiben unter der Zusicherung des aufrichtigsten Anteiles an seinem Geschick und der Mahnung, ihren und der teuren Eltern Hoffnungen auf ihn stets zu entsprechen, erhielt, damals sonst noch seiner hohen Patin gewidmet, läßt sich nicht nachweisen. Abgesehen von einigen Charaden kann höchstens bei einer Dichtung vermutet werden, daß sie vielleicht damals entstanden und der Herzogin zugesandt worden. In dem einen Knospenmanuskript vom Jahre 1809 nämlich findet sich bei dem Sonette, das jetzt „Aus der Ferne“ betitelt ist, und dessen letzten Zeile, wenigstens ursprünglich, lautet: „Und Dorothea klingt's im Widerhall“, als erste, nachher allerdings durchgestrichene Ueberschrift „An Dorothea von K(urland)“. Ein zweites Gedicht „An Sie“ trägt das Datum „den 21. Januar 1809“. Wem dieses gewidmet ist, läßt sich nicht feststellen, vielleicht Ernestinen, jedenfalls aber keinem Freiberger Mädchen, da Theodor am 30. Januar an die Seinen nach Zerbst schreibt, daß seine Muse für Liebeslieder in der Bergstadt

Löbichau d. 9 Februar
1809.

Ihr Andenken an meinem Geburtsfeste war mir um so willkommener, da ich die Ueberzeugung habe, daß Ihre Wünsche für mein Wohl aufrichtig sind. — Nehmen Sie meinen besten Dank für selbige — wie auch für die übersandten niedlichen Produkte Ihres Geistes — die um so mehr gefallen, da man in ihnen die Zartheit und Reinheit Ihrer Gefühle vereinigt. — Die Zeit erhalte in Ihnen den frommen kindlichen Sinn, und den Trieb zur Bildung und zur Vervollkommnung Ihrer selbst. Sie wissen daß ich den aufrichtigsten Antheil an dem nehme was Ihnen betrifft und dies Interesse wird gewiß nicht aufhören, in der Ueberzeugung daß Sie die Hoffnungen Ihrer theuren Eltern und die meinigen stets entsprechen werden — —

Dorothea Herzogin von Curland

Brief der Herzogin Dorothea von Kurland an ihr Patenkind Theodor Körner v. 9. Febr. 1809.
Original im Körnermuseum.

selten in Anspruch genommen werde, und er Emma bittet, sie möchte ihm doch „einige Schattenrisse von sothanen Zerbster Schönheiten“ mitbringen, damit er seiner Muse ein auswärtiges Revier übertragen könne. In jene Zeit fällt allerdings ein an Henoch gerichteter Brief, in dem gemeldet wird, daß er neulich, in Abwesenheit der Eltern, acht Stunden, die Nacht mitgerechnet, in Dresden gewesen; ferner findet sich darin folgende, von dem Lebensmut des jungen Studenten zeugende Stelle: „Ich lebe mord=, kreuz= und general=FIDEL. Es ist jetzt eine Schauspielertruppe hier, und außer einer, die ich mit einer Aktrice habe, hab' ich noch 2 solide Intriguen. Der einen meiner Herzensdamen geb' ich Guitarrenunterricht!!!

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
O, kein Philister stört uns hier,
Vor Liebchens Thüre stehen wir,
Der Mond ist unsre Sonne.“

Gewiß, Theodor huldigte auch damals dem weiblichen Geschlechte; aber von den Freiberger Schönen hat ihn nach dem im ausgelassensten Tone gehaltenen Briefe damals wenigstens keine zu einem so tiefgefühlten Gedichte begeistern können, wie das „An Sie“ überschriebene ist. In dieselbe Zeit fällt auch ein anderer, in Ossians Manier geschriebener Brief an Henoch, in dem er am Schluß meldet: „Auf den Dienstag bin ich wieder bei Dir. Alle möglichen Details erfährst Du in Dresden bei C. T. Körner.“ Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in den Weihnachtsferien sein Herz zu Dresden mit neuer Macht in Liebe zu einer alten oder neuen „Flamme“ aufgelodert war, und daß er infolge davon im Januar, noch bevor ihn Werners Vorlesungen so ungemein fesselten, ohne Wissen der Seinen einige kurze Abstecher in die Vaterstadt machte oder plante.

Glücklich waren Körners nach Dresden zurückgekehrt. Minna erholte sich bald von den Strapazen der Reise, und im Verkehr mit Einsiedels, Pfuels und Schönbergs verlebte man heitere Tage. Fleißig wurde gesungen und das Theater besucht, überhaupt die Kunst und der Umgang mit Künstlern gepflegt. Unter den letzteren treten in dem damaligen Briefwechsel zwei Namen zum ersten Male hervor, der berühmte Maler Gerhard v. Kügelgen und der geist= und kenntnisreiche Ferdinand Hartmann, damals Professor, hernach Direktor der Königl. Akademie der Künste. Beide traten später in immer engere Verbindung zu dem Körnerschen Hause, namentlich auch zu Theodor.

Leider wurden die frohen Stunden durch die Wolken, die sich immer drohender am politischen Horizont zusammenballten, getrübt. Schon am 22. Februar schrieb Emma an Onkel Weber: „Wir haben den Plan, nach Karlsbad zu gehen, wenn uns der Krieg keinen Strich durch die Rechnung macht, von dem wieder viel ge=

sprochen wird, weil nach Nachrichten von Warschau unsre Beurlaubten eingefordert werden. Jeder Monat gebiert jetzt etwas Neues und nie etwas Gutes, und bei diesem ewigen Fürchten und Hoffen verfließt die Zeit unglaublich schnell. Jeden Monat, den man ungestört zurückgelegt, sieht man mit Kummer hinter sich." Fünf Tage später meldete auch Theodor von beunruhigenden Symptomen in Freiberg; doch ihn kümmert die Politik wenig. Leichten Sinnes, ganz nur seiner Wissenschaft lebend, läßt er sich so darüber aus: „Es lebt hier alles so in Unruhe; die Kassen sind fort; kurz, jeder denkt morgen die Kaiserlichen auf dem Halse zu haben, und alles das macht mir das größte Vergnügen; denn man sieht so deutlich, wie wahr sich die Charaktere im Momente der Gefahr aussprechen. Die Unruhe mag nun gegründet sein oder nicht, mich soll sie nicht stören und kann höchstens den schlimmen Einfluß haben, daß Werner aussetzt, welches aber hoffentlich nicht geschieht. Gestern, wo ich bei Oberberghauptmanns aß, wurde das Oberbergamt zweimal versammelt. Das Regiment Prinz Max rückt heute bei uns ein, und alles zieht das Gesicht in so mörderische Falten, daß ich meine Pistole und Büchse geladen und meine Hieber gewetzt habe, um im Notfalle nicht Freiberg, sondern meine Bücher und Werners Kabinett zu beschützen. — Es mag nun kommen, wie es will, ich bleibe hier und rühre mich nicht weg, es müßte denn die Akademie einfallen, und dann sage ich valet. — Schreibe bald und womöglich Politica; denn das Kannegießern ist jetzt wieder im höchsten Flor." Der Vater selbst, an den dieser Brief hauptsächlich gerichtet war, stimmte mit dem Sohne hinsichtlich der Kriegsgefahren ganz überein: für ernst hielt er sie keineswegs; am wenigsten konnte er sich eine Kriegserklärung von Oesterreich denken; höchstens würde sich dieses auf die Defensive beschränken, sodaß für Dresden auf keinen Fall eine Gefahr zu befürchten sei. „Daß Du auf Deine Bewaffnung denkst," so schloß er den Brief ganz im Sinne Theodors, „finde ich ganz recht; Werner wird eine Art von Leibwache haben. Indessen zum Laden des Schießgewehres wäre wohl noch Zeit gewesen." Auch als Anfang März sich die Kriegsgerüchte mehrten, wollte er nicht daran glauben; konnte sich doch nach seiner Ansicht Frankreich nicht füglich vor Herbst in einen neuen Kampf einlassen, und daß Oesterreich zuerst angreifen sollte, schien ihm noch immer nicht wahrscheinlich. Aber die bereits in den ersten Tagen des März erscheinenden Verfügungen des Königs, der schon über vier Monate in Warschau weilte, und namentlich die bald darauf erfolgende Mobilmachung der sächsischen Armee, sowie die bereits Ende Februar begonnene Befestigung Dresdens konnten auch ihn bald nicht mehr in Zweifel lassen über die Zukunft. Mitte März traf der französische Divisionsgeneral Moraud im Auftrage des Marschalls Davoust, zu dessen Armeecorps die etwa 19000 Mann zählenden, für den Feldzug gegen Oesterreich bestimmten sächsischen Truppen gehörten, in Dresden ein, um sich von dem zu

Emma beschickt zu haben scheint, nach seiner Vaterstadt zu kommen; aber auch diesmal wieder stand er aus Rücksicht auf seine Studien davon ab. „Dein Brief, liebster Vater," so schrieb er damals an die Seinen, „hat mir unendliche Freude gemacht. Wie uns die alten Lieder so lieblich ansprechen und so heimisch in unsern Herzen klingen, die Zeugen schönerer Tage, so ergreift mich jeglicher Brief von Euch; ich denke mir das geringste Detail, und die Erinnerung ist doch gar so süß. — Des ganzen Tages leb' ich so ein höchst prosaisches, ganz gemeines Leben wie irgend ein ehrlicher Zünftler. Ich thue soviel als möglich meine Pflicht, höre, was zu hören ist, und lebe mit lauter Alltagsmenschen, selbst ein Alltagsmensch. Aber des Abends sind meine schönsten Stunden; da wandr' ich in Sturm und Regen, Gewitter und Sonnenschein hinaus ins Freie, und mir wird so wohl. Und komm' ich endlich an meinen Lieblingsplatz, so nehm' ich den Goethe aus der Tasche und schwebe hinauf in seinen Tönen und labe mich in der Harmonie seines Geistes. Wie lieb ist es mir, daß ich erst jetzt den Herrlichsten zu verehren weiß; die Allgewalt des ersten Eindruckes ergreift desto mächtiger mein begieriges Herz. Im Werther, glaub' ich, wie in Schillers Räubern hat sich am deutlichsten der ungezügelte Geist ausgesprochen, noch durch keine Schranke gefesselt. Erst jetzt erkenn' ich die ewige Wahrheit: kein Fleiß, keine Bildung, keine Form kann die dichtende Kraft erzeugen; das Herz hat sie erzeugt, das Herz nur stimmt ihr die Saiten. O, wie fern ist das Ziel! unendlich liegt die Bahn noch vor mir. — Hier meine Lebensweise. Früh arbeite ich gewöhnlich an bergmännischen Ausarbeitungen, schreibe meine Collegien-Concepte ins Reine und habe dann, besonders die vier letzten Tage der Woche, Collegia. Nach Tisch gehen die Vorlesungen um drei Uhr an und enden um 7 Uhr. Meine Stundenarrangements schreib' ich Dir künftig ausführlicher; noch sind die Collegien nicht alle bestimmt. — Vater! die Saat ist kostbar; der Boden ist aber gut und er soll reichen Segen bringen."

Als Anfang Mai sein Freund Faber Freiberg verließ, bittet er das „Mütterchen", ihm doch ein wenig Wein zu senden; er habe ein neues, göttlich schmeckendes Getränk, Capacello mit Namen, kennen gelernt, mit dem er gern den Freund bei seiner Abreise traktieren möchte. Am 12. März hatte er einem anderen Freunde ins Stammbuch geschrieben:

„Rastlos jagt uns die Liebe hinab durch die Wogen des Lebens,
Aber in sichere Bucht führt uns die Freundschaft zurück."

Dann wieder wartet er mit Sehnsucht auf den Besuch Henochs und anderer Bekannten, die er in einem „Lock- und Liebeslied" zu sich gebeten hatte; er geht ihnen bis Naundorf entgegen und ist enttäuscht, als sie wegen der schlechten Wege nicht eintreffen; aber einige Tage später führen die Freunde trotz regnerischen Wetters ihr Vorhaben doch aus, und im Verein mit ihnen und anderen

Freiberger Studiengenossen, unter denen bei dieser Gelegenheit zwei zum ersten Male erwähnt werden, A. Aug. Kraft und Alexander Sauerweid, wurden vergnügte Tage verlebt.

Bald nach dem Scheiden der Freunde machte sich Theodor selbst nach Dresden auf. Am 14. Mai weilt er im Kreise der Seinen. Dem Vater insbesondere thut es wohl, den Sohn wieder zu sehen, und es freut ihn, daß dieser gern in Dresden ist. „Ich mache," so schreibt er schon am folgenden Tage an ihn nach Freiberg, „keinen Anspruch, Dich an das väterliche Haus zu fesseln. Dein Studium und Deine Neigungen treiben Dich künftig in entferntere Orte; aber ich denke doch, daß es von Dir einmal nicht heißen wird

fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.

Ich denke mir manchmal, wie hübsch es sein wird, wenn Du dich dereinst nach Endigung Deiner Studien bei uns niederläßt."

Inzwischen hatte sich die anfangs infolge der Kriegserklärung ziemlich hochgehende Beunruhigung der Bürgerschaft in Dresden etwas gelegt. Oberst Thielmann hatte das Kommando über die kaum 2000 Mann betragenden, im Lande verbliebenen Truppen übernommen, während sich die sächsische Armee unter Bernadotte auf dem Marsche nach Regensburg befand. Am 7. Mai zog Thielmann an die böhmische Grenze, stieß aber auf keinen Feind, und so glaubte man in Dresden vor dem gefürchteten Einmarsch der Oesterreicher sicher zu sein. Von der Armee des Erzherzogs Karl hörte man seit einigen Tagen gar nichts; nach den letzten Berichten nahm sie eine defensive Stellung ein. Alles dies meldete der Vater am 8. Mai seinem Sohne nach Freiberg, indem er hinzufügte: „Du glaubst nicht, wieviel Geduld man nötig hat, um das leidige Kriegsthema unendliche Male jeden Tag wiederholt zu hören, und die meisten Variationen sind noch dazu ein Adagio!" Was aber wichtiger ist, in demselben Briefe findet sich zum ersten Male der Name Schills erwähnt. Der heldenmütige, aufs tiefste durch die seinem Vaterlande angethane Schmach verletzte Major war bis Halle gelangt, wo es ihm glückte, eine kleine westfälische Besatzung zu entwaffnen. Schon unterwegs hatte er von Dessau aus in einer begeisterten Proklamation die Deutschen zur mannhaften Erhebung gegen den fremden Unterdrücker aufgerufen. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo man für seine hohen patriotischen Ideen Verständnis hatte: man sah in seinem kühnen Aufruf nur die Aufforderung zu einem von vornherein aussichtslosen Wagnis. Auch Theodor, zwar weit davon entfernt, eine Gesinnung in sich aufkommen zu lassen, wie sie der König in seinem Aufruf und anderen an die Dresdener Bürgerschaft erlassenen Mandaten kund gethan, fand sich seinem Vater gegenüber mit den Worten ab: „Die Proklamation Schills in Halle ist doch etwas starker Complexion." Und wie Körner selbst sogar nach Schills Sieg über ein französisches Korps bei Dodendorf unweit

Magdeburg über den kühnen Abenteurer dachte, das sagt sein Brief vom 13. Mai: „Wenn im Jahre 1806 das Volk zum Widerstand gegen Frankreich aufgeboten worden wäre, so würde sich sehr viel dagegen haben einwenden lassen, und ich hätte die Folgen einer solchen Maßregel nicht verantworten mögen. Aber jetzt ist die Sache viel schlimmer. Ein Teil der Nation hat sich in die Notwendigkeit



General Joh. Ad. Freiherr v. Thielmann. Von 1765 bis 1824.

gefügt, hat sogar Pflichten übernommen, und ein bürgerlicher Krieg von Deutschen gegen Deutsche ist nun unvermeidlich. Es giebt einen wütenden Parteigeist, der sich um die Folgen nicht kümmert, wenn nur seine Rache befriedigt wird. Aber es giebt auch edle Menschen, die aus achtungswürdigen Beweggründen sich selbst und andre ins Unglück stürzen und dabei den inneren Vorwürfen nicht

entgehen, daß sie von der deutschen Rechtlichkeit und Treue sich entfernt haben. Sachsen wird hoffentlich von Volksaufwieglern etwas nicht zu fürchten haben. Man sei nur tolerant gegen Gedanken und Gefühle. Aufrührerische Handlungen hat unser Regent nicht zu fürchten." Mit banger Besorgnis verfolgt Körner die Schillsche Bewegung und andere revolutionäre Erhebungen; er rät dem Sohne entschieden von einer damals geplanten Harzreise ab, da die Gegend äußerst unsicher sei und in einer solchen Zeit jeder einzelne Wanderer Verdacht errege und in sehr fatale Verhältnisse kommen könne. Als Ersatz schlägt er ihm einen Ausflug nach Weimar oder in die Lausitz und Schlesien oder auch nur ins sächsische Obergebirge vor. Dem Rate des Vaters folgend, unternahm Theodor in den letzten Tagen des Mai, fast immer begünstigt vom schönsten Wetter, eine kleinere Wanderung in die Umgegend, von der er höchst befriedigt zurückkehrte.

Der Vater selbst konnte noch nicht daran denken, Dresden zu verlassen. „Wir sitzen," so schrieb Emma damals an Onkel Weber, „immer noch in der Stadt und haben für jetzt allen Reiseplänen entsagen müssen, da uns unsre Häuser hier festhalten." Bisher war Sachsen vom Kriege verschont geblieben. Ende Mai aber fiel der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, von glühendem Haß gegen Napoleon beseelt, der ihm sein Land geraubt hatte, bei Zittau ein, um von hier aus sein Braunschweig wieder zu erobern. Zwar wurde seine Schar durch Thielmann zurückgetrieben; aber bald nach der Schlacht bei Aspern und Eßlingen erschien auch ein österreichisches Korps unter General Am Ende in Sachsen, vereinigte sich mit den Braunschweigern und stand, 9000 Mann stark, bereits am 10. Juni in Dippoldiswalde dicht bei Dresden. Am folgenden Tage rückten die Feinde in die Hauptstadt ein, nachdem Thielmann, um die Straße nach Leipzig zu sichern, hinter Wilsdruff Stellung genommen hatte. „Der Einzug," so meldete Körner am 14. Juni seinem Sohne, „war äußerst friedlich und ordentlich. Die Truppen bestehen aus östreichischer regulärer Infanterie, Ulanen, Braunschweiger Husaren und Jägern zu Fuß, hessischer Infanterie und Cavallerie und böhmischer Landwehr, die nur als Freikorps dient. Die Anführer sind die östreichischen Generale Am Ende, der Herzog von Braunschweig, Fürst Clary und Fürst Lobkowitz, letztere beide bei der Landwehr. Mit ihnen ist ein österreichischer Intendant, der Gubernialrat Beierweck, ein billig denkender Mann, mit dessen Benehmen man sehr zufrieden ist. Es wurden sogleich Proklamationen ausgeteilt und die Truppen, wiewohl sehr langsam, in die Quartiere verteilt. Nachts um (gegen) elf Uhr erhielten wir einen Offizier von der Landwehr und achtzehn Mann von der regulären östreichischen Infanterie. Ihr Betragen ist zur Zeit sehr gut."

In der darauf folgenden Nacht, nach ein Uhr, wurden die Vorposten von den Sachsen angegriffen, worauf es in der Nähe von Wilsdruff zu einem heftigen

Gefechte kam. Thielmann zog sich danach auf Nossen zurück, während die Oesterreicher nach Dresden zurückkehrten; der Herzog von Braunschweig marschierte mit seinem Korps nach Meißen zu.

Der schon vorher zum Stadtkommandanten ernannte Fürst Lobkowitz, der Befehlshaber der böhmischen Landwehr, hielt sorgfältig auf Mannszucht; jeder Exceß wurde streng geahndet. Am 25. Juni traf der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Kienmayer in Dresden ein, ein Mann von „sehr guter militärischer Reputation", um die beiden Korps der Generale Am Ende und Radivojeviz, der im Vogtlande operierte, unter einheitliches Kommando zu nehmen. Mittlerweile aber rückte König Jérome von Westfalen mit etwa 10000 Mann von Leipzig her heran. Deswegen verließen die Oesterreicher, mit deren Benehmen man durchaus zufrieden gewesen, die Stadt, und der König, vom Bürgermeister Dr. Heyme in französischer Sprache bewillkommnet, zog am 1. Juli ein. Aber auch Jérome verblieb nicht lange in Dresden. Nachdem er unter ungeheurer Prachtentfaltung eine Revue über die Truppen abgehalten, marschierte er am 4. Juli nach Freiberg, und hier hatte auch Theodor Gelegenheit, ihn zu sehen. Was er an dem betreffenden Tage erlebte, berichtete er alsbald in einem Briefe, der noch keine Spur von der patriotischen Begeisterung zeigt, die ihn dereinst erfüllen sollte. Harmlos die Gegenwart genießend, schreibt er: „Ihr Lieben! Wir haben jetzt hier unendlichen Trouble. Am Dienstag Morgen rückten die westfälischen und holländischen Truppen hier ein. — Die Stadt war so stark belegt, daß auch die Mietsleute Soldaten nehmen mußten. Geschworens hatten drei Gardisten zu Pferd. Der König wohnte im Roß, und die Bürger thaten Wache daselbst. Am Mittwoch Mittag fuhr der König aufs Amalgamirwerk, wo ihn die Knappschaft und das Bergamt in Gala empfing. Das Oberbergamt ritt en suite. Gutschmid und Werner führten den König herum. Ich war im Kittel draußen, that, als wenn ich dazu gehörte, und ging überall mit. Da traf ich denn auf Linsinger, der mich kaum wieder erkannte. Ich frug ihn, wo er wohnte, und es traf sich sonderbar, daß er in unserm Hause bei dem Zehntenschreiber im Quartier lag. Als die Werke besehen waren, und der König den Bergleuten fünfzig Louisd'or geschenkt hatte, so verfügten wir uns zu Hause, und ich ging dann mit Linsinger bis spät herum. Als ich zu Hause kam, traf ich bei Schmid einige seiner Bekannten unter der Garde du Corps, und wir blieben bis ein Uhr zusammen. Als wir schlafen wollten, war es unmöglich; denn schon brachen die Regimenter auf. Es war ein ungeheurer Lärm. Wir sahen sie also abziehen und begleiteten unsere Freunde auf den Markt, wo sich die Garde sammelte, bis endlich der König um acht Uhr fortfuhr. — So eben komme ich vom Bade zurück, das mich nach solchen Strapazen ziemlich gestärkt hat."

Zwar blieb auch nach der blutigen Schlacht bei Wagram und dem bald

darauf abgeschlossenen Waffenstillstande von Znaim Dresden fürs erste noch nicht von den kriegerischen Wirren unbehelligt; auch die damals beginnende Reorganisation der sächsischen Armee, für die namentlich der zu den Körnerschen Hausfreunden gehörende Major Justus v. Vieth thätig war, verlief nicht ganz ohne Unruhe und Aufregung; aber die folgenden Briefe des Vaters, Theodors und Emmas, die sich besonders viel mit der Geschichte ihres geliebten deutschen Vaterlandes beschäftigte, melden nur wenig darüber, hauptsächlich wohl deshalb, weil der Sohn damals wiederholt zum Besuche in Dresden war und außerdem mehrere bergmännische Reisen machte.

Erst am 18. Oktober schrieb Körner wieder nach Freiberg: „Der Courier mit der Nachricht von der Ratifikation (des Friedens) wird noch immer erwartet, und die Prinzen sind noch nicht hier. Indessen sind die Fortifikationsarbeiten abgestellt. Es heißt, daß noch eine Antwort aus Petersburg erwartet wird. Das Lager ist abgebrochen und die Truppen in die umliegende Gegend verlegt. Bei dieser Gelegenheit sind wir noch heute von den Gemeinen befreit worden. Der Offizier ist noch da und beträgt sich sehr artig." Freudig wurde die endlich eingetroffene Nachricht von dem Abschlusse des Wiener Friedens aufgenommen, die Einquartierungen dauerten freilich wegen der Durchmärsche der Truppen bis zum 16. November fort, und die Pflege der Verwundeten, bei der auch die Körnersche Familie nach Kräften mitwirkte, erforderte manches Opfer.

Theodor hatte sich zur Freude des Vaters wenig um die politischen Verhältnisse bekümmert, und gewiß waren die Verse, die er im April unter einen Brief gesetzt, ganz in dessen Sinne geschrieben:

Laßt uns nicht bangen im Kampf der Zeit,
Tobt auch auf den Feldern der blutige Streit;
Wem das Herz in heiliger Ruhe schlägt,
Der wird nicht vom Sturme des Schicksals bewegt.

Mehr als die traurige Politik interessierte ihn die unmittelbar ihn umgebende Welt, in erster Linie die Wissenschaft; mit Leib und Seele war er ihr zugethan, und der Vater, der in Dresden Gelegenheit gehabt hatte, den jungen Bergakademiker Schenk kennen zu lernen, sah sich veranlaßt, seinem Sohne zu schreiben: „Ich fange an zu glauben, daß das Naturstudium auf Jünglinge von guten Anlagen einen wohlthätigen Einfluß hat. — Wer für ein Studium ohne Neigung bestimmt wird, bei dem entsteht leicht eine Leerheit des Kopfes und des Herzens. Mancher befindet sich wohl in dieser beschränkten Atmosphäre; aber mancher, der noch ein Bedürfnis fühlt, aus ihr herauszutreten, fällt in Frivolität oder Lüderlichkeit." — Als notwendige Ergänzung der Vorlesungen betrachtete Theodor, wie schon oben erwähnt, die praktischen geognostischen Studien. Schon mehrere geplante Reisen hatte er sich aus dem Sinne schlagen müssen, obwohl

er sich mit mechanischen Instrumenten wohl versehen hatte. Anfang Juni machte er, wahrscheinlich von Friedrich Messerschmidt, den er in Leipzig noch genauer kennen lernen sollte, begleitet, einen kleineren Ausflug nach Altenburg. Der Vater wünschte ihm, nachdem er durch Theodor von dort aus Nachricht erhalten hatte, Glück zu der unterrichtenden und angenehmen Reise, aber noch mehr, im Hinblick auf Messerschmidt und Schenk, zu dem Umgang mit Jünglingen von Kopf und Herz: werde ihm doch gerade deshalb Freiberg immer lieb bleiben, weil er sehr zweifle, ob der Sohn auf irgend einer Universität ebenso leicht einen solchen Lebensgenuß würde gefunden haben. „Wohl Dir," so ruft er ihm am Schlusse zu, „daß Du der Natur, der Wissenschaft und der Kunst leben kannst!" Froh und beruhigt war der Vater, als er den Sohn wieder in der Heimat wußte: er legte ihm ans Herz, er möchte doch die unruhigen Tage lieber in Freiberg abwarten und fürs erste eine kleine Pause in seinen Wanderungen machen. Lange aber litt es Theodor nicht in Freiberg. Bald darauf pilgerte er nach Gnandstein, um von hier in Gesellschaft von Einsiedels und Blümner mehrere angenehme Landpartieen zu unternehmen. Dann wieder erschien er Mitte Juni zu kurzem Besuche bei den Seinen in Dresden, und eben dort verlebte er auch den 2. Juli, den Geburtstag des Vaters, welcher gerade auf einen Sonntag fiel. Montags um ein Uhr traf er wieder in Freiberg ein, rechtzeitig genug, um noch Werners um zwei Uhr beginnender Vorlesung beiwohnen zu können.

Die erste, etwas größere Studienreise trat er am 22. Juli an. In einem im Körnermuseum aufbewahrten, dreiunddreißig Seiten umfassenden Tagebuche, welches den Titel führt „Meine Wanderung vom 22.—29. Juli 1809", schildert der Dichter selbst höchst launig und humoristisch seine Erlebnisse auf dieser Reise, die er mit drei Freunden, Henoch, Häntzschel und Ström, von Dresden aus durchs Elbsandsteingebirge bis ins böhmische Mittelgebirge unternahm. Nach einem am 17. Juli an Schmid gerichteten Briefe, in welchem er um Uebersendung seines in Freiberg zurückgelassenen Fernrohres bittet, scheint es, als ob die Reise ursprünglich bis Bautzen habe gehen sollen; jedenfalls wollte man auch die Lausitz besuchen, da Theodor sich hierfür bereits einen Paß hatte ausstellen lassen. Dann aber änderte man den Plan etwas.

Früh um sieben Uhr verließ man Dresden bei schönstem Wetter „mit dem Ränzel auf dem Rücken". In Moritzburg wurde zwei Stunden später die erste Station gemacht, gefrühstückt, auch der Leuchtturm bestiegen. Durch herrliche Gegend, namentlich durch das Röderthal, gelangen die Wanderer auf Umwegen, „sattsam erfreut" durch die mannigfaltigsten Eindrücke, in einer äußerst frohen Stimmung abends 7 Uhr nach dem Radeberger Bade. „Die ganze Badewelt ward bei unserm freilich etwas stürmischen Einzuge aufrührerisch, und alles rannte mit den Köpfen zusammen, als ich, eine zweite Cypria, dem Meerschaum

des Wannenbades in heiterer Bergmannsglorie entstieg." Unter den Augen des ganzen Bades wurde das Abendbrot eingenommen. „Darauf gingen wir im Mondenschein, aber unglücklicherweise nicht mit Dido Hand in Hand, in den Gängen spazieren, fingen — o heilige Einfalt — Johanniswürmchen, um unsere Hüte zu illuminieren, und wandelten nach langem Einschlürfen der Wonne der Mondnacht zurück."

Die Schilderung des zweiten Tages beginnt nicht minder humorvoll: „Außer daß wir die Nacht einige Male mit den Füßen in Kollision kamen und uns die Betten heimlich zu mausen suchten, erwachten wir doch ziemlich gestärkt." Nach Besichtigung der „Radeberger Environs" und Begleichung ihrer Rechnung wanderten sie weiter, und „von den Freundschaftsversicherungen des Nachtwächters, der, wie ich zu erzählen vergaß, für zwanzig Kreuzer unsere Ohren mit Sphärenliedern ergötzte, und wie der Stier von Uri sich selbst melodisch accompagnierte, und den Segenswünschen der Kirschfrau, die uns mit ihren Gaben belastete, begleitet, erstiegen wir die Höhe und gelangten nach Wachau, wo Henoch und Häntzschel sich von uns trennten, und ein zärtlicher Abschied Zwiebelwirkungen auf uns äußerte." So wallte denn Theodor allein mit Ström weiter über Lomnitz nach dem Keulenberge, von dem aus sie eine herrliche Aussicht auf die Umgegend hatten. Im weiteren Verlaufe des Tages ruhten sie „im Schatten düstrer Tannen und lasen in Goethe" bis zur sinkenden Sonne. Abends acht Uhr gelangten sie nach Pulsnitz, nachdem Theodor vorher noch bei Oberlichtenau, um seinem Paß Genüge zu thun, über die Pulsnitz in die Oberlausitz gesprungen und nach einem Verweilen von drei Minuten daselbst „wieder wohlbehalten auf vaterländischem Boden" angekommen war.

Am folgenden Tage brach man früh auf, da man eine lange Wanderung vorhatte. Bis Stolpen war die Reise ziemlich langweilig. Hier hielt man die beiden Freunde am Thor für Schmiedegesellen, und es kostete viel Ueberredung, ehe sie von den wachhabenden Bürgern eingelassen wurden. „Im roten Löwen," so schildert Theodor weiter, „labte uns Milch, und wir gingen dann, die Basaltbrüche zu sehen. Eigentlich war meine Haupt- und Nebenabsicht, den hübschen Töchtern des Amtsinspektors zu begegnen, und dann hätte der Steinbruch vielleicht eben so viel Stoff zu einem Romane gegeben als die Schiffbrüche, Windbrüche, Beinbrüche, Afterbrüche und andre Brüche, die als Ausbrüche der deutschen Litteratur dem guten Geschmack solchen Einbruch thun." Auf der Weiterwanderung nach „Neustädtl" überfiel sie ein starkes Gewitter, „wobei der Himmel viel überflüssiges Kolofonium verschwenden mochte," und ihr „spezifisches Gewicht" durch den Regen bedeutend vermehrt wurde. Durchnäßt langten sie in Neustadt an, wo gerade Jahrmarkt war. „Man schien uns für Blechleute zu halten; aber der Wahn verschwand bald, da wir uns Kaffee machen ließen und den Zucker

in die Tassen warfen. Ein alter Vagabunde wollte mir auf ewig die Zahnschmerzen versprechen, wenn ich ihm sechs Pfennige verspräche; ich gab ihm drei und bat mir's bloß auf eine halbe Ewigkeit aus. Doch darauf wollte er sich nicht einlassen." Leider konnten sie die Mineraliensammlung des Pastors Götzinger, um derentwillen sie namentlich den Abstecher nach Neustadt gemacht hatten, nicht besichtigen, da gerade Synode bei ihm und noch dazu Kirmeß war. So ging's denn alsbald weiter nach Schandau zu. Unterwegs genossen sie von einer Anhöhe aus eine reizende Aussicht nach der Lausitz, Schlesien, Böhmen und dem Erzgebirge. „Patriarchalische Minuten verweilten wir in Sebnitz in einer Mühle bei Butter, Brot und Milch und stiegen hierauf gen Lichtenhain, wo uns der Regen aufs neue feindlich ansprach, und die ganze Natur zum Stiefelknechte wurde, so daß jeder Schritt einer eigenen Operation gegen die Gewalt der Kohärenz bedurfte." Durch das Kirnitzschthal erreichten sie endlich „ziemlich fatiguirt" um halb neun Schandau.

Von hier aus schreibt Theodor am 25. Juli bei aufgehender Sonne an seine Eltern einen kurzen Brief, in dem er ihnen mitteilt, daß sein Freund Ström noch an diesem Tage sich von ihm trennen und in Dresden eintreffen werde: er selbst hoffe, am 1. August wieder in Freiberg zu sein. In dem Tagebuch führt er dann weiter aus, wie Ström zu spät zum Schiff gekommen, und wie er dann selbst mit ihm erst später bis zum Königstein gesegelt. Hier trennt sich Theodor von ihm, um auf einem kürzeren Wege nach Berggießhübel zu gelangen. Aber kaum ist er eine Strecke gegangen, da drückt ihn das Gefühl der Einsamkeit: „Knall und Fall" kehrt er um und beschließt, mit Ström bis Dresden zu fahren. „Dies war das erste Mal, daß mich das Heimweh so gewaltig packte." Zur rechten Zeit kommt er noch zum Schiff und segelt nun gelassen auf dem herrlichen Strome bis Pirna. Hier werden sie in der „Töpferscheibe" unfreiwillige Zuhörer eines interessanten Gespräches zwischen dem Wirt und einem vornehm thuenden Mann, der sich aber schließlich als „Haderlump", als ein Strumpfhändler im kleinen entpuppt. Daraüf wandert er mit Ström weiter; bald aber trennten sich ihre Wege endgültig. Von der Idee, nach Dresden zurückzukehren, ist Theodor glücklich abgekommen. Ueber Cotte, wo er bei schlechtem Bier im Wirtshaus Zeuge eines schließlich in Thätlichkeiten ausartenden Streites zwischen zwei Fleischern und einer Bäuerin wird, und weiter über Ottendorf gelangt er endlich am Abend nach Berggießhübel.

Früh um sechs Uhr weckt ihn der Steiger von „Segen Gottes". Mit ihm besucht er das dortige Bergwerk in seinen Reisekleidern: nach anderthalb Stunden kommt er „natürlicherweise gehörig beschmutzt" und „als modernisierter Pluto wieder ans Tageslicht". Nachdem er auch noch das dortige Vitriolwerk besichtigt, wandert er weiter. In Borna weilt er einige Zeit in den schönen Kalkbrüchen:

Ueber Liebstadt gelangt er in den reizenden Schlottwitzergrund, wo er sich in der „Herrenmühle“ an Brot, Bier, Käse und Butter labt, bald aber auch wegen seines Fäustels, der „Charte“ und des Kompasses eine Menge Zuschauer bekommt. Nachdem er noch die dortigen Achatfelsen untersucht hat, zieht er weiter. Unterwegs gesellt sich der Haderlump aus Pirna zu ihm und begleitet ihn bis Rikenhahn. Als er ihn hier mit Bier traktiert, trinkt er auf ihre Kollegenschaft. „Denn,“ sagte er, „wir laufen ja immer herum, und die Wissenschaft läßt uns doch keine Ruhe.“ Um ein Uhr hat Theodor Glashütte erreicht; von hier aus läßt er sich sein Ränzel durch einen armen, dürren Schuhmacher weiter tragen, dessen größte „Leidenschaft“ die Armut war. „Leidenschaft war sein Hauptwort; er sah und verstand alles darin und behauptete nebenbei, er kenne die wahre Leidenschaft der Stiefel, und nur schade, daß er keine Gelegenheit habe, durch seine Kunst sich aus seiner Leidenschaft zu reißen.“ Mit ihm wandert er durch das steile und romantische Müglitzthal, um schließlich halb neun Uhr Altenberg zu erreichen. Ziemlich enttäuscht, findet er hier nur Bretterhäuser. „Ich fragte einen, der mir begegnete und einer von den Honoratioren schien, was der beste Gasthof wäre, und er legte bedeutend die Finger an die Nase, sann tief nach und verkündete mir endlich, der Ratskeller wäre wohl der beste; es sei auch kein andrer vorhanden.“ So geht er denn dorthin, findet aber in der ihm angewiesenen Stube keine Wandnägel zum Aufhängen der Sachen; „sie klebten von selbst an“. Auch das Lager war wenig einladend. Nachdem er sein Abendbrot genossen, schreibt er mit Bezug auf seine Ruhestätte: „Ich wünschte mir alleweile das Heidelberger Weinfaß voll Eau de Lavande, um mein dumpfes Stroh, das mich diese Nacht in süße Träume wiegen soll, gehörig zu parfümieren, da sein lieblicher Duft die Seelenstärke einer Fuhrmannsnase fordert. Doch ich bin müde und

Sub sole nil perfectum est,
Drum leg' ich mich getrost ins Nest.“

Die folgenden zwei Tage verlebt er in Altenberg. Am ersten steht er schon früh auf, um fünf Uhr, um das „Stockwerk“ zu befahren. „Unter einem Stockwerk versteht der Bergmann bekannterweise ein Stück Gebirge, das von unzähligen Klüften durchsetzt ist und, wenn dies mit Erz gefüllt ist, bauwürdig ist.“ Das Stockwerk wird genau inspiziert und geschildert. Um elf Uhr fährt er wieder zu Tage. Darauf besucht er mehrere Bergwerksbeamte, namentlich Martini, bei dem er schon abends vorher vorgesprochen hatte; mit ihm macht er nach dem Mittagessen noch eine geognostische Tour auf den Geisingsberg. Leider raubte bald aufsteigender Nebel die herrliche Aussicht, die man von dort hatte. Der Abend wurde in einer Kneipe, dem Hauptvergnügungsort der Altenberger, verlebt. Aber schon früh kehrte er nach Hause zurück. „Cramers Hasper a Spada,

der einzige Roman in der ganzen Stadt, hielt mich noch bis neun Uhr wach; dann aber verging mir die Lust."

Früh um sechs Uhr machte er sich wieder auf und fuhr auf der in der Nähe liegenden Grube „Vereinigt Feld" an. Mittags war er wieder in Altenberg. Nachdem er hier nochmals Martini besucht, setzt er seine Lektüre in dem angefangenen Romane bis sieben Uhr fort. „Dann wandte ich mich nach Hause, genoß verschiedene Eier, und soeben schlägt es neun Uhr. Das ist heute das Losungswort der Nacht. Ich folge also dem Rufe und gähne. Drum Glück auf!"

Die Schilderung des letzten Tages seiner Reise beginnt Theodor mit dem Stoßseufzer: „Altenberg ennuyierte mich so, daß ich mich ordentlich nach Freiberg sehnte, das erste Mal in meinem Leben." So verabschiedet er sich denn von Martini und macht sich auf. Unterwegs überrascht ihn ein ungeheurer Regenguß; gehörig durchnäßt, kommt er in Schönfeld an. Als er dann auf der Weiterwanderung von Frauenstein aus Freiberg erblickt, da treibt es ihn mit Gewalt vorwärts; kaum läßt er sich im „Rosinenhäuschen" einige Minuten Zeit, um seinen Hunger und Durst zu stillen. In scharfem Schritt eilt er weiter, und mit dem Schlag sieben Uhr zieht er in das „geliebte Nest" ein. Hier findet er vom Vater einen Brief vor, den er sogleich kurz beantwortet: „Ihr Lieben! soeben bin ich hier angelangt, ziemlich müde, kann ich sagen. Das Ränzel war etwas schwer. Deinen Brief, Väterchen, habe ich richtig erhalten und will ich auf den Montag ausführlicher antworten. Jetzt hungert mich wie ein Werwolf. Glück auf!"

Schon bevor Theodor die eben geschilderte Reise angetreten, war von ihm ein anderer Plan für eine größere Reise ausgearbeitet worden. Ihr Ziel war der Harz. Wohl hatte der Vater im Mai ihm diese Absicht ausgeredet, und der Sohn hatte ihm ja auch Folge geleistet. Jetzt aber, nach seiner Rückkehr, legte er am 1. August seinem hochverehrten Lehrer den Plan zu der Reise vor. Werner fand ihn zwar gut; „nur graute ihm für das liederliche Gesindel, was in den Wäldern hausen könnte und seinen geliebten Zögling totschlagen würde." Im übrigen sagte er ihm, die Tour sei auch fürs erste Jahr wegen der sehr zusammengesetzten geognostischen Verhältnisse zu schwer, und überredete ihn, ins Riesengebirge zu gehen, zumal ihm seine dortigen Konnexionen sehr nützlich werden könnten. „So bleibe ich denn," schrieb er an die Eltern, „noch einige Tage hier, um mich zu präparieren, und wandre dann nach Schlesien. Meldet es doch an Henoch! Vielleicht hat der noch Lust. Ich komme also auf künftige Woche nach Dresden. — Uebrigens ist es mir ziemlich gleichgiltig, ob ich nach Morgen oder Abend wandere, wenn nur gewandert wird."

Am 10. August trat Theodor die Reise mit Henoch von Dresden aus an. Mit sich führte er u. a. ein kleines Oktavbüchlein von einigen achtzig Blättern

in einfachem Pappband mit Lederrücken: „Collectaneen zu einer Reise auf den Harz — Theodor Körner.“ „Auf den Harz“ ist aber ausgestrichen und dafür gesetzt „auf das Riesengebirge“. Dieses aus flüchtigen Aufzeichnungen, geologischen Notizen und Skizzen, Bleistiftzeichnungen vom Kynast und Zackenfall, Typen und Trachten der Gebirgsbevölkerung, sowie poetischen Entwürfen bestehende Heft im Zusammenhang mit sieben an die Seinigen gerichteten Briefen und einer Karte des Riesengebirges, worin Theodor selbst die von ihm berührten Städte, Berge, Thäler und Wege mit Tinte eingezeichnet, giebt uns ein genaues Bild von den Erlebnissen und Eindrücken auf dieser Reise. Die gewissenhafte Führung eines Tagebuches hatte er absichtlich nicht wieder gewählt, weil ihm diese bei seiner Reise durch Sachsen oft wie ein Stein auf dem Herzen gelegen hatte.

Am ersten Tage gelangten die Wanderer über Bischofswerda nach Bautzen, eifrig geognostische Studien treibend. Dann ging es weiter durch das schöne Spreethal vorüber an Schloß Drehse bis Reichenbach, wo der „Stern“ sie unter seine Strahlen nahm. In geognostischer Beziehung bot diese Strecke, auf der sie unterwegs mit dem vorüberfahrenden Isidorus Orientalis (Graf v. Löben) „einige gewiegte Worte“ wechselten, wenig Ausbeute. Der nächste Tag, an dem bereits um sechs Uhr die Wanderung angetreten wurde, führte sie zur Landskrone, von wo aus sie eine herrliche Aussicht auf das Riesengebirge, die Friedeberger Spitzberge, die Lausche und das nahe, freundliche Görlitz hatten, das sie denn auch bald erreichten. Hier besuchten sie noch an demselben Nachmittage unter Führung der Herren v. Anton, an den Theodor vom Grafen Geßler einen Empfehlungsbrief hatte, und Dr. Kapp, den sie zufällig antrafen, das Haus der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und sahen sich dabei die ziemlich bedeutende Naturaliensammlung an, wobei der jugendliche Akademiker allerdings die große daselbst herrschende Unordnung, sowie das Fehlen eines sach- und fachkundigen Direktors bedauerte. Außerdem besichtigte er die Peterskirche, die er für die schönste gotische Kirche erklärte, und Jacob Böhmes Grab. Ueber Lauban und Löwenberg, wo das vierte Nachtlager gehalten wurde, ging die Reise nach dem zwischen Löwenberg und Bunzlau gelegenen Schlosse Hohlstein, der anmutigen Residenz der Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, der ältesten Tochter der Herzogin von Kurland. Theodor, der hier einen Brief von Tante Dora abzugeben hatte, wurde ungemein artig von der Prinzessin und ihrer Schwester Johanna, der Herzogin von Acerenza, die gerade zum Besuche dort weilte, aufgenommen. Er wurde zunächst im Garten umhergeführt; dann dejeunierte man, und Prinzessin Pauline sang ihm ihre lieblichen Kompositionen vor. Gern wäre er mit seinem Freunde noch länger dort geblieben; aber da sie noch an demselben Tage bis Greiffenberg kommen wollten, mußten sie nur allzubald weiter wandern. Poetisch sprach Theodor seinen Dank und alles, was er auf

dem lieblichen Landsitz empfunden, in einer auf Schloß Hohlstein gedichteten Charade aus, die, in flüchtigen Zügen auf mehrere Blätter des Kollektaneenbuches niedergeschrieben, wahrscheinlich der Prinzessin Dorothea von Kurland übersandt werden sollte.

Glücklich erreichten die Wanderer trotz heftigen Regens gegen Abend das freundliche Greiffenberg und bestiegen am folgenden Tage den romantischen Greiffenstein. Nachdem sie die sich ihnen hier bietende weitreichende Aussicht genossen hatten, zogen sie mittags in dem damals schon sehr besuchten Badeorte Flinsberg ein. „Wir machten," so schrieb Theodor bald darauf nach Hause, „uns den Spaß, an der Table d'hôte zu essen, wo wir den echten schlesischen Adelston beobachten konnten. Es war höchst komisch." Um ihre Kräfte für den folgenden Tag zu schonen, verblieben sie den Nachmittag und den Abend in dem Badeorte.

Am Mittwoch, den 16. August, machten sie einen Marsch von fünf Meilen: große Beschwerde bereitete ihnen das Ersteigen der Tafelfichte. Ziemlich ermüdet langten sie abends in Schreiberhau an. Für die miserable Kost und das schlechte Nachtlager, das sie hier bekamen, wurden sie tags darauf reichlich entschädigt durch den herrlichen Anblick, den sie von den Schreiberhauer Höhen auf die Gebirgskette hatten. Vorbei an dem „wunderschönen" Zackenfall, den Theodor durch fünf Distichen verherrlichte, von dem er auch nebst der darüberführenden Brücke eine Bleistiftskizze entwarf, erreichten sie auf der nunmehr beginnenden Kammwanderung zunächst die neue schlesische Baude. Hier hatte ihr Heimwesen die in dem schlesischen Idyll „Die Reise ins Riesengebirge" verherrlichte Veronika. Das Gedicht ist leider Fragment geblieben; berechnet war es, wie aus dem in dem Kollektaneenbüchlein sich findenden Entwurf hervorgeht, auf zwölf Gesänge, von denen jeder einzelne mit einem ebendort angegebenen Kupfer versehen werden sollte.

Noch an demselben Tage wurde der durch ein Sonett besungene Elbbrunnen, wo Theodor „still und feierlich" mit seinem Freunde der Eltern Gesundheit trank, der Pantschefall und der majestätische Elbfall besucht, und nach weiteren, verschiedenen Hin- und Herwanderungen übernachtete man endlich in der alten schlesischen Baude auf dem Heuboden.

Am folgenden Tage gingen die beiden Wanderer frühmorgens nochmals zum Elbfall, um dann zum Kochelfall, der nach Theodors Ansicht unter den vielen Wasserfällen wohl die oberste Stelle behält, hinabzusteigen und nach Schreiberhau zurückzukehren. Von hier aus zogen sie nachmittags empor zum Kynast, unstreitig der schönsten Ruine, die sie je gesehen hatten. Bei herrlichstem Wetter labten sie sich hier an dem Untergange der Sonne. Hier lernte Theodor auch die viel besungene Kunigundensage kennen, die er später zu der bekannten Ballade bearbeitete. Noch an demselben Abend stiegen sie dann über Hermsdorf nach Warmbrunn hinunter, wo sie von ihrem Quartier, dem „schwarzen Adler",

aus den vortrefflichsten Anblick auf das Riesengebirge genossen. Zwei Tage verbrachten sie in dem vornehmen Badeorte. Am Montag, den 21., zogen sie weiter und erstiegen bei Nebel und Sturm die Schneekoppe; ihre Beharrlichkeit aber wurde durch den schönsten Abend und den herrlichsten Sonnenuntergang belohnt. Jedenfalls entstand damals das Gedicht „Auf der Riesenkoppe“. Mit besonderer Freude erfüllt es den jugendlichen Sänger, daß er von dem Gipfel auch die Grenze seines Vaterlandes, wo ihn das Leben freundlich begrüßt, wo ihn der Liebe heilige Sehnsucht glücklich ergriffen hat, erblickt, und hinübergrüßend ruft er aus:

„Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Träume;
Kreis meiner Lieben,
Sei mir gegrüßt!“

Die Nacht verlebte man, von der Koppe, wo es damals noch kein Quartier gab, eine Stunde entfernt, in der weißen Wiesenbaude. Hier ruhte man auf duftendem Heu. „Die Thür des Heubodens blieb offen, und man sah die stolze Schneekoppe in der lieblichen Mondnacht vom Strahle des Mondes versilbert. Es war herrlich. — Des Morgens um drei Uhr bestiegen wir die Koppe zum zweiten Male, und wenn auch der Horizont nicht klar war, und Frost und Sturm uns sehr plagten, so war doch der Anblick des Kampfes der Sonne mit dem Nebel, der wie ein Ocean über Schlesien lag, wunderschön.“ Dieses Schauspiel veranlaßte den Dichter zu der Abfassung des Sonettes, das den Titel führt „Sonnenaufgang auf der Riesenkoppe“. Im allgemeinen aber scheint es den Freunden in der Frühe auf der Koppe doch nicht warm ums Herz geworden zu sein; gingen sie doch alsbald wieder nach der Wiesenbaude hinunter, um mittags die Koppe zum dritten Male zu besteigen, wo sie nun endlich durch einen heiteren Horizont erfreut wurden. Hier dichtete Theodor auch, da gerade der Prinzeß Dorothea Geburtstag war, verschiedene Sonette, von denen das Kollektaneenbuch einige Fragmente enthält. Am Abend wanderten die Reisenden zur Hampelbaude hinunter, wo sie trotz der großen Anstrengungen an diesem Tage in sehr lustiger Gesellschaft noch eine heitere Nacht durchlebten.

Am 23. früh wurde die Wanderung fortgesetzt. Das nächste Ziel war Buchwald, in der Nähe von Schmiedeberg. Hier wohnte auf einem entzückenden Edelsitze der Minister Graf Reden, an den Theodor einen Empfehlungsbrief Geßlers bei sich trug. Geßler selbst wurde hier am Mittag erwartet. Dies war für den Dichter doppelt angenehm: einmal hatte er kaum noch gehofft, mit dem alten Freunde seiner Familie zusammenzutreffen, weil dieser damals

in Johannisbad zur Kur weilte, und er selbst keinen Paß für Böhmen besaß, und zweitens war seine Reisekasse bei der Teuerung der frugalsten Lebensmittel im Gebirge erschöpft. Aber die Wanderer scheinen doch nicht auf die Ankunft Geßlers, der offenbar zu lange ausblieb, gewartet zu haben: sind sie doch im Laufe des Tages oder am Abend wieder in Warmbrunn, das von Schmiedeberg eine ziemliche Strecke entfernt liegt. Jedenfalls fand die Begegnung Geßlers mit dem Sohne seines Freundes erst in Warmbrunn statt, wo Theodor einige Tage auf ihn harrte. Erst dann scheint mit ihm zusammen ein neuer, länger dauernder Besuch bei Redens gemacht worden zu sein, wie aus dem Briefe hervorgeht, den Theodor am 26. von Schmiedeberg aus an die Seinen schrieb: „Gestern war ich mit Geßler in dem göttlichen Buchwald bei den herrlichen Redens, wo mir der Minister Empfehlungen nach Oberschlesien zu geben versprach. — Buchwald, lieber Vater, das wäre so ein Aufenthalt für Dich, zumal bei der liebenswürdigen Redenschen Familie. Es ist in der That ein großer Genuß, mit diesen trefflichen Menschen umgehen zu dürfen. Doch über die Tage von Buchwald kann man bloß sprechen und nicht anders als in Sonetten." So finden sich denn in dem Kollektaneenbuche auch zwei Dichtungen auf den herrlichen Sommersitz, einmal eine Charade in Sonettform mit der Auflösung „Buchwald", und zweitens ein vierstrophiges Lied, das er nach der Abreise verfaßte.

Bereits vor seinem zweiten Besuche bei Redens scheint Henoch von ihm geschieden zu sein. Denn während es bis dahin in den Briefen immer „wir" und „uns" heißt, berichtet er im folgenden immer nur von sich allein; noch mehr Halt gewinnt diese Annahme dadurch, daß er von jetzt an in den Briefen mehr von seinen geognostischen Studien spricht, wie denn auch sein Reisebüchlein von da an viel mehr fachmännische Notizen als vorher enthält; jetzt bleibt er länger an den Orten, wo es in mineralogischer und oryktognostischer Beziehung etwas zu sehen und zu lernen giebt.

In den Tagen vom 26. bis 29. August verweilte er im wesentlichen in Schmiedeberg und Kupferberg, wo damals ein lebhafter bergmännischer Betrieb herrschte. In der zuletzt genannten Stadt bekam er viel für Mineralogen Interessantes zu sehen. Auch traf er dort A. v. Einsiedel. Von ihm erhielt er Adressen an alle Bergämter, sodaß er sich sehr auf die Weiterreise freute, die er nun bis nach Oberschlesien ausdehnen wollte, und die ihm, wie er hoffte, so viel Nützliches in Bezug auf Oryktognosie zeigen sollte, zumal da ihn Graf Geßler mit dem nötigen Gelde versehen hatte. „Nun hält mich nichts mehr," so schloß er damals einen Brief an die Eltern; „ich werde wohl von dieser Reise erst ganz zu Ende September zurückkommen; denn sie hat sich weiter erstreckt, als ich vermutete. — Uebrigens bin ich als dichtender Wanderer ziemlich auf dem Zeuge, und es regnet Sonette."

Am 30. August wurde nochmals ein Abstecher nach Buchwald gemacht. Am folgenden Tage marschierte er früh von Schmiedeberg ab. Bald war Landeshut erreicht. „Der Scheideblick vom Landshuter Berge auf die Riesenkoppe war herrlich.“ Nachdem er hier zu Mittag gegessen, zog er weiter, um abends acht Uhr in Waldenburg einzutreffen, „ziemlich auf den Hund“. Denn der verdammte Schuster hatte schon wieder die Zwecken auf den Schuhsohlen durchgeschlagen.“ Hier nahm sich der Oberbergrat Toussaint v. Charpentier, jedenfalls auf Grund von Freiberger Empfehlungen, in der freundlichsten Weise seiner an. Er gab dem jungen Mineralogen vollständige Auskunft über die für sein Studium besonders merkwürdigen Gegenstände und verschaffte ihm zugleich alle Erleichterungen, damit er sie mit Nutzen betrachten könne.

Freitag, den 1. September, geognosierte Theodor in der Gegend herum und ging nach dem nahe gelegenen, sehr besuchten Badeort Altwasser, wo ihm der Sauerbrunnen herrlich mundete; er trank so viel, daß er „kaum fort konnte“. Tags darauf fuhr er auf dem schiffbaren Fuchsstollen (zwischen Waldenburg und Altwasser) und dann noch auf der „Segen-Gottes-Grube“ an. Abends war er wieder in Altwasser. Sonntag mittag aß er an der dortigen Table d'hote, wo er die Bekanntschaft mehrerer Badegäste dem Umstande verdankte, daß die Leute nicht wußten, was sie aus dem eleganten Bergmanne machen sollten. „Abends war Ball, wo ich recht auf dem Zeuge war, und obgleich es sehr leer war, so war ich doch sehr animiert. Ich tanzte sehr viel mit einem Fräulein Salawa, die der Adelaide Warnsdorff wie aus den Augen geschnitten war, und man gab mir schuld, ich hätte ihr die Cour gemacht; — aber Ihr kennt mich ja! — gut, daß sie heut früh abgereist ist; ich wäre sonst noch in Altwasser kleben geblieben.“

Nachdem er mit Charpentier, durch dessen Vermittelung ihm ohne Schwierigkeit für seine weitere Wanderfahrt in die Gegend von Reichenbach und die Grafschaft Glatz ein Reisepaß ausgefertigt worden war, noch Fürstenstein besucht hatte, verließ er am Montag Waldenburg und erreichte am Abend Neurode, wo er zwar viel für die Wissenschaft Interessantes, aber auch ein schändliches Nachtlager fand, da „die ganze Entomologie (Insekten der schlimmsten Art) aufgeboten war“, um ihn nicht schlafen zu lassen.

Am Dienstag zog er weiter durch die herrliche Grafschaft Glatz bis Reichenstein, wo er tags darauf „in den Arsenikwerken viel Lehrreiches sah und hörte und viel schlechte Luft einatmete“.

Inzwischen aber hatte er aus Mangel an Zeit den Gedanken aufgegeben, seine Tour bis nach Oberschlesien auszudehnen, zumal da er von Charpentier und Graf Geßler Einladungen zu Besuchen auf ihren Gütern bei Frankenstein und Reichenbach erhalten hatte. So wendete er denn am Donnerstag, den 7. September, um und wandert über Frankenstein nach Glatzhofpeyla, wo ihn

Charpentiers sehr freundlich aufnahmen. Den Freitag besuchte er Charpentiers Schwiegervater, den Grafen Pfeil, und dessen Chrysopasbrüche, aß daselbst Mittag und fuhr dann nach Glatzhof zurück, von wo ihn darauf Charpentiers bis Nieder-Peyla brachten. Nach der Verabschiedung setzte er seinen Weg in stockfinsterer Nacht noch bis Neudorf fort, wo Geßler wohnte. Den Grafen selbst traf er zwar nicht zu Hause; der weilte bei dem Grafen Ferdinand v. Stolberg, in dem er einen Ersatz für den mangelnden Umgang mit Dresdner Freunden gefunden, in dem nahe gelegenen Peterswalde. Doch war in Neudorf alles für den Empfang Theodors bereit, und so schlief er denn „auf sanften Flaumen". Am folgenden Tage ließ ihn Geßler mit dem Wagen nach Peterswalde holen, wo er „in der herrlichen Stolbergischen Familie schöne Stunden verlebte". Mindestens bis zum 12. September blieb er mit Geßler auf dessen Gütern in Reichenbach und Neudorf; denn von diesem Tage und von da aus datiert sein letzter Reisebericht, in welchem er am Schluß den Seinen den Tag seiner Heimkehr meldet: „Dies wird wohl der letzte Brief sein, den Ihr von mir erhaltet; ich gehe von hier nach Kupferberg und dann über das Riesengebirge nach Friedeberg, wo ich dann bald sächsischen Boden wieder betreten werde. Den 22. bin ich bei Euch. Glück auf!"

Ueber seine Rückreise erfahren wir nichts. Bereits am 19. September ist er, nachdem er sich jedenfalls in Dresden kurze Zeit aufgehalten hatte, wieder in Freiberg, aufs höchste befriedigt von den großen und reizenden Naturscenen, die mächtig auf sein empfängliches Gemüt gewirkt hatten: immer hat er seinen Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens gerechnet.

Mit hohem Interesse hatte der Vater die Nachrichten von der unterrichtenden und genußreichen Reise des Sohnes gelesen, sich namentlich auch über die freundliche Aufnahme im Redenschen Hause, das er schon dem Rufe nach als ein sehr interessantes kannte, und auch über sein intimes Verhältnis zu Geßler gefreut. „Wenn er heiter ist," so schrieb er damals unter Bezugnahme auf den letzteren, „läßt sich angenehm mit ihm leben, da es ihm nicht an Kenntnissen, vielseitiger Empfänglichkeit und einem warmen Herzen fehlt." Nicht minder großes Vergnügen aber bereiteten dem Vater, wie er in demselben Briefe aussprach, die neuesten Gedichte des Sohnes, besonders die Sonette, in denen er sich immer mehr Leichtigkeit und Wohlklang erwerbe. Der größte Teil der in das Jahr 1809 fallenden Dichtungen Theodors ist bereits, soweit sie sich datieren lassen, erwähnt. In den beiden Manuskripten der „Knospen 1809" stehen außerdem noch „An den Frühling", „An Rosine Bürger" (nach der Vorstellung der Maria Stuart), „An meine Zither", „Dido" und „In der Neujahrsnacht 1809". Dazu kommen noch zwei Gelegenheitsgedichte. Das erste, bisher nicht gedruckte ist eine noch frisch unter dem Eindruck der Reise entstandene Gratulation an

Moritz Haubold v. Schönberg zu dessen achtunddreißigstem Geburtstag am 22. September. Das zweite trägt die Ueberschrift „An * am 25. Dezember 1809“. Dieses Gedicht, welches die glühendste Liebe zu dem besungenen Mädchen atmet, ist gerichtet an Hannchen B., geb. am 25. Dezember 1790 in Canitz bei Oschatz, Tochter eines Predigers. Zur Zeit, wo Theodor in Freiberg studierte, wurde ihr Vater an die dortige Nikolaikirche berufen. Das Körner-Museum besitzt eine Reihe von Dichtungen des jugendlichen Sängers an Hannchen; sie sind erfüllt von der Versicherung der Treue, von der heißesten Verehrung und von dem Verlangen nach dem Besitze des schönen Mädchens, und im Ernst scheint Theodor an eine Verlobung mit ihr gedacht zu haben. Bis zum 3. April des Jahres 1810 spann sich das zarte „freundschaftliche Verhältnis“, das nach dem Inhalt und den bei zwei Gedichten angegebenen Daten im Frühling oder Sommer des Jahres 1809 angefangen zu haben scheint, fort. Dann erfolgte — aus welchen Gründen, bleibt unbekannt — nach einem Briefe Theodors, in welchem er der geliebten Johanna Rechenschaft über die ihn bewegenden Empfindungen ablegte und versicherte, daß er nie aufhören werde, sie innig zu achten und zu lieben, die Auflösung des Verhältnisses. Hannchen blieb unvermählt und bewahrte bis an ihren Tod (in der Nacht vom 6. auf den 7. April 1880) eine tiefe Verehrung und Liebe für Theodor.

Wenn auch die dichterischen Schöpfungen Theodors begreiflicher Weise den Mittelpunkt des litterarischen Interesses des Vaters und der ganzen Familie bildeten, so wurden doch darüber die poetischen und prosaischen Erzeugnisse anderer Autoren keineswegs unbeachtet gelassen, und der Vater verfehlte nicht, auf dieses oder jenes Werk den Sohn hinzuweisen und im Anschluß daran Kritik zu üben. Zunächst wird der zweite Teil von Schlegels Calderonübersetzung besprochen; das Urteil darüber lautet im allgemeinen nicht ungünstig. Dann wird „Der Feldprediger Schmelzle“ von Jean Paul recensiert, der den Vater oft zu lachen gemacht hat. „Indessen ist der Witz zum teil gemein und nicht selten gezwungen. In den Noten besonders ist die geschraubte Manier, die ihm eigen ist, unverkennbar. Die Beichte des Teufels hat mich wenig befriedigt. Es ist mehr Bitterkeit und Uebertreibung als Humor darin.“ Mit größter Spannung wird Goethes neuestes Werk, das Charlotte v. Schiller bereits dem Vater als „etwas Bedeutendes“ angekündigt hat, erwartet, und als es unter dem Titel „Wahlverwandtschaften“ am 3. Oktober erschien, wurden viele scharfe Urteile darüber laut. Theodor fühlte sich berufen, für den Roman einzutreten, indem er darüber an die Seinen schrieb: „Unausstehlich ist's, daß man den meisten Leuten nicht deutlich machen kann, daß es nicht auf die Ueberraschung ankomme, und daß im Roman das Romanhafte grade das ekelhafteste sei. So können viele am „Tasso“ von Goethe durchaus keinen Geschmack finden.“ Zugleich giebt er seiner

Freude Ausdruck, daß unter den angekündigten Schriften im Meßkataloge auch Schillers sämtliche Werke sich befänden, während er Kotzebues Roman „Die Verhältnisse“ als das allererbärmlichste Produkt bezeichnet, das er seit Jahren gelesen habe. So sehr der Vater im allgemeinen mit dem Urteil seines Sohnes über Goethe einverstanden ist, so schreibt er ihm doch: „Wegen der Wahlverwandtschaften wirst Du noch oft zu streiten haben.“ Seine eigene Meinung über dieses Werk änderte er in einem Briefe vom 31. Dezember an Charlotte v. Schiller dahin: „An den Wahlverwandtschaften habe ich die Hand des Meisters erkannt und mich sehr über diese Erscheinung gefreut. Indessen wundere ich mich nicht, wenn es Personen giebt, die bei aller Empfänglichkeit für die Behandlung in dem Stoffe einiges Anstößige finden.“

Neben Vater und Bruder steht auch die Schwester ganz auf dem Laufenden in der Litteratur. Mit Theodor zusammen freut sie sich, daß Oehlenschlägers „Hakon Jarl“ deutsch herausgekommen ist: sie bezeichnet das Werk als „ein vortreffliches Stück (aus der dänischen Geschichte genommen), welches eine große Fülle tragischer Kraft enthält“. Sehr ausführlich läßt sie sich in einem Briefe (vom 28. November) an Onkel B. Weber über die Wahlverwandtschaften aus. Stil und Schreibart des Buches haben ihr unendlich gefallen; namentlich hat sie in Ottiliens Tagebuch sehr schöne Stellen, wie überhaupt in dem ganzen Werke eine Menge Bemerkungen gefunden, von deren Wahrheit sie unendlich ergriffen worden ist; mit den Personen dagegen ist sie, wie sie des weiteren ausführt, im allgemeinen nicht zufrieden. Großes Behagen hat sie auch empfunden bei der Lektüre des in dem Cottaischen Almanach auf 1810 stehenden Fragmentes aus Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahren“; sie empfiehlt es dem Onkel Weber als ein Werk, in dem ein wunderbares Spiel einer reichen, den lieblichsten Eindruck machenden Phantasie herrsche, und ebenso scharfsinnig charakterisiert sie das Naturell und die Eigenheiten des ihr wohlbekannten Heinrich v. Kleist, der ihm bei längerem Umgange gewiß immer mehr gefallen werde.

Aber nicht bloß litterarisch war Theodor thätig; auch an dem Musikleben seiner Zeit nahm er warmen Anteil. In Hannchens Liederbuche stehen einige Kompositionen von ihm zu Schillerschen Gedichten; jedenfalls sind sie in diesem Jahre entstanden. Sein Lieblingsinstrument war und blieb die Zither, die er ja auch in einem Gedichte feierte. Ueber einen Konzertabend, den er am 2. Juni in seiner Wohnung veranstaltete, schrieb er nach Hause: „Heute Abend ist Konzert bei mir. Zuerst werden wir verschiedenes aus der Zauberflöte, der Entführung und dem Opferfeste en quartett spielen; dann wird Völderndorf und Strauß verschiedene Sachen auf der Klarinette exekutieren, Quintetts von Mozart, Quartetts und Trios von Kummer. Endlich spielen wir Quartetts mit Guitarre und Quintetts mit Oboe.“

Zwei Tage nach Beginn der Reise Theodors ins Riesengebirge hatten die Seinen endlich die schon lange geplante, aber wegen der politischen Verhältnisse immer wieder verschobene Reise nach Leipzig, Frohburg und Gnandstein angetreten. Am Sonnabend, den 12. August, trafen sie in der freundlichen Lindenstadt ein, aufs herzlichste von Kunzes bewillkommnet und „mit erstaunend viel Freundschaft aufgenommen“. Am folgenden Tage wurden Besuche bei den Verwandten und Bekannten gemacht, unter denen namentlich Webers, Wendlers und auch Endners in Gohlis erwähnt werden; auch die nahe Abtei Naundorf wurde besucht. In der angenehmsten Gesellschaft, die des öfteren auch durch Gesang gewürzt war, verflossen die schönen Tage nur allzuschnell. Am 20. August schlug die Scheidestunde. Von vielen Abschiedsgrüßen begleitet, verließen Körners früh um neun Uhr Leipzig und gelangten glücklich in Frohburg bei Blümners an. Hier wurden sie „allerliebst plaziert in drei sehr hübschen Zimmern“ mit einer anmutigen Aussicht auf die schöne Gegend. Bis zum 4. September blieben sie dort, indem sie von Zeit zu Zeit nach Gnandstein zu Einsiedels hinüberfuhren. Wie gut es ihnen auf den Gütern ihrer lieben Freunde gefiel, bezeugt der Brief, den Emma am 23. August von Frohburg aus an ihren Bruder schrieb: „Der Himmel gebe, daß wir unsern Landaufenthalt nur nicht früher verlassen müssen, als wir dachten! Es kommt sehr starke Einquartierung nach Dresden, und ohne uns werden sich die Christel und Köchin schwer behelfen können; indessen mögen sie es versuchen! Unser Aufenthalt ist hier so angenehm, daß wir nicht gern einen Tag verlieren möchten.“

Anfang September wurde die Rückreise nach dem geliebten Dresden angetreten. „So wohl es uns ging,“ schreibt die Mutter damals an den Sohn, „so freu' ich mich doch wieder, in die Heimat zu kommen, wenn nur nicht so manches darinnen uns mißfällig sein müßte; doch wir sind über so manches gekommen; wir werden's also auch noch überstehen.“ Wie es ihnen bei und nach ihrer Rückkehr erging, das bekundet Emmas Brief, den sie am 28. November an Onkel Weber richtete: „Wie wir hierher kamen, fanden wir das ganze Haus voll französischer Einquartierung, und der Zweck unserer Reise, das Abziehen von politischen Gegenständen, ging gänzlich verloren, da wir wieder in die alte Unruhe zurückkehrten, und meine Mutter wieder tausend Aergernissen über die Einquartierung ausgesetzt war. Sie ist seitdem immer leidend gewesen und vorige Woche war sie bedeutend krank, sodaß wir unendlich oft Gelegenheit gehabt haben zu bedauern, daß wir nicht während des Waffenstillstandes nach Karlsbad gegangen sind.“

Seinen Geburtstag (1809) verlebte Theodor in Dresden im Kreise der Seinen. Bis zum 28. September scheint er daselbst geblieben zu sein; denn erst am Abend dieses Tages traf er wieder in Freiberg ein. Professor Lampadius

hatte mit dem Beginn seiner Vorlesung über analytische und technische Chemie auf seine Rückkunft gewartet, und auch zu Werners Vorträgen, der Anfang des Monats in Dresden gewesen und mit „Vergnügen und Teilnehmung" durch den Vater von den Reiseerlebnissen seines eifrigen Schülers gehört hatte, kam er noch zurecht. Mit großem Eifer folgte er wieder den Vorlesungen Werners. Allerhand Mißhelligkeiten, die damals zwischen ihm und seinem Vermieter, dem Berggeschwornen Braun, vorkamen, veranlaßten ihn, seine Wohnung einige Zeit zu verlassen und zu seinem Freunde Kiesewetter zu ziehen. Auch seiner Kostgeberin wurde er damals untreu. Im Café Pabitzky am Schloßplatz wurde von ihm und einigen anderen jungen Akademikern ein Mittagstisch begründet. Die Gesellschaft war anfangs klein, aber gewählt. Doch bald kamen infolge der Ungezwungenheit der Teilnehmer Ausschreitungen vor, und der Vater war froh, als er im Januar des folgenden Jahres von der Auflösung dieser Tafelrunde erfuhr, die auch von Werner keineswegs mit günstigen Augen angesehen worden war. Er riet dem Sohne entschieden, sich bei der Wahl einer neuen Mittagsgesellschaft ja nicht zu übereilen: entstünden doch auf diese Art manchmal Verbindungen, die lästig würden, ohne daß man sie so leicht abschütteln könne. Folgen des wohl oft in Sarkasmus und studentische Renommisterei ausartenden Tones und Geistes, wie er zweifellos in der bei Pabitzky tagenden Gesellschaft herrschte, sind vielleicht die mehrfachen, gewissermaßen eine Vorstufe für sein Leipziger Leben bildenden Ehrenhändel, in die Theodor damals und in der Folgezeit verwickelt wurde. „Schickt mir doch," so schreibt er höchst dringend am 11. Oktober an die Seinen, „mit der allernächsten Gelegenheit zwei Wolfsklingen für Haurapiere! Ich habe heute früh zwei zerbrochen, und wir wollen unsere schönen Fechtübungen nicht lange aufschieben. Sonst hab' ich sie mir immer aus Leipzig kommen lassen; aber mein Vorrat ist ausgegangen, und aus Dresden könnt Ihr sie früher schicken. — Vergeßt es ja nicht! Sobald, als es nur möglich ist. Uebrigens wünsch' ich Euch allen so viel frohen Mut und gesunde Kraft, als ich jetzt in mir fühle." Mehr als zuvor steht er in dem lustigen Leben des Freiberger Studententums. Am 16. Oktober wird Berchts Abschied, der einen Ruf als Professor der Chemie nach Jena erhalten, durch einen Punsch bis spät in die Nacht gefeiert. Acht Tage später heißt es dann in einem Briefe an die Eltern: „Ihr Lieben, gestern müssen Euch die Ohren geklungen haben. Ich hatte einen brillanten Capacello gebraut, und wir tranken Eure Gesundheit. Bis Mitternacht waren wir sehr lustig." Noch mehr überließ er sich im folgenden Jahre dem Genusse und der Fröhlichkeit: bauend auf seine unverwüstlich scheinende Gesundheit und Kraft, mutete er sich im Verein mit seinen Freunden, zu denen auch einmal Henoch aus Dresden sich gesellte, bisweilen fast zu viel zu. Es war daher nicht verwunderlich, wenn sich unangenehme Folgen einstellten, die er einmal drastisch an die Eltern

Indes, ein Mann wie Sie, schickt sich in alle Lagen
Und wird, wenn er sich stößt, nicht über Schmerzen klagen.
Drum bin ich unbesorgt und bleibe, lieber Körner,
Wenn Sie hübsch fleißig sind, Ihr
Freund und Lehrer
Werner.“

Bei Beginn des neuen Jahres machte sich Theodor, von den besten Segenswünschen der Eltern und der Schwester, die unter Zugrundelegung der Danneckerschen Büste und des Graffschen Gemäldes für den Vater ein vorzügliches Schillerporträt en miniature gemalt hatte, wieder nach Freiberg auf. Nur mit bangen Sorgen hatte man ihn ziehen lassen, da sich die Kunde verbreitet hatte, in Freiberg sei eine ansteckende Krankheit ausgebrochen. Indessen konnte der Sohn bald beruhigend schreiben, daß die Epidemie bei weitem nicht so gefährlich gewesen und bereits im Erlöschen begriffen sei. In den Vordergrund des Interesses tritt nunmehr der nahe bevorstehende Druck der „Knospen“. Schon am 3. Juli des vorhergehenden Jahres hatte Theodor brieflich den Vater gebeten, er möchte ihm doch ein Exemplar von den neuen „Knospen“ schreiben lassen, da er gern eins auf die Reise mitnehmen möchte. Die Angelegenheit scheint sich aber dann doch verzögert zu haben; denn erst am 18. Oktober meldet der Vater nach Freiberg: „Henoch hat die Knospen geliefert und sehr schön geschrieben. Wir warten nur auf das Sonett, um sie abzuschicken.“ Zugleich hält es der Vater für seine Pflicht, jetzt, wo die „Knospen“ demnächst dem Urteile des großen Publikums unterbreitet werden sollen, den Sohn auf eine vielleicht ungünstige Kritik vorzubereiten, zugleich aber ihm Mut zuzusprechen. „Bei Deinem Eintritt in die litterarische Welt darfst Du Dich nicht wundern, auch auf Dornen zu treffen. Man stirbt indessen nicht auch an einer unbilligen Recension. Ueber den Kunstwert eines Gedichtes giebt es noch keine allgemein geltenden Grundsätze. Daher die so ganz verschiedenen Ansichten der Kritiker. Was der eine als gestaltlos tadelt, ist dem andern eben deswegen echt poetisch, weil er keine bestimmte Absicht wahrnimmt. Uebrigens gewinnt man durch jede Recension, wenn man daraus Anlaß nimmt, sein eigenes Werk streng zu prüfen und dadurch immer weiter zu kommen. In dem jetzigen Zustande des Reiches der Kunst bleibt der Verfasser selbst immer die letzte Instanz bei Beurteilung seines Produkts.“ Zugleich bedauert er, daß Küttner der langsamste Abschreiber unter der Sonne ist. Erst am 9. Februar kann er die ganze Abschrift nebst kritischen Bemerkungen zur nochmaligen letzten Durchsicht dem Sohne nach Freiberg schicken, indem er hinzufügt: „Es ist mir sauer geworden, den Recensenten gegen Dich zu [illegible] Du kannst es mir hoch anrechnen. Uebrigens,“ so versichert er ihn [illegible] ist der Autor nach meiner Ueberzeugung immer die letzte Instanz, [illegible]n vorhanden ist.“ Wie ernst aber Theodor

und Fleiße gehöret und besonders in der Oryktognosie recht gute Fortschritte gemacht hat, wird von mir Endesunterzeichnetem pflichtgemäß bezeuget."

In den letzten Monaten des Jahres 1809 berichtet Theodor des öfteren nach Hause von Bällen, die er mitgemacht, oder von Opfern, die der Terpsichore gebracht werden sollen, einmal auch von der Vorstellung eines Vogelstimmenimitators und Taschenspielers, insonderheit aber von dem Besuche des „Scheunerschen Sterbekollegiums", wo er sich göttlich amüsiert habe. In seiner sarkastischen Weise beschreibt er diese „Collation" also: „Mittags aßen alle männlichen Mitglieder, über vierhundert an der Zahl, auf dem Kaufhause zusammen. Die edlen Bürgerscharen waren höchst fidel, und es hat mir unendlichen Spaß gemacht, solch 'ne Volksfete mitzumachen. Um fünf Uhr fing man an zu tanzen. Jetzt waren wohl über tausend Personen im Saal und den anstoßenden Stuben. An hundert Paare tanzten Menuetts, es war, um sich krank zu lachen. Wir machten einen kleinen Ball unter uns, und ich bin noch auf keinem Ball so äußerst vergnügt gewesen als auf diesem. Um vier Uhr ging ich zu Hause." Der Vater schrieb mit Bezug hierauf: „Ich hätte nicht geglaubt, daß in Freiberg sich eine so zahlreiche Gesellschaft zu einem Feste vereinigen könnte. Lustig genug mag's dabei hergegangen sein."

Zu Weihnachten traf Theodor in Dresden bei den Seinen ein. Leider war die Mutter wieder krank geworden, und die Feststimmung mag dadurch nicht wenig getrübt worden sein, wie überhaupt der ganze häusliche Kreis, wohl zum teil deshalb, „gewaltig verengert" war. Um so größere Freude machte es Theodor, als er von seinem hochverehrten Lehrer Werner als Weihnachtsgeschenk eine welsche Nuß, die in ihrem Innern die Nachbildung eines Bergwerkes im Kleinen zeigte, mit folgendem Schreiben zugesandt erhielt:

„Damit Sie, junger Freund, der Sie das Reisen lieben
Und oft sehr lange Zeit von Freiberg weg geblieben,
Vom Bergbau künftig nichts im Praktischen verlieren,
So ließ ich einen Schacht in diese Nuß placieren.
Ist das nicht sehr bequem? Sie müssen es gestehn,
Der Vorteil, den es bringt, ist nicht zu übersehn.

Kein Bergstudent läuft mehr so weit nach einer Grube,
Er lernt so's Praktische und bleibt doch in der Stube.
Drum laß ich auch davon manch's Dutzend noch vollenden
Zum heil'gen Christgeschenk für fleiß'ge Bergstudenten.
Man kann es auch sehr leicht auf Reisen mit sich führen
Und selbst zu Leipzig noch sich praktisch exercieren.

Nur bitt' ich, wenn man fährt, ein wenig sich zu schmiegen,
Man könnte sonst dabei verschied'ne Beulen kriegen.

Indes, ein Mann wie Sie, schickt sich in alle Lagen
Und wird, wenn er sich stößt, nicht über Schmerzen klagen.
Drum bin ich unbesorgt und bleibe, lieber Körner,
Wenn Sie hübsch fleißig sind, Ihr

Freund und Lehrer
Werner.“

Bei Beginn des neuen Jahres machte sich Theodor, von den besten Segenswünschen der Eltern und der Schwester, die unter Zugrundelegung der Danneckerschen Büste und des Graffschen Gemäldes für den Vater ein vorzügliches Schillerporträt en miniature gemalt hatte, wieder nach Freiberg auf. Nur mit bangen Sorgen hatte man ihn ziehen lassen, da sich die Kunde verbreitet hatte, in Freiberg sei eine ansteckende Krankheit ausgebrochen. Indessen konnte der Sohn bald beruhigend schreiben, daß die Epidemie bei weitem nicht so gefährlich gewesen und bereits im Erlöschen begriffen sei. In den Vordergrund des Interesses tritt nunmehr der nahe bevorstehende Druck der „Knospen“. Schon am 3. Juli des vorhergehenden Jahres hatte Theodor brieflich den Vater gebeten, er möchte ihm doch ein Exemplar von den neuen „Knospen“ schreiben lassen, da er gern eins auf die Reise mitnehmen möchte. Die Angelegenheit scheint sich aber dann doch verzögert zu haben; denn erst am 18. Oktober meldet der Vater nach Freiberg: „Henoch hat die Knospen geliefert und sehr schön geschrieben. Wir warten nur auf das Sonett, um sie abzuschicken.“ Zugleich hält es der Vater für seine Pflicht, jetzt, wo die „Knospen“ demnächst dem Urteile des großen Publikums unterbreitet werden sollen, den Sohn auf eine vielleicht ungünstige Kritik vorzubereiten, zugleich aber ihm Mut zuzusprechen. „Bei Deinem Eintritt in die litterarische Welt darfst Du Dich nicht wundern, auch auf Dornen zu treffen. Man stirbt indessen nicht auch an einer unbilligen Recension. Ueber den Kunstwert eines Gedichtes giebt es noch keine allgemein geltenden Grundsätze. Daher die so ganz verschiedenen Ansichten der Kritiker. Was der eine als gestaltlos tadelt, ist dem andern eben deswegen echt poetisch, weil er keine bestimmte Absicht wahrnimmt. Uebrigens gewinnt man durch jede Recension, wenn man daraus Anlaß nimmt, sein eigenes Werk streng zu prüfen und dadurch immer weiter zu kommen. In dem jetzigen Zustande des Reiches der Kunst bleibt der Verfasser selbst immer die letzte Instanz bei Beurteilung seines Produkts.“ Zugleich bedauert er, daß Küttner der langsamste Abschreiber unter der Sonne ist. Erst am 9. Februar kann er die ganze Abschrift nebst kritischen Bemerkungen zur nochmaligen letzten Durchsicht dem Sohne nach Freiberg schicken, indem er hinzufügt: „Es ist mir sauer geworden, den Recensenten gegen Dich zu machen, und Du kannst es mir hoch anrechnen. Uebrigens,“ so versichert er ihn nochmals, „ist der Autor nach meiner Ueberzeugung immer die letzte Instanz, sobald ein wirkliches Kunstvermögen vorhanden ist.“ Wie ernst aber Theodor

damals seinen Dichterberuf auffaßte, beweist der Umstand, daß er den Vater um Zusendung oder Empfehlung von Büchern psychologischen Inhaltes bat; gern wurde ihm sein Wunsch erfüllt und ihm namentlich Schmidts Psychologie als das Werk eines ernsten, wissenschaftlichen Kantianers empfohlen.

Als der Vater das druckreife Manuskript zurückerhielt, waren ihm die „Erinnerungen aus Schlesien" und die „geistlichen Sonette" hinzugefügt. Der Sohn scheint schon brieflich auf eine Vermehrung der Gedichte, sowie auf seine gerade damals eifrige, poetische Thätigkeit vorbereitet zu haben. Bereits am 16. Februar hatte der Vater gemahnt: „Du scheinst Dich ja recht viel mit poetischen Arbeiten zu beschäftigen. Ich habe gar nichts dagegen; nur wünsche ich, daß Du nicht zu viel von der Nachtzeit darauf verwenden möchtest. Jetzt siehst Du die Folgen davon nicht; aber in späteren Jahren könntest Du es doch bereuen. Wenigstens erhitze das Blut nicht dabei durch starke Getränke! — Die geistlichen Sonette erwarten wir mit Verlangen und wünschen auch etwas von den Novellen zu sehen."

Sofort studiert der Vater die empfangene Sammlung und spricht umgehend seine Ansicht aus: „Deine Erinnerungen aus Schlesien und Deine geistlichen Sonette haben mir Freude gemacht. In den Erinnerungen liebe ich besonders, daß Du das Eigentümliche des Ortes herausgehoben und seine Wirkungen auf die Seele dargestellt hast, ohne bei Gemeinplätzen oder frostigen Beschreibungen zu verweilen. Dies ist Dir vorzüglich in dem letzten Gedichte „Auf der Riesenkoppe" gelungen. In den geistlichen Sonetten ist der Ton gut gehalten, aller fremdartige Schmuck vermieden, und die Schwierigkeit, die ich sehr begreife, so überwunden, daß man keinen Zwang bemerkt. In der Erscheinung zu Emmaus kann ich mir nicht versagen, eine grammatische Licenz abzuändern. Anstatt:

Hier setzte sich der Meister zu sie nieder.

steht jetzt:

Der Meister setzte sich zu ihnen nieder.

Was Du in Deinen übrigen Gedichten noch geändert hast, befriedigt wenigstens den Vater, wenn auch nicht überall den Recensenten. Da Du aber auf die Neujahrsnacht keinen besonderen Wert legst, so wollen wir es lieber weglassen. Mancher Recensent könnte vielleicht gerade an diesem Gedichte haften, da es das erste ist."

Am nächsten Tage geht dann das Manuskript an Göschen mit folgendem Briefe ab: „Sie werden finden, lieber Freund, daß ich Sie mit Manuskripten bestürme. Wenn ich aber vor vierzehn Tagen mich bloß als Autor bei Ihnen meldete, so erscheine ich heut als Vater und rechne auf Ihre alte Freundschaft. Beiliegende Gedichte meines achtzehnjährigen Sohnes sind zwar nicht Werke eines Meisters; aber daß sie ein nicht gemeines Talent beweisen, getraue ich mir ohne Verblendung der Vaterliebe behaupten zu können. Vielleicht wird man mehr

Herz als Phantasie darin finden, vielleicht eben deswegen seinen Beruf zum Dichter bezweifeln, weil ihm die Form nicht alles ist, und er sich noch für die Gattung des Stoffs begeistern kann. Aber ich bin zufrieden, wenn er nur die Gabe besitzt, seine Gefühle, deren er sich nicht zu schämen braucht, auf eine edle und gefällige Art auszusprechen. Mir ist als Vater darum zu thun, ihn dazu aufzumuntern, weil eben dadurch jene Gefühle während einer gefahrvollen Zeit seines Lebens immer emporgehalten werden. Es würde ihm Freude machen, eine Auswahl seiner Gedichte mit einer gewissen Eleganz gedruckt zu sehen. Ich möchte ihm das nicht ausreden, weil ich wirklich glaube, daß sie eine günstige Aufnahme bei denen erwarten dürfen, die nicht auf alles, was die Spur der Schillerschen Schule trägt, von der Höhe des neuesten Geschmacks mit Geringschätzung herabsehen. Nehmen Sie also diese Versuche freundlich auf! Mein Sohn macht keinen Anspruch auf ein Honorar. Finden seine Gedichte einigen Absatz, so schicken Sie ihm, was Sie für gut finden! Er ist zufrieden, wenn sie wie meine ästhetischen Ansichten gedruckt werden, und wünscht besonders deutsche Lettern. Sollten Sie einen beträchtlichen Schaden haben, so wäre ich auch zu einer Vergütung bereit. — In den Gedichten selbst werden Sie nichts Anstößiges oder Bedenkliches finden. Das Gedicht in der Neujahrsnacht 1809 wäre das einzige, wogegen der Censor Einwendungen machen könnte; aber es bleibt ohnehin weg, da es zu sehr an ein ähnliches von Schiller erinnert. Ueber das Einrücken der Zeilen beim Druck liegt ein besonderer Zettel bei. — Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wissen, ob Sie den Druck unternehmen wollen!

Der Ihrige

Körner."

Damit war das Schicksal der „Knospen" entschieden, und wiederum hielt es der Vater für ratsam, dem Autor ermutigende Worte zu schreiben: „Jacta est alea. Waffne Dich nun gegen strenge und hämische Recensionen! Der vornehme und wegwerfende Ton gehört jetzt bei manchen Zeitungen zur merkantilischen Taktik. Neulich hat eine grobe Recension gegen Goethe in der Hallischen Litteraturzeitung gestanden, worin unter anderm behauptet wird, daß Goethe im dramatischen Fache doch nie so viel geleistet hätte als Schröder. Bei der Hallischen Zeitung kommt noch der Brotneid hinzu, weil Goethe besonders für die Erhaltung der Jenaischen Zeitung viel gethan hat."

Göschen war sofort bereit, dem Wunsche des Freundes nachzukommen und die „Knospen" in Verlag zu nehmen. Die Antwort, die Dr. Körner aus Leipzig erhielt, muß eine sehr liebenswürdige gewesen sein; denn er schrieb schon am 23. Februar an Göschen zurück: „Sie haben mir, Lieber, durch die Art, wie Sie die Gedichte meines Sohnes aufgenommen haben, eine rechte Freude gemacht; der Vater wird den Vater verstehen." Und so erschienen denn die „Knospen"

im Sommer des Jahres 1810 in einem hundertvierundzwanzig Seiten starken Bändchen, das im ganzen dreiundvierzig Gedichte enthielt. Von den in den Manuskripten aus den Jahren 1808 und 1809 stehenden Dichtwerken fehlen folgende: „Die Gewalt der Schönheit“, „Das Reich des Gesanges“, „Die Weisung Apolls“, „An Adelaide (Es regt sich das Herz)“, „Nähe der Geliebten“, „An Wilhelm“, „An Rosine Bürger“, „An Dorothea von K(urland)“, „An Sie (Im vollen Taumel)“, „An Auguste“, „Dido“, „In der Neujahrsnacht 1809“ und „An die Prinzessin Dorothee von Kurland“. Neu aufgenommen und demnach in den Jahren 1808 und 1809 entstanden sind: „Wechsel“, „An Krafts Grabe“, „Der Morgenstern“, „Klotars Abschied“, „Die Harmonie der Liebe“, „Poesie und Liebe“, „Schön und Erhaben“, „Liebeständelei“, „Das war ich“, „Das warst Du“, „Sängers Morgenlied“, „Liebesrausch“, „An Ihrem Wiegenfeste“, „Sehnsucht der Liebe“, „Erinnerungen aus Schlesien (6)“ und „Geistliche Sonette (5)“. Die in der Ausgabe von 1810 nicht veröffentlichten Gedichte erschienen mit einer einzigen Ausnahme zusammen mit den übrigen in den Manuskripten von 1808 und 1809 stehenden Gedichten, und zwar in ihrer ursprünglichen Form, erst 1831 zu Potsdam in einer Ausgabe, die den Titel führt „Knospen von Theodor Körner, gedichtet 1808 und 1809“. Nur drei Gedichte, nämlich „An Wilhelm“, „An Dorothea von K(urland)“ und „Dido“, waren schon vorher gedruckt worden, sodaß die übrigen also hier zum ersten Male dem größeren Publikum dargeboten wurden. Daraus folgt, daß die Herausgeber der „Knospen“ vom Jahre 1831 entweder von den Manuskripten aus den Jahren 1808 und 1809 vor der ändernden Thätigkeit der Korrektoren eine Abschrift genommen oder eine andere Kopie der gleichen Einzelblätter in Händen gehabt haben. Wenn aber in dem von Karl Friedr. Bartels unterzeichneten Vorwort der zuletzt erwähnten Ausgabe gesagt wird: „Die Erstlinge der Körnerschen Muse, die der Verfasser in den Jahren 1808 und 1809 verfaßte und Knospen betitelte, erscheinen hier zum ersten Male in Druck“, so liegt nach der offenbar richtigen Vermutung von Dr. Hans Zimmer hier „der Verdacht eines bloßen buchhändlerischen Manövers“ sehr nahe, zumal wenn man weiter in demselben Vorworte liest, daß Körner als Ermunterer zur Tapferkeit im Freiheitskampfe und Körners Lebensende selbst eine solche Teilnahme für unsern Schriftsteller geschaffen habe, daß jegliche Zeile Körners in den vorliegenden Knospen auch jetzo noch auf die Achtung und Verehrung rechnen dürfe, die ihm bei seinen Lebzeiten mit Recht gezollt worden sei. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die Erstlingsausgabe der „Knospen“ um so rascher in Vergessenheit geriet, als der Vater des Dichters selbst unter Ausscheidung eines nicht unerheblichen Teiles gerade der besten und charakteristischen Gedichte nur den Restbestand der einst in ihr veröffentlichten Poesieen in die Sammlung „Theodor Körners poetischer Nachlaß“ hinübernahm.

Im allgemeinen wurden die „Knospen" bei ihrem Erscheinen im August freundlich beurteilt, wenn auch nicht überschwenglich gelobt. Man sah in ihnen die ersten Versuche eines jugendlichen Talentes, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, fand aber, daß der Autor sich oft zu sehr von Schiller habe beeinflussen lassen, ein Vorwurf, in dem Theodor selbst etwas Wahres fühlte. Es war dieser Tadel schon im Februar in einer Recension der Allgemeinen (Hallischen) Litteraturzeitung gegen zwei seiner Gedichte, „Der Schreckenstein und der Elbstrom" und „Amphiaraos", erhoben worden, die er in der „Urania" veröffentlicht hatte. „Sein erster Ausflug", so schrieb Emma mit Beziehung auf diese Kritik am 22. Februar an Onkel B. Weber, „ist ihm schlecht bekommen; er ist gewaltig recensiert worden in der Allgemeinen Zeitung; u. a. sagt auch der Recensent, daß er die metrische Nachlässigkeit Schillers nachgeahmt, welcher ihm überhaupt zum Vorbild gedient zu haben schiene, und ich glaube, mein Bruder hat Ursache, sich für diesen Vorwurf zu bedanken." Jetzt fällte dieselbe Zeitung, die die „Knospen" am ausführlichsten besprach, u. a. folgendes Urteil über sie: „Der jugendliche Verfasser dieser Poesieen gewinnt die Leser schon für sich durch die schöne Einladung am Eingange. In der That berechtigen auch diese Knospen zu freudigen Erwartungen. Möge ein freundlicher Himmel und, was in jetzigen Zeiten beim Zustand der Kunst so not thut, schützende Horen sie weiter erziehen! Ohne Bild: ein sehr empfänglicher, von mancherlei Dichterlektüre, besonders von Schillerscher, kräftig angeregter Geist und eine reizbare, zwischen mancherlei Bildungsformen noch schwankende Phantasie offenbart sich in diesen Versuchen." Dann werden namentlich sprachliche Mängel und Freiheiten getadelt; die geistlichen Sonette werden als zu äußerlich bezeichnet; in einzelnen Gedichten dagegen, namentlich im „Traum", wird der Beweis für eine eigentümliche Dichtergabe Theodors erblickt.

Auch in der Jenaischen Litteraturzeitung wurden die „Knospen" von Amadeus Wendt, mit dem Theodor in Leipzig in persönlichen Verkehr getreten war, besprochen, und auch hier wurde dem Verfasser vorgeworfen, daß sein poetischer Ausdruck noch zu sehr „schillere". Der Dichter erkannte, wie schon gesagt, diesen Tadel in gewisser Beziehung nicht nur als berechtigt an, sondern bat den Autor dieser Kritik auch um die fernere, unbefangene und strenge Beurteilung seiner poetischen Arbeiten. Dasselbe Verlangen veranlaßte ihn auch, seinen früheren Lehrer Dippold um eine rückhaltslose, unparteiische Kritik der „Knospen" zu bitten. Dippolds eingehende, alle Mängel und Vorzüge der Gedichte berücksichtigende Antwort hat folgenden Wortlaut:

„Einige Worte über die Knospen.

Ich werde kurz sein, hoffentlich nicht unverständlich. Wird auch manches Wort hart scheinen: mein Sinn und Gemüt gegen Dich sind es nicht, Wahrheit

ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihren Sänger verlangen."

Der Vater nahm sofort den Plan des Sohnes mit Begeisterung auf und trat in Verhandlungen mit Göschen, bei dem das Taschenbuch in Druck erscheinen sollte, mit Ferd. Hartmann, der gern an der Ausführung teilnehmen wollte, und namentlich mit Schleiermacher, den Hartmann zur Direktion des Ganzen vorgeschlagen hatte. Außer Gedichten und historischen Aufsätzen sollten kleinere Abhandlungen über die Anwendung der Kunst auf Gegenstände der Religion oder religiöse Ansichten der Malerei, Bildhauerkunst, Musik und Architektur, sowie Beispiele von Gemälden und Zeichnungen, von Hymnen und Liedern in dem neuen Journal Aufnahme finden; Zelter, Müller in Schaffhausen, Jean Paul, Kosegarten, Clodius und Messerschmidt sollten als brauchbare Teilnehmer gewonnen werden. Das Wichtigste aber war zunächst, Schleiermacher zu veranlassen, die Direktion zu übernehmen. So schrieb denn der Vater am 22. März folgenden Brief an den großen Theologen, dessen persönliche Bekanntschaft er erst später machte:



Fr. E. D. Schleiermacher. Von 1768 bis 1834. Nach einem Stiche.

„Ew. Hochwürden

würde ich nicht wagen, den beigefügten Plan vorzulegen, da ich nicht die Ehre habe Ihnen bekannt zu sein, wenn nicht die Umstände es notwendig machten, darüber sobald als möglich Ihre Entschließung zu vernehmen. Mein erster Gedanke war, durch den hiesigen reformierten Prediger Herrn Riquet bei Ihnen anfragen zu lassen, ob Sie die Direktion eines solchen Taschenbuches übernehmen und sich als Herausgeber dazu bekennen würden. Auch wird Ihnen Herr Riquet darüber schreiben. Aber Amtsarbeiten hindern ihn, es heute zu thun, und mich treibt der Buchhändler Göschen, der voll Eifer für die Unternehmung ist und sie gern noch in diesem Jahre zu stande brächte, ihm wegen des Hauptpunktes — Ihrer Uebernahme der Redaktion — schleunig Gewißheit zu verschaffen.

Ueber die Wahl der Mitarbeiter würden Sie unumschränkt Gewalt haben. Den Plan selbst unterwerfe ich Ihrem Urteil und bin zufrieden, wenn er nur

Anlaß gegeben hat, daß etwas Besseres ausgeführt wird. Auch dürfen Sie nicht besorgen, daß ich Ihnen bei der Ausführung meine eigenen Arbeiten aufdringen würde. Wegen meiner Amtsverhältnisse würde ich ohnehin wenig und etwa nur einige historische oder musikalische Aufsätze liefern können. Sobald ich von Ihnen eine günstige Erklärung erhalten habe, wird Göschen wegen der weiteren Bedingungen mit Ihnen in Korrespondenz treten.

Ich bitte nochmals wegen dieses zudringlichen Schrittes um Verzeihung und habe die Ehre mit größter Hochschätzung zu sein

Ew. Hochwürden

ganz gehorsamster

Dr. Christian Gottfried Körner."

Beilage: „Idee zu einem Taschenbuch für Christen. Daß eine christliche Gesinnung mit dem höchsten Grade der Ausbildung, der in dem jetzigen Zeitalter erreicht werden kann, vereinbar sei, wird nur ein Feind des Christentums bezweifeln. Es läßt sich also annehmen, daß, wenn aus dem Gebiete der Kunst in ihrem ganzen Umfange, der Geschichte und Philosophie dasjenige ausgewählt wird, was für den Christen besonders anziehend sein kann, eine solche Sammlung ihr Publikum finden werde. Die Form eines Taschenbuches darf hierbei nicht befremden. Sie ist schon oft bei ernsten Gegenständen gebraucht worden, und es ist hier nicht die Absicht, Christentum zu predigen oder die Unchristen zu bekehren, sondern das Beste, was man zu geben vermag, auf dem Altar der Religion zu opfern.

Das Wichtigste bei einer solchen Unternehmung ist, daß der Geist, der das Ganze beseelen soll, in seiner Reinheit erhalten werde. Die Erfordernisse sind Religiosität ohne Beschränkung, vielseitige Ausbildung ohne Flachheit, liebevolle Behandlung ohne süßliche Tändelei, Licht ohne Kälte und Trockenheit, Tiefe des Gefühls und rege Phantasie ohne mystische Uebertreibungen. Steht an der Spitze der Anstalt ein Mann, der diese Eigenschaften in sich vereinigt, und darf er auf Mitarbeiter rechnen, wie er sie wünscht, so ist alles gewonnen, und der Inhalt der einzelnen Sammlungen, die durch mehrere Jahrgänge fortgesetzt werden können, findet sich von selbst.

Ein Verleger, zu dem man Vertrauen haben kann, der Buchhändler Göschen in Leipzig, ist zu dieser Unternehmung bereit. Er würde alles aufbieten, um die Erscheinung der ersten Sammlung noch in diesem Jahre möglich zu machen. Sollte dies nicht auszuführen sein, so wäre das jetzige Jahr zur Vorbereitung zu benutzen. Für einzelne Fächer lassen sich schon jetzt brauchbare Mitarbeiter vorschlagen. Göschen verspricht in Ansehung der historischen Arbeiten Heeren zum Beitritt zu gewinnen, jedoch erst fürs nächste Jahr, da er in dem jetzigen schon zu sehr beschäftigt ist. Der Maler Hartmann würde im Fache der bildenden Künste Beiträge liefern. Von Zeltern wären musikalische Gaben zu hoffen. Für

den poetischen Teil sind dem Verleger mehrere produktive Köpfe bekannt, deren Arbeiten er dem Herausgeber vorlegen und seine Entschließung erwarten würde, ob er sie zur Teilnehmung auffordern sollte.

Im historischen oder philosophischen Fache kann leicht der Fall eintreten, daß der Stoff unter den Händen wächst und bei dem Verfasser die Besorgnis entsteht, ob nicht sein Aufsatz in einem Taschenbuche, wobei es auf Mannigfaltigkeit abgesehen ist, einen zu großen Raum einnehmen würde. Um nun alsdann zu verhüten, daß die Form eines Taschenbuches nicht in ein Bett des Prokrustes ausarte, wäre der natürlichste Ausweg, ein für sich bestehendes Fragment des entstandenen größeren Werkes, das entweder der Verfasser oder der Herausgeber des Taschenbuches zu wählen hätte, in die Sammlung einzurücken. Auf diese Weise hätte das Publikum die Veranlassung zu einem bedeutenden Produkt dem Taschenbuche zu verdanken und würde zugleich durch das eingerückte Fragment auf ein solches unter der Menge sonst vielleicht übersehenes Produkt aufmerksam gemacht."

Schleiermacher lehnte aus mehreren Gründen, unter denen man in Dresden allerdings nur einen, nämlich den der Ueberhäufung mit Arbeiten, gelten ließ, die angebotene Direktion ab. Wohl hoffte Körner noch bis zum Dezember, daß das Unternehmen, zu dem er von Schleiermacher doch wenigstens einzelne Beiträge erwartete, zu stande kommen würde; außer den schon genannten wurden Jacobi, Tieck, Marezoll, Conz, Ignaz Sailer, Dämme, Häfeli, Schreiber, Rochlitz, Apel und Marheinike als Mitarbeiter und eine Zeit lang auch Professor Schulze in Weimar als Direktor in Aussicht genommen. Dann aber wird des Taschenbuches, für das übrigens Körner zuletzt noch den Titel „Zeitschrift für Christen" vorschlug, nicht mehr gedacht, sodaß der Plan bei Beginn des neuen Jahres als endgültig aufgegeben betrachtet werden darf. Hatte er aber auch zu keinem greifbaren Resultate geführt, so hatte er doch den Grund gelegt zu der noch im Jahre 1810 erfolgten persönlichen Bekanntschaft Körners und dadurch auch später Theodors mit Schleiermacher.

Als eine Frucht der poetischen Gedanken, wie sie in dem Taschenbuche ihren Ausdruck finden sollten, ist jedenfalls der von Theodor verfaßte „Monolog Luthers (ehe er in die Reichsversammlung geht)", sowie eine metrische Uebersetzung von „Stabat mater" anzusehen.

Mit was für Stoffen übrigens sich der Dichter vielleicht gerade damals trug, zeigt ein im Körner-Museum befindliches, von ihm selbst geschriebenes Blatt folgenden Inhalts:

Monolog Luthers vor der Reichsversammlung.
Scene zwischen dem siegenden Horatius und seiner Schwester, die er ermordet.
Scene. Regulus vor dem Senat.

Monolog des Brutus vor Cäsars Ermordung.
Scene. Lukretias Tod. Brutus läßt die anderen schwören.
„ Mucius Scävola in Feindes Lager.
„ Didos Tod.
„ Achill. Patroklos. Briseis. Die beiden Herolde.
„ Orest und die Furien.
„ Herkules' Tod.
„ Curtius.
Monolog. Theseus auf Naxos.
Scene. Joseph und Potiphars Weib.
Monolog. Jungfrau vor ihrer Gefangennahme.

Zur Ausführung gelangte eben nur der erste Monolog.

Von anderen datierbaren Dichtungen fallen noch in die erste Hälfte des Jahres 1810 „Die wahrsagende Zigeunerin mit zwei Kindern", „Im Frühling", „Erinnerung", „An Schwester Emma (zum 19. April)", „Sal. Geßner an Luise Funck (zum 22. April)" und eine der Herzogin von Kurland gewidmete Charade vom 13. Februar (Stern II. 1. S. 22. Nr. 63). Auch ein „musikalisches Gedicht, die Hermannsschlacht", als deren Komponist er sich Weinlig oder Miltitz dachte, hatte er damals unter der Feder; ob es aber fertig geworden ist, bleibt allerdings fraglich.

Der Vater hatte nach langer Pause bei Beginn des Jahres 1810 einen kleinen Aufsatz „Ueber die Hilfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen" vollendet. Am 4. Februar sandte er das Manuskript an Göschen mit folgendem Briefe: „Hier, lieber Freund, erhalten Sie wieder ein politisches Pamphlet von mir. Ich wünschte, daß Sie es ebenso wie die Briefe nach Warschau druckten und broschiert ausgäben, ohne meinen Namen zu nennen. — Mir ist besonders daran gelegen, daß die darin enthaltenen Vorschläge vor dem nächsten Landtag im Publikum zur Sprache kommen."

Die Schrift, welche die aufrichtige und warme Hingabe Körners an den sächsischen Staat bezeugt, geht von dem Gedanken aus, daß es sich bei der jetzigen politischen Lage für Freunde des Vaterlandes gezieme, sich ebensosehr vor Kleinmut als vor Leichtsinn und Uebermut zu hüten; einer solchen Denkart aber bedürfe es besonders, wenn von den Mitteln die Frage sei, für die neuerlich vermehrten Staatsbedürfnisse die nötigen Summen aufzutreiben. Sein Vorschlag geht nun dahin, auf das Vertrauen des Publikums zu dem Monarchen, den Ständen und der Kaufmannschaft den Kredit eines Papiergeldes zu gründen, wovon die dringenden Bedürfnisse des Staates ohne bedeutende neue Auflagen bestritten werden könnten. Die Summe normiert er auf 3400000 Thaler. Darauf erwägt er genau, unter welchen Voraussetzungen ein derartiges Unternehmen sich verwirklichen lasse. Nach seiner Ansicht wird der Staat durch die-

zu diesem Zwecke in Leipzig zu errichtende Bank den Vorteil erlangen, über die genannte Summe unter sehr annehmlichen Bedingungen verfügen und vielleicht davon nach Bestreitung der Militärbedürfnisse noch einen Teil zur Herstellung von Straßen, zu dringenden Damm- und Uferbauten, zu Navigationsanstalten, zu Landmagazinen für das zur Zeit wohlfeile Getreide, zu unzinsbaren Vorschüssen an Landwirte und Fabrikanten, die an den Folgen des Krieges litten, und sogar 600000 Thaler zur Ausleihe für einen um 1/2 Prozent niedrigeren Zinsfuß, als der jedesmalige sei, verwenden zu können. Ein gänzliches Mißlingen der Unternehmung ist ihm höchst unwahrscheinlich; auch die Zweifel, ob vielleicht etwa bedeutende Nachteile, wie z. B. Erhöhung des Preises für Lebensmittel und des Arbeitslohnes, Verdrängung der klingenden Münze durch die große Summe des Papiergeldes und Anfertigung falscher Banknoten, von der Errichtung der in Aussicht genommenen Bank zu besorgen sein sollten, weiß er zu entkräften und zu widerlegen. Mit Vorschlägen, die sich auf die Administration der Bank in einem Kriege und auf eine Sicherstellung der Aktieninhaber von seiten des Staates selbst bei einem Fiasko der Bank beziehen, schließt die eigentliche Abhandlung.

Es folgen noch zwei Nachträge. In dem ersten weist er nach, daß die Durchführung seiner vorher erörterten Ideen zugleich auch Mittel darbieten würde, um die von dem Kaufmann Aug. Gottl. Schmidt in seinem 1797 erschienenen Buche „Gründliche Beschreibung der Banken u. s. w." gemachten Vorschläge über das Bedürfnis, die Darleihung nötiger Kapitalien gegen hypothekarische Sicherheit zu erleichtern, über die Vorteile einer Ersparungskasse und den Nutzen einer zuverlässigen Witwenversorgungsanstalt ohne große Schwierigkeiten zur Ausführung zu bringen. In dem zweiten Nachtrag bedauert er, daß sein Buch keine ausführliche Kritik gefunden, und wirft schließlich noch die Frage auf, ob eine neue Anleihe innerhalb oder außerhalb des Landes der von ihm vorgeschlagenen Vermehrung der Kassenbillets vorzuziehen sei. Dabei kommt er zu dem Resultat, daß gegen die Anleihen sich manches einwenden lasse, und daß es wenigstens zweifelhaft bleibe, ob sie die Ausgabe an Zinsen, die bei den Kassenbilletts erspart werde, durch überwiegende Vorteile wett machen könnten.

Nach Vollendung dieser Arbeit nahm Körner seinen Lieblingsplan, die Werke seines verewigten Freundes herauszugeben, wieder auf. Das Material stand ihm jetzt fast vollständig zur Verfügung. Die Redaktion der ihm im November zugesandten „Malteser" hatte ihm große Schwierigkeiten gemacht, da Schiller gerade hier oft seine Ideen geändert hatte, und das Ganze weniger geordnet war. Im Mai erhielt er nun von Schillers Verleger, Cotta, der mit der Witwe des Dichters über diese Angelegenheit in eifrigem Briefwechsel gestanden, ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Euer Wohlgeboren

bin ich so frei, nach einer Unterredung mit Frau v. Schiller den Wunsch vorzutragen, daß Sie mir gütigst eröffnen möchten, auf wie viel Bände Sie die sämtlichen Werke Schillers schätzen, in welchen Lieferungen und Zeiträumen Sie sie herausgegeben wünschten, und wie bald der Anfang gemacht werden könnte? Ich sollte notwendig alle diese Data und was überhaupt zur Notiz des Verlegers gehört, wissen, um meine Einrichtung bei Zeit machen zu können, da die Herausgabe nun nicht lang mehr wohl anstehen darf, indem der Wiener Nachdruck sämtlicher Werke Schillers uns gar zu nachteilig wird. Verzeihen Sie meine Anfrage und genehmigen Sie die Versicherung der reinsten Verehrung.

Euer Wohlgeboren

gehorsamster

Cotta."

Eine Charakteristik des großen Dichters sollte dem ersten Bande vorausgehen. Gerade zu dieser hielt Charlotte nur Körner für geeignet, wie sie schon am 30. Januar 1808 an Cotta geschrieben: „Es könnte mir nicht leicht jemand zu glänzende Farben auftragen, wenn von einer Schilderung seines (d. i. Schillers) Wesens die Rede wäre; aber doch fühle ich, auch ohne Enthusiasmus gesprochen, den ich in mir berge, daß nur wenig Menschen über ihn sprechen können und es würdig sind. Solche Blicke in sein Wesen und Treiben sehe ich eben wie einen Versuch an, seinen Charakter zu enträtseln, und dieses Geschäft möchte ich nur Körners Händen eigentlich anvertrauen, wenn ich es bestimmen könnte." Jetzt war der Plan nach mehrfachen Konferenzen zwischen Charlotte und Cotta zur hohen Befriedigung der ersteren zur Reife gediehen, und Körner erklärte sich zu ihrer Freude definitiv bereit, sich der mühevollen, aber auch lohnenden Arbeit zu unterziehen, unter der Bedingung, daß ihm völlig freie Hand gelassen würde, und daß er alle Papiere zugesandt erhielte, glaubte aber, daß es im Interesse der Gattin des Dichters zweckmäßiger wäre, wenn Goethe, wenigstens nominell, die Direktion und auch die Biographie übernähme. „Ihnen habe ich," so schrieb er am 4. Juni an Charlotte, „noch einen Vorschlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe sich zur Direktion der Herausgabe bekännte und eine Charakteristik Schillers dem ersten Bande vorausschickte. Eine solche Erscheinung wäre an sich schön und würde den merkantilischen Wert der Sammlung erhöhen. Goethe sollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben; diese wollte ich ganz übernehmen und hoffte, in den Grundsätzen mit ihm übereinzustimmen, wäre auch äußersten Falles bereit, mich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Ich sehe Goethe in Karlsbad, wohin wir zu Ende des jetzigen Monats abgehen. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm

den poetischen Teil sind dem Verleger mehrere produktive Köpfe bekannt, deren Arbeiten er dem Herausgeber vorlegen und seine Entschließung erwarten würde, ob er sie zur Teilnehmung auffordern sollte.

Im historischen oder philosophischen Fache kann leicht der Fall eintreten, daß der Stoff unter den Händen wächst und bei dem Verfasser die Besorgnis entsteht, ob nicht sein Aufsatz in einem Taschenbuche, wobei es auf Mannigfaltigkeit abgesehen ist, einen zu großen Raum einnehmen würde. Um nun alsdann zu verhüten, daß die Form eines Taschenbuches nicht in ein Bett des Prokrustes ausarte, wäre der natürlichste Ausweg, ein für sich bestehendes Fragment des entstandenen größeren Werkes, das entweder der Verfasser oder der Herausgeber des Taschenbuches zu wählen hätte, in die Sammlung einzurücken. Auf diese Weise hätte das Publikum die Veranlassung zu einem bedeutenden Produkt dem Taschenbuche zu verdanken und würde zugleich durch das eingerückte Fragment auf ein solches unter der Menge sonst vielleicht übersehenes Produkt aufmerksam gemacht."

Schleiermacher lehnte aus mehreren Gründen, unter denen man in Dresden allerdings nur einen, nämlich den der Ueberhäufung mit Arbeiten, gelten ließ, die angebotene Direktion ab. Wohl hoffte Körner noch bis zum Dezember, daß das Unternehmen, zu dem er von Schleiermacher doch wenigstens einzelne Beiträge erwartete, zu stande kommen würde; außer den schon genannten wurden Jacobi, Tieck, Marezoll, Conz, Ignaz Sailer, Dämme, Häfeli, Schreiber, Rochlitz, Apel und Marheinike als Mitarbeiter und eine Zeit lang auch Professor Schulze in Weimar als Direktor in Aussicht genommen. Dann aber wird des Taschenbuches, für das übrigens Körner zuletzt noch den Titel „Zeitschrift für Christen" vorschlug, nicht mehr gedacht, sodaß der Plan bei Beginn des neuen Jahres als endgültig aufgegeben betrachtet werden darf. Hatte er aber auch zu keinem greifbaren Resultate geführt, so hatte er doch den Grund gelegt zu der noch im Jahre 1810 erfolgten persönlichen Bekanntschaft Körners und dadurch auch später Theodors mit Schleiermacher.

Als eine Frucht der poetischen Gedanken, wie sie in dem Taschenbuche ihren Ausdruck finden sollten, ist jedenfalls der von Theodor verfaßte „Monolog Luthers (ehe er in die Reichsversammlung geht)", sowie eine metrische Uebersetzung von „Stabat mater" anzusehen.

Mit was für Stoffen übrigens sich der Dichter vielleicht gerade damals trug, zeigt ein im Körner-Museum befindliches, von ihm selbst geschriebenes Blatt folgenden Inhalts:

Monolog Luthers vor der Reichsversammlung.
Scene zwischen dem siegenden Horatius und seiner Schwester, die er ermordet.
Scene. Regulus vor dem Senat.

Monolog des Brutus vor Cäsars Ermordung.
Scene. Lukretias Tod. Brutus läßt die anderen schwören.
„ Mucius Scävola in Feindes Lager.
„ Didos Tod.
„ Achill. Patroklos. Briseis. Die beiden Herolde.
„ Orest und die Furien.
„ Herkules' Tod.
„ Curtius.
Monolog. Theseus auf Naxos.
Scene. Joseph und Potiphars Weib.
Monolog. Jungfrau vor ihrer Gefangennahme.

Zur Ausführung gelangte eben nur der erste Monolog.

Von anderen datierbaren Dichtungen fallen noch in die erste Hälfte des Jahres 1810 „Die wahrsagende Zigeunerin mit zwei Kindern", „Im Frühling", „Erinnerung", „An Schwester Emma (zum 19. April)", „Sal. Geßner an Luise Funck (zum 22. April)" und eine der Herzogin von Kurland gewidmete Charade vom 13. Februar (Stern II. 1. S. 22. Nr. 63). Auch ein „musikalisches Gedicht, die Hermannsschlacht", als deren Komponist er sich Weinlig oder Miltitz dachte, hatte er damals unter der Feder; ob es aber fertig geworden ist, bleibt allerdings fraglich.

Der Vater hatte nach langer Pause bei Beginn des Jahres 1810 einen kleinen Aufsatz „Ueber die Hilfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen" vollendet. Am 4. Februar sandte er das Manuskript an Göschen mit folgendem Briefe: „Hier, lieber Freund, erhalten Sie wieder ein politisches Pamphlet von mir. Ich wünschte, daß Sie es ebenso wie die Briefe nach Warschau druckten und broschiert ausgäben, ohne meinen Namen zu nennen. — Mir ist besonders daran gelegen, daß die darin enthaltenen Vorschläge vor dem nächsten Landtag im Publikum zur Sprache kommen."

Die Schrift, welche die aufrichtige und warme Hingabe Körners an den sächsischen Staat bezeugt, geht von dem Gedanken aus, daß es sich bei der jetzigen politischen Lage für Freunde des Vaterlandes gezieme, sich ebensosehr vor Kleinmut als vor Leichtsinn und Uebermut zu hüten; einer solchen Denkart aber bedürfe es besonders, wenn von den Mitteln die Frage sei, für die neuerlich vermehrten Staatsbedürfnisse die nötigen Summen aufzutreiben. Sein Vorschlag geht nun dahin, auf das Vertrauen des Publikums zu dem Monarchen, den Ständen und der Kaufmannschaft den Kredit eines Papiergeldes zu gründen, wovon die dringenden Bedürfnisse des Staates ohne bedeutende neue Auflagen bestritten werden könnten. Die Summe normiert er auf 3400000 Thaler. Darauf erwägt er genau, unter welchen Voraussetzungen ein derartiges Unternehmen sich verwirklichen lasse. Nach seiner Ansicht wird der Staat durch die-

zu diesem Zwecke in Leipzig zu errichtende Bank den Vorteil erlangen, über die genannte Summe unter sehr annehmlichen Bedingungen verfügen und vielleicht davon nach Bestreitung der Militärbedürfnisse noch einen Teil zur Herstellung von Straßen, zu dringenden Damm- und Uferbauten, zu Navigationsanstalten, zu Landmagazinen für das zur Zeit wohlfeile Getreide, zu unzinsbaren Vorschüssen an Landwirte und Fabrikanten, die an den Folgen des Krieges litten, und sogar 600000 Thaler zur Ausleihe für einen um 1/2 Prozent niedrigeren Zinsfuß, als der jedesmalige sei, verwenden zu können. Ein gänzliches Mißlingen der Unternehmung ist ihm höchst unwahrscheinlich; auch die Zweifel, ob vielleicht etwa bedeutende Nachteile, wie z. B. Erhöhung des Preises für Lebensmittel und des Arbeitslohnes, Verdrängung der klingenden Münze durch die große Summe des Papiergeldes und Anfertigung falscher Banknoten, von der Errichtung der in Aussicht genommenen Bank zu besorgen sein sollten, weiß er zu entkräften und zu widerlegen. Mit Vorschlägen, die sich auf die Administration der Bank in einem Kriege und auf eine Sicherstellung der Aktieninhaber von seiten des Staates selbst bei einem Fiasko der Bank beziehen, schließt die eigentliche Abhandlung.

Es folgen noch zwei Nachträge. In dem ersten weist er nach, daß die Durchführung seiner vorher erörterten Ideen zugleich auch Mittel darbieten würde, um die von dem Kaufmann Aug. Gottl. Schmidt in seinem 1797 erschienenen Buche „Gründliche Beschreibung der Banken u. s. w.“ gemachten Vorschläge über das Bedürfnis, die Darleihung nötiger Kapitalien gegen hypothekarische Sicherheit zu erleichtern, über die Vorteile einer Ersparungskasse und den Nutzen einer zuverlässigen Witwenversorgungsanstalt ohne große Schwierigkeiten zur Ausführung zu bringen. In dem zweiten Nachtrag bedauert er, daß sein Buch keine ausführliche Kritik gefunden, und wirft schließlich noch die Frage auf, ob eine neue Anleihe innerhalb oder außerhalb des Landes der von ihm vorgeschlagenen Vermehrung der Kassenbillets vorzuziehen sei. Dabei kommt er zu dem Resultat, daß gegen die Anleihen sich manches einwenden lasse, und daß es wenigstens zweifelhaft bleibe, ob sie die Ausgabe an Zinsen, die bei den Kassenbilletts erspart werde, durch überwiegende Vorteile wett machen könnten.

Nach Vollendung dieser Arbeit nahm Körner seinen Lieblingsplan, die Werke seines verewigten Freundes herauszugeben, wieder auf. Das Material stand ihm jetzt fast vollständig zur Verfügung. Die Redaktion der ihm im November zugesandten „Malteser“ hatte ihm große Schwierigkeiten gemacht, da Schiller gerade hier oft seine Ideen geändert hatte, und das Ganze weniger geordnet war. Im Mai erhielt er nun von Schillers Verleger, Cotta, der mit der Witwe des Dichters über diese Angelegenheit in eifrigem Briefwechsel gestanden, ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Euer Wohlgeboren

bin ich so frei, nach einer Unterredung mit Frau v. Schiller den Wunsch vorzutragen, daß Sie mir gütigst eröffnen möchten, auf wie viel Bände Sie die sämtlichen Werke Schillers schätzen, in welchen Lieferungen und Zeiträumen Sie sie herausgegeben wünschten, und wie bald der Anfang gemacht werden könnte? Ich sollte notwendig alle diese Data und was überhaupt zur Notiz des Verlegers gehört, wissen, um meine Einrichtung bei Zeit machen zu können, da die Herausgabe nun nicht lang mehr wohl anstehen darf, indem der Wiener Nachdruck sämtlicher Werke Schillers uns gar zu nachteilig wird. Verzeihen Sie meine Anfrage und genehmigen Sie die Versicherung der reinsten Verehrung.

Euer Wohlgeboren

gehorsamster

Cotta."

Eine Charakteristik des großen Dichters sollte dem ersten Bande vorausgehen. Gerade zu dieser hielt Charlotte nur Körner für geeignet, wie sie schon am 30. Januar 1808 an Cotta geschrieben: „Es könnte mir nicht leicht jemand zu glänzende Farben auftragen, wenn von einer Schilderung seines (d. i. Schillers) Wesens die Rede wäre; aber doch fühle ich, auch ohne Enthusiasmus gesprochen, den ich in mir berge, daß nur wenig Menschen über ihn sprechen können und es würdig sind. Solche Blicke in sein Wesen und Treiben sehe ich eben wie einen Versuch an, seinen Charakter zu enträtseln, und dieses Geschäft möchte ich nur Körners Händen eigentlich anvertrauen, wenn ich es bestimmen könnte." Jetzt war der Plan nach mehrfachen Konferenzen zwischen Charlotte und Cotta zur hohen Befriedigung der ersteren zur Reife gediehen, und Körner erklärte sich zu ihrer Freude definitiv bereit, sich der mühevollen, aber auch lohnenden Arbeit zu unterziehen, unter der Bedingung, daß ihm völlig freie Hand gelassen würde, und daß er alle Papiere zugesandt erhielte, glaubte aber, daß es im Interesse der Gattin des Dichters zweckmäßiger wäre, wenn Goethe, wenigstens nominell, die Direktion und auch die Biographie übernähme. „Ihnen habe ich," so schrieb er am 4. Juni an Charlotte, „noch einen Vorschlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe sich zur Direktion der Herausgabe bekännte und eine Charakteristik Schillers dem ersten Bande vorausschickte. Eine solche Erscheinung wäre an sich schön und würde den merkantilischen Wert der Sammlung erhöhen. Goethe sollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben; diese wollte ich ganz übernehmen und hoffte, in den Grundsätzen mit ihm übereinzustimmen, wäre auch äußersten Falles bereit, mich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Ich sehe Goethe in Karlsbad, wohin wir zu Ende des jetzigen Monats abgehen. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm

darüber zu sprechen, so disponieren Sie über mich! Finden Sie ein Bedenken dabei, so stehe ich auch allein zu Ihren Diensten. — Daß Sie meine Bearbeitung der Malteser befriedigt hat, ist mir sehr erfreulich. Vielleicht finden Sie noch Papiere zum Menschenfeind, um sie ebenso behandeln zu können."

Charlotte war mit dem Plane Körners ganz einverstanden; zu seinem Leidwesen aber war sie nicht im stande, ihm etwas über den „Menschenfeind", nicht einmal einen Aufschluß über den Plan dazu zu schicken. Wie sich Goethe und auch Wilhelm von Humboldt, an den man sich ebenfalls wandte, zu dem selbstlosen Wunsche Körners stellten, wird später gezeigt werden.

Theodors akademische Laufbahn in Freiberg fand ihren Abschluß im Juni. Nur einmal, zu der Mutter Geburtstag, war er im Laufe des Jahres in Dresden gewesen. Leider kränkelte Minna noch immer; die Berichte über ihr Befinden lauten in den Familienbriefen der damaligen Zeit durchgehends beunruhigend, und Geßler, der zur Freude Körners wieder längere Zeit in Dresden weilte und „immer guten Humors" war, schrieb damals an Caroline v. Wolzogen: „Minna kränkelt in einem fort, sieht elend aus, und ich weiß nicht, wie ihre Krankheit endigen wird. Ihr Arzt versichert, er sähe keine Gefahr; aber ich bin nicht dafür bezahlt, die Wahrheitsliebe dieser Herren zu loben. Sie hat enge Grenzen wie ihre Kunst." So wurde denn schon im Februar für den Sommer eine Reise nach Karlsbad in Aussicht genommen; auch Theodor, dem der Vater im April einen kurzen Besuch in Freiberg abstattete, entschloß sich gar bald auf den Wunsch der Seinen, im Juli nach Beendigung seiner Studien eine geognostische Tour nach Böhmen zu machen. Als Universität für ihn wählte man zunächst Leipzig, wo ja der Vater geboren war, wo noch mehrere Verwandte und Freunde lebten, wo es auch an tüchtigen Lehrern nicht fehlte.

Aus dem letzten Studiensemester Theodors in Freiberg ist im Anschluß an die Briefe nur noch weniges nachzutragen. Mit einer gewissen Wehmut erfüllte ihn unter anderen Nachrichten, die er aus der Heimat über Konzert- und Theateraufführungen, über Bälle und Singübungen erhielt, die Kunde, daß infolge der neuen militärischen Umwälzungen in Sachsen der alte Freund seines Vaters, v. Funck, aus Dresden scheiden mußte. „Liebe Emma," so schrieb er am 22. März, „sage Deiner reizenden Freundin, der liebenswürdigen Luise, alles Schöne von mir! Ich hätte sehr gewünscht, sie noch einmal in Dresden zu sehen; aber nun muß ich mir's vergehen lassen." Einige Tage später übersandte er an die Schwester sein Stammbuch und ersuchte sie, dasselbe Fräulein v. Funck zu überreichen „mit demütigster Bitte, mit den schönen Händen den so schönen Namen hineinzuzeichnen." Erst drei Wochen später erfüllte Luise seinen Wunsch, indem sie ihm folgende Zeilen widmete:

„Zwei sind der Pfade, auf welchen der Mensch emporstrebt;
Schließt sich der eine Dir zu, thut sich der andre Dir auf.

Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend,
Wohl dem, den sein Geschick liebend auf beide geführt!"

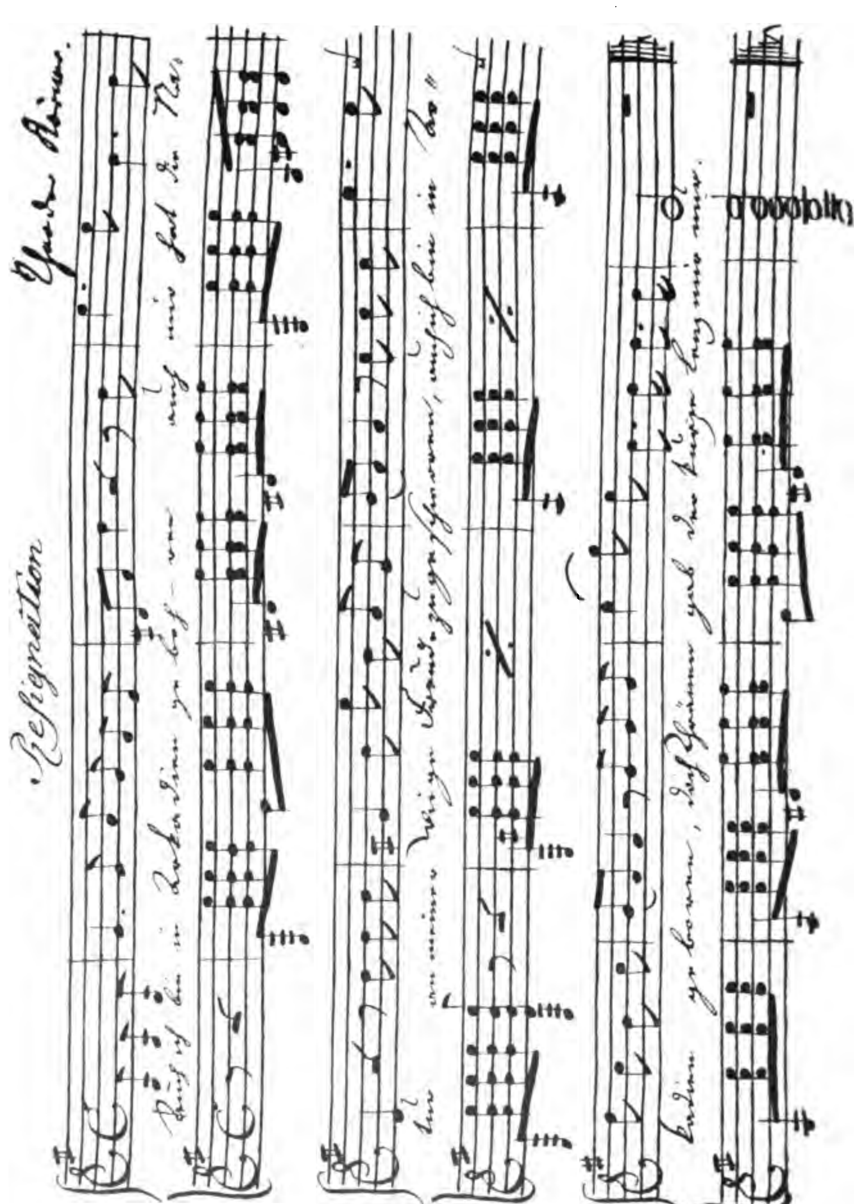
Zum Dank dafür sandte ihr Theodor zu ihrem Geburtstag Geßners „Idyllen" mit dem schon früher erwähnten Gedicht „Sal. Geßner. An Luise v. Funck", auf diese Weise den Empfindungen, die ihn bewegten, poetischen Ausdruck verleihend. Auch die Distichen, die er drei Tage vorher der Schwester zu ihrem Geburtstage geschenkt hatte, dichtete er „vor Luisens Bild".

Aus den letzten Tagen der Freiberger Zeit stammt auch noch ein anderer Eintrag in Theodors Stammbuch. Gustav Zedlitz, einer von seinen nicht inskribierten Studiengenossen, dem er selbst zunächst ein Sonett ins Stammbuch geschrieben, trug als Gegengabe folgende Distichen ein:

„Mit energischer Kraft ringen so viele nach Freiheit;
Manchem gelang es auch wohl, daß er die Fesseln zerbrach;
Doch, wem die Götter verliehen das herrlichste Kleinod der Künste,
Wer es im Busen bewahrt, edlen jungfräulichen Sinns:
Er nur vor allen besitzt, ruhig, in ewiger Klarheit
Da, wo chaotisch noch kämpft stürmend die strebende Kraft.
Frei ist der Dichter, er trägt reinen, beweglichen Sinnes,
Heilig, im Innern die Welt, schaffend mit göttlicher Kraft."

Wie immer, boten auch in diesem Semester die neuesten Litteraturwerke manchen Stoff zu brieflichen Erörterungen. So werden Baggesens „Klingklingel-Almanach", Claudius' „Poetik", Oehlenschlägers „Tagebuch der italienischen Reise" und „Hakon Jarl", Jean Pauls „Dämmerungen", Ritters „Nachgelassene Fragmente eines jungen Physikers", das Journal „Pantheon" und Winklers „Charaden-Almanach" besprochen und kritisiert. Für letzteren hatte der Vater ebenso wie für einen von Hartmann und Laun in Aussicht genommenen „Almanach für Weintrinker" den Sohn um einige Beiträge gebeten. Nach der Lektüre des spanischen „Rodrigo", der den Untergang des gotischen Königreiches in Spanien durch den Einfall der Mauren behandelt, empfiehlt er ihm, diesen Stoff vielleicht dramatisch zu behandeln; auch der „Erlkönig" dürfte nach seiner Ansicht als Unterlage für manche Dichtungen gebraucht werden können. Er selbst hat Lust, Beiträge für das von Perthes in Hamburg begründete „Neue deutsche Museum" zu liefern: eine derartige Zeitschrift müsse unterstützt werden, da es an einem Journal fehle, in das man etwas Wissenschaftliches einrücken könne.

Mit nicht geringerem Interesse verfolgt der Vater die musikalischen Uebungen und Kompositionen des Sohnes. Wie Theodor selbst damals zur Freude der Seinen einige Gedichte Schillers in Musik setzte und anderseits schon gegebenen musikalischen Stücken Texte unterlegte, so fand er selbst in Albert Gottlieb Methfessel (1784—1869), der, auf Kosten der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt



Komposition Theodor Körners (vgl. auch S. 204).

in Dresden ausgebildet, damals in der sächsischen Hauptstadt lebte, aber bald darauf nach Rudolstadt übersiedelte, einen geschickten Komponisten für einzelne seiner Lieder. Der Vater, der die Kompositionen als recht glückliche bezeichnete, bedauerte das Scheiden Methfessels, mit dem er ziemlich oft zusammengekommen war, auf das lebhafteste. Einen würdigen Ersatz fand er in dem alsdann nach Dresden berufenen, erst fünfundzwanzig Jahre alten Kapellmeister Morlacchi.

Eine neue Bekanntschaft angenehmer Art wurde für das Körnersche Haus der in jener Zeit zum Kabinettsminister berufene Fr. Chr. Ludw. Senfft v. Pilsach, der sich alsbald „aller Herzen durch seine Herzlichkeit und durch die Höflichkeit gegen seine Untergebenen“ eroberte.

Trotz alledem fühlten sich Körners einsamer als sonst in Dresden. Viele ihrer besten Bekannten weilten nicht mehr bei ihnen; aus Rücksicht auf die Mutter mußte auf manches Vergnügen verzichtet werden; der Karneval war ziemlich „freudenlos“, und fast mit einem Anflug von Neid blickte man auf Leipzig, wo man im Laufe des verflossenen Jahres so vergnügte Stunden verlebt hatte, wo Kunzes, Wendlers und manchmal auch Einsiedels miteinander verkehrten. Wohl fanden auch bei ihnen in Dresden musikalische und dramatische Aufführungen, bei denen namentlich Dora mitwirkte, statt; wohl weilte im Juni auch Zelter auf der Durchreise nach Teplitz vierzehn Tage in Dresden und erneuerte durch häufigen Verkehr in dem gastlichen Hause, wo ja Musik und Gesang heimisch waren, die vor Jahren angeknüpfte Freundschaft: aber überall fehlte der Sohn und Bruder, und gewiß war die Freude der Seinen groß, als dieser am 24. Juni schrieb: „Ihr Lieben! Hiermit erhaltet Ihr alle meine übrigen Sachen. Ich muß auch mein Bett mitschicken, weil am Sonntag die Geschworinn auszieht. Uechtritz geht mit mir. Besorgt ihm doch den Paß! — Uebrigens bin ich wieder kerngesund und freue mich sehr auf Karlsbad, wohin ich den Donnerstag abgehe und dann wahrscheinlich den Sonntag mit Euch eintreffen werde. — Au revoir in den Sieben Kurfürsten!“

War auch in dem letzten Semester nicht alles, was Theodor in Freiberg gethan, ganz nach dem Wunsche des Vaters gewesen: liebevoll und nachsichtig hatte er wie ein Freund die kleinen Vergehungen, die sich der Sohn hatte zu schulden kommen lassen, beurteilt und alles zum besten gekehrt. Ohne ein Wort des Tadels hatte er zweimal größere Geldsummen, das letzte Mal sogar ohne Wissen Minnas, der er Besorgnisse ersparen wollte, nach Freiberg gesandt: er wußte, was er an Theodor hatte; es war ihm Gewißheit, daß er nie Schaden leiden würde an seiner Seele, selbst wenn es noch schlimmer kommen sollte. „Ich bin stolz auf Dich, mein Kind,“ so hatte die Mutter in einem ihrer letzten Briefe an ihn geschrieben; „ich möchte Dich glänzen und fertig sehen. — Gott sei mit Dir, mein teures Leben!“ Und der Vater und die ganze Familie teilte diesen

Stolz: schied doch der Sohn, der trotz seiner ausgelassenen Fröhlichkeit während des zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg „zu einer gewissen Ruhe und Besonnenheit“ gelangt war, ausgestattet mit den besten Zeugnissen und mit reichem Wissen von der Akademie, hatte er doch schon die ersten Stufen zu der steilen Höhe des Dichterruhmes in jugendlichem Alter erstiegen. Wenn auch die Saat, zu der in Freiberg der Same gelegt worden, nicht in jeder Beziehung fruchtbringend aufgehen sollte: jedenfalls konnten bei seinem Scheiden von der Stätte, wo er so viele neue Eindrücke empfangen, wo das Thor der Wissenschaft sich ihm herrlich aufgethan hatte, die Eltern, deren Liebe von Kindheit auf seinen „Pfad mit Blumen bestreuet“ hatte, mit Stolz und mit den frohesten Hoffnungen auf ihren Liebling, auf ihren „großen“ Sohn, schauen, der damals, in seiner reinen Frömmigkeit dankbar und wehmütig der auf der Akademie verlebten glücklichen Zeit gedenkend, folgende Worte auf ein Stammbuchblatt schrieb: „Giebt's mehr noch als einen Silberblick im Leben? Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag — dort ist's ewig, wie die Liebe Gottes.“



Nach einer Radierung Th. Körners.



Die Straße Unter den Linden und das Opernhaus in Berlin, 1799.

V.

Theodor Körner in Leipzig und Berlin.

Am 29. Juni 1810 reisten Theodors Eltern, von Dora und Emma begleitet, nach Karlsbad ab. Goethe war schon dort eingetroffen, und ebenso hoffte man auch die Herzogin von Kurland bereits dort zu finden. Namentlich um dieser willen hatte der Vater gewünscht, daß Theodor seine Abreise von Freiberg beschleunigen möchte. Aber erst am 8. Juli passierte er nach dem Vermeldebuch des Königl. Grenzamtes Gottesgab die Landesgrenze. Bis Ende Juli verblieb er mit den Seinen in Karlsbad, ganz der schönen Natur und der Poesie lebend. Gar bald hatte er es auch hier wieder verstanden, sich allgemein, namentlich aber bei dem weiblichen Geschlechte, beliebt zu machen. Nach einem Eintrag in sein Stammbuch vom März 1811 muß er besonders zu Caroline Hoffmann, der jüngsten von den „drei sächsischen Grazien“, die damals in Karlsbad weilten, in freundschaftliche Beziehung getreten sein. Ihr zu Ehren dichtete er vielleicht schon damals, als sie Karlsbad wieder verlassen hatte, das vierstrophige Gedicht „Aus der Ferne“ mit dem Endreim „Caroline“, seiner tiefempfundenen Sehnsucht nach dem schönen Mädchen bewegte Worte verleihend; ihr überließ er auch sein Stammbuch, in welches sie folgende Zeilen eintrug:

Wisse, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt im reinen Busen
Und die schöne Form im Geist.

Geschrieben von Ihrer Freundin
Altenburg im März 1811. Caroline Hoffmann.

Noch eine Reihe anderer Dichtungen Theodors stammt aus jener Zeit seines Karlsbader Aufenthaltes. Im Mittelpunkte der meisten steht die Herzogin Dorothea. Diese war ihrer jüngsten Tochter, die sich mit dem Grafen Talleyrand-Périgord verheiratet hatte, nach Paris gefolgt. Schon bei ihrem Scheiden aus Deutschland hatte Theodor ihr zu Ehren das Lied „Des Sängers Abschied von der Fürstin" gedichtet, in dessen Schlußstrophe er seine hohe Gönnerin gebeten, in der Fremde nicht „der alten deutschen Liebe", auch nicht der treu in Lust und Schmerz zu ihr stehenden Freunde zu vergessen. Jetzt, wo sie etwas später, als sie ursprünglich gewollt, nach dem geliebten Vaterlande zurückkehrte, empfing sie der Dichter, der bereits in dem Sonett „Vom böhmischen Sitze" seine Sehnsucht nach der Fürstin ausgesprochen hatte, am 14. Juli mit folgenden Zeilen:

Froh begrüß' ich Dich mit meinem Liede,
Und Begeistrung glüht in meinem Blick;
Unsres Nordens schönste Blüte
Kehrt aus fremder Kaiserstadt zurück.

Festlicher mag dort der Morgen tagen,
Wo der neue Cäsar thront,
Nur dem Deutschen wird es nie behagen,
Wo nicht deutsche Treue wohnt.

Mag der Sieger streng gebietend walten,
Unsre Freiheit starb vor unserm Ruhm;
Doch was wir im Herzen still erhalten,
Ist ein schönres Heiligtum.

Unsre goldnen Tage sind entflogen,
Und die Gegenwart ist streng und wild;
Nur die Kunst blieb uns gewogen,
Und die Muse lächelt mild.

Prangt der Franke mit Trophäen,
Kühn erkämpft im Siegeslauf,
Stellt er prachtvoll in Museen
Fremder Länder Schätze auf:

Nimmer werden wir's bestreiten;
Wechselnd ist des Tages Glück.
Eins nur mußten wir beneiden,
Und das Eine kehrt zu uns zurück!

Jenen Ruhm der Ares-Söhne,
Wir verschmerzen den Verlust;
Denn es lebt ja alles Schöne
Göttlich noch in deutscher Frauen Brust!

Nicht wegen seiner Form, sondern wegen seines Inhaltes ist das Gedicht hier mitgeteilt. Schon beginnt sich in dem jungen Dichter der Unmut über das auf Deutschland lastende, drückende Joch zu regen. Die goldenen Tage der Freiheit sind entflogen; die Gegenwart ist streng und wild; nur deutsche Kunst und deutsche Frauenliebe bestehen noch. Immer unerträglicher war der Stolz des fremden Eroberers geworden, immer dreister das Pochen auf seine Machtstellung; um so bedauerlicher aber auch, wenn sich Deutsche von dem ihn umstrahlenden Nimbus so blenden ließen, daß sie zu ihm fast wie zu einem Gotte aufschauten und sich in seinem Glanze zu sonnen suchten. Daß auch die Herzogin von Kurland zu diesen Abtrünnigen gehörte, schmerzte gewiß zunächst den Vater Theodors nicht wenig, und wohl mag er den Sohn auf das Verwerfliche eines so undeutschen Benehmens hingewiesen haben. In des Jünglings Brust fangen die Worte und Anschauungen des Vaters jetzt an zu wirken; daher die Freude, als sich die Herzogin dem fremden Einflusse wieder entzogen hat und Deutschland zurückgeschenkt ist. Mächtig spricht sich denn auch die erwachende patriotische Begeisterung in zwei Gedichten Theodors aus, die ebenfalls damals entstanden sind. Im tiefsten Innern erregt durch das tragische Geschick und Ende des todesmutigen, volkstümlichen Anführers der Tiroler im Volkskampf von 1809 verfaßte er am 19. Juli Andreas Hofer zu Ehren ein Sonett, dem er die Ueberschrift gab „Tod eines freien Mannes". Später wurde es unter dem Titel „Andreas Hofers Tod" von dem Vater der Aufnahme in „Leyer und Schwert" für würdig befunden. Atmet darin doch schon etwas von dem Geiste der Freiheit und Empörung über „die Sklaven des Tyrannen". Noch ahnte der Sänger nicht, welche Bedeutung die Worte: „Der Freiheit Weg führt zu des Todes Schmerz" nur allzubald auch für ihn selbst gewinnen sollten.

Auch das zweite in „Leyer und Schwert" stehende Gedicht fällt in eben jene Zeit. Angeregt durch die nicht weit von Karlsbad im Parke zu Dallwitz mächtig sich erhebenden Eichen, deren stärkste, die nach ihm benannte „Körner-Eiche", einen Umfang von etwa 900 Centimetern hat, verfaßte Theodor damals das vierstrophige Gedicht „Die Eichen". Auch aus ihm spricht die immer machtvoller hervorbrechende vaterländische Begeisterung, verbunden mit dem dumpfen Gefühl über die Schmach, die Deutschland angethan ist. Unter den Zweigen der himmelanstrebenden Bäume wird ihm das Herz so voll und kühn; sie mahnen ihn an bessere Zeiten,

Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut.

Sonett

Hofers Tod.

Treu hingst du deinem alten Fürsten an,
Des Landes Freyheit muthig zu verfechten,
Ein ewig dauernd Bündniß ihr zu flechten,
Betratest du kühn die große Heldenbahn.
Und treu stürmt auf dein Volk zu dir heran,
Ob sie der Väter Glück erkämpfen möchten. —
Doch wer vermag, mit dem Geschick zu rechten?
Der schöne Glaube war ein schöner Wahn!
Es fangen dich die [illegible] des Tyrannen,
Der Freyheit Weg führt zu des Todes Schmerz;
Noch einmal blickst du fragend himmelwärts,
Dann siehst du ruhig ihre Büchsen spannen; —
Sie schlagen an, die Kugel trifft ins Herz,
Und deine freye Seele fliegt von dannen.

Theodor.

Theodor Körners Gedicht: Hofers Tod. Handschrift im Körnermuseum.

Doch wehmutsvoll=entsagend schließt er:

Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!

Nicht als Sachse, nein, als Deutscher fühlt sich Theodor schon damals; das Unglück Deutschlands veranlaßt ihn zu dem stimmungsvollen Gedicht; und wenn auch danach diese patriotische Begeisterung wieder zu schwinden scheint: der Funke ist da, und fortglimmend unter der Asche bedarf er nur eines leisen Hauches, um ihn zur hellen Flamme emporlodern zu lassen.

Endlich gehören in jene Zeit noch drei andere poetische Herzensergüsse Theodors: „Im Dorotheen=Tempel", „Abschied vom Dorotheen=Tempel" und ein Rätsel mit der Lösung „Dorothea", Dichtungen, die wieder von der Verehrung Theodors für die Herzogin von Kurland und für die Freude zeugen, die er darüber empfand, daß es ihm vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen und ihren Umgang zu genießen.

Der Aufenthalt in Karlsbad verfloß der Körnerschen Familie sehr schnell. Die „wunderschönen Spaziergänge" boten reiche Abwechslung, und gerade in diesem Jahre war die Gesellschaft daselbst äußerst interessant. Die Mutter und Tante gingen auf ärztliche Anordnung nicht an den Brunnen, desto häufiger aber Emma, die sich in der Regel an die Gräfin Dohna oder an die Generalin Lestocq anschloß. Der General hatte „durch sein interessantes, militärisches Aeußere und sein liebenswürdiges Benehmen" bald die ganze Badewelt erobert. Am wenigsten befriedigt waren Körners von Goethe. Emma schreibt darüber am 20. November an Onkel B. Weber: „Goethe war auch in Karlsbad; und ich war äußerst begierig, ihn nach mehreren Jahren wieder zu sehen. Die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas Steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird; und obgleich er meine Eltern doch nun schon so lange kennt, konnten wir es doch während unseres ganzen Aufenthaltes in Karlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf einen zutraulichen Ton zu kommen." Auch die von Körner geplante Besprechung mit ihm über Schillers Werke und Biographie hatte nur ein negatives Resultat. Wohl fand er bei dem großen Dichter Wärme für den verstorbenen Freund, aber keine Neigung, sich mit der Herausgabe seiner Werke zu befassen; auch zur Fortsetzung des „Demetrius", den Charlotte ihm zugestellt hatte, zeigte er keine Lust. „Auf meinen Vorschlag," so schrieb Körner am 5. August an Charlotte, „daß ich bei der Herausgabe der Werke alles Mühsame besorgen wollte, und er nur die Direktion des Ganzen übernehmen möchte, erwiderte er, daß dies sehr thunlich sein würde, wenn wir an einem Orte wohnten; aber durch Briefe lasse es sich nicht machen. Weiter bin ich nicht mit ihm ge=

kommen und habe mir bloß vorbehalten, ihm noch den Plan zur Billigung vorzulegen. Den Aufsatz über Schillers schriftstellerische Eigentümlichkeit lehnte er unter der Aeußerung ab, daß ihn dies zu weit führen und zu viel Zeit kosten würde, die er jetzt zu mehreren angestrengten Arbeiten nötig habe."

Ende Juli traten Körners die Rückreise nach Dresden an; nach kurzer Rast in Teplitz reisten sie „ohne alle unangenehmen Zufälle und bei größtenteils günstigem Wetter" am folgenden Tage weiter und langten am 27. Juli nach fünf Uhr glücklich in Dresden an. Sehnlichst aber war Körner schon von dem geheimen Konsilium erwartet worden; mehrere vortragende Räte waren längere Zeit auf Urlaub gewesen, und so gab es Arbeit in Fülle.

Auch Theodor brach bald nach der Abreise seiner Eltern von Karlsbad auf nach Leipzig. „In Karlsbad," so schrieb er bald darauf an seinen Freund Schmid in Freiberg, „habe ich mich unendlich amüsiert. Denn schöne Frauen horchten gern auf meine Lieder, und meine Muse war gar freundlich und willig gestimmt. Ich bin recht fleißig gewesen, ob ich gleich nicht ans Geognosieren gedacht habe. Alles das erzähle ich Dir zu Michaeli mündlich in Deinen vier Pfählen. Die Herzogin war sehr liebreich gegen mich und hat mir eine sehr schöne goldne Uhr geschenkt."

„Mit der Guitarre auf dem Rücken", ein moderner Troubadour, zog Theodor in den ersten Tagen des August in Leipzig ein. In Reichels Garten bei Madame Becker nahm er vorläufig Wohnung. Gar bald fühlte er sich in der freundlichen Lindenstadt wohl und heimisch. Mehrere seiner Freiberger Freunde traf er hier wieder; neue Freundschaften wurden angeknüpft, und bald stand er, wohl bekannt, mitten in dem studentischen Leben und Treiben.

„Zu der Zeit," so schreibt der Vater in der Biographie des Sohnes, „da er in Leipzig eintraf, gab es dort unglückliche Verhältnisse unter den Studenten. Zwei Parteien standen mit großer Erbitterung einander gegenüber, und Körner konnte dabei nicht neutral bleiben. Er entschied sich nach eigener Ansicht und nach früheren, schon in Freiberg angeknüpften Verbindungen. Zu den Renommisten gehörte er nicht; aber seine Phantasie erhöhte für ihn den eigentümlichen Reiz des Studentenlebens. Er suchte indes mit ziemlichem Erfolg das Ungleichartige zu vereinigen. Mit Geschichte und Philosophie beschäftigte er sich ernstlich, widmete mehrere Stunden der Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft und der Makaria, einer Verbindung zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen, errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen und galt zugleich in dem Kreise lebensfroher Jünglinge, die durch den Druck der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht gebeugt waren, für einen tüchtigen Kameraden."

Der unter der damaligen Leipziger Studentenschaft herrschende Zwist, von

dem der Vater spricht, war nach und nach entstanden durch die im Jahre 1807 an Stelle der bisherigen sog. Orden erfolgte Stiftung der beiden Landsmannschaften Thuringia und Lusatia. Diese Verbindungen, anfangs auch Kränzchen genannt, hatten zunächst nur die systematische Ausbildung eines geordneten spezifischen Studentenlebens und die Gründung eines nur für ihre Mitglieder geltenden Comments im Auge. Allmählich aber entwickelte sich daneben der Wunsch, in Leipzig überhaupt den Ton anzugeben, zu herrschen und mit einer gewissen Keckheit auch von den Unbeteiligten eine Anerkennung und Befolgung der von ihnen aufgestellten Normen zu verlangen. Wenn nun auch im großen und ganzen die Leipziger Studentenschaft sich mit der Neuregelung des akademischen Lebens einverstanden erklärte und sich ohne Widerrede auch manchen immerhin sonderlichen Bestimmungen fügte: entschieden Front dagegen machte die mächtige, wenn auch kleine Partei der Adligen, namentlich, als man bei Beginn des Wintersemesters 1810 auch von ihnen eine Unterwerfung unter den Comment der Landsmannschaften forderte; andernfalls sollten sie verurteilt sein, ein obskures Leben zu führen. Dies Verlangen war um so befremdlicher, als gerade die Adligen bisher gewohnt gewesen waren, namentlich in Professorenkreisen, den Ton anzugeben. Daß daraus sich höchst unerquickliche Verhältnisse entwickeln mußten, war vorauszusehen.

Kaum ist Theodor, der noch von Freiberg her in mehrere studentische Händel verwickelt war, in Leipzig angekommen, da wirkt die alte Burschenfreiheit, von der er auf der Bergakademie nur ein schwaches Abbild gesehen hatte, mächtig auf ihn; höher schlägt sein Herz für den Burschen von echtem Schrot und Korn und für alle Reize und Ideale des freien, sich über alle Schranken hinwegsetzenden Musensohnes. Bald ist er Mitglied der Thuringia. „Eine schwarze Tuchmütze," so schildert Förster sein damaliges Auftreten, „mit schwarz-rot-weißem Band und Troddeln, in der einen Hand eine Tabakspfeife mit Quasten derselben Farben, in der andern einen armstarken Ziegenhainer: so schritt er am Arme eines Freundes auf dem breiten Stein einher und machte mit scharfem Ellenbogen sich eine freie Gasse. Er war von schlanker Gestalt, maß 5 Fuß 8 Zoll, behend in jeder Bewegung, im Gang wie beim Sprechen." Warm schlägt sein Herz für die Thuringia, und mit Feuereifer genügt er je länger desto mehr allen Anforderungen seiner Verbindung, um schließlich ihr Vertreter und Vorkämpfer zu werden.

Mit den besten Vorsätzen hatte er die neue Universität bezogen. Noch rechtzeitig genug war er dort eingetroffen, um noch einige Vorlesungen zu besuchen. Auch die Naturwissenschaft, der er sich vor Jahresfrist mit Begeisterung gewidmet, hatte ihren Reiz für ihn wieder verloren; immer mehr hatte er die Poesie als seinen eigentlichen, wahren Beruf erkannt: in ihr die höchste Staffel des Ruhmes zu erreichen, schien ihm das einzig erstrebenswerte Ziel. Die Wissenschaften, die

auf den Universitäten gelehrt wurden, sollten ihm nunmehr nur noch den Stoff für seine Dichtungen bequemer vermitteln, und dazu schienen ihm Geschichte und Philosophie geeigneter als Naturwissenschaften und Mathematik. Der Vater, der erst später von diesem Wechsel des Studiums Kunde erhielt, war damit einverstanden und ging ihm auch jetzt wieder mit Vorschlägen an die Hand; ganz besonders aber erfreut war er über eine damals in Aussicht genommene Berufung des berühmten Göttinger Historikers Heeren nach Leipzig, der den Sohn gewiß „für die Geschichte erobern“ würde.

Zunächst aber scheint wenig aus dem Besuch der Vorlesungen geworden zu sein, und auch die auf das Wintersemester sich beziehenden Worte des Vaters, nach denen sich Theodor in Leipzig ernstlich mit Philosophie und Geschichte beschäftigte, wird man nicht allzu ernst nehmen dürfen. Zum Glück sollte ja das tolle Leben, das Theodor eben in Leipzig geführt, von keinen nachteiligen Folgen für seine weitere Entwickelung begleitet sein, und gewiß wird jeder den Vater verstehen, der in der Biographie seines Sohnes alles von ihm fernzuhalten sucht, was irgendwie einen Schatten auf dessen meist vom hellsten Sonnenlicht beschienene Leben werfen könnte. Daher auch die Kürze, mit der er über die Leipziger Zeit Theodors hinweggeht. Wir dagegen müssen auch hier alles zu erforschen und zu enthüllen suchen, was uns über das damalige Leben und Treiben des jugendlichen Dichters überliefert ist. Denn auch Theodor war ein Mensch, mit Mängeln und Fehlern behaftet; auch er mußte durch die Schule des Lebens geläutert werden, um dann, allerdings mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, emporzusteigen zu der Idealgestalt, als die er jetzt unvergänglich dem deutschen Volke vor Augen steht.

Noch in andrer Weise zeigten sich die guten Vorsätze, die Theodor nach Leipzig mitgebracht hatte. Er war drei ästhetischen Gesellschaften beigetreten, von denen die eine aus lauter Dichtern bestand. Auf diese Weise also hoffte er gewissermaßen dem ungebundenen Burschenleben ein Gegengewicht geben, sein Talent fördern, in seinem Berufe aber weiter arbeiten zu können. Indes sollte er gar bald dieselbe Erfahrung wie bei den Vorlesungen machen: eine Vereinigung seiner Interessen für diese ästhetischen Zirkel und die Thuringia war auf die Dauer unmöglich, namentlich als bei Beginn des Wintersemesters das Leben in der Landsmannschaft ein so ungemein erregtes wurde.

Von den drei Vereinen, deren Mitglied Theodor bald nach seiner Ankunft in Leipzig war, bezeichnet der Vater, wie schon vorher erwähnt, den einen nicht näher: auch er spricht gleich dem Sohne nur von einer ästhetischen Gesellschaft. Der zweite Verein war ein von Theodor selbst ins Leben gerufener Dichterklub. Am 22. August schrieb der Vater darüber an den Sohn: „Zu Deinem Dichterklub wünsche ich Dir Glück und wundere mich, wie Du schon fünf Mitglieder

zusammengebracht hast. Dippold (der damals Privatdocent in Leipzig war) ist wohl auch dabei.“ Neun Tage später bittet er ihn, er möchte ihm doch etwas von den Produkten seines Dichterklubs, besonders sein Bundeslied schicken. Ob dieser Bitte willfahrt wurde, ist ungewiß, wie überhaupt in der Folgezeit von diesem Verein nirgends weiter die Rede ist. Jedenfalls aber dichtete Theodor für den Klub eine Reihe epischer und lyrischer Gedichte, von denen der Vater in einem Briefe vom 2. Oktober einen Teil erwähnt und kurz kritisiert. Es sind folgende: „Die heilige Dorothea“, „St. Medardus“, „Die vier Schwestern“, „Der Jüngling und der Bach“, „Der Teufel in Salamanka“, „Wehmut der Liebe“, „Wiegenlied“ und „Die Trauerkantate in der Küche“. Dazu kommt die am 17. August vollendete Ballade „Die Schlacht am Wülfesholze“, zu der Schmid ihm das Süjet gegeben hatte. Der Vater spendet den meisten dieser Gedichte seinen ungeteilten Beifall; namentlich lobt er, daß der Sohn immer mehr das Manierierte zu vermeiden suche, da es auch nach seiner Ansicht eine höhere Stufe der Kunst sei, wenn die Form der Behandlung rein aus der Liebe zum Objekte hervorgehe, und nichts Persönliches sich einmische; freilich bleibe eine Klippe auch hier zu vermeiden: Geringschätzung gegen poetische Pracht führe nämlich leicht, wie dies u. a. manchmal selbst bei Goethe der Fall sei, zu einer gewissen Härte und Geringschätzung in Sprache und Versifikation, die mehr bequem als charakteristisch sei. Durch den größeren Teil dieser Gedichte geht ein ernster, elegischer Zug, der in einem merkwürdigen Kontrast steht zu dem Leben in der Thuringia; aber Theodor besaß eben die Fähigkeit, Ungleichartiges mit ziemlichem Erfolg zu vereinigen, und gewiß verlangten die ästhetischen Gesellschaften ernstes Streben und Vertiefung in sittliche Motive.


Theod. Körners Silhouette als Student. Original im Körnermuseum.

Dem dritten Vereine zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen, der Makaria, gehörte Theodor nicht lange an; bald erschienen ihm diese „Schäfer an der Pleiße“ zu philisterhaft. Höchst wahrscheinlich schwärmten die Makaristen für die „Poeten der romantischen Schule und die von den Romantikern mit Vorliebe vertretenen südländischen Dichter“. Bestätigt wird diese Annahme einmal durch einen von Theodor am 9. November in der Makaria vorgelesenen Aufsatz „Ueber das Geisterwesen als Stoff des Dichters“, sowie durch ein Gedicht, das er für den 28. Februar 1811 zum Stiftungsfeste des Bundes verfaßte. Denn auch nach seinem Scheiden aus der Verbindung scheinen ihm die Mitglieder eine dankbare Erinnerung bewahrt, ja sogar das Stiftungsfest zum teil auf

seiner Stube in Gerlachs Haus vier Treppen hoch gefeiert zu haben, wie aus dem allerdings etwas ironisch-humoristisch gehaltenen Gedichte hervorgeht.

Etwa bis zum 20. September blieb Theodor in Leipzig und lebte so ganz den Vereinen, denen er angehörte, daß er darüber die Seinen in Dresden etwas vergaß. Die Mutter ermahnt ihn daher schriftlich, in seinen Briefen „mehr parlenter“ zu sein. Für den 18. September dichtete er zu Ehren der feierlichen Disputation eines seiner Freunde, des Freiherrn Gustav v. Biedermann, ein vierstrophiges Gedicht. Die fünfundzwanzig unterzeichneten „frohen Gesellen in Ernst und Pflicht“, zu denen eben auch Theodor gehört, bildeten vielleicht die Mitglieder der Makaria oder des anderen, sonst nicht näher bezeichneten ästhetischen Klubs.

In Dresden hatten inzwischen am 7. August die Eltern das Jubelfest der silbernen Hochzeit gefeiert. Der Vater hatte zu Ehren des Tages, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren seine geliebte Minna zum Altar geführt, der Gattin die nebenstehenden Verse gewidmet, die, getragen von dem herzlichsten Dankgefühl, glückliche Zufriedenheit und selige Hoffnung auf die Zukunft atmen.

Minna gab ihrer damaligen Stimmung in einem Briefe an den Sohn folgenden schlichten Ausdruck: „Wie glücklich war ich! eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren mit Deinem geliebten Vater durchlebt zu haben und beim Rückblick das Gute so überwiegend zu finden! Möchtet Ihr einst uns gleich glücklich sein!“ Theodor hatte zu dem Feste ein „Andenken“ geschickt. Den Mittag verlebte die Familie allein; abends aber wurde sie in der Singstunde durch eine Reihe musikalisch veranlagter Hausfreunde mit einem von Th. Winkler verfaßten Festgedicht überrascht, das nach des Vaters Bericht zwar nicht viel bedeutete, aber ihm doch durch die gute Meinung der Unternehmer Freude machte; gesungen wurde es nach einer weniger bekannten Melodie von Schillers Lied „An die Freude“.

Die nächste Woche, in welche der Geburtstag Napoleons fiel, brachte manche Aufregung. Zu Ehren des Kaisers wurden auch in Dresden große Festlichkeiten veranstaltet. Schon am 14. August fand zur Vorfeier bei dem Minister von Senfft auf dessen in der Nähe von Dresden gelegenem Landsitz Tolkewitz ein Ball, verbunden mit Feuerwerk, statt. Von acht bis elf Uhr wohnten Körners dem Feste bei; aus Rücksicht auf die Mutter, die sich sehr wohl befand, aber sich doch auch nicht zu viel zumuten durfte, fuhr man beizeiten nach Hause, zumal da ja die Hauptkräfte für den folgenden Tag, der durch einen großartigen Ball bei dem Gesandten Bourgoing festlich begangen wurde, aufgespart werden mußten. In einem längeren Briefe schildert Emma ihrem Bruder den Verlauf dieser Feier, die bis vier Uhr dauerte; unter den jungen Damen, die gewiß Theodor interessierten, führt sie bei dieser Gelegenheit Fräulein v. Buchholz, die Tochter des

Diese

Geh

Gegen kö

Un

seiner Stube in Gerlachs Haus vier Treppen hoch gefeiert zu haben, wie aus dem allerdings etwas ironisch=humoristisch gehaltenen Gedichte hervorgeht.

Etwa bis zum 20. September blieb Theodor in Leipzig und lebte so ganz den Vereinen, denen er angehörte, daß er darüber die Seinen in Dresden etwas vergaß. Die Mutter ermahnt ihn daher schriftlich, in seinen Briefen „mehr parlenter“ zu sein. Für den 18. September dichtete er zu Ehren der feierlichen Disputation eines seiner Freunde, des Freiherrn Gustav v. Biedermann, ein vier=strophiges Gedicht. Die fünfundzwanzig unterzeichneten „frohen Gesellen in Ernst und Pflicht“, zu denen eben auch Theodor gehört, bildeten vielleicht die Mitglieder der Makaria oder des anderen, sonst nicht näher bezeichneten ästhe=tischen Klubs.

In Dresden hatten inzwischen am 7. August die Eltern das Jubelfest der silbernen Hochzeit gefeiert. Der Vater hatte zu Ehren des Tages, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren seine geliebte Minna zum Altar geführt, der Gattin die nebenstehenden Verse gewidmet, die, getragen von dem herzlichsten Dankgefühl, glückliche Zufriedenheit und selige Hoffnung auf die Zukunft atmen.

Minna gab ihrer damaligen Stimmung in einem Briefe an den Sohn folgenden schlichten Ausdruck: „Wie glücklich war ich! eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren mit Deinem geliebten Vater durchlebt zu haben und beim Rückblick das Gute so überwiegend zu finden! Möchtet Ihr einst uns gleich glücklich sein!“ Theodor hatte zu dem Feste ein „Andenken“ geschickt. Den Mittag verlebte die Familie allein; abends aber wurde sie in der Singstunde durch eine Reihe musikalisch veranlagter Hausfreunde mit einem von Th. Winkler verfaßten Fest=gedicht überrascht, das nach des Vaters Bericht zwar nicht viel bedeutete, aber ihm doch durch die gute Meinung der Unternehmer Freude machte; gesungen wurde es nach einer weniger bekannten Melodie von Schillers Lied „An die Freude“.

Die nächste Woche, in welche der Geburtstag Napoleons fiel, brachte manche Aufregung. Zu Ehren des Kaisers wurden auch in Dresden große Festlichkeiten veranstaltet. Schon am 14. August fand zur Vorfeier bei dem Minister von Senfft auf dessen in der Nähe von Dresden gelegenem Landsitz Tolkewitz ein Ball, ver=bunden mit Feuerwerk, statt. Von acht bis elf Uhr wohnten Körners dem Feste bei; aus Rücksicht auf die Mutter, die sich sehr wohl befand, aber sich doch auch nicht zu viel zumuten durfte, fuhr man beizeiten nach Hause, zumal da ja die Hauptkräfte für den folgenden Tag, der durch einen großartigen Ball bei dem Gesandten Bourgoing festlich begangen wurde, aufgespart werden mußten. In einem längeren Briefe schildert Emma ihrem Bruder den Verlauf dieser Feier, die bis vier Uhr dauerte; unter den jungen Damen, die gewiß Theodor inter=essierten, führt sie bei dieser Gelegenheit Fräulein v. Buchholz, die Tochter des

Dieß

Daß

Degen kä

Uns

seiner Stube in Gerlachs Haus vier Treppen hoch gefeiert zu haben, wie aus dem allerdings etwas ironisch-humoristisch gehaltenen Gedichte hervorgeht.

Etwa bis zum 20. September blieb Theodor in Leipzig und lebte so ganz den Vereinen, denen er angehörte, daß er darüber die Seinen in Dresden etwas vergaß. Die Mutter ermahnt ihn daher schriftlich, in seinen Briefen „mehr parlenter" zu sein. Für den 18. September dichtete er zu Ehren der feierlichen Disputation eines seiner Freunde, des Freiherrn Gustav v. Biedermann, ein vierstrophiges Gedicht. Die fünfundzwanzig unterzeichneten „frohen Gesellen in Ernst und Pflicht", zu denen eben auch Theodor gehört, bildeten vielleicht die Mitglieder der Makaria oder des anderen, sonst nicht näher bezeichneten ästhetischen Klubs.

In Dresden hatten inzwischen am 7. August die Eltern das Jubelfest der silbernen Hochzeit gefeiert. Der Vater hatte zu Ehren des Tages, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren seine geliebte Minna zum Altar geführt, der Gattin die nebenstehenden Verse gewidmet, die, getragen von dem herzlichsten Dankgefühl, glückliche Zufriedenheit und selige Hoffnung auf die Zukunft atmen.

Minna gab ihrer damaligen Stimmung in einem Briefe an den Sohn folgenden schlichten Ausdruck: „Wie glücklich war ich! eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren mit Deinem geliebten Vater durchlebt zu haben und beim Rückblick das Gute so überwiegend zu finden! Möchtet Ihr einst uns gleich glücklich sein!" Theodor hatte zu dem Feste ein „Andenken" geschickt. Den Mittag verlebte die Familie allein; abends aber wurde sie in der Singstunde durch eine Reihe musikalisch veranlagter Hausfreunde mit einem von Th. Winkler verfaßten Festgedicht überrascht, das nach des Vaters Bericht zwar nicht viel bedeutete, aber ihm doch durch die gute Meinung der Unternehmer Freude machte; gesungen wurde es nach einer weniger bekannten Melodie von Schillers Lied „An die Freude".

Die nächste Woche, in welche der Geburtstag Napoleons fiel, brachte manche Aufregung. Zu Ehren des Kaisers wurden auch in Dresden große Festlichkeiten veranstaltet. Schon am 14. August fand zur Vorfeier bei dem Minister von Senfft auf dessen in der Nähe von Dresden gelegenem Landsitz Tolkewitz ein Ball, verbunden mit Feuerwerk, statt. Von acht bis elf Uhr wohnten Körners dem Feste bei; aus Rücksicht auf die Mutter, die sich sehr wohl befand, aber sich doch auch nicht zu viel zumuten durfte, fuhr man beizeiten nach Hause, zumal da ja die Hauptkräfte für den folgenden Tag, der durch einen großartigen Ball bei dem Gesandten Bourgoing festlich begangen wurde, aufgespart werden mußten. In einem längeren Briefe schildert Emma ihrem Bruder den Verlauf dieser Feier, die bis vier Uhr dauerte; unter den jungen Damen, die gewiß Theodor interessierten, führt sie bei dieser Gelegenheit Fräulein v. Buchholz, die Tochter des

An Minna

am 7. August 1810.

Siehst du, Geliebte, den Baum, der nun jetzt
Jahre sind [illegible] schnell entflohen, seit wir
Regen kam von oben herab, es blieb ihm der
Unverletzt, und der Name steht unvers[illegible]
Ueber uns sehen wir ihn [illegible] blühende
Und in des Frühlings Schmuck [illegible]
Aufwärts schaut der Blick mit Staunen
Ringsum deckt uns ein Duft nicht das Getüm[illegible]
Und auf luftiger Höh vergessen wir unter
Doch in [illegible] versinkt Regen, Gewitter

Dr. Chn. Gottfr. Körners Gedicht an Minna Körner zur silbernen H[illegible]
Original im Körnermuseum.

den 21ten

Nimm meine herzlichsten Wünsche mein lieber Theodor, zu deinem Geburtstag, den wir leider nicht wie sonst mit dir zusammen feiern können, die Tante ist die einzige von uns welche die Freude hat dich diesen Tag zu sehen, und ich gäbe viel darum wenn ich mich auch einige Stunden nach Leipzig versetzen könnte. Mit den kleinen Geschenken welche du unter deinen Gaben finden wirst bitte ich dich deine Uhr zu schmücken, sie kommen von deiner Schwester. Du wirst deinen Geburtstag in Leipzig gewiss recht froh feiern, und dann gedenke unser meine Lieben

Brief Emma Körners an Theodor Körner zum 19. Geburtstage.
Handschrift im Körnermuseum.

Theodor wie wir Deiner mit herzlicher Liebe gedenken werden. Göthe wird den Sonntag Abend bey uns zubringen und noch einige Freunde, er wünschte gern auch einige von unsern Geschäftsmännern kennen zu lernen. Uebrigens ist er so ganz umgewandelt gegen Carlsbad, und da wir doch schon einmal wiederkommen, er ist lebhaft und [illegible] sprechen, und endlich sehr gemüthlich.

Lebe wohl mein Theodor, die herzlichsten Grüße an die Herzogin.

Ewig Deine Emma.

den Schüler beschäftigten. Namentlich dachte er daran, den schon im vorigen Jahre geplanten Ausflug nach Weimar zu unternehmen. Der Vater riet davon ab, aus dem einfachen Grunde, weil alle die Personen, die Theodor eben dort besuchen wollte, damals in der Fremde weilten. So unterblieb denn die Reise; wohl aber war Theodor öfters, vielleicht in Sachen der Thuringia, jedenfalls wegen Duellangelegenheiten, in der ersten Hälfte des Monats von Leipzig abwesend, ohne daß die Seinen rechte Kunde von seinem jeweiligen Aufenthalte gehabt hätten. Am 20. September machte er sich nach Löbichau auf, um dort seinen Geburtstag zu verleben. Tante Dora war bereits am 1. September zu einem einmonatigen Besuche dorthin gereist. Die Briefe, die ihm zum 23. übersandt wurden, sind beredte Zeugnisse für die Gefühle und die Empfindungen, die an diesem Tage das Innere der Seinen bewegten. Der Vater schrieb: „Morgen, lieber Sohn, werden wir oft Deiner gedenken. Du hast wieder ein glückliches Jahr verlebt, manchen bedeutenden Fortschritt auf Deiner Laufbahn und uns manche Freude gemacht. Eine höhere Hand, der wir innigst danken, hat Dich vor Unfällen bewahrt und Dich die schönere Lebenszeit ungestört genießen lassen. Das neue Jahr wird Dich hoffentlich immer weiter bringen, ohne Dich altklug zu machen. Mitten im Rausche der Jugend wirst Du immer mehr Besonnenheit und Haltung gewinnen, um Dich zwar hinzugeben, aber nicht überwältigen zu lassen. Ein erweiterter Gesichtskreis wird Dir in der geistigen Welt neue Genüsse darbieten; neue Fähigkeiten werden sich in Dir entwickeln und Deine vorhandenen Kräfte sich immer mehr ausbilden." Der Mutter Brief lautet: „Daß der 23. ein lieber, beglückender Tag für Deine Eltern ist, hat Dir unsere Liebe für Dich, teurer Sohn, schon oft gesagt, und es ist ein schmerzliches Gefühl für uns, Dich diesen Tag nicht zu sehen — daß unsere Geister Dir nahe sein werden, geliebtes Kind, wird Deine Seele empfinden. Gott segne Dich! Bleibe so gut, wie Du jetzt warst, und wir sind die glücklichsten Eltern. — Die kleinen Geschenke zur Erinnerung des frohen Tages; verbrauche sie in den Gedanken der Liebe und Treue Deiner Mutter."

Aber nicht bloß die Angehörigen in der Fremde gedachten des Geburtstagskindes; auch Tante Dora und namentlich die Herzogin, die ja so sehr für ihren Theodor schwärmte und ihm schon so oft reiche Gaben gespendet hatte, ließen es nicht an Glückwünschen und Geschenken fehlen. In einem kleinen, der Herzogin gewidmeten Liede unter der Ueberschrift „Meiner gütigen Pate" giebt der Dichter in launiger Weise seinen Gefühlen Ausdruck:

„Das neugeborne Kind
Freut sich der schönen Gaben
Und will aus Herzensgrund
Dafür bedankt sich haben.

kräftig und geistvoll. Das Drama veranlaßt ihn nun auch das Nibelungenlied selbst zu lesen; dann übersendet er Fouqués Dichtung dem Sohne und ist gespannt auf dessen Urteil. Als Theodor von dem Drama Kenntnis genommen, ist er so entzückt, daß er dem „Heldensänger des Nordens“ ein längeres Gedicht widmet, in dem er ihm dankt für den neuen Morgen, der in seiner Brust erwacht sei.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen
Zu des Nordens lichtem Kreis.

Als Antwort übersandte ihm de la Motte Fouqué ebenfalls ein Gedicht, worin er seiner Liebe zu der nordischen Welt Ausdruck giebt und den jugendlichen Sänger auffordert, nun auch die Harfe zu nordischen Heldenliedern erklingen zu lassen. Nicht mindere Freude machen dem Vater Apels Dichtungen und Oehlenschlägers „Reisejournal“. Daneben gehen Urteile über musikalische Aufführungen in Dresden, namentlich über die Leistungen Morlacchis und Weinligs. Für letzteren bittet er den Sohn, doch den Text zu einem deutschen Oratorium zu liefern; als geeignete Themata schlägt er ihm vor „Noahs Opfer nach der Sündflut“ oder „Der Tempelbau nach dem babylonischen Gefängnis“ oder „Die Versammlungen der Jünger Christi und der heiligen Frauen nach der Auferstehung“; auch in der Geschichte der Makkabäer oder in den Oratorien Metastasios lasse sich vielleicht etwas Geeignetes finden: hauptsächlich komme es dabei darauf an, daß es nicht an Chören und mehrstimmigen Sachen fehle. Wenn nun Theodor auch den Wunsch des Vaters nicht ganz erfüllte, so lieferte er doch bald einige für die Musik bestimmte Stücke weltlichen Inhalts; ganz unberücksichtigt dagegen ließ er das damals ebenfalls an ihn vom Vater ergehende Ersuchen, er möge doch „Eduard und Veronika“ fortsetzen und vollenden: das Epos ist Fragment geblieben.

Im Interesse des Sohnes beschäftigt sich der Vater damals ebenfalls mit historischen Studien; er empfiehlt ihm geeignete Bücher und teilt ihm sein Urteil über einzelne Leipziger Professoren mit. Zugleich mahnt er ihn, doch ja auch die alten Bekannten und Verwandten, wie Kunzes, Wendlers und Endners, zu besuchen und darüber zu berichten. Daß Theodor dieser Weisung nachkam, zeigt der Brief des Vaters vom 31. August an ihn, in dem es heißt: „Es freut mich, daß Du Gelegenheit hast, Deine Abende in munteren Familienzirkeln angenehm zuzubringen. Ich habe erwartet, daß es Dir in Leipzig an Unterhaltung dieser Art nicht fehlen würde“. Anfangs nahm Theodor auch bei einem Dr. Appel Unterricht in der Diktion und im Schreiben; es galt, die Fehler in der Aussprache, die ihm als Obersachsen noch immer in gewissem Grade eigen waren, völlig abzulegen. Aber auch diese Stunden wurden nicht allzulange besucht, zumal schon Anfang September, nach Schluß der Vorlesungen, verschiedene Reisegedanken

den Schüler beschäftigten. Namentlich dachte er daran, den schon im vorigen Jahre geplanten Ausflug nach Weimar zu unternehmen. Der Vater riet davon ab, aus dem einfachen Grunde, weil alle die Personen, die Theodor eben dort besuchen wollte, damals in der Fremde weilten. So unterblieb denn die Reise; wohl aber war Theodor öfters, vielleicht in Sachen der Thuringia, jedenfalls wegen Duellangelegenheiten, in der ersten Hälfte des Monats von Leipzig abwesend, ohne daß die Seinen rechte Kunde von seinem jeweiligen Aufenthalte gehabt hätten. Am 20. September machte er sich nach Löbichau auf, um dort seinen Geburtstag zu verleben. Tante Dora war bereits am 1. September zu einem einmonatigen Besuche dorthin gereist. Die Briefe, die ihm zum 23. übersandt wurden, sind beredte Zeugnisse für die Gefühle und die Empfindungen, die an diesem Tage das Innere der Seinen bewegten. Der Vater schrieb: „Morgen, lieber Sohn, werden wir oft Deiner gedenken. Du hast wieder ein glückliches Jahr verlebt, manchen bedeutenden Fortschritt auf Deiner Laufbahn und uns manche Freude gemacht. Eine höhere Hand, der wir innigst danken, hat Dich vor Unfällen bewahrt und Dich die schönere Lebenszeit ungestört genießen lassen. Das neue Jahr wird Dich hoffentlich immer weiter bringen, ohne Dich altklug zu machen. Mitten im Rausche der Jugend wirst Du immer mehr Besonnenheit und Haltung gewinnen, um Dich zwar hinzugeben, aber nicht überwältigen zu lassen. Ein erweiterter Gesichtskreis wird Dir in der geistigen Welt neue Genüsse darbieten; neue Fähigkeiten werden sich in Dir entwickeln und Deine vorhandenen Kräfte sich immer mehr ausbilden." Der Mutter Brief lautet: „Daß der 23. ein lieber, beglückender Tag für Deine Eltern ist, hat Dir unsere Liebe für Dich, teurer Sohn, schon oft gesagt, und es ist ein schmerzliches Gefühl für uns, Dich diesen Tag nicht zu sehen — daß unsere Geister Dir nahe sein werden, geliebtes Kind, wird Deine Seele empfinden. Gott segne Dich! Bleibe so gut, wie Du jetzt warst, und wir sind die glücklichsten Eltern. — Die kleinen Geschenke zur Erinnerung des frohen Tages; verbrauche sie in den Gedanken der Liebe und Treue Deiner Mutter."

Aber nicht bloß die Angehörigen in der Fremde gedachten des Geburtstagskindes; auch Tante Dora und namentlich die Herzogin, die ja so sehr für ihren Theodor schwärmte und ihm schon so oft reiche Gaben gespendet hatte, ließen es nicht an Glückwünschen und Geschenken fehlen. In einem kleinen, der Herzogin gewidmeten Liede unter der Ueberschrift „Meiner gütigen Pate" giebt der Dichter in launiger Weise seinen Gefühlen Ausdruck:

„Das neugeborne Kind
Freut sich der schönen Gaben
Und will aus Herzensgrund
Dafür bedankt sich haben.

Es war sein erst Gebet
In diesem neuen Jahre,
Daß treu des Himmels Hand
Ihm Deine Gunst bewahre.
Nun ist es frohen Sinns,
Wie sich die Zeit auch füge,
Und blickt, an Hoffnung reich,
Stillfreudig aus der Wiege."

In dem gastlichen Löbichau hatte Theodor zahlreichen Besuch vorgefunden, der namentlich an den Abenden zu geistreicher Unterhaltung sich vereinigte. Auch der jugendliche Dichter trug das Seine dazu bei, indem er sich mit Fräulein von Knabenau, einem Arzt und einem Künstler, Rösel mit Namen, zusammenthat, um sogenannte „Theeblätter" zu liefern, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Bei seinem poetischen Talente spendete natürlich Theodor die hauptsächlichsten Beiträge für diese Zeitung in Versen. Wie ungemein schnell er damals zu schaffen und zu formen wußte, beweist folgender Vorgang. An dem letzten Abend in Löbichau unternahm er mit einem Neffen der Schloßherrin einen weiten Spaziergang durch Garten und Hain, um von allen Stätten, wo er „göttliche Tage" verlebt hatte, Abschied zu nehmen. So erschien er denn erst sehr spät in dem Saale, wo sich gewöhnlich die Gesellschaft am Abende zu versammeln pflegte. Alle Mitglieder des Kreises waren schon da außer den beiden jungen Leuten. Theodor und der junge kurische Graf suchten leise einen Sitz, um die begonnene Vorlesung nicht zu stören. Nach getroffener Verabredung gab jeder von den Anwesenden seinen Beitrag für die Theeblätter laut zum Besten. Da fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er bei der Unruhe des letzten Tages ganz vergessen hatte, seinerseits für einen Beitrag zu sorgen. Doch bei seiner reich sprudelnden dichterischen Ader faßte er bald wieder Mut. Schnell zog er sein Taschenbuch hervor, löste ein Blatt heraus und warf mit dem Bleistift in Eile einige Verse aufs Papier. Und als nun die Reihe an ihn kam, las er, das schwärmerische Antlitz frei erhebend, zu Ehren seiner edlen Gönnerin folgende Charade vor:

Willst Du in Deiner Krankheitsnacht verarmen,
So brauche, was die erste spricht!
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glüh'n,
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte
Und schöne, selt'ne Blumen blüh'n.

Kurland.

Als er am folgenden Morgen auf einem Balkongeländer noch seine Fertigkeit als Turner zeigen wollte, glitt er aus und rannte sich einen eisernen Stachel in den Fuß. Eine volle Woche mußte er infolge dessen „auf einem Fleck“ liegen. „Himmlische Wesen,“ so schrieb er nach seiner Genesung an Schmid, „haben mich in meiner Krankheit gepflegt, sodaß es kein Wunder ist, daß ich nach acht Tagen wieder gehen konnte, trotzdem daß der Arzt vom Ambutieren (so) sprach“. Noch längere Zeit muß er den Fuß „erstaunlich schonen“. Die Tante hatte auch Briefe und namentlich Gedichte Theodors mitgebracht, darunter jedenfalls Abschriften von poetischen Erzählungen, Märchen und Charaden, die als Beiträge zu den Theeblättern handschriftlich im Gewahrsam der Herzogin geblieben.

Durch die Gräfin Rent erhielt der Vater im November eine vollständige Abschrift der Theeblätter nebst einer Kopie der Röselschen Zeichnungen, die ihm sehr gut gefielen. „Für einen ganzen Jahrgang,“ schrieb er bei dieser Gelegenheit an den Sohn, „möchte aber doch wohl am Ende der Stoff ausgegangen sein. Jetzt ist die Mannigfaltigkeit sehr hübsch. Von Dir fanden wir noch ein unbekanntes, artiges Gedicht, den „Springbrunnen“; die poetischen Beiträge der anderen wollen nicht viel sagen.“ Was den jugendlichen Sänger besonders in Löbichau angezogen hatte, spiegelt deutlich genug das Gedicht, von dem der Vater spricht, wieder: der Liebe Sehnsucht hatte „mit der Ahnung leisem Schauer wie ein Traum aus jener Welt“ seinen „Busen mächtig geschwellt“. Auch das nach einer arabischen Mythe verfaßte Gedicht „Die Monatssteine“ fällt in die damalige Zeit. Wenn Theodor auch den dem Sternenglauben und der Geisterwelt angehörigen Stoff bereits vorfand, so verdient doch gerade die Kunst der Darstellung und die feine Beobachtung der Natur hohe Anerkennung. Auch dem Vater macht das Gedicht viele Freude. „Es wird Leute geben,“ so meint er, „die dich deshalb für einen Anfänger der neuen mystischen Schule halten werden; aber dies darf Dich nicht stören. Deine Ansicht der Astrologie ist wirklich poetisch und führt Dich auf manche kühne und glückliche Ideen. Auch finde ich die Form für den Inhalt sehr passend und den Ton größtenteils gut gehalten.“ Nachdem er dann noch einige unbedeutende Ausstellungen gemacht, schließt er seine Rezension: „Im ganzen scheint mir dies Gedicht eines Deiner gelungensten Produkte zu sein, und ich möchte wissen, was Goethe dazu sagen würde“.

Von Löbichau, zu dessen Gästen nach einem Eintrage in Theodors Stammbuch damals auch Parthey gehörte, hatte der jugendliche Dichter ursprünglich noch eine „mineralogische Reise auf den Harz“ unternehmen wollen; dabei sollte seinem Freunde Schmid „auf der Gottesbelohnungsgrube bei Eisleben“ ein Besuch abgestattet und das herrliche Mansfeld besichtigt werden. Jetzt mußte er leider wegen seines Unfalles davon absehen, um noch rechtzeitig in Leipzig zur Immatrikulation einzutreffen. Am 5. Oktober ist er bereits in der Musenstadt; die

alte Wohnung außerhalb der Stadt hat er auf Anraten seines Vaters aufgegeben; seine neue Adresse ist „auf dem Brühl im Gerlachschen Hause vier Treppen hoch“. Auf demselben Flur wohnte Flemming, der im Sommersemester 1810 Senior der Lausitzer gewesen war.

Am 8. Oktober läßt sich Theodor in der philosophischen Fakultät immatrikulieren, und wieder hat er anfangs die besten Vorsätze. Der Vater unterhandelt mit ihm brieflich über die Collegia, die er hören will, bittet um Auskunft über einzelne ihm unbekannte Professoren und sendet oder empfiehlt ihm historische und philosophische Werke, unter den letzteren namentlich Mendelssohns Schriften, in denen er eine geistvolle Darstellung der Leibnizischen Philosophie finden würde. Aber gar bald ist von Vorlesungen und Professoren in den Briefen nicht mehr die Rede. Theodor fand in den Kollegien, wenn anders er sie überhaupt besuchte, keine Befriedigung; die abstrakten Untersuchungen der Dozenten genügten ihm nicht; vor allen Dingen aber nahmen die äußeren Zerstreuungen, zum teil auch seine poetischen Pläne und Entwürfe ihn mehr und mehr in Anspruch und entfernten ihn schließlich ganz von dem eigentlichen Zwecke seines Aufenthaltes in Leipzig. Was er seinen Kommilitonen war, und was sie von ihm hielten, beweist am besten der Umstand, daß er bei Beginn des Semesters zum Senior der Thüringer gewählt wurde, und dieses Ehrenamt würdig zu verwalten hielt er für seine vornehmste Pflicht. Dabei konnte vom Studieren nicht viel die Rede sein, zumal zu einer Zeit, wo es unter den studentischen Korporationen zu den ärgsten Reibereien und Konflikten kommen sollte.

Inzwischen war über das Leben der Leipziger Studenten auch zu des Vaters Ohren manches gedrungen, was schwere Bedenken in ihm wachrief. Daher hielt er es, noch bevor Theodor Löbichau wieder verlassen hatte, für seine Pflicht, den Sohn auf die schlimmen Gefahren eines derartigen Treibens hinzuweisen. „Ueber den herrschenden Ton unter den jetzigen Studenten in Leipzig,“ schreibt er ihm am 2. Oktober, „höre ich von allen Seiten so viel Klagen, daß einiges Vertrauen zu Dir dazu gehört, um dabei nicht unruhig zu werden. Ich bin fest überzeugt, daß Du aus eignem Antriebe nie etwas vornehmen wirst, was Deinen Eltern Kummer machen würde. Es wäre also bloß die Frage, ob Deine Kameraden so viel Gewalt über Dich bekommen könnten, um Dich mit sich fortzureißen. Du hast indessen eine gewisse Selbständigkeit, die ich schätze und die ich absichtlich nicht gestört habe. Mit Bewußtsein wirst Du sie schwerlich aufgeben; aber sie kann uns auch unvermerkt aus den Händen gewunden werden. Man sieht sich von Menschen umgeben, die uns von irgend einer vorteilhaften Seite erscheinen, aber über die man seine Ueberlegenheit fühlt. Was diese verlangen, thut man oft aus Gutmütigkeit, oft aus Trägheit, sich zu widersetzen. Ihre Herrschaft wird allmählich durch Gewohnheit befestigt, und sie erniedrigt uns nicht.“

Schon ernster klingen Worte, die offenbar nicht viel später als die vorhergehenden geschrieben sind: „Ich glaube gern, daß in dem, was man von den Leipziger Studenten, besonders von dem Einfluß der Heidelberger Emigrierten, erzählt, viel Uebertriebenes ist. Es graut mir nicht, wie manchem andern, vor jedem Ausbruch des Burschenlebens, und ich verkenne seine poetische Seite nicht. Aber es giebt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und Stumpfheit ist. Man braucht eben nicht ein Philister zu sein, um daran keinen Gefallen zu finden. Du hast Dir die Burschenwelt idealisiert, und ich habe nichts dawider. Aber bleibe nur Deinem Ideale getreu, sinke nicht zu Deinen Umgebungen herab, sondern ziehe sie zu Dir herauf! — Du wohnst, wie ich höre, mit mehreren Studenten in einem Hause. Dies hat nichts zu bedeuten, so lange Du Herr Deiner Stube bleibst und sie nicht zum Sammelplatz für jeden müßigen Hausbewohner wird. Es wäre doch schade, wenn Deine Zeit so manchem unbedeutenden Gesellen zu Gebote stehen müßte, dem es einfiele, sich von Dir die Langeweile vertreiben zu lassen. Also principiis obsta!"

Noch weiß der Vater nicht, daß der Sohn Thüringer und einer der flottesten Burschen ist; noch hat er das feste Vertrauen, daß dieser den Verirrungen und Auswüchsen des Studententums fern bleiben werde. Als dann aber die Nachrichten, die aus Leipzig zu ihm dringen, beunruhigender werden, als er gar von einem groben Exzesse der Studenten, bei dem am Ranstädter Thore auf einen Soldaten eingehauen worden war und zwar derartig, daß dieser an den Verwundungen starb, und in Verbindung damit von den in Leipzig bestehenden Ordensverbänden hört, da scheint es ihm zur Gewißheit geworden zu sein, daß sich Theodor bei seiner schon in Freiberg während des letzten Semesters hervorgetretenen Vorliebe und Schwärmerei für äußeres studentisches Wesen bereits von einer der gefürchteten Verbindungen habe fangen lassen. Am 11. Oktober heißt es in einem Briefe: „Ich kenne die Studentenorden nicht und bin in keinem gewesen; aber ich kenne den Geist der Orden überhaupt. Je glänzender die Außenseite, je begeisternder der Zweck und die Formen sind, desto bequemer wird der Orden zum Werkzeug für die Herrschsucht und andere Leidenschaften derer, die ihrer darin erlangten Gewalt sich mit Schlauheit zu bedienen wissen. Ein Mitglied, das es ehrlich mit dem Orden meint, ihn sich auch wohl idealisiert und im Moment der Gefahr sich nicht zurückzieht, ist ihnen willkommen und wird bald ihr Sklav. Es ist sehr natürlich, daß man Dich für eine gute Acquisition gehalten hat. Meine Warnung würde wenig gewirkt haben, da ich vor etwas Unbekanntem gewarnt hätte. Und ich kenne die Künste recht gut, wodurch junge Leute Deiner Denkart angelockt werden. Auch kommt jetzt wahrscheinlicherweise alle Warnung zu spät. Ich weiß es, daß es nicht so leicht ist, von einer solchen Verbindung sich wieder loszumachen, in die man einmal getreten

ist, und ich verlange auch nicht das Unmögliche. Aber freilich wünschte ich, daß Du nicht durch Ordensverbindungen genötigt würdest, an Handlungen teil zu nehmen, die Dir sonst nicht eingefallen wären. Laß Dich wenigstens nicht überlisten und weiter führen, als die Regel fordert! Und wenn Du voraussiehst, daß Dich der Orden in fatale Verhältnisse verwickeln wird, so untersuche, ob es noch möglich ist, ohne Deine Ehre zu verletzen, durch eine schleunige Entfernung von Leipzig unter irgend einem Vorwande dem Uebel zuvorzukommen! Laß Dich alsdann durch keine andere Rücksicht zurückhalten und komm hierher, um alsdann nach Berlin zu gehen! Dort ist vielleicht die Lage besser. Ich erwarte auf alles dieses keine Antwort; aber ich gebe es Dir nur zu erwägen." Mit banger Sorge sah der Vater voraus, was nur zu bald, allerdings noch schlimmer, als er befürchtet, wirklich eintreten sollte.

Jetzt erst, wo der Vater mit seinen Vermutungen auf der richtigen Spur war, sah sich Theodor veranlaßt, über seine Zugehörigkeit zur Thuringia nach Dresden zu berichten. Der Brief, in dem er dies that, ist leider nicht erhalten, wohl aber die Antwort des Vaters, der immer noch unbedingtes Vertrauen zu dem Sohne hegt: „Durch das, was Du mir über Deine Verhältnisse in Leipzig schreibst, bin ich völlig beruhigt und glaube Dir mehr als allem, was mir durch irgend jemand sonst hinterbracht werden könnte." Damit war fürs erste diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn erledigt, aber das Unheil, das diesem drohte, nicht abgewandt.

Bald nach Beginn des Wintersemesters brach der Konflikt, der zwischen den Landsmannschaften und der Verbindung der Adeligen schon seit längerer Zeit bestand, offen aus. Schuld daran war W. F. Lehmann, der damals das Seniorat der Lausitzer übernommen hatte. Dieser, ein herrschsüchtiger und aggressiver Charakter, stellte die Forderung, die „adelige Fechtgesellschaft" sollte ihre Fechtstunde aufgeben, ein Ansinnen, das natürlich zurückgewiesen wurde. Seinem Zorn darüber gab Lehmann am 28. Oktober öffentlich in Lindenau, wo sich auch die Adeligen zur Kirmeßfeier eingefunden hatten, in den beleidigendsten Aeußerungen Ausdruck, hauptsächlich weil es ihm hier mißlang, ein bürgerliches Mitglied der Adelspartei, Karl Sommer, mit dem auch Theodor bereits in Konflikt geraten war, zu den Landsmannschaften herüberzuziehen. Noch an demselben Abend beschloß „die vornehme Gesellschaft in Galakleidern", den Lausitzern und Thüringern, wenn diese mit ihnen Streit suchten, die Satisfaktion zu verweigern. Dies rief am folgenden Tage eine leidenschaftliche Szene auf dem Fechtboden hervor, wo die Fechtstunde der Landsmannschaften sich an die der Adeligen anschloß. Und als es nun hier fast schon zu Thätlichkeiten kam, wandten sich die Adligen mit einer Beschwerde, allerdings erst nur privatim, an den Rektor. Kaum hatten ihre Gegner davon Kunde erhalten, so erklärten sie die

adlige Gesellschaft in Verruf, und nunmehr begannen sich in den Kollegien, auf der Straße und Promenade, wie in den Kaffeehäusern die widerlichsten Scenen abzuspielen. Wohl suchten die Thüringer mehrmals zu vermitteln: entweder sollten die Adligen selbst eine schlagende Verbindung stiften oder sich aus dem Verruf herauspauken. Eine Hauptrolle bei diesen Ausgleichungsversuchen spielte Theodor. Er erschien auf dem Zimmer eines der beiden Herren v. Blücher und trug im Auftrage seiner Verbindung darauf an, „daß einige von den beiden Parteien gewählt würden, die die Sache ausmachten". Aber alle diese Forderungen wurden wiederum zurückgewiesen, und darauf sollen trotz Androhung strenger Strafen gegen Ende Dezember die Lausitzer den Adligen die Eröffnung des Knüppelcomments direkt und formell angekündigt haben. Jetzt versah sich die Gegenpartei mit Pistolen. Um die Wende des Jahres, namentlich in der Zeit vom 2. bis 5. Januar, kam es wiederholt öffentlich zu bösen Reibungen, ja zu Schlägereien. Nochmals scheinen die Thüringer Ausgleichsversuche angestellt zu haben; leider wieder vergebens. Die Adligen entschlossen sich sogar zu einem Schritte, der sofort die größte Erbitterung hervorrufen, dem Faß den Boden ausschlagen mußte: am 8. Januar wandten sie sich mit einer Denunziation voll boshafter Bemerkungen und gehässigster Behauptungen an das Concilium. In diesem Benehmen sahen die Landsmannschaften, und jetzt ebensowohl die Thüringer, wie die Lausitzer, einen Akt erbärmlichster Feigheit, und dem entsprechend traf man die Maßregeln. Man gab ihrer Gemeinschaft jetzt ganz allgemein den auch schon früher gebrauchten Namen „Sulphuria" oder „Schwefelbande". Zunächst suchte man sich mit der Hetzpeitsche in Avantage, wie man es nannte, zu setzen; dann griff man zum Ziegenhainer, und die unerquicklichsten Auftritte, die oft endlose Verhöre nach sich zogen, waren an der Tagesordnung.

Theodor als Senior der Thüringer spielte selbstverständlich eine Hauptrolle in dieser Konfliktszeit. „Es sind," so schreibt er am 5. Dezember an seinen Freund Schmid, „hier in meiner Burschenwelt so ungeheure Revolutionen entstanden, wo ich gewöhnlich mitten drin war, daß ich (erst) heute seit langer Zeit zu einer ruhigen Stunde gekommen bin." Mit Feuereifer stand er zu seinem Corps, mit Begeisterung trat er für dessen Prinzipien ein. Aber, zu seiner Ehre muß es gesagt werden, im Grunde billigte er durchaus nicht die provozierende Politik der Lusatia und ihres Präses. Wird doch, wie schon erwähnt, bei den Vermittelungsversuchen gerade sein Name genannt. Aber der Corpsgeist forderte seine Rechte; sicherlich war seine Klinge gefürchtet, und gewiß hat Wilhelm Kunze nicht so ganz unrecht, wenn er berichtet, Theodor wäre bald nach seinem Eintreffen in Leipzig in so viele Studentenhändel verwickelt gewesen, daß ein Duell das andere gejagt hätte. Machte er sich doch vor Weihnachten nach Dresden „eiligst und schleunigst auf die Socken, um — dem Carcer zu entgehen", und bald darauf kommen so viele

„Suiten“ heraus, daß er nach seinen eigenen Worten sicher „consiliiert“ worden wäre, wenn er nicht beizeiten sich entfernt hätte. Aber entschieden übertrieben und gar zu drastisch ist es, wenn Kunze in unmittelbarem Anschluß daran fortfährt: „Als ein Muster eines fidelen Burschen war er stets von den Pedellen verfolgt und gesucht, sodaß er kein festes Quartier mehr behalten konnte, öfter spät abends in mancherlei Verhüllung zu mir kam, nur um die Nacht zuzubringen. Seine Freunde hatten offene Kasse bei ihm, und aus Güte des Herzens versetzte er für sie alles.“ Trotz eifrigen Nachsuchens in den Leipziger Akten, die gerade damals mit peinlicher Genauigkeit geführt wurden, ist nichts davon zu finden gewesen. Mehr Glaubwürdigkeit verdient die Schilderung, die einer seiner damaligen Freunde, der schon erwähnte Amadeus Wendt, über sein Auftreten und seine Erscheinung in Leipzig giebt: „Körners Aeußeres war nicht gerade einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schmächtiger Körper, aber frisch und beweglich, langbeiniger Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst munteren Gesichtes empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkel glänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein deutscher, gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleine Pedanterie und Verstellung haßte er tödlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Roheiten annahm und sich in den bizarresten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Kultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur nach Jugendart meist zu stark ausgedrückte Einfälle und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versifikation mitzuteilen liebte. Dabei widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse seinem eigenen Aeußeren auf seltsame Art. So anmaßend und vernichtend oft seine Aussprüche über Litteratur und Kunstprodukte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung; ja, wo er nur einem Kunstfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf.“

Theodors äußere Erscheinung und sein Auftreten stand ganz im Banne der damaligen Sturm- und Drangperiode der Leipziger Musensöhne, und wenn er auch niemals der Gefahr, in burschikoser Plattheit und Renommisterei Schiffbruch zu leiden, näher gekommen ist als eben damals: der Kern war und blieb gut, so sehr auch die Schale jeweilig litt und das Innere in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Sein lebensfrohes Naturell, sein heiterer Sinn, sein für Genüsse und

Freuden leicht zugängliches Herz suchte und fand ja in Leipzig Gelegenheit genug zum Austoben. Das gesellige Leben, der Verkehr mit guten Freunden: das war es, was ihn befriedigte, was ihm auch Stoff für seine Dichtungen zuführte. Mehrere seiner Burschen= und Trinklieder verdanken gerade den damaligen Anregungen ihre Entstehung. In erster Linie gehört hierher das „Thüringer Bundeslied“, in dem er den Brüdern Mut und Treue, Gesang und Liebe als die unerschütterlichen, unverrückbaren Grundpfeiler ihres Bundes vorführt, und das ebenfalls für die Thuringia verfaßte Gedicht „Burschenweihe“, das die Freunde auffordert, „den Bundesschwur der ew'gen Treue für Burschenfreiheit, Kraft und Recht“ zu erneuen: nur wer ihn hält, könne für das Vaterland eintreten.

Auch das Trinklied „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!“ sowie die Umarbeitung des Weinliedes „Gläser klingen, Nektar glüht“ gehören derselben Zeit an. Anderen, ernsten Inhaltes ist ein Gedicht, das die Ueberschrift trägt: „In der Nacht vor einem Zweikampfe. Leipzig 1810.“ Fest und entschlossen geht er dem Tode, der ihm vielleicht morgen durch „des Gegners sichre Kugel“ bevorsteht, entgegen: kann er doch reinen Herzens aus diesem Leben, in dem er früh sein Ideal gefunden und aus treuer, voller Brust geliebt, scheiden.

Oben ist ja alles Guten Dauer,
Und die Erde nur hat Qual und Trauer,
Kuß der Liebe ist des Todes Schmerz,
Und der Freiheit Flug geht himmelwärts.

So weiß er sich zu einer Zeit, wo er des Lebens Lust in vollen Zügen genoß, in den Tod zu finden, wie er ja stets, in Gegensätzen sich bewegend, sich nie ganz zum Sklaven der Verhältnisse macht: heute überschäumend von jugendlichem Frohsinn, ist er morgen, wenn's die Stunde gebeut, zum Sterben bereit, schon jetzt entschlossen, sich loszureißen von allem, was ihn an dieses Leben kettet.

Gegen Ende des Jahres reitet er „mit einer großen Anzahl Kränzianer“ nach Halle, wo gerade eine Feierlichkeit zu Ehren des Königs Jerome stattfindet. Dies giebt dem Vater Veranlassung, zu schreiben: „Dein Ritt nach Halle mag ganz lustig gewesen sein. — Man beschuldigt uns einer Veränderung in Deinen politischen Grundsätzen, da eine Feierlichkeit für den König von Westfalen das Ziel war. Emma hat groß Aergernis daran genommen, ob sie gleich auch am 14. August getanzt hat.“ Der Vater nahm offenbar die Sache zu tragisch. Schon von Jugend auf war ja Theodor ein Feind französischen Wesens gewesen, und mehr und mehr sah er in Napoleon den Unterdrücker seines weiteren deutschen Vaterlandes. Giebt er auch diesem Gefühle des Hasses in seinen damaligen Gedichten keinen Ausdruck, so finden sich doch in ihnen Andeutungen genug, aus denen ersichtlich ist, daß er, ein echter Patriot, mit Freuden das Schwert ziehen und führen werde für Deutschland, wenn es ruft. So war es vielleicht bloß zufällig, daß er in Halle

gerade zu einer Zeit eintraf, wo dort die erwähnten Feste für Jerome stattfanden. Der Hauptzweck war jedenfalls eine Besprechung mit Vertretern der hallischen Landsmannschaften oder eine Ausfechtung von „Suiten en masse“.

In Dresden selbst war inzwischen wenig Neues geschehen. Mit Freuden sah man dem Eintreffen Einsiedels entgegen, die den Winter wieder in Dresden verleben wollten. Vorübergehend weilten Frau v. d. Recke und Miltitz von Siebeneichen in Dresden; ebenso sprachen Leipziger Bekannte, außerdem Sauerweid, ein Sohn Lavaters, sowie zwei Söhne des Hofrates Becker aus Gotha bei Dr. Körner vor. Für Becker, seinen alten Bekannten, erbat er von Theodor einige Beiträge zu dessen „Taschenbuch“. „Du siehst,“ schrieb er diesem, „daß, wie ich erwartet habe, es Dir nicht an Gelegenheit fehlen wird, Deine Gedichte in Taschenbüchern unterzubringen. In der Folge kannst Du dann wieder eine Sammlung von Gedichten herausgeben.“ Mit besonderer Liebe widmete er sein Interesse den nun seit so langer Zeit ja schon veranstalteten Singübungen. Aus ihnen war nach und nach ein Singinstitut hervorgegangen, das noch heute nach seinem eigentlichen Organisator und ersten Direktor, Anton Dreyßig, seinen Namen führt. Am 4. Oktober sollten die Uebungen des Institutes zum ersten Male in einem neuen Saale — in der Post — abgehalten werden. Da man bei der Einweihung einige Feierlichkeit gewünscht, so hatte sich Dr. Körner entschlossen, seinen „alten Pegasus zu besteigen“, während Weinlig „manches recht glücklich komponiert“ hatte. Leider kam es noch im Laufe des Jahres bei Gelegenheit des ersten von dem Institut veranstalteten philharmonischen Konzertes zwischen den sechs Vorstandsmitgliedern, zu denen außer Körner und Dreyßig noch Spillner, Loth, Michaelis und Grosse gehörten, zu einem Konflikt. Körner schreibt darüber an seinen Sohn: „Das Institut hat radikale Fehler und muß daher ein Flickwerk bleiben. Dreyßig hat kein Talent zur Direktion und weiß seinen Schülerinnen nicht fortzuhelfen; gleichwohl sollen diese vorzüglich bei den Solos angestellt werden, und sie leisten doch wenig. Spillner und Loth horchen auf die Urteile ihrer Bekannten und bestimmen sich danach bei der Wahl der Stücke, anstatt nach eigener Ueberzeugung sich für etwas Vorzügliches zu entscheiden. Sie werden Sklaven ihres Publikums, das sie beherrschen könnten. Unter diesen Umständen habe ich mich von der Direktion ganz losgesagt. Ich hatte immer drei Stimmen gegen mich, Spillner, Loth und Dreyßig, und die beiden anderen, Michaelis und Grosse, sind Nullen, auf die ich nicht rechnen konnte.“ Leicht wurde ihm dieser Schritt gewiß nicht: aber er war nicht der Mann, seine Kraft in den Dienst einer Sache zu stellen, die seinem Kunstideale so wenig entsprach. Sein Interesse für die Musik erlahmte trotzdem nicht. Vor allem liegen ihm Kompositionen von Gedichten Theodors am Herzen; wie einst an Methfessel, so denkt er jetzt an Anselm Weber und Leopold Reinecke in Leipzig, deren Bekanntschaft zu machen er seinem Sohne warm ans Herz legt.

In jene Zeit fällt auch die Abfassung einer kleinen prosaischen Schrift. Am 28. Oktober nämlich meldet er dem Sohne: „Mit der letzten Kutsche habe ich an Clodius einen Aufsatz für das „Vaterländische Museum“ geschickt, der den Titel hat: „Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes, und Vorschläge zur Verbesserung des Geschäftsganges enthält.“ Da aber Perthes infolge der Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserreich das „Vaterländische Museum“ am 1. Januar 1811 eingehen ließ und so die Flugschrift darin keine Aufnahme mehr finden konnte, schickte sie der Verfasser in den ersten Monaten des Jahres 1811 an seinen alten Freund Göschen, der auch diesmal wieder den Druck bereitwilligst übernahm. Am 6. April schrieb Körner an ihn: „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Schrift drucken wollen. Für den Buchhandel freilich ist sie zu klein; aber als eine Broschüre findet sie vielleicht um der Kleinheit wegen eher einen Leser, wie ich ihn mir wünsche.“

Körner geht von dem Gedanken aus, daß die Mängel der Staatsorganisation in mehreren deutschen Ländern durch den Druck der Umstände anschaulich geworden sind, und will untersuchen, wie man, nicht einfach nach französischem Muster durch Präfektur und straffe Centralisation, unter möglichster Schonung und Berücksichtigung der althergebrachten Formen und Anschauungen eben diesen Mängeln, insonderheit dem langsamen Geschäftsgang bei den deutschen Landeskollegien abhelfen könne. Zu diesem Zwecke bestimmt er zunächst — und das umfaßt den größten Teil der Abhandlung — den Wirkungskreis der Landeskollegien genauer. Das Wichtigste hierbei ist die Absonderung der speziellen Geschäfte der Provinz und innerhalb dieser wieder der Kreise von den allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Analog den Landeskollegien ist für jeden Kreis ein Kammerkollegium, eine Regierung oder ein Oberamt und ein Konsistorium zu errichten; ein „Oberaufseher“ mit beschränkter, von den Kollegien abhängiger Macht hat, bloß behufs der Einheit und des Zusammenhanges der Geschäfte, alle drei Kollegien des Kreises zu dirigieren. Dem allgemeinen Finanzkollegium und ebenso dem Landeskonsistorium sollen im allgemeinen die bestehenden Rechte als richtig und gut anerkannte gewahrt bleiben. Anders dagegen steht es mit der Landesregierung. Hier sind zunächst allgemeine Kriminalgerichte für jeden Amtsbezirk wünschenswert. Sodann ist die Polizei anders zu organisieren: ein Minister an der Spitze, unter ihm unmittelbar die Oberaufseher der Kreise, unter diesen die Amtshauptleute u. s. w. Die letzteren, die er das Auge und die Hand der Regierung in den kleineren Bezirken nennt, scheinen ihm besonders wichtig. Was endlich die Justizgeschäfte der Landesregierung betrifft, so schlägt der Verfasser zur Verhütung und Abkürzung der Prozesse Vergleichskommissionen und — namentlich bei den öfteren Vergehungen der Advokaten — Einrichtungen vor, wodurch es jeder Partei möglich gemacht würde, auch ohne Advokaten zu ihrem

Rechte zu gelangen; auch dürften jährliche Versammlungen der Kreisstände, die sich unter Direktion eines Oberaufsehers dazu vereinigen sollten, nicht nur den Behörden eine Erleichterung verschaffen, sondern auch sonst wohlthätige Folgen haben.

Die nächsten drei Teile sind außerordentlich kurz gehalten. Für eine Vermehrung der drei bestehenden Landeskollegien — davon handelt der zweite Teil — ist der Verfasser nicht; doch schlägt er als praktisch vor, daß aus mehreren Kollegien Deputationen zu einer besonderen Gattung von Geschäften ernannt würden.

An dritter Stelle wird nachgewiesen, daß der Geschäftsgang wesentlich gewinnen würde, wenn die Minister unter Unterstützung der Oberaufseher der Kreise bei weniger wichtigen Angelegenheiten befugt wären, nach Vorschrift der ihnen zu erteilenden Instruktionen entweder selbst darüber zu entscheiden oder unmittelbar die Entschließung des Fürsten darüber einzuholen, statt allemal als Vertreter des höchsten Landeskollegiums darüber gemeinschaftlich beraten zu müssen.

Der letzte Teil endlich empfiehlt als wesentliche Erleichterung und Beschleunigung für die Geschäfte der Minister und höheren Kollegien eine Abkürzung der schriftlichen Arbeiten. Aus eigenster Erfahrung und mit vollster Ueberzeugung konnte Körner schließen: „Auf diese Art verkleinern sich die Aktenstücke, die Uebersicht wird erleichtert, und viel Zeit gewonnen, die durch unnützes Abschreiben verschwendet wurde. Auch ist es nicht gleichgiltig, ob mancher Staatsdiener nicht mehr unter der Last mechanischer Arbeiten seufzt, die seinen Geist lähmten und ihm sein Amt verleideten. Der größere Staatsmann kennt den Wert solcher Untergebenen, die seinen Zweck und ihren kleineren Wirkungskreisen mit Verstand und Eifer befördern, so wie der größere Feldherr auch den einzelnen Soldaten höher zu schätzen weiß, der nicht als blindes Werkzeug, sondern mit Besonnenheit und Einsicht sich der Regel des Dienstes unterwirft."

Durch die Bereitwilligkeit, mit der Göschen bisher seine litterarischen Wünsche erfüllt hatte, ermutigt, wandte Körner sich bereits sechs Tage nach der Absendung seines letzten Briefes, also am 12. April, mit einem neuen Anliegen an seinen einstigen Geschäftsgenossen in Leipzig, indem er schrieb: „Teuerster Freund! Seit dem Empfange Ihres letzten Briefes habe ich einen Einfall gehabt, worüber ich Ihre Gedanken wissen möchte. Ich hätte Lust, unter dem Titel:

Versuche über Gegenstände der Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst, von Dr. C. G. Körner, Königl. Sächs. Appellationsrat

einige vorhandene Aufsätze zusammen drucken zu lassen. Diese wären:

1) über die Wahl der Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit.
2) Betrachtungen über die Verbesserung des Civilprozesses.
3) Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau.
4) über die Hilfsquellen Sachsens.
5) Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes.

6) über den Wert des Lebens eines einzelnen Unterthans in staatswirtschaftlicher Hinsicht.

7) über die brauchbarste Gattung statistischer Tabellen. —

Schreiben Sie mir darüber gelegentlich Ihre Meinung.

Mit aufrichtiger Freundschaft

der Ihrige

Körner."

Aber Göschen zeigte diesmal, wie aus weiteren Briefen ersichtlich ist, keine sonderliche Lust, auf Körners Plan einzugehen, sodaß sich dieser nunmehr an die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden wandte, wo er ein freundlicheres Entgegenkommen fand. Im Jahre 1812 erschien hier der Sammelband seiner politischen Schriften unter dem schon in dem Briefe an Göschen angeführten Titel. Von den Aufsätzen sind die sechs ersten, zum teil unter etwas abweichenden Ueberschriften, bereits erwähnt und besprochen. Neu ist nur der letzte, der nicht viel später als der unter Nr. 5 genannte fertig geworden ist; denn der Verfasser schreibt in dem Briefe an Göschen dazu: „Dies habe ich Rühlen für die Pallas gegeben. Weil er aber mit dem jetzigen Stück schließt, so weiß er nicht, ob noch Platz sein wird, es aufzunehmen. Auf alle Fälle würde er nichts dawider haben, wenn es etwa zu Michaelis in einer solchen Sammlung erscheint." Wegen Mangels an Raum fand allerdings diese Abhandlung, in welcher Körner zunächst die Wichtigkeit statistischer Tabellen überhaupt nachweist und sodann manchen interessanten, beachtungswerten Wink über die Arbeiten einer einzusetzenden Tabellenkommission, über Geburts-, Eheschließungs- und Mortalitätslisten, sowie über die Berechnung des Ernteertrages und des Nationalgewinnes aus Fabriken, Handel und Grundstücken giebt, keine Aufnahme in der Pallas und erschien somit erst 1812 zum ersten Male in Druck.

Zu Weihnachten kam Theodor nach Dresden, und zwar hatte er, wie wir wissen, Leipzig eiliger verlassen, als es wohl ursprünglich seine Absicht gewesen war.

Im Elternhause vollendete er zwei Operntexte, den „Meistersänger" und den schon öfters erwähnten „Alfred"; einen dritten, der den Titel „Chlotilde" führt, aber unvollendet geblieben ist, schrieb er auf die Bestellung des Komponisten Himmel. Auch für die beiden ersteren hatte er bereits Komponisten gefunden, und zwar für den „Meistersänger" K. Borromäus v. Miltitz, der allerdings des Vaters Erwartungen, wie schon öfters, herzlich wenig befriedigte, sodaß derselbe lebhaft dem Wunsche Ausdruck gab, daß der Text in den Händen eines anderen Komponisten wäre. Für den „Alfred", der in den folgenden Monaten noch etwas umgearbeitet oder verbessert wurde, zeigte Weinlig, damals Kantor an der Kreuzschule, „viel Wärme." Nach des Vaters Ansicht standen diesem Musiker „auf alle Fälle mehr Kunstmittel zu Gebote als Miltitzen", und

so hoffte er von dessen Genialität manches Gute für die Komposition des „Alfred“. Da sie aber auf sich warten ließ, schreibt Theodor am 6. Juni 1812 an den Vater: „Wenn Weinlig meinen Alfred nicht bald komponieren will, so soll er mir ihn schicken. Ich würde dann nach den etwas verbesserten Ansichten, die ich jetzt vom Theater und vorzüglich vom Operntexte habe, mehreres streichen, da das Ganze viel zu lang ist.“ Und am 11. Juli schreibt er in derselben Angelegenheit: „Den Alfred habe ich bekommen und in der Unbeholfenheit der Diktion mein erstes Werk mit väterlicher Strenge erkannt. Er wird viel Aenderung erleben müssen.“ Diese Aenderung nahm später bei der Herausgabe der Oper der Vater vor, indem er namentlich beträchtliche Kürzungen eintreten ließ.

Bei der Beurteilung dieser Gattung von Poesie, für die Theodor bei seinem Talente und der Begeisterung der Seinen, namentlich des Vaters, für Musik auch späterhin noch eine gewisse Vorliebe besaß, wird nicht nur auf das jugendliche Alter des Verfassers, sondern auch auf seine persönliche Verbindung mit den bedeutendsten Tonkünstlern seiner Zeit, die ihn „geradezu um Texte plagten“, Rücksicht genommen werden müssen, und wenn auch der Inhalt wenig befriedigt, so wird man doch zugestehen, daß die Diktion äußerst fließend und klar ist und einzelne der eingestreuten Lieder echt lyrisch und geradezu vollendet sind. Dies gilt besonders von dem allgemeiner bekannten „Alfred“; aber auch in den beiden anderen, bisher nicht gedruckten Opern finden sich, namentlich in den Arien, mehrfache Belege hierfür.

Der Inhalt des „Meistersängers“ ist folgender: Gertrud, die Tochter des reichen Augsburger Kaufmannes Reichhardt, ist in Liebe entbrannt zu dem gefeierten Meistersänger Heinrich Frauenlob. Der Vater, der das Beste seiner Tochter will, glaubt am besten für sie zu sorgen, wenn er sie mit einem Ritter vermählt. So hat er denn, unbekümmert um den Schmerz, den er ihr dadurch bereitet, den Ritter Robert vom Steine zu sich geladen. Aber noch bevor dieser erscheint, kehrt Heinrich von seiner Sängerfahrt, auf der er die höchsten Triumphe gefeiert, zurück, und von neuem versprechen er und Gertrud sich ewige Treue. Der Vater wird unfreiwillig Zeuge der herzlichen Liebe, die zwischen beiden waltet. So faßt er denn, zumal in dem reichen venetianischen Handelsherrn Fabricius noch ein dritter Freier auftritt, den Entschluß, seiner Tochter den als Gatten zu geben, der am folgenden Tage ihr das höchste Gut, die Seligkeit auf Erden, zu versprechen im stande sein werde. Und da ist es denn natürlich Heinrich Frauenlob, der, wie kurz vorher auf der Wartburg, so auch hier durch seinen Gesang und seine aufrichtige Liebe, außer der er der Geliebten nichts zu bieten vermag, den Sieg davonträgt über Robert, der ihr eine hohe, angesehene Stellung am Hofe, und über Fabricius, der ihr den Besitz der reichsten Schätze dieser Welt in Aussicht stellt.

Das dritte Stück endlich, dessen erster Akt im gelobten Lande zur Zeit der Kreuzzüge spielt, dessen zweiter Akt in Deutschland spielen sollte, führt den Titel „Chlotilde. Eine romantische Oper in zwei Aufzügen." Der Inhalt ist folgender: Chlotilde, die Gemahlin des Ritters Rudolph v. Rothburg, der, im Kampfe gegen Saladdin gefangen, nun schon drei Jahre im Morgenlande auf die Befreiung wartet, hat sich endlich zusammen mit einer Pilgerschar nach dem gelobten Lande aufgemacht. In ihrem Gefolge befindet sich ihr Schwager Kurt und ihr treuer Diener Werner. Das Stück beginnt mit einem Gesange des Pilgerchores, der, soeben vom Schlummer erwacht, Gott für den Anbruch des neuen Tages dankt und den Glauben als das höchste Gut preist. Werner bittet den Chor, die so schwer heimgesuchte und des erquickenden Schlafes so sehr bedürftige Chlotilde nicht zu stören. Doch schon erwacht diese. Auch sie segnet das süße Licht des Tages, wenngleich der „Liebe unendliche Schmerzen und Thränen und Sorgen" mit dem Morgen nur stärker erwacht sind.

„Nur wer der Liebe Lust
In seligen Stunden
Selig empfunden,
Kennt die unendliche Qual meiner Brust."

Da stürzt Kurt begleitet von den Pilgern, eilig herbei und meldet voll Angst das Nahen eines ottomanischen Zuges. Seine Aufforderung, schleunigst zu fliehen, wird von Chlotilde, die sich ganz auf Saladdin verläßt, der stets frommen Wallern seinen Schutz gewährt, entschieden zurückgewiesen, und so folgt denn ihre Begegnung mit der von den Ottomanen begleiteten Sultanin Fatime, die ihr auf das freundlichste entgegentritt und Schutz verspricht, sie aber zugleich mahnt, nicht weiter gen Osten zu ziehen, da ganz in der Nähe die Heere der Christen und Türken kampfbereit einander gegenüberstünden. Aus den darauf folgenden Dankesworten Chlotildens erkennt die Sultanin, daß die Schutzflehende nicht eine gewöhnliche Pilgerin ist. Vertrauensvoll gesteht ihr nun Chlotilde die volle Wahrheit, und wiederum versichert ihr Fatime, sie werde, wenn der Kampf ausgetobt, alles thun, damit sie wieder in den Besitz ihres geliebten Gatten komme. Ein hinzukommender Bote meldet den Beginn und dann von einem Aussichtspunkte aus den Verlauf des Kampfes, in dem schließlich, nachdem sowohl Fatime als Chlotilde jede für ihr Heer gebetet, die Türken siegen. Hier bricht das Stück ab, dessen Exposition eine an tragischen Konflikten reiche Handlung ahnen läßt.

Außer diesen Singspielen aber dichtete Theodor damals die bekannteste und entschieden auch beste unter seinen Balladen „Harras, der kühne Springer". Sagenhafte Stoffe waren ja von jeher ihm lieb gewesen; aber keinen hat er mit größerer Wärme und mit größerem Geschick behandelt. Für Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" bestimmt, wurde die Dichtung zugleich mit dem lustigen

Schwank „Der Weltschöpfer“, den Theodor später noch einmal im „Nachtwächter“ (1. Auftritt) verwertete, nach Gotha an den Freund des Vaters übersandt. Dieser scheint dann auf mehrere ungenaue oder falsche Reime aufmerksam gemacht zu haben; daraufhin legte Theodor an die Gedichte noch einmal die Feile, was ihm allerdings nach seinem eigenen Geständnis nicht leicht wurde, da er, wie er bei dieser Gelegenheit bekennt, als Sachse die „falschen Reime von d und t, b und p, g und ch“ im ganzen weniger als andere hörte. Endlich wurde auch eine Reihe neuer Charaden in der damaligen Zeit geschaffen.

Ziemlich lange blieb Theodor in Dresden; er wartete auf beruhigende Nachrichten aus Leipzig. Erst als es schien, daß auf die von den Adligen am 8. Januar eingereichte Denunziation nichts erfolgen würde, ging er nach der Universität zurück. Leider aber sollte er sich geirrt haben. Denn nachdem er am 26. Januar vor dem Konzil das erste Verhör zu bestehen gehabt, wurde über ihn, sowie über die anderen namentlich denunzierten Studenten vier Tage später als Strafe der sog. weite Arrest, d. h. der Stadtarrest, sub comminatione relegationis verhängt. Diese Maßregelung mußte natürlich den Groll der Landsmannschaften und jetzt auch Theodors gegen die Sulphuristen immer mehr steigern. Es galt nun, den Gegnern nicht nur das Verweilen in Leipzig zu verkümmern, sondern auch an anderen Universitäten unleidliche Zustände für sie zu schaffen. Und so wurden denn Anfang Februar von den Landsmannschaften Verrufserklärungen der „elenden“ Adelspartei zunächst nach Jena, Göttingen, Halle und Erlangen geschickt. Der in dieser Angelegenheit nach Jena abgesandte Brief ist von Theodors Hand geschrieben:

An die respecte Landsmannschaften in Jena.

Folgende zur Zeit in Leipzig Studierende (hier folgen die Namen mit dem Geburtslande oder der Geburtsstadt) hatten hier eine Sulphuria errichtet, wollten sich nicht schlagen, und da man ihnen zu Leibe ging, gaben sie im Konzil eine Denunziation der Landsmannschaften mit ihres Namens Unterschrift ein: Folglich sind sie im Vers . . . . . Da die meisten dieser Schwefelbande solcher Verhältnisse wegen auf Ostern andere Universitäten besuchen wollen, so warnen wir hiermit die respecte Landsmannschaften vor diesen Elenden und sind gewärtig, daß man sie in Jena ebenfalls in Vers . . . . thue, in gleichen Fällen ein Gleiches zusagend.

Leipzig den 1. Februar 1811.

L. S. Laurea virtutis Comes.

L. S. Contemnit tela virtus.

Dann folgt auf Seite drei und vier ein jedenfalls von Theodor verfaßtes, aber nicht von seiner Hand geschriebenes siebenstrophiges Bundeslied der Schwefelbande voll bitterer Ironie in derben, bisweilen cynischen Ausdrücken.

Unterdessen gingen die Holzereien zwischen den Landsmannschaften und Adligen allerorten in Leipzig weiter. Am 8. Februar wurde bei einer derartigen Schlägerei Theodors Ziegenhainer aus dessen Stube geholt und einer der Sulphuristen damit bearbeitet; daß er selbst aber sich an einer solchen Rauferei beteiligt hätte, dafür findet sich in den Akten auch nicht der geringste Anhalt. Wohl aber ging er leichtsinnigerweise trotz des über ihn verhängten Stadtarrestes Ende Februar zusammen mit Merbach, dem Vertreter der Lausitzer, als Deputierter nach Wittenberg, um auch dort für den Leipziger Verruf Stimmung zu machen. Wiewohl er sich daselbst „allerliebst" amüsierte und manchen Freiberger Freund wieder begrüßen konnte, so hatte er es doch versäumt, dem Vater zur rechten Zeit Kenntnis davon zu geben, wie er überhaupt damals im Drange der Verhältnisse ziemlich selten nach Hause schrieb. Vielleicht hätte ihn der Vater, wenn er vorher von der Absicht seines Sohnes Kunde erhalten hätte, gewarnt; nun, nachdem es geschehen, war nichts mehr zu ändern; er machte ihm deshalb auch keine Vorwürfe, hielt ihm aber doch vor, wie wenig Zeit und Mühe es ihm gekostet haben würde, kurz vorher oder von Wittenberg aus nur ein paar Zeilen zu schreiben. „Vom Sonntage bis zum Freitage warteten wir jeden Tag vergebens auf einen Brief. Die Mutter ließ sich nichts merken; aber ich kenne schon in solchen Fällen die Geschäftigkeit ihrer Phantasie. Ich selbst wurde jedesmal verstimmt, wenn es hieß, daß kein Brief da wäre. Der Wunsch, von dem, was einem lieb ist, zu bestimmter Zeit Nachricht zu erhalten, scheint so erlaubt und so leicht zu erfüllen zu sein." Zugleich teilt er ihm mit, daß die Vorlesungen in Berlin, wohin Theodor im Sommer gehen sollte, wie bereits Weihnachten beschlossen worden war, jedenfalls im April beginnen würden; auch habe er wegen eines Logis daselbst schon an seinen alten Freund Parthey und auch an den Kommissionsrat Gädicke geschrieben. Bald darauf scheint ein Brief von Theodor bei ihm eingetroffen zu sein, in dem er seinem Bedauern Ausdruck gegeben, daß er so bald aus dem ihm so lieb gewordenen Leipzig scheiden solle; denn der Vater schreibt am 8. März: „daß es Dir nicht leicht werden würde, Leipzig zu verlassen, habe ich erwartet. Du bist dort in angenehmen Verhältnissen gewesen und hast manche Personen gefunden, die Dir lieb waren oder Dich interessierten. In Berlin, hoffe ich, soll es Dir auch wohl gehen. — Indessen erhalte ich gestern einen Brief von Parthey, worin er verlangt, daß Du zuerst bei ihm wohnen und Dir dann selbst ein Quartier aussuchen sollst. Er schreibt so freundschaftlich und scheint sich so sehr über Deine Ankunft zu freuen, daß man sein Anerbieten ohne Bedenken annehmen kann."

Schon vor seinem Ausflug nach Wittenberg hatte Theodor am 13. Februar ein zweites und am 19. ein drittes Verhör zu bestehen gehabt, ohne daß er dem Vater hiervon etwas geschrieben hatte. Bei dem letzteren war mit ihm der Hof-

meister eines der adligen Herren, Fr. Silv. Kuhn, konfrontiert worden. Dieser hatte sich nämlich dem Konzil zur Bekräftigung alles dessen, was man dem jugendlichen Dichter schuld gegeben, als Zeuge gestellt; er war auch dabei gewesen, als Theodor dem Herrn v. Blücher den schon früher erwähnten Vermittelungsvorschlag machte. Das Resultat der Untersuchung war dann nach Dresden an den hohen Kirchenrat berichtet worden. Hier hatte der Vater, der erst jetzt von den Vorgängen in Leipzig genauere Kunde erhielt, Gelegenheit, sich mit dem Referenten in dieser Sache zu besprechen, und gewiß war dies, wenigstens für seinen Sohn, nicht ohne Einfluß auf den Ausfall der Sentenz. Am 11. März erfolgte in Dresden im Namen des Königs das Reskript, welches die vier denunzierten Lausitzer: Lehmann, Flemming, Merbach und Pauly, „als welche sich der Teilnahme an einer landsmannschaftlichen Verbindung, sowie zum teil der Aufforderung zu einem Duell verdächtig gemacht haben", zu sofortiger Entfernung durch das Consilium abeundi verurteilte; Theodor selbst wurde „wegen erheblichen Verdachtes der Aufforderung zu einem Duell" mit einer achttägigen Carcerstrafe belegt. Schon tags vorher war folgender, ernst mahnender Brief des Vaters bei ihm eingetroffen: „Lieber Sohn! Ich begreife, daß es Dir schwer wurde, mir von Deinen neuerlichen Verhören zu schreiben. Jetzt ist es nicht weiter nötig, und ich weiß den ganzen Hergang der Sache aus dem Oberkonsistorio. Kein Wort über das Vergangene; nur was jetzt zu thun ist, laß uns als Freunde gemeinschaftlich überlegen. Zuvörderst mußt Du wissen, in welcher Lage die Sache ist. — Das Oberkonsistorium will die Untersuchung nicht fortgestellt, sondern niedergeschlagen haben und sogleich entscheiden. Dir wird man eine Carcerstrafe auflegen. Die Sache ist in den Händen des Oberkonsistorialrats Kühn, mit dem ich selbst darüber gesprochen habe, und der billige Ansichten hat. Das Reskript wird noch in dieser Woche abgehen und wahrscheinlich auf den nächsten Sonnabend publiziert werden. — Du wirst beschuldigt, das Werkzeug einer Herausforderung gewesen zu sein. Ein Zeuge hat ausgesagt, Du hättest darauf angetragen, daß einige von beiden Parteien gewählt würden, die die Sache ausmachten. Du selbst sollst eingeräumt haben, daß Deine Unterhandlung der letzte gütliche Versuch gewesen. Also hat das Wort „ausmachen" in diesem Zusammenhange nur von Schlagen verstanden werden können. Geht die Untersuchung fort, so kann es nicht fehlen, daß Dir darüber der Reinigungseid zuerkannt wird. Du wirst ihn nicht schwören und dadurch Dich einer weit strengeren Ahndung aussetzen. — Jetzt ist die Sache mit einer leiblichen Carcerstrafe abgethan, und ich bin der Meinung, daß es besser ist, sich dieser zu unterwerfen. Du hast Stadtarrest. Diesen zu brechen und heimlich fortzugehen, hat sehr nachteilige Folgen. Auch wäre es für Dich ganz unanständig. Du sollst nicht wie ein Verbrecher von Leipzig entweichen. Die Ursache des Carcers ist eine Vergehung gegen die Ge-

setze, die nicht unbestraft bleiben kann, die aber Deiner Ehre nicht nachteilig ist. — Die Mutter weiß noch nichts von der Sache und soll sie erst in ein paar Tagen erfahren, wenn die Entschließung im Oberkonsistorio gefaßt ist. Ihr und mir wirst Du den Gefallen erzeigen, bei dieser Angelegenheit nicht leidenschaftlich zu Werke zu gehen und Dich nicht nach dem zu bestimmen, was etwa Deine Bekannten für gut befinden. Dein jetziges Benehmen ist zu wichtig für Deine künftige Existenz und für unsere Ruhe. Vor dem Konzilium betrage Dich ohne Furcht und Kriecherei, aber auch ohne Uebermut, und enthalte Dich aller unnötigen Aeußerungen! Laß Dich nicht verleiten, an den Denunzianten irgend eine Rache auszuüben. Von einer so verächtlichen Menschenklasse darfst Du keine Notiz nehmen! Was ich Dir in diesem Briefe vertraue, behalte für Dich! Nimm aber im voraus Deine Maßregeln, damit Du bald nachher, wenn Du aus dem Carcer kommst, nach Berlin reisen kannst! An Parthey schreibe noch nichts von Deiner Ankunft. Ich werde ihm morgen schreiben, daß sie sich verspätigt. Du büßest auf jeden Fall nur etwas von den Prolegomenen ein. Deine Reise sollst Du in einer Kurierchaise machen, wenn Dein Reisegesellschafter nicht wartet. Lebe wohl! Alles ist wohl; aber man weiß nicht, daß ich schreibe. —

Dein Vater Körner."

Nach diesem von der hochedlen Gesinnung des Vaters zeugenden Briefe konnte und mußte Theodor täglich die Citation vor das Leipziger Konzil erwarten, und verhältnismäßig gnädig wäre ja die Sache für ihn abgelaufen, wenn er die wohlgemeinten Worte, die ihm von Dresden geschrieben worden waren, beherzigt hätte. Aber leider brachte er sich durch fast unglaublichen Leichtsinn in die peinlichste Verlegenheit, sodaß er doch schließlich „wie ein Verbrecher von Leipzig entweichen" mußte. Am 17. März nämlich ließ er sich, noch bevor die Publikation des Dresdner Urteils erfolgt war, in eine neue Mensur ein, bei der nicht einmal „die gewöhnlichen Präkautionen getroffen" wurden. Er erhielt durch die Klinge des Gegners, den er zwar auch arg zurichtete, unmittelbar über dem einen Auge eine klaffende Wunde auf der Stirn oder, wie er an Schmid von Berlin aus schrieb, „einen derben Schmiß ins Gesicht". Notdürftig durch seine Freunde verbunden, wurde er von Eutritzsch, wo das Duell stattgefunden, in die Stadt zurückgeleitet. Mehrere Tage lang mußte er das Bett hüten, da „kalte Fieberschauer" sich einstellten. Unter der Pflege der Freunde erholte er sich nach und nach. Inzwischen aber traf das Urteil aus Dresden ein. Infolgedessen erschien am 18. der Pedell in seiner Wohnung, um ihn für den folgenden Tag zur Anhörung der Sentenz vor das Konzil zu laden. Theodor, der noch mit verbundenem Kopf im Bette lag, versicherte, daß er sich bei einem Sturze von der Treppe beschädigt habe und sich noch zu schwach fühle. Als der Pedell am 19. wieder bei ihm vorgesprochen und von dem Kranken wieder die Antwort erhalten hatte,

daß er noch nicht kommen könne, sah sich dieser genötigt, der vorgesetzten Behörde davon Anzeige zu machen. Trotz des naheliegenden Verdachtes, daß sich der Kranke schon wieder in ein Duell eingelassen hatte, geschah von seiten des ihm noch immer wohlwollenden Konzils nichts. Als aber am 21. morgens durch eine beim Rektor eingelaufene Denunziation „von einem vorgefallenen Duell, welches als der mutmaßliche Grund von Körners Verwundung angegeben wurde", die Sache offiziell anhängig gemacht worden war, erhielten der Universitätsphysikus Dr. Clarus und der Universitätschirurgus Gerlach den Auftrag, sich nach des Kranken Befinden umzusehen. Ersterer begab sich noch am 21. um drei Uhr in dessen Wohnung, fand ihn aber nicht zu Hause. Am Morgen desselben Tages nämlich hatten sich Flemming und Merbach, denen ihre Verurteilung am 19. mitgeteilt worden, unter feierlichem Komitat aus Leipzig aufgemacht, um nach Wittenberg zu gehen. Welche Rolle Theodor dabei spielte, und was dann weiter geschah, das schildert er selbst in dem Gedichte „Meine Flucht".

„Wen'ge Tage nach dem schlimmen Streite,
Ob ich gleich die Folgen noch empfand,
Gab ich zweien Freunden das Geleite,
Widerrechtlich vom Gericht verbannt.
Schmerzlich war der Abschied treuer Brüder,
Jeder Augenblick war uns Gewinn;
Doch mir war's gewiß, wir sehn uns wieder;
Gruß und Kuß — da flog der Wagen hin.

Als wir uns zur Stadt zurückgewendet
Und schon ihre Türme blinken sahn,
Sieh, wie mir vom Genius gesendet,
Sprengt ein Freund auf schnellem Pferd heran,
Meldet mir: „Bekannt ist die Geschichte!
Wärst Du mit den übrigen entflohn!
Denn die akademischen Gerichte
Suchen Dich auf Deiner Stube schon."

Nicht auf diese Post war ich bereitet;
Doch zum Glück fand ich mich bald heraus.
Einsam, von den andern nicht begleitet,
Schlich ich mich in eines Freundes Haus.
Jedem fremden Späherblick verborgen,
Blickt' ich ruhiger in die Gefahr;
Meine Brüder ließ ich für mich sorgen,
Und sie thaten auch, was möglich war."

Und nun beschreibt er in den glühendsten Farben weiter, was ihm seine bereits beschlossene Flucht aus Leipzig so unendlich schwer machen sollte. In den letzten Wochen nämlich war er noch in heißester Liebe entbrannt zu einem

Mädchen, deren Vorname — Henriette — sich in einem Briefe des Vaters vom 25. Mai findet. Am 6. März hatte Theodor noch an Schmid geschrieben: „Hier in Leipzig, wo ich übrigens herzlich gern blieb, hält mich die Liebe nicht. Ich bin zu sehr Bursch, um verliebt zu sein; lieben mag ich jetzt nicht.“ Und jetzt, vierzehn Tage später, war er nach eigenem Geständnis „verliebt bis über die Ohren“ und hatte „lange nicht so geliebt“. In schmerzlicher Erinnerung berichtete er von Berlin aus am 6. April an Henoch: „Lieber Fritz, da säß ich denn in Berlin, aus Leipzig in Nacht und Nebel exgekniffen, mit einer Schmarre im Gesicht und mit dem Relegat in der Tasche. Alles Kleinigkeit, wenn mich das Leben in Leipzig nicht gar zu freundlich angelächelt hätte, und mir die Liebe nicht versprach, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen. — Ach! welch ein Mädchen hab ich verlassen müssen! Freund, ich habe guten Mut bei der schmerzhaftesten Operation gehabt; aber der Gedanke, daß ich von dieser Himmlischen scheiden sollte, hätte mich rasend machen können.

Vorüber, vorüber, ihr himmlischen Bilder,
Vergangener Tage Seligkeit:
Das Leben fasse mich lauter und wilder
Und stürze mich in den Strudel der Zeit,
Daß ich vergesse, was ich verloren,
Was keine mir giebt von den kommenden Horen.“

Dieser Henriette zuliebe nun pilgerte der Sänger am Abend desselben Tages — am 21. März — nach dem Gewandhause, wo zum ersten Male vor Wochen ihn ihrer „Anmut Zauberbild erfreut“ hatte. Hier — es war gerade Konzert — hoffte er „von einem düstren Winkel aus“ sein „Ideal“ noch einmal zu erblicken. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Lange noch stand er da, nachdem er die Liebliche an sich „freundlich vorüberfliegen“ und „das ganze Reich der Harmonieen auf ihren engelmilden Zügen in verklärten Tönen glüh'n“ gesehen. Dann stürmte er „in der Brüder Reihn“, um seinen Schmerz zu betäuben. Auch am folgenden Tage blieb er noch versteckt in der Stadt.

„Denn die Wunde wollte noch nicht heilen,
Und gefährlich war so meine Flucht.“

Aber als der nächste Morgen graute, schlich er, nur „den treuen Schläger und die Laute“ mit sich nehmend, von treuen Freunden begleitet, „auf verborgenen Pfaden in die weite Welt“. Bald hatte er den für ihn bestimmten und bestellten Wagen erreicht.

„Und nun ging es, was die Pferde rannten,
Mir entfloh das liebliche Gefild,
Und die Türme dieser Stadt verschwanden,
Doch im Herzen blieb Dein schönes Bild.

Wie die Pferde mutig vorwärtszogen,
Ach, so zog die Sehnsucht mich zurück,
Und wie ich der Freiheit zugeflogen,
Ließ ich hinter mir mein schönstes Glück."

Glücklich wurde Wittenberg erreicht. Nach einem Eintrag, den Theodor einem seiner Freunde ins Stammbuch schrieb, weilte er noch am 25. daselbst. Die Verse, die noch die Erinnerung an die schöne, in Leipzig verlebte Zeit, aber auch schmerzliche Wehmut atmen, lauten also:

„Und mit Aeolsharfen-Tönen
Grüßt mich die vergangne Zeit,
Und mich faßt ein heißes Sehnen
Nach verblühter Seligkeit.

Zeilen der Erinnerung
an Ihren Sie nie vergessenden
Freund Theodor Körner."

Wittenberg
den 25. März 1811.

Andere Stammbucheinträge teils voll köstlichsten Humors, teils voll bitterster Ironie zeugen von dem leichten Sinn des Verfassers zu einer Zeit, wo für ihn das Relegat zu erwarten stand oder bereits über ihn ausgesprochen war. So widmete er dem nachherigen Pfarrer Sturz, seinem einstigen Studiengenossen und Verbindungsbruder, der ihm auch bei einem Duell sekundierte, später auch sein Kamerad im Lützowschen Corps war, folgende Verse:

„Einen Ansch . . auf der Nase
Und das Relegat in spe —
Das gehört zum echten Spaße,
Thut dem Burschen gar nicht weh."

Ein andrer auf den letzten Tag in Leipzig gehender Eintrag lautet also:

„In der Kunst sind wir uns Brüder.

TK

Dein Freund und Bruder
Theodor Körner
aus Dresden.

Am Tage, wo ich, vom Pedell gejagt, das Weite suchen mußte."

Es stammt diese Einzeichnung ebenso wie die folgende harmlosere

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

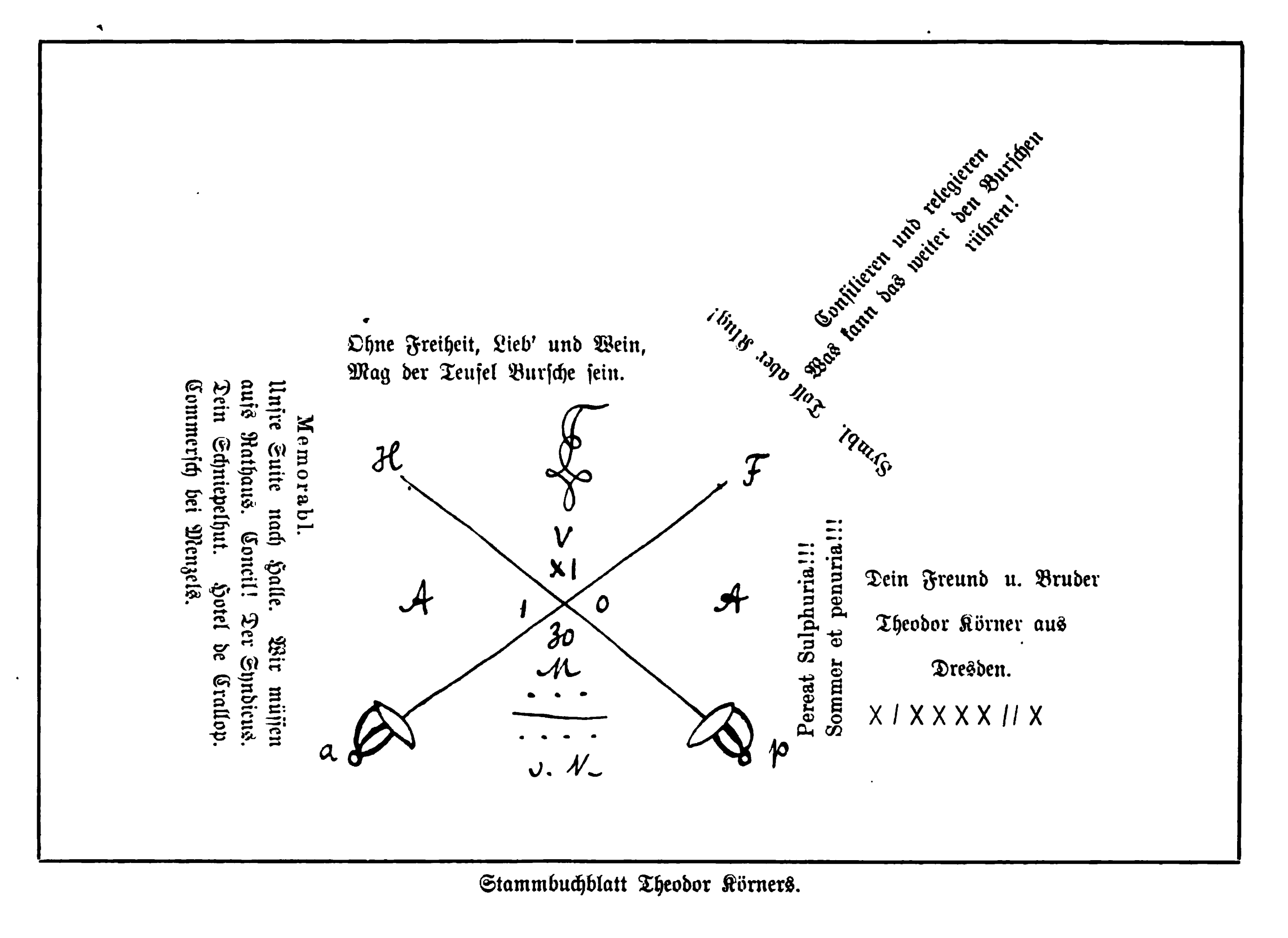
Zum Andenken an Deinen
Dich herzlich liebenden Freund
Carl Theodor Körner."

aus dem Nachlaß eines seiner Studienfreunde, des nachherigen Dr. med. K. Christian Weiß († 1860).

Zwar schon aus Berlin, aber doch noch auf die letzte in Leipzig verlebte Zeit sich beziehend, datiert folgende Widmung:

„Toll aber klug.
Berlin, den 16. April 1811.
Ausgeschmiert und relegiert,
Hat mich alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert;
Doch, trotz der Philosophie,
Blieb ich ein fideles Vieh.
Pereat Sulphuria!
Dein Freund, Bruder und Landsmann
Theodor Körner aus Dresden,
rel. cons. carcerisque Candidatus."

Spätestens am 27. März traf Theodor in Berlin ein; denn von diesem Tage bereits datiert seine Immatrikulation in die philosophische Fakultät (unter Nr. 317) an der neuen Universität, mit der er es jetzt eiliger hatte, als einst in Leipzig. Inzwischen hatte aber auch der Vater von dem neuen Duell und der Flucht seines Sohnes Kunde erhalten, und ohne Verzug richtete er tiefernste Worte an ihn, die, wenn auch nicht streng tadelnd, so doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen: „Lieber Sohn! Du weißt, daß es mir schwer wird, Dir nicht zu vergeben, selbst wenn ich Ursache habe, mit Dir unzufrieden zu sein. In dem gegenwärtigen Falle hätte ich freilich eine solche Wendung der Dinge nicht erwartet. Nach dem, was vorgefallen war, kann ich Dir freilich nicht verdenken, daß Du lieber von Leipzig heimlich weggingest, als Dich der Gefahr aussetztest, ein halbes Jahr ins Carcer gesperrt zu werden. Aber eine andere Frage ist, ob das Vorgefallene nicht zu vermeiden gewesen wäre." Die Größe der seinem Sohne drohenden Gefahr ahnte der Vater freilich nicht. Wegen weit geringerer Ursachen wurde nicht viel später der Subsenior der Thüringer, nachdem er sechs Monate lang in Untersuchungshaft gehalten worden war, zu achtjähriger Gefängnisstrafe, während des ersten Jahres sogar bei Wasser und Brot, verurteilt. Der Vater fährt in seinem Schreiben fort: „So ungern ich über vergangene Dinge predige, die nicht zu ändern sind, so muß ich Dich doch diesmal auf einige Punkte aufmerksam machen, weil es scheint, daß Du im Taumel der Leidenschaft alle Deine Verhältnisse zu vergessen gewohnt bist und besonders nicht daran denkst, was Deinen Eltern Kummer und Sorge verursachen muß. — Ich hatte Dich ernstlich gebeten, Dich in den letzten Tagen Deines Aufenthalts in Leipzig und bei der Lage Deiner schon anhängigen Sache vor leidenschaftlichen Streichen zu hüten. Dies schien mir kein zu großes Opfer zu sein, auch wenn Du dabei unter irgend einem Vorwande, der Dir kurz vor Deiner Abreise nicht fehlen konnte, Dich Deinen gewöhnlichen Gesellschaften hättest



Stammbuchblatt Theodor Körners.

entziehen müssen. Du scheinst dies selbst gefühlt zu haben, da Du schriebst, daß Du vor einiger Zeit Händel gehabt hättest. — Gesetzt aber, die Händel waren nicht zu vermeiden, so hätte doch wenigstens, selbst nach Studentengesetzen, das Schlagen so lange aufgehoben werden können, bis die acht Tage Carcer vorbei waren, und Dein Stadtarrest aufhörte. Aber Du rechnetest zu sehr auf Dein zeitheriges Glück, und die Erfahrung lehrt Dich nun, daß Du nicht immer in solchen Fällen Herr des Erfolges bist. — Mußte endlich die Sache sogleich ausgemacht werden, so wären doch wohl die gewöhnlichen Präkautionen möglich gewesen, damit man die Spuren des Vorfalls nicht auf der Straße wahrgenommen hätte. — Du kannst mir nicht schuld geben, daß ich einen Pedanten oder Philister aus Dir machen will; aber von einem Jünglinge von zwanzig Jahren, dem es nicht an Verstand und Stärke der Seele fehlt, kann man in wichtigen Fällen einige Besonnenheit fordern; man kann erwarten, daß er sich nicht wie ein Trunkener von jeder Leidenschaft fortreißen lasse. Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Wert und an Deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es Dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunsch ist, mir Freude zu machen. Dies kannst Du leicht in der neuen Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängst, und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein." Zugleich sandte ihm der Vater Empfehlungsbriefe an Schleiermacher, Graf Röder, Graf Hoffmannsegg, der sich als Botaniker eines guten Rufes erfreute, an Zelter und Fritz v. Pfuel, besorgte ihm auch solche von Geßler und der „Schönbergerin" und that überhaupt auch sonst alles, was in seinen Kräften stand. Seiner Gattin teilte er erst allmählich mit, was sich der geliebte Sohn hatte zu schulden kommen lassen, scheinbar blieb sie wenigstens ruhiger, als er geglaubt hatte; „nur wünscht sie wie ich," fügte er allerdings mahnend brieflich hinzu, „nicht von Berlin wieder solche Nachrichten zu erhalten."

Leider gab Theodor den Eltern bald Anlaß zu einem neuen, wenn auch geringfügigen Kummer. Statt nämlich zunächst Parthey aufzusuchen, was ihm der Vater doch so dringend ans Herz gelegt hatte, scheint er die ersten Tage bei Freunden gewohnt zu haben; am Ende des Monats bezog er sodann, ohne bei Parthey vorgesprochen zu haben, ein nicht ganz billiges Quartier in der Taubenstraße Nr. 33, eine Treppe hoch. Auf die Mitteilung davon an die Eltern schrieb Emma am 1. April folgende Zeilen an ihn: „Du hast uns recht viel Sorge gemacht, mein teurer Theodor, und wir haben mit Ungeduld die Stunden gezählt, bis wir auf eine Nachricht von Dir aus Berlin mit Bestimmtheit hoffen konnten. Du glaubst nicht, mit welcher unermüdeten Thätigkeit unser vortrefflicher Vater indessen für Dich gehandelt hat; er hat keinen unangenehmen Gang,

keinen Brief gespart, um alles zum besten zu lenken, und Du hast den guten Eltern manche schlaflose Nacht gemacht. Der Vater ist zu edel und zu delikat,



Hofrat Friedr. Parthey. Von 1745 bis 1821. Nach dem Dora Stockschen Pastellgemälde. Original im Körnermuseum.

um aller dieser Dinge gegen Dich zu erwähnen; aber an Dir ist es nun, mein geliebter Bruder, ihm alle seine Liebe und Güte durch verdoppelte Aufmerksamkeit auf seine und der guten Mutter Wünsche zu vergelten. Es war den Eltern

[illegible] uns allen ein [illegible] Gedanke, daß bei Deinem ersten Eintritt in Berlin das drückende [illegible], was ein jeder Fremder haben muß, welcher zuerst in eine große, ihm [illegible] unbekannte Stadt tritt, nicht statthaben würde bei Dir, da der [illegible] alles zu Deinem Empfange bereitet, und Du Dich sogleich in [illegible] finden würdest. Es that uns sehr leid, unsere Hoffnung [illegible] durch Deinen gestrigen Brief getäuscht zu sehen. Du sprichst [illegible] Du noch diesen Tag ein eigenes Quartier haben würdest, und [illegible] damit das bei Parthey meinst, wirst Du diesen sehr gekränkt [illegible] Du, ohne die mindeste Notiz von seiner freundlichen Einladung [illegible] für ein Quartier gesorgt hast. Der Gedanke, daß Du [illegible] könntest, schien den Eltern sehr unangenehm zu sein, [illegible] recht sehr, im Falle dies geschehen wäre, ja alles auf[illegible] wieder gut zu machen. Glaube nicht, mein teurer Theodor, [illegible] lasse, Dir Lehren geben zu wollen; aber nachdem ich [illegible] Eltern Sorge um Dich gesehen, muß natürlich der innige [illegible], daß Du jetzt alles vermeiden möchtest, soviel es nur in [illegible], was eine unangenehme Empfindung machen könnte."

[illegible] die Worte der Schwester zu Herzen und stattete alsbald [illegible] Besuch ab. Das entnehmen wir aus des Vaters Brief vom 4 [illegible] „Daß es Dir bei Parthey gefallen, freut mich. Er hat wirklich viel [illegible] an sich, und ein solches Haus wird Dir in manchen Fällen recht [illegible]." Ueber das erste Erscheinen Theodors nun in dem befreundeten Hause und die daran sich schließenden weiteren Besuche berichtet Gustav Parthey, der damals 12[illegible] Jahre alt war, in seinen „Jugenderinnerungen": „Einen nachhaltigen Eindruck gewährte es, als im Jahre 1811 Theodor Körner in unser Haus kam. Als er zu uns eintrat, jagte er den Kindern anfangs Furcht und Schrecken ein. Die mehr schlanke als breitschultrige Gestalt erschien uns von riesiger Größe. Er ging ganz schwarz gekleidet; der eng anliegende Gehrock war mit Schnüren besetzt. Auf der noch nicht ganz vernarbten Wunde trug er ein schwarzes Pflaster, und um dies zu verbergen, zog er eine dicke Locke seiner prächtig schwarzen Haare darüber, die auch das ganze Auge verdeckte. Tante Henriette nannte ihn deshalb den Cyklopen. Aber es dauerte gar nicht lange, so war er der Liebling der Kinder geworden, ohne daß ich recht anzugeben wüßte, woran dies gelegen. Er gab sich gar nicht besonders viel mit uns ab; aber er war eben eine gerade, offene, liebenswürdige Natur, die jeden für sich einnehmen mußte. Wenn wir des Abends in der Kinderstube hörten, Herr Körner sei vorn, so ließen wir die Schularbeiten liegen und eilten in das Besuchszimmer. Mit einer schönen, klangvollen Baßstimme las er eigene und fremde Gedichte vor, wobei der sächsische Dialekt uns nur anfangs störte: wir wurden von seiner Be-

geisterung mit fortgerissen. — Keinen größeren Gefallen konnte Körner uns thun, als wenn er in Tante Jettchens Stube uns etwas zur Guitarre sang. Allgemeine Heiterkeit erregte sein Lied:

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
Die schwammen bei Dresden wohl über den Rhein,
Sie schwammen sanft und leise;
Ein Frosch verschlang sie alle beid'
In den Hundstagen auf dem Eise.

Ein anderes Lied vom Doktor Eisenbart und seinen kräftigen Medikamenten fand nicht weniger Beifall. Tante Jettchen hatte auch die Guitarre gelernt und übte sich täglich auf das gewissenhafteste, kam aber, bei geringem Talente, nicht weit vorwärts. Die geniale Leichtigkeit, mit der Körner das Instrument behandelte, erregte ihre Bewunderung, die nicht ganz frei von Neid war. In der reichen musikalischen Sammlung des Großvaters Nicolai hatte sie eine handschriftliche Komposition von Zelter aufgefunden: Schillers Hero und Leander mit Guitarrenbegleitung. Dieses Stück erklärte sie für sehr schwierig und übte lange Zeit vergeblich daran. Als sie es eines Tages Körnern vorlegte, und er es nach einigen Versuchen ohne Anstoß spielte, gab sie ihren ungeteilten Beifall zu erkennen; doch konnte es uns nicht entgehen, daß sie seitdem die Guitarre weniger häufig zur Hand nahm, als früher."

Der Vater hatte dem Sohne nicht bloß Empfehlungsbriefe nach Berlin zugeschickt, er suchte auch sonst seine Pfade zu ebnen, und war namentlich darauf bedacht, für das Vergehen seines Sohnes bei dem Urteil, das ja über kurz oder lang in Leipzig oder Dresden über ihn gesprochen werden mußte, mildernde Umstände geltend zu machen. Am 22. März war der Pedell in Theodors Wohnung zum dritten Male erschienen, hatte aber das Nest leer gefunden. Nachdem dies dem Konzil gemeldet worden war, begann das gerichtliche Verfahren, indem der Angeklagte am 26. März zum ersten Male öffentlich vorgeladen wurde. Jetzt wandte sich der Vater, hiervon in Kenntnis gesetzt, am 30. mit einer Bittschrift an Rektor und Senat der Universität Leipzig: indem er die heimliche Flucht seines Sohnes in Anbetracht der Strafe, die diesen im Falle seines Erscheinens vor Gericht getroffen hätte, zu entschuldigen sucht und in Rücksicht auf die Jugend des Schuldigen um eine nachsichtige Beurteilung und eventuell um Bericht an den König bittet. Der Bericht wurde dann auch vom Rektor am 10. April erstattet, freilich in einer nicht gerade wohlwollenden Weise. Auch vom Kirchenrat in Dresden, bei dem der Vater ebenfalls eine „Vorstellung eingegeben", erfolgte ein abschlägiger, ungünstiger Bescheid: das Verfahren gegen Theodor solle fortgesetzt und, wenn er sich nicht stelle, zur Relegation geschritten werden. So wurde denn Theodor am 26. April zum zweiten und am 15. Mai zum dritten

Male öffentlich durch Bekanntmachung am schwarzen Brette citiert und am 19. Juni die Relegation ausgesprochen.

Fast zu derselben Zeit war in einer anderen, früher erwähnten Sache (vom 8. Februar), bei der, wenn auch nicht Theodor selbst, so doch sein Ziegenhainer eine Rolle gespielt hatte, von der Wittenberger Juristenfakultät das Urteil gefällt und dahin erkannt worden, daß wider ihn „zur Zeit und in Ermangelung eines geflissentlich geleisteten Vorschubes etwas weiter nicht vorzunehmen" sei; aber in die Kosten wurde er auch hier verurteilt.

Die Relegation seines Sohnes hatte der Vater von vornherein als ziemlich sicher erwartet. Fast mehr als dieses aber hatte er befürchtet, es möchte ihm dadurch eine Immatrikulation oder ein weiteres Studium in Berlin unmöglich gemacht werden. Dies wäre aber der Fall gewesen, wenn Berlin zu den mit Leipzig in Vertrag stehenden (sog. Kompaktaten-)Universitäten gehört hätte, auf denen ein von einer anderen, zu dem Bunde gehörigen Hochschule verwiesener Student keine Aufnahme finden durfte. Daher hatte er sich schon am 31. März auf die Kunde, daß auch zwischen Leipzig und Berlin eine solche Konvention geschlossen werden solle, an Schleiermacher gewendet:

„Ew. Hochwürden

haben mir während Ihres hiesigen Aufenthalts ein so unbegrenztes Vertrauen eingeflößt, daß ich ohne Rücksicht um Ihre Amtsverhältnisse Sie mit völliger Offenheit um eine Nachricht zu ersuchen wage, die in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens mir zu großer Beruhigung gereichen kann. Die Veranlassung ist folgende. Ich habe sehr Ursache, zu bereuen, daß ich meinen Sohn nicht schon Michaelis vorigen Jahres nach Berlin, sondern erst ein halbes Jahr nach Leipzig geschickt habe. Als er dort ankam, hatte sich unter den dasigen Studenten ein Klub gebildet, der größtenteils aus Adligen bestand und auf gewisse Distinktionen Anspruch machte. Das gab Anlaß zu Streitigkeiten mit anderen Studenten. Mein Sohn konnte dabei nicht lange neutral bleiben, da ihm ein leerer Dünkel verhaßt ist, und er an jeden braven Burschen sich leicht mit Wärme anschließt. Die Feindschaft des adligen Klubs gegen meinen Sohn wurde vielleicht noch dadurch vergrößert, daß er durch einige Talente und durch die Bekanntschaften seiner Eltern in Leipzig in einigen Gesellschaften Vorzüge genoß, die man beneidete. Er ist dabei ein guter Fechter, und auf dem Fechtboden hatte man wahrnehmen können, daß er vor einer Klinge sich nicht zu fürchten brauche. Ein bequemes Mittel schien daher, ihn durch Denunziationen mürbe zu machen. Eine Gelegenheit hierzu zeigte sich, als mein Sohn an diesen Klub von anderen Studenten abgeschickt wurde, um eine gütliche Ausgleichung der Streitigkeiten zu versuchen. Dies wurde als eine Herausforderung denunziert,

und es fand sich ein Zeuge, der wider meinen Sohn aussagte. Der Kirchenrat sistierte die Untersuchung und diktierte meinem Sohne acht Tage Carcer. Als er eben dieser Entscheidung sich unterwerfen wollte, wurde er von neuem wegen Verdachts eines Duells denunziert. Er sollte zum Anfang der Vorlesungen in Berlin sein und mußte in Leipzig eine langwierige Untersuchung befürchten. Er entschloß sich also, heimlich fortzureisen, wird nun durch öffentlichen Anschlag citiert und, wenn er auf das dritte Mal nicht erscheint, der Regel nach relegiert. Gleichwohl halte ich dies für ein kleineres Uebel, als was ich bei seinen Verhältnissen in Leipzig im Fall seines dortigen Erscheinens zu befürchten habe. Nur beunruhigt mich die Nachricht, daß, wie ich höre, die Berliner Universität mit Wittenberg und Leipzig wegen der Relegation eine Konvention eingehen will. Ich begreife sehr wohl, daß die Berliner Universität nicht geneigt sein kann, relegierte Studenten ohne Unterschied aufzunehmen. Aber es wäre doch schade, wenn sie sich das Recht nicht vorbehalten sollte, nach der Ursache der Relegation zu fragen und dann nach Befinden der Umstände zu dispensieren. So ereignete sich jetzt in Leipzig der Fall, daß drei ausgezeichnete Studenten mit dem Bedauern selbst mehrerer Professoren fortgeschickt wurden, weil sie als Mitglieder einer Landsmannschaft denunziert worden waren. Diese sind als Sachsen schon hinlänglich bestraft, da sie in ihrem Vaterlande keine Beförderung hoffen können; noch härter aber wäre es, wenn sie auch im Auslande ihre Studien nicht fortsetzen dürften.

Meine inständige Bitte ist nun, mich darüber zu beruhigen, ob mit Leipzig eine solche Konvention wirklich intendiert wird, und was mein Sohn unter obigen Umständen in diesem Falle zu erwarten hat. Wegen dessen, was ich Ihnen über meinen Sohn anvertraue, Sie um Verschwiegenheit zu ersuchen, ist bei Ihnen nicht nötig.

Verzeihen Sie einem Vater, daß er Sie mit dieser Angelegenheit beschwert. Mit innigster Hochschätzung

der Ihrige

Dresden, am 31. März 1811. Dr. C. G. Körner."

Schleiermacher antwortete dem besorgten Vater äußerst freundlich und herzlich und beruhigte ihn namentlich wegen seiner Befürchtungen hinsichtlich der bösen Folgen, die die Relegation des Sohnes auch für Berlin haben könnte, indem er ihm mitteilte, daß Theodor selbst im schlimmsten Falle doch in Berlin bleiben und seine Studien fortsetzen könnte. Mochte nun Schleiermacher die Sache zu leicht genommen oder selbst nicht genau genug Bescheid gewußt haben: Theodor wurde, nachdem sein Relegationspatent auch der nunmehr zu den Kompaktatenuniversitäten gehörigen Berliner Hochschule übersandt worden, am 14. August

durch Beschluß des akademischen Senates auch von Berlin exkludiert. Theodor hatte inzwischen Berlin verlassen, um in Wien seine Studien fortzusetzen. Der Vater versucht indes alles, um ihm den Besuch einer deutschen Hochschule wieder zu ermöglichen. Zu dem Ende wandte er sich denn, nachdem er das Kalenderjahr der Relegation erst hatte zu Ende gehen lassen, im Februar 1812 zugleich unter Beifügung der schon früher von Lampadius und Werner ausgestellten Zeugnisse Theodors in einem Immediatgesuch um Begnadigung an den König.

Bereits drei Tage später erhielt er einen günstigen Bescheid, nach welchem dem Sohne das fernere Studium zu Leipzig und Wittenberg gestattet wurde; „jedoch hat er," so hieß es in der Antwort weiter, „solchenfalls die ihm durch unser Reskript vom 11. März des vorigen Jahres diktierte achttägige Carcerstrafe noch zu verbüßen, auch bei unausbleibend zu gewarten habender Relegation sich der Teilnahme an verbotenen geheimen Verbindungen zu enthalten und überhaupt den akademischen Gesetzen gemäß sich zu bezeigen; zu diesem Behuf aber ist von seiten der Universität auf ihn ein wachsames Auge zu führen, er auch dessen bei seiner Readmission in Leipzig und Wittenberg nachdrücklich zu bedeuten." So war denn endlich die Sache zu des Vaters Zufriedenheit erledigt: sein Sohn war rehabilitiert und konnte, wenn er die in dem Reskript gestellten Bedingungen erfüllte, die Studien fortsetzen und beendigen; der Weg war ihm geebnet, und wenn er ihn nicht betrat, so lag dies an Verhältnissen, unter deren Zwang sich auch der Vater beugte.

Außer der leidigen Angelegenheit beschäftigte den Vater damals am meisten, abgesehen von seiner amtlichen Stellung, Schillers Biographie. Nachdem er auf seine Bitte um Beiträge von Goethe einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte, wandte er sich an Wilh. von Humboldt, der nach seiner Uebersiedelung nach Wien die Körnersche Familie dorthin zum Besuch eingeladen hatte. „Der Gedanke," so schrieb ihm Humboldt zurück, „spricht mich sehr freundlich an; aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblickes abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen!" Nachdem er dann in geistvoller Weise Schillers Leben und Dichten charakterisiert hat, erklärt er sich für unfähig, „ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zu zeigen. Herzlich aber freut es mich," so schließt er den ziemlich langen Brief, „daß dieser Gegenstand, der uns beide näher angeht als sonst irgend jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schillers sähe ich sehr gern vor dem Druck; aber ich fühle, daß Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können." So war denn Körner auf sich und seine Korrespondenz mit Schillers Gattin angewiesen, und die Briefe, die nunmehr zwischen beiden gewechselt wurden, zeigen, wie ernst er seine Aufgabe nahm und wie fleißig und sorgfältig er damals arbeitete, er, der nach Charlottens Ansicht „Schiller am besten in der

Welt kannte, weil sich beide in einer Periode ihres Lebens fanden, wo die erste Jugendbildung schon vorüber war, und der Geschmack, wie das Urteil sich geläutert hatte".

Die Zeit, die Theodor in Berlin verbrachte, sollte dem Vater noch manche bange Stunde bringen: noch hatte der Sohn nicht ausgetobt, noch hatte das freie, ungezwungene Burschenleben seine eigenartigen Reize für ihn nicht verloren, noch war er zu sehr begeistert für die hohen Ziele seiner Verbindung, als daß selbst die ernsten Mahnungen des Vaters einen nachhaltigen Eindruck auf ihn hätten machen können.

Ein schlimmer Umstand für ihn war, daß sich drei Leipziger „Kränzianer", unter ihnen auch Flemming, nach Berlin gewendet, um dort weiterzustudieren oder vielmehr um ihr burschikoses Wesen in noch ausgelassenerer Weise weiterzutreiben. „In Berlin wird ein äußerst flottes Leben aufgeführt werden," schrieb er am 6. März an Schmid. „Der Bursch hat ungeheure Freiheiten daselbst." Schon diese Worte deuten an, mit welchen Absichten er die neue Universität zu beziehen gedachte, und bald genug war er wieder „im Sturm". Der ursprüngliche, von ihm und den drei anderen Landsmannschaftern gefaßte Plan, in Berlin eine Saxonia zu begründen, wurde wegen Mangels an „honetten" Burschen aufgegeben; außer Flemming traten sie der Guestphalia bei, und nicht lange dauerte es, so war Theodor Chargierter. Und als nun gar auch einige von der Adelspartei, nämlich Nostitz und Wallmoden, in Berlin auftauchten, die natürlich über Theodors Erscheinen nicht wenig erschrocken waren, konnten sich hier die Leipziger Scenen und Vorgänge von neuem abspielen. „Da wir vier Landsmannschafter sind, so giebt's wohl manchen Tanz", diese an Merbach in Wittenberg gerichteten Worte charakterisieren deutlich genug auch die in der Guestphalia herrschende Stimmung. Treu stand Theodor auch hier zu seiner Verbindung, deren schwarz-grün-weißes Band er mit Stolz trug. Begeistert dichtete er zu ihrem Ruhme drei Lieder, die, vom edelsten Patriotismus getragen, Freundschaft und Vaterland, Biederkeit und Ehre, Eintracht und Tapferkeit, Edelmut und Brudersinn als unveräußerliche Güter des Bundes und der deutschen Nation überhaupt preisen. Es sind diese Lieder gewissermaßen Vorläufer der nachherigen patriotischen Muse Theodors, und so abfällig man auch sonst über die Verirrungen des jugendlichen Sängers, zu denen er durch das Verbindungsleben verleitet wurde, urteilen mag: das eine wird man nicht leugnen können, daß hier für ihn der Grund gelegt wurde zu dem edlen, begeisterten Patriotismus, der ihn, als das Vaterland rief, freudig Gut und Blut zu opfern bereit finden ließ. Theodor selbst hat, als er sich bald darauf von dem ihm so lieb gewordenen Bunde wieder trennen mußte, in einem aus Wien vom 28. September desselben Jahres datierten Abschiedsschreiben an die Westphalen sich deutlich genug über

den hohen, idealen Zweck der Verbindung ausgesprochen, dankbar eingedenk alles dessen, was ihm die Guestphalia gewesen war und für alle Zukunft sein sollte. Der von ernster Selbsterkenntnis und einer durch die Erfahrung geläuterten Lebensanschauung zeugende Brief lautet:

„Freunde, Brüder und Landsleute! Ein wunderbar gelauntes Schicksal läßt mich nie lange froh sein im Kreise meiner Freunde. Ich hatte in Leipzig kaum angefangen, in freien brüderlichen Verhältnissen mich glücklich zu fühlen, als ich, um einer üblen Behandlung zu entgehen, flüchten mußte. Ich habe in Berlin kaum an Euren Bruderbund mich angeschlossen, kaum habe ich Euch kennen gelernt und mich der Stelle gefreut, auf der ich stand, so trennt mich eine langwierige Krankheit von Euch, und nun, da ich wiederkehren will, um das Vertrauen zu verdienen, das Ihr mir gezeigt habt, sind mir die Thore zugesperrt und der Eingang verwehrt. Mir bleibt also nichts übrig, als Euch aus der Ferne mein brüderliches Lebewohl zuzurufen und um die Fortdauer Eurer Liebe zu bitten.

Schön war der Zweck, der uns vereinigte, deutsche Jünglinge, und ihres vollsten Strebens würdig. Noch einmal Dank aus ganzem Herzen unserem wackern Haase, der den Baum mühsam pflanzte, unter welchem wir so freudig saßen; — noch schöner ist der Lohn, wenn wir zum Zweck gelangen: alten deutschen Sinn und unserer Väter Kraft wollten wir in uns aufziehen und treu bewahren und wie die alten Germanen nichts für höher erkennen, als das Vaterland und unsere Ehre und die Freiheit. Giebt's Wörter in allen Sprachen der Welt, die ein Herz mehr entflammen können? Schande und Schimpf über den, der nicht sein Leben in die Schanze wirft für diese Dreifaltigkeit, deren Gottheit in Germaniens ewigen Wäldern schon vor Jahrtausenden ihren Tempel hatte. — Mir aber, der zum letzten Male mit Euch spricht, vergönnt es, wie es einem Sterbenden vergönnt ist, noch einige herzliche Worte über das gemeinschaftliche Streben zu sagen.

Ein großes Wort ist mit der Freiheit ausgesprochen; aber das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Ein jeder Mann von Kraft trägt ein unverfälschtes Gesetzbuch — in seinem Herzen. Das Gefühl der Ehre bleibt die ewige Richtschnur einer jeden Handlung. So haltet denn ohne Wanken an den Gesetzen Eures Bundes, wo es mit Worten klar ausgesprochen wird, was noch dunkel in mancher Brust wogt und wallt, und straft mit schonungsloser Strenge den Uebertreter! Seid begeistert für Euren Verein, wagt Gut und Leben, wenn es seine Freiheit, seine Erhaltung gilt! Aber bedenkt auch, daß dieser Bund nach den Jugendjahren den größten Teil seiner speziellen Beziehung verliert, daß Ihr ins kalte Philisterleben müßt, wo Euch dann nichts bleibt als die Erinnerung und die Ueberzeugung, daß sich die Brüder unseres Bundes immer erkennen, sich

helfen, im Kampfe für Freiheit, wenn es einst tagen sollte, die nähere Vereinigung wiederherstellen werden, und so unser Bund seine höchste geheime Bedeutung erringen kann! Drum versäumt es nicht, über der Liebe zum fröhlichen Genuß und über dem wilden Drängen nach Freiheit den Wissenschaften, wo eigentlich die höchste Freiheit ist, zu opfern, und verscherzt nicht mutwillig, wie ich, das Glück, in so schönen Verhältnissen fortleben zu dürfen. Der Kampf für die Ehre und der Tod für sie ist schön und gerecht, aber zart und leicht zu überschreiten die Grenze zwischen der gerechten Verteidigung seiner Ehre und Händelsucht. Händel suchen bleibt immer niederträchtig, und ein schimpflicher Uebermut ist's, mit dem Leben oder wenigstens dem Glück anderer ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Haltet Euch rein von dieser Pest, und Euer Bund wird blühen und gedeihen.

Und so lebt wohl! Trennen kann uns das Schicksal, aber wir sind ewig eins in einem großen und gemeinschaftlichen Streben und bleiben Brüder der drei schönsten Farben, Brüder in Kraft, Hoffnung und Freiheit. Gott sei mit Euch! Euer

Theodor Körner."

Für einen Jüngling, der so sprechen und denken konnte, war die scheinbar unheilvolle Zeit des Verbindungslebens nicht ohne Segen geblieben; was er in Leipzig und Berlin kennen gelernt und mitgemacht hatte, trug Früchte hundert-, ja tausendfältig zu seines Namens Ehre und des Vaterlandes Ruhm.

Der Vater hatte keine Ahnung von dem, was sein Sohn in Berlin eigentlich trieb. Die ersten Briefe, die er an ihn richtet, enthalten zwar noch Mahnungen und sind nicht frei von bangen Befürchtungen, ja in einem warnt er ihn direkt vor dem Anschluß an eine „geheime Gesellschaft", und selbst Schleiermacher bittet er, sich des Sohnes anzunehmen, indem er schreibt: „Für Ihre Güte und Sorgfalt wird mein Sohn gewiß nicht unempfänglich sein. Daß er vielleicht zu sicher darüber ist, in Berlin keine Händel zu bekommen, rührt teils von seinem leichten Sinn her, der freilich oft in Leichtsinn ausartet, teils eben auch aus einem festen Vorsatze, Streitigkeiten zu vermeiden, den er jetzt, wie er schreibt, und wie ich zu glauben Anlaß habe, wirklich gefaßt hat. Ihre Warnungen wird er gewiß immer dankbar aufnehmen." In den folgenden Briefen aber findet sich von einer derartigen Stimmung nichts mehr: der Vater ist vollständig beruhigt und lebt der besten Hoffnung. In erster Linie interessiert ihn natürlich das Studium seines Sohnes, aus dem in Leipzig so wenig geworden war. So ist er denn aufs höchste gespannt zu erfahren, welche Kollegien sich dieser ausgesucht. Er empfiehlt ihm namentlich, eine von Schleiermacher angekündigte Vorlesung über Dialektik zu hören, wenn sie nicht mit anderen Stunden kollidiere; nicht so sehr ist er zuerst für Fichte, der sich besser für das Wintersemester eignen würde. Als

sich dann Theodor trotzdem entschlossen hat, auch bei diesem zu belegen, ist er gleichwohl damit einverstanden: „Fichte wird Dir verzweifelt trocken vorkommen. Auch gehöre ich nicht zu seinen Anhängern. Aber seine Philosophie kann man nicht unbemerkt liegen lassen; man muß sich einmal durchgearbeitet haben, und dies ist für den Scharfsinn eine tüchtige Uebung. Wer ihm auf seiner Bahn folgen kann, hat sich vor der abstraktesten Spekulation nicht zu fürchten. Selbst die Mathematik giebt der Phantasie mehr Nahrung, als seine Philosophie. Im Vortrage war er sonst sehr deutlich, was bei dem, was er zu lehren hat, nicht leicht ist." Daneben wurde römische Geschichte bei Niebuhr, Metrik bei Böckh, Zoologie bei Lichtenstein und Botanik bei Wildenow gehört oder wenigstens belegt. Fast zu lange dauert es dem Vater, der dem Sohne empfohlen hat, einige Zeit auch auf Sprachen, namentlich auf das Griechische, zu verwenden, ehe die Vorlesungen beginnen, und als er endlich in den ersten Tagen des Mai von dem Anfang Kunde erhalten, da hätte er bald gern näheres darüber erfahren, wie dem Sohne die Berliner Professoren gefielen. Aber Theodor scheint auch damals wieder im Schreiben etwas lässig gewesen zu sein, zumal da ihn manch anderes mehr interessierte als die Philosophie Schleiermachers und Fichtes oder die Klassifikation eines Lichtenstein und Wildenow, und ihm immer noch jede in Fröhlichkeit verbrachte Stunde besser schien, als ganze Jahre trüben Fleißes. Besonders „herrlich" fand er das Theater; es zog mehr und mehr ihn an, zumal bei der Vortrefflichkeit der Schauspieler. Von der Vorstellung der „Jungfrau von Orleans" war er so entzückt, daß er auf die „hübsche und talentvolle Schauspielerin Beck", welche die Hauptrolle spielte, ein Sonett dichtete. Die „Braut von Messina", die er ebenfalls sah, gab dem Vater Veranlassung, sich mit ihm über die Bedeutung des Chors, der nach seiner Ansicht der tragischen Handlung eine höhere Würde gab, und den er für seine Person nicht gern missen möchte, brieflich zu unterhalten.

Auch die Konzerte, deren es in Berlin „zu tausenden" gab, boten reiche Abwechslung. Auf Veranlassung des Vaters war er, wie Parthey berichtet, wegen seines klangvollen Basses in die Zeltersche, von Fasch gegründete Singakademie eingetreten:

„Eine Gesellschaft echter Musikfreunde aus den gebildeten Ständen hatte sich vereinigt zur würdigsten Ausführung der besten klassischen Werke auf dem Gebiete der geistlichen Musik, die man sonst nirgends zu hören bekam. — Körner empfand eine große Freude an dieser reinen Vokalmusik, wie sie ihm selbst die berühmte Kapelle der Dresdner katholischen Kirche nicht geboten hatte. Er besuchte die Versammlungen der Singakademie sehr regelmäßig, die ihr Repertorium nach und nach immer weiter ausdehnte. Es wurden nicht nur reine Gesangsstücke gegeben; die mächtigen Oratorien von Händel, die stachligen und doch

schmackhaften Arbeiten von Johann Sebastian Bach, die Werke von Benda, Graun und anderen Meistern kamen zur Aufführung. Fasch hatte für die Akademie seine schon erwähnte berühmte sechzehnstimmige Messe geschrieben, deren seltene Aufführung immer wie ein großes Ereignis von der Berliner musikalischen Welt betrachtet wurde. Zelter wollte als der Nachfolger von Fasch nicht zurückbleiben und komponierte damals ein Oratorium, die Auferstehung Christi, das zwar keinen Anspruch darauf machen konnte, mit Grauns viel gefeiertem Tod Jesu in die Schranken zu treten, das jedoch eine Reihe von Jahren gern gehört wurde. Ich war viel zu jung, um über den musikalischen Wert der Arbeit irgend ein Urteil zu haben: ich weiß nur noch, daß einige kräftige Chöre mir sehr zusagten, während die meisten anderen Stücke mich langweilten. Der Tod Jesu wurde gewöhnlich am Karfreitag gegeben, und die Auferstehung kam zu Pfingsten an die Reihe. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten wir Körnern zu, wenn er von den Proben zu diesen Musikstücken erzählte: wie anfangs die einzelnen Chorstimmen eingeübt wurden, wie bei dem ersten Zusammensingen gewöhnlich alles durcheinandergehe, wie dann Zelters mächtige Stimme ein lautes Halt ertönen lasse, worauf die Sache von vorn anfange, bis zuletzt die Chöre in vollkommener Harmonie und Ordnung einherflössen. Die öffentliche Aufführung der Auferstehung fand bei überfülltem Saale statt, ein für Zelter erfreulicher Umstand; denn in jenen patriarchalischen Zeiten der Singakademie hatte der Vorsteher kein bestimmtes Gehalt, sondern war auf die immerhin unsicheren Einnahmen der öffentlichen Aufführungen angewiesen. Die Solostimmen und die Chöre hielten sich sehr brav; nur einmal bemerkten wir, daß die Bässe um einen halben Takt zu früh einsetzten. Zelter war nach dem Schlusse des Oratoriums sehr vergnügt; als mein Vater ihm zu dem in doppelter Hinsicht angenehmen Resultate des Abends gratulierte, sagte er in seiner derben Weise: „Danke, danke; ich wünschte, der Herr Christus wäre zweimal auferstanden!“ Am folgenden Abende wurden bei uns im Freundeskreise die Einzelheiten der gestrigen Aufführung durchgesprochen, und jenes Vorschlagen der Bässe blieb nicht unerwähnt. „Ja wohl,“ sagte Körner mit der größten Unbefangenheit, „dieser Schnitzer rührte von mir und meiner Umgebung her. Zelter warf uns einen grimmigen Blick zu! Ein Glück, daß wir nicht umwarfen!“

Bei der Liebe Theodors zur Musik war es kein Wunder, daß er Zelter oft besuchte und gern bei ihm war. Auch bei Hoffmannsegg wurde er auf das freundlichste empfangen. Weniger herzlich dagegen trat ihm beim ersten Besuche Schleiermacher entgegen. Als der Vater dies erfahren hatte, schrieb er an den Sohn: „Was Du mir von Schleiermachers Aufnahme schreibst, wundert mich sehr nach seinem Briefe an mich. Er leidet jetzt oft an Magenkrampf und war vielleicht verstimmt. Auch hatte man vorher, ehe er Dich sprach, halb-

offiziell von Leipzig aus über Dich nach Berlin geschrieben. Vielleicht hat ihn dies verlegen gemacht. Laß Dich nicht abhalten, den Versuch bei ihm zu wiederholen!" Der väterlichen Mahnung scheint Theodor jedoch nicht Folge geleistet zu haben.

Wohl aber trat er in nähere Beziehung zu Ludwig Jahn und Friesen, die seit 1810 in der von Dr. Plamann 1805 gegründeten Pestalozzischen Knabenschule zusammen als Lehrer wirkten. Beseelt von der Ueberzeugung, daß eine Hauptaufgabe der Erziehung, noch dazu bei der Not des Vaterlandes, in der körperlichen Kräftigung der Jugend bestehe, glaubten sie alles daran setzen zu müssen, die ihnen anvertrauten Schüler zu kräftigen Jünglingen und Männern heranzubilden. So trieb denn Jahn schon im Sommer 1810 mit seinen Zöglingen körperliche Uebungen, denen er im folgenden Winter eine festere Gestaltung gab und die er, wie bekannt, mit dem Ausdruck „Turnen" bezeichnete; im Juni 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz in der Hasenheide.



Ludwig Jahn. Von 1778 bis 1852.
Nach einem Stich von Nordheim.

Neben und mit Jahn wirkte Friesen, der zunächst das Fechten ausgebildet hatte und dann das Schwimmen förderte; unter den turnerischen Uebungen ist besonders das Schwingen (Pferdspringen, Voltigieren) auf ihn zurückzuführen. Nun findet sich unter Theodors Gedichten ein höchst launiges, das die Ueberschrift trägt „Anmeldung des Großpapas bei dem Turnwart zum Voltigieren". Das kann nur im Frühling des Jahres 1811 auf Grund einer Kenntnis der Neuerungen, die damals auf dem Gebiete der Körperpflege gemacht oder angestrebt wurden, verfaßt sein. Wenn dem so ist, wird man annehmen dürfen, daß Theodor eben damals auch mit Jahn und Friesen bekannt und befreundet gewesen, zumal wenn man bedenkt, wie sehr er sich für alle körperlichen Uebungen interessierte und selbst in den meisten unübertroffen dastand. Und auch hier werden gerade, sowie bei der den nationalen Gedanken in ihrem Schoße pflegenden und stärkenden Zelterschen Liedertafel die patriotischen Bestrebungen und Ziele, die Männer wie Jahn und Friesen verfolgten, nicht ohne Einfluß

auf das für sein Vaterland allmählich immer wärmer schlagende Herz Theodors geblieben sein, besonders weil er auch dem zwar schon Ende 1809 durch ein Dekret Napoleons aufgelösten, aber im Stillen weiter wirkenden „Tugendbunde" als Mitglied beigetreten war.

Von seinen poetischen Produkten fällt in den Berliner Aufenthalt außer den bereits angeführten Gedichten zu Ehren der Guestphalia das im Berliner Tiergarten in heiterer Stimmung verfaßte „Lied an den Frühling", eines der schönsten, die Theodor überhaupt gedichtet, von solcher Wärme, so froher Hoffnung und so hinreißender Wirkung, daß der Vater den Versuch machte, „es für die Begleitung der Guitarre zu komponieren", und außerdem das zum Geburtstage der Hofrätin Parthey gedichtete „Lied der Rose, am 14. April 1811", welches Zeugnis ablegt von des Dichters Verehrung der seinen Eltern befreundeten und auch ihm so freundlich gesinnten Familie. Auch sei hier noch eines bisher nicht gedruckten, der Herzogin von Kurland gewidmeten Gedichtes gedacht. Schon zu ihrem Geburtstage, dem 3. Februar, hatte ihr Theodor eine poetische Huldigung dargebracht, in welcher er die „freundliche Liebesgestalt" und das „Engelsgemüt" der Herzogin mit der schönsten unter den Blumen, mit der Rose, verglichen. Am 29. März, also noch ganz unter dem Eindruck der letzten Leipziger Tage, dichtete er, wohl veranlaßt durch ein ihm von seiner mütterlichen Freundin übersandtes Bildnis, das Lied „An das Bild", das wir freilich nicht um seines zweifelhaften poetischen Wertes, sondern um des Gegenstandes willen hier folgen lassen:

Mit des Liedes voller, ganzer Feier
Grüß ich Dich, geliebtes, schönes Bild;
Deinen Namen flüstert meine Leier,
Deine Züge sind mir ewig teuer —
Ach, sie sind so engelrein und mild:

Auf dem Pult dort will ich Dich bewahren,
Still betrachtend will ich vor Dir steh'n;
In des Lebens Stürmen und Gefahren
Soll mir, wie vom heil'gen Herd der Laren,
Friede sanft von Dir herüberweh'n.

Wenn ich in der Dichtkunst dunklen Sagen
Irrend mich mit leisen Tönen stahl,
Meinen schönsten Träumen nachzujagen,
Nur die Augen brauch' ich aufzuschlagen,
Und gefunden ist mein Ideal.

Wenn ich je dem Zeitensturz erliege,
Zum Gemeinen sinke ohne Scheu,
Einen Blick auf diese reinen Züge,
Und das Edle kommt mit mächt'gem Siege,
Und ich bleibe meinem Herzen treu.

gingest alsdann nicht eher wieder nach Berlin, als zu Anfang der Vorlesungen, und bliebst ein halbes Jahr länger dort."

Als Theodor, durch diesen Brief in seinem Entschlusse bestärkt, von den ihm befreundeten Familien Abschied nahm, dachte er gewiß nicht daran, daß er fürs erste Berlin nicht wiedersehen sollte.

Durch das so plötzliche Scheiden Theodors aus Berlin wurde leider auch die Erfüllung eines Lieblingswunsches des Vaters vereitelt. Schon lange nämlich hatte er die Absicht gehabt, Berlin und seine dortigen Freunde und Bekannten zu besuchen. Jetzt, wo der Sohn dort studierte, hatte sein Plan eine festere Gestalt gewonnen; nun aber mußte er aufgegeben werden.

Theodor verließ am 4. Juni Berlin wieder nach einem zweimonatigen Aufenthalte. „Noch sehe ich ihn deutlich vor mir," so schreibt Parthey in seinen Jugenderinnerungen, „wie er in eleganter heller Strumpfhose, schwarzem Frack und weißem Hut nach unserem großen Garten in der Lehmgasse kam, um Abschied zu nehmen. Das Gesicht war blaß; aber die männlich schöne Gestalt hatte nichts von ihrer Würde verloren."

Kurz vor seiner Abreise erhielt Theodor aus Leipzig von einer „teuren Freundin", vielleicht von Henriette, eine geschmackvoll gestickte Brieftasche nebst einem „lieben Brief". Umgehend dankte er der freundlichen Spenderin. „Die liebliche Gabe," so schreibt er an sie, „soll mir ein Heiligtum sein, wo nur das wohnen soll, was meinem Herzen das Nächste und Liebste ist." Fast hat er in der Begeisterung Lust, zu der Geliebten nach Leipzig zu eilen; aber da er „dort nicht den sichersten Aufenthalt" finden würde, so will er lieber in seinen vier Pfählen bleiben.

Mit schmerzlicher Sehnsucht von den Seinen erwartet, traf er am 6. Juni in Dresden ein. Er bedurfte nach der aufgeregten Zeit, die er durchlebt hatte, der aufopferndsten Liebe und der hingebendsten Pflege. Den Juni über blieb er in Dresden. Wie es ihm dort erging und gefiel, auch was er auf der Heimreise erlebt hatte, berichtet er in einem Briefe vom 10. Juni an Parthey: „So wäre ich denn wieder in Dresden und komme mir außer meinem elterlichen Hause ganz fremd darin vor. Da ich vierzehn Tage das Glück gehabt habe, das Stadtgespräch zu sein, so sieht mich alles recht visitatormäßig an, und fromme Leute weichen wohl auch schon sechs Schritte weit aus und sehen mir dann über die ganze Straße nach. Dresden ist mir nie so kleinstädtisch vorgekommen, und um so lieber denke ich an Berlin. — Was meine Reise anbetrifft, so habe ich sie in der angenehmen Gesellschaft von drei Gichtbrüchigen auf das langweiligste vollendet. Ich bin einmal mit drei Pferden gefahren, die allesamt nur ein gesundes Auge hatten; aber die drei Menschen, mit denen ich fuhr, hatten auch nicht einmal ein gesundes Glied. Der Hauptgegenstand des ganzen Reisegesprächs waren die Preise im Teplitzer Bade.

Ich habe wider Willen die genaueste Kenntnis davon erhalten. Um nicht endlich selbst zum Küchenzettel zu werden, lief ich größtenteils zu Fuß, und das mag wohl beigetragen haben, daß ich mein Fieber verlor und ziemlich frisch hier angekommen bin. Nun lebe ich hier unter der Diätstyrannei des ganzen Hauses, wie ich mir prophezeite, und wenn ich jetzt das Fieber wieder bekomme, so ist keine Gerechtigkeit im Lande. — Ich möchte, wir wären schon in Karlsbad. Dresden kommt mir abscheulich langweilig vor, da ich noch keine großen Partieen machen kann".

Unter der sorgsamen Pflege der Seinen erholte sich Theodor nach und nach. Aber kaum ist er einigermaßen hergestellt, da wird es ihm zu Hause zu enge: mit Macht sehnt er sich hinaus in die freie Natur; als fahrender Sänger will er die Welt durchwandern.

Mit Liedestönen wach' ich auf,
Sie quellen sanft heran;
Die Sonne hoch am Himmel 'rauf
Trifft mich beim Singen an.
Nicht rast' ich; wenn der Tag erglüht,
Greif' in die Saiten ein
Und grüße noch mit stillem Lied
Des Abends Dämmerschein.

Und langsam steigt die Nacht herauf
Aus tiefer Bergeskluft,
Da wacht mein Lied zum Himmel auf
In klarer Sternenluft,
Bis sich in bunter Träume Reih'n
Vergnügt des Sängers Blick;
Doch denk' ich träumend auch allein
An Sang und Dichterglück.

So singt er in dem Gedichte „Sängers Wanderlied". Und bald bezeichnet er in der „Sehnsucht nach dem Rhein" das Ziel, das ihm vor Augen schwebt und an das er schon längere Zeit gedacht, genauer.

Nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
Nicht nach dem ewigen, herrlichen Rom:
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu Dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,

Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt,
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchwebt.

„Ich gehe zu Ende des Monats," so schreibt er in derselben Zeit an Merbach, „nach Karlsbad und dann an den Rhein. Glück auf den Weg! hör

ich Dich sagen." Am 15. Juni begeistert ihn das Bild der Sixtinischen Madonna, vor dem er lange, wunderbar ergriffen, gestanden und sich aller Bande frei gefühlt hatte, zu einem Sonett, und schon zwei Tage später fühlt er sich kräftig genug, um einen Ausflug nach Freiberg zu unternehmen, jedenfalls um alte Bekannte, deren noch ein großer Teil daselbst studierte, aufzusuchen und in Erinnerungen zu schwelgen. Am 21. ist er wieder in Dresden. In den letzten Tagen des Monats dichtet er die Ballade „Der Kynast", zu der er auf seiner Reise ins Riesengebirge angeregt worden war.

So war allmählich die Zeit herangekommen, die der Vater für seinen und der Seinen Aufenthalt in Karlsbad in Aussicht genommen hatte. Am 30. Juni wurde die Reise angetreten. Aber schon an dem ersten Tage bekam Theodor unterwegs einen Fieberanfall, sodaß die Eltern mit ihm in Peterswalde „liegen bleiben" mußten. Nur langsam konnte am folgenden Tage die Reise fortgesetzt werden. Am 2. Juli endlich wurde Karlsbad, wo man bereits im Mai „ein hübsches Quartier an der Wiese im weißen Hasen" gemietet hatte, erreicht. Aber wieder war Theodor an diesem Tage von einem Fieberanfall heimgesucht worden, und krank und matt zog er in dem Badeorte ein.

Hier mußte er aufs strengste Diät halten und das Zimmer hüten. „Liebster Hofrat," schreibt er am 4. Juli an Parthey, „wenn Ihnen die Geschichte des armen Tantalus je Thränen ausgepreßt hat, so weiß ich gar nicht, was Ihnen bei meinen feindlichen Schicksalen zu thun übrig bleibt; denn daß ich zehnmal schlimmer daran bin, als jener arme Sünder, ist außer Zweifel. Zwar sitze ich noch nicht in der Hölle, aber immer noch im vollen Fieber, was bei Gott viel ärger ist. Statt nach Kirschen und dem flüchtigen Wasser zu haschen, sitze ich hier in der Stube. Draußen ist's gar lieblich; ich möchte mich gern in der Frühzeit auf den Bergen ergehen; aber die Morgenluft ist mir schädlich! Nun freue ich mich auf den Mittag; aber da ist's zu warm, und ich würde mich gar zu sehr erhitzen. Auf den Abend hoffe ich noch; aber da ist's wieder zu kühl; und die Nacht ist da, und ich bin nicht aus der Stube gekommen. Beklagen Sie mich!" Vierzehn Tage behielt er nach einem Berichte des Vaters an Charlotte v. Schiller zwar das Fieber; aber doch konnte er in dieser Zeit schon den beliebten und berühmten Neubrunnen besuchen und seine wunderwirkende Heilkraft an sich selbst spüren. Zugleich führte ihm die eben dort verkehrende „bunte Menge" neuen Lebensmut und neue Lebensfrische zu, und wenn er auch an ihrem vergnügten Treiben vor der Hand nicht thätig Anteil nehmen konnte, so fand er doch Gelegenheit, in schwärmerischer Liebe für eine gefeierte Schönheit, Marianne Saaling mit Namen, zu entbrennen. Doch scheint diese bereits am 9. Juli Karlsbad wieder verlassen zu haben. Denn an jenem Tage dichtete Theodor in „begeisterter Phantasie" unter den Ueberschriften „Der Neubrunnen" und „Als sie vom Brunnen Abschied

nahm“ zwei Lieder, in denen er die schöne Erscheinung verherrlichte und dem Bedauern Ausdruck gab, daß er nun die Holde, bei deren Anblick ihm „frühlingsheiter“ geworden, nicht mehr sehen und begrüßen könne. Auch das Sonett „Zuruf am Neubrunnen“, das ihr ebenfalls gewidmet ist, muß in jener Zeit entstanden sein. Und als er im folgenden Jahre Marianne Saaling in Wien wieder sah, überreichte er ihr an demselben Tage, an dem sie vor Jahresfrist Karlsbad verlassen, in dankbarer Erinnerung an alles das, was sie ihm gewesen und was Karlsbad mit seinen herrlichen Plätzen ihm durch sie geworden war, ein Exemplar seiner „Erinnerungen an Karlsbad“ mit einem tief empfundenen Widmungsgedichte.

Noch während Marianne in Karlsbad weilte, fing Theodor an, eine romantische Oper „Die Bergknappen“ zu schreiben. Am 7. Juli wurde sie begonnen, und schon drei Tage später war sie vollendet. Der Besuch in Freiberg hatte ihn mit neuer Liebe für die romantischen Reize und Schönheiten des Bergmannslebens erfüllt und zu einer poetischen Verherrlichung des Berufes, den er sich einst erwählt hatte, begeistert.

Mehr und mehr erstarkte der jugendliche Sänger unter der sorgsamen Pflege seiner Angehörigen; Mitte Juli war er völlig genesen, und wenn er auch als Rekonvalescent noch gewisse Rücksichten zu nehmen hatte, so konnte er sich doch frei und ungebunden der herrlichen Natur freuen und die entzückende Gegend in vollen Zügen genießen. In einer ganzen Reihe von Gedichten, denen er als Ueberschrift den Titel „Erinnerungen an Karlsbad“ gab, besingt er die Stätten und Plätze, die ihm besonders lieb geworden waren.

Außer diesen Dichtungen ist in Karlsbad noch eine ganze Reihe anderer Lieder entstanden. Zunächst „Die Prager Straße“, in der er die Gefühle schildert, welche ihn beim Dahinwandeln auf dieser alten Fahrstraße bewegten: führte sie doch „sanft vorbei an steilen Seitenwegen“ in ein stilles Friedensthal, „wo noch jeder Pilger Ruhe fand“. Drei weitere Gedichte stehen in dem von Theodors eigener Hand geschriebenen „Reisebüchlein zum Jahre 1811“.

Wenn auch nicht alle damals entstandenen Gedichte in gleicher Weise von hohem poetischen Werte sind, so spricht sich doch in dem größten Teile von ihnen wieder eine liebevolle, scharfe Beobachtung der Natur und ihrer Reize aus.

Unter den Badegästen, denen Theodor seine Aufmerksamkeit schenkte, befand sich auch diesmal wieder die von ihm angeschwärmte Caroline Hoffmann. Wieder erglüht sein Herz „mit jugendlichem Hoffen“; zum zweiten Male wogt, als ihr Blick ihn getroffen, ein heißes Sehnen tief in seinem Busen: der Genius ergreift ihn und zwingt ihn, ihrer Anmut manch kühnes Lied zu singen. Je näher die Scheidestunde rückt, um so wehmutsvoller ergreift ihn die Erinnerung an die Stunden, die er im Kreise von lebensfrohen Freunden, im „lichten Zauberreich“

ich Dich sagen.“ Am 15. Juni begeistert ihn das Bild der Sixtinischen Madonna, vor dem er lange, wunderbar ergriffen, gestanden und sich aller Bande frei gefühlt hatte, zu einem Sonett, und schon zwei Tage später fühlt er sich kräftig genug, um einen Ausflug nach Freiberg zu unternehmen, jedenfalls um alte Bekannte, deren noch ein großer Teil daselbst studierte, aufzusuchen und in Erinnerungen zu schwelgen. Am 21. ist er wieder in Dresden. In den letzten Tagen des Monats dichtet er die Ballade „Der Kynast“, zu der er auf seiner Reise ins Riesengebirge angeregt worden war.

So war allmählich die Zeit herangekommen, die der Vater für seinen und der Seinen Aufenthalt in Karlsbad in Aussicht genommen hatte. Am 30. Juni wurde die Reise angetreten. Aber schon an dem ersten Tage bekam Theodor unterwegs einen Fieberanfall, sodaß die Eltern mit ihm in Peterswalde „liegen bleiben“ mußten. Nur langsam konnte am folgenden Tage die Reise fortgesetzt werden. Am 2. Juli endlich wurde Karlsbad, wo man bereits im Mai „ein hübsches Quartier an der Wiese im weißen Hasen“ gemietet hatte, erreicht. Aber wieder war Theodor an diesem Tage von einem Fieberanfall heimgesucht worden, und krank und matt zog er in dem Badeorte ein.

Hier mußte er aufs strengste Diät halten und das Zimmer hüten. „Liebster Hofrat,“ schreibt er am 4. Juli an Parthey, „wenn Ihnen die Geschichte des armen Tantalus je Thränen ausgepreßt hat, so weiß ich gar nicht, was Ihnen bei meinen feindlichen Schicksalen zu thun übrig bleibt; denn daß ich zehnmal schlimmer daran bin, als jener arme Sünder, ist außer Zweifel. Zwar sitze ich noch nicht in der Hölle, aber immer noch im vollen Fieber, was bei Gott viel ärger ist. Statt nach Kirschen und dem flüchtigen Wasser zu haschen, sitze ich hier in der Stube. Draußen ist's gar lieblich; ich möchte mich gern in der Frühzeit auf den Bergen ergehen; aber die Morgenluft ist mir schädlich! Nun freue ich mich auf den Mittag; aber da ist's zu warm, und ich würde mich gar zu sehr erhitzen. Auf den Abend hoffe ich noch; aber da ist's wieder zu kühl; und die Nacht ist da, und ich bin nicht aus der Stube gekommen. Beklagen Sie mich!“ Vierzehn Tage behielt er nach einem Berichte des Vaters an Charlotte v. Schiller zwar das Fieber; aber doch konnte er in dieser Zeit schon den beliebten und berühmten Neubrunnen besuchen und seine wunderwirkende Heilkraft an sich selbst spüren. Zugleich führte ihm die eben dort verkehrende „bunte Menge“ neuen Lebensmut und neue Lebensfrische zu, und wenn er auch an ihrem vergnügten Treiben vor der Hand nicht thätig Anteil nehmen konnte, so fand er doch Gelegenheit, in schwärmerischer Liebe für eine gefeierte Schönheit, Marianne Saaling mit Namen, zu entbrennen. Doch scheint diese bereits am 9. Juli Karlsbad wieder verlassen zu haben. Denn an jenem Tage dichtete Theodor in „begeisterter Phantasie“ unter den Ueberschriften „Der Neubrunnen“ und „Als sie vom Brunnen Abschied

nahm" zwei Lieder, in denen er die schöne Erscheinung verherrlichte und dem Bedauern Ausdruck gab, daß er nun die Holde, bei deren Anblick ihm „frühlingsheiter" geworden, nicht mehr sehen und begrüßen könne. Auch das Sonett „Zuruf am Neubrunnen", das ihr ebenfalls gewidmet ist, muß in jener Zeit entstanden sein. Und als er im folgenden Jahre Marianne Saaling in Wien wieder sah, überreichte er ihr an demselben Tage, an dem sie vor Jahresfrist Karlsbad verlassen, in dankbarer Erinnerung an alles das, was sie ihm gewesen und was Karlsbad mit seinen herrlichen Plätzen ihm durch sie geworden war, ein Exemplar seiner „Erinnerungen an Karlsbad" mit einem tief empfundenen Widmungsgedichte.

Noch während Marianne in Karlsbad weilte, fing Theodor an, eine romantische Oper „Die Bergknappen" zu schreiben. Am 7. Juli wurde sie begonnen, und schon drei Tage später war sie vollendet. Der Besuch in Freiberg hatte ihn mit neuer Liebe für die romantischen Reize und Schönheiten des Bergmannslebens erfüllt und zu einer poetischen Verherrlichung des Berufes, den er sich einst erwählt hatte, begeistert.

Mehr und mehr erstarkte der jugendliche Sänger unter der sorgsamen Pflege seiner Angehörigen; Mitte Juli war er völlig genesen, und wenn er auch als Rekonvalescent noch gewisse Rücksichten zu nehmen hatte, so konnte er sich doch frei und ungebunden der herrlichen Natur freuen und die entzückende Gegend in vollen Zügen genießen. In einer ganzen Reihe von Gedichten, denen er als Ueberschrift den Titel „Erinnerungen an Karlsbad" gab, besingt er die Stätten und Plätze, die ihm besonders lieb geworden waren.

Außer diesen Dichtungen ist in Karlsbad noch eine ganze Reihe anderer Lieder entstanden. Zunächst „Die Prager Straße", in der er die Gefühle schildert, welche ihn beim Dahinwandeln auf dieser alten Fahrstraße bewegten: führte sie doch „sanft vorbei an steilen Seitenwegen" in ein stilles Friedensthal, „wo noch jeder Pilger Ruhe fänd". Drei weitere Gedichte stehen in dem von Theodors eigener Hand geschriebenen „Reisebüchlein zum Jahre 1811".

Wenn auch nicht alle damals entstandenen Gedichte in gleicher Weise von hohem poetischen Werte sind, so spricht sich doch in dem größten Teile von ihnen wieder eine liebevolle, scharfe Beobachtung der Natur und ihrer Reize aus.

Unter den Badegästen, denen Theodor seine Aufmerksamkeit schenkte, befand sich auch diesmal wieder die von ihm angeschwärmte Caroline Hoffmann. Wieder erglüht sein Herz „mit jugendlichem Hoffen"; zum zweiten Male wogt, als ihr Blick ihn getroffen, ein heißes Sehnen tief in seinem Busen: der Genius ergreift ihn und zwingt ihn, ihrer Anmut manch kühnes Lied zu singen. Je näher die Scheidestunde rückt, um so wehmutsvoller ergreift ihn die Erinnerung an die Stunden, die er im Kreise von lebensfrohen Freunden, im „lichten Zauberreich"

der Liebe genossen. Am 10. August singt er ein letztes, ahnungsvolles „Vergißmeinnicht“:

Mein war des Augenblickes stille Freude;
Doch in dem leichten Rosenkranz der Horen
Hat sich der schöne Augenblick verloren.
Was bleibt mir noch, wenn ich von hinnen scheide?

Allzulange hielten allerdings bei der heiteren Naturanlage Theodors derartige sentimentale Stimmungen nicht vor, und als er am 12. August, körperlich völlig genesen und erstarkt, nach Wien sich aufgemacht hat, da zieht er frohen Sinnes in die Welt, erwartungsvoll gespannt auf die großartigen Eindrücke, die ihm die berühmte Kaiserstadt bieten würde.

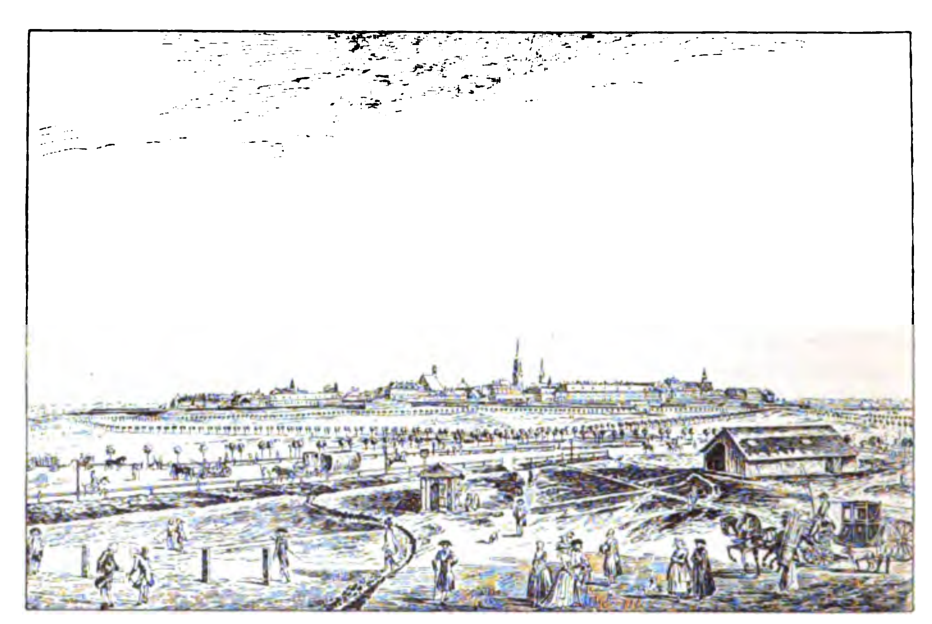
Bereits Ende Juni war Theodor von seinem Vater in Wien bei W. v. Humboldt angemeldet worden. „Mein Vater,“ so schreibt er am 4. Juli an Parthey, „hat die Idee, mich nach Wien reisen zu lassen, wenn ich mein Fieber zur rechten Zeit los werde. Daß ich nichts dagegen habe, versteht sich, da ich zu einer Fußreise an den Rhein für dies Jahr doch einmal verdorben bin.“ Damit hatte er auch von einer Fortsetzung seiner Studien in Heidelberg, die man ebenfalls in Erwägung gezogen hatte, Abstand genommen; wohl aber hoffte er damals noch, Ende Oktober wieder in Berlin eintreffen zu können.

Nicht ganz ungetrübt war den Angehörigen Theodors der Aufenthalt in Karlsbad verflossen. Sie wurden von kleinen, wenn auch vorübergehenden Uebeln heimgesucht, fanden auch nicht zusagende Gesellschaft, namentlich aber schmerzte es den Vater, daß Goethe bereits das Bad verlassen hatte; denn gerade auf das Zusammentreffen mit ihm hatte er sich um so mehr gefreut, als er im Juni die „Nachrichten von Schillers Leben“, die der Gesamtausgabe der Schillerschen Werke vorangehen sollten, vollendet und nun darüber mündlich mit ihm sich hatte aussprechen wollen. So sah er sich denn zu seinem Leidwesen genötigt, Charlotte v. Schiller, an die er sein „Konzept der Lebensbeschreibung“ abschickte, brieflich zu bitten, es an Goethe abzugeben, wenn sie und ihre Schwester es gelesen hätten. „Da er sehr oft erwähnt ist, so wünschte ich sehr, daß er gegen die Art, wie es geschehen, nichts einzuwenden hätte. Ich habe mich bemüht, weder Schillern noch ihm etwas zu vergeben und doch nichts Charakteristisches wegzulassen.“ Zugleich schrieb er an Goethe, indem er ihm die Art und Weise, wie er das Werk zu stande gebracht, mitteilte, ihn inständigst um sein Urteil bat und schließlich die Ordnung angab, in welcher demnächst die Schillerschen Schriften erscheinen sollten. Am 19. Juli war der Aufsatz in Goethes Händen, und gewiß gereichte es dem Autor zur großen Freude und Beruhigung, daß sich der große Dichter mit der Art seiner Behandlung ganz einverstanden erklärte. Mit der ihm eigenen Selbstlosigkeit hat Körner in dieser „auf Schillers eigene Aeußerungen

oder auf glaubwürdige Zeugnisse gegründeten" biographischen Skizze seine eigenen Verdienste um den verstorbenen Freund mit keinem Worte, ja nicht einmal seinen Namen erwähnt; erst die späteren Biographen, für deren Arbeit Körners Lebensbeschreibung wegen ihrer Zuverlässigkeit die Grundlage bildete, haben seiner Bescheidenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen und das, was er seinem Freunde, namentlich in der Zeit der Not, gewesen, in das rechte Licht gestellt.

Obwohl Körners acht Tage länger, als ursprünglich geplant war, in Karlsbad verblieben, kam ihnen doch die Trennung von Theodor wie „ein plötzlich unvorbereitetes Ereignis" vor; besonders dem Vater ging das Scheiden sehr nahe. „Es ist mir diesmal," so schrieb er am 16. August, „schwerer geworden, als sonst, mich von Dir zu trennen. Ich weiß, daß ich jetzt nicht Anspruch machen darf, Dich lange bei mir zu sehen; aber man verwöhnt sich so leicht. — Ich war weicher dabei, als ich sonst in dergleichen Fällen gewesen war."

Glücklich trafen Körners über Teplitz, wo sie Frau v. d. Recke begegneten und auch den Komiker Swoboda zu bewundern Gelegenheit hatten, in Dresden etwa am 12. August wieder ein. Trotz der mannigfaltigen Störungen, die der Aufenthalt in Karlsbad erlitten, war im Grunde genommen die Kur allen gut bekommen, namentlich der Mutter, um derentwillen man hauptsächlich die Reise gemacht hatte. Zu Hause fand Körner viele Briefe vor, u. a. auch einen von Cotta, der ihm nach der damaligen Lage des Buchhandels ein sehr annehmliches Anerbieten für Schillers Werke — 10000 Thaler sächsisch — machte und ihm mitteilte, daß er den Druck im Herbst beginnen werde. Auch W. v. Humboldt hatte recht herzlich geschrieben und dem Sohne „eine sehr freundliche Aufnahme" in Aussicht gestellt. So konnte der Vater, während Theodor der Kaiserstadt zuwanderte, wenigstens in dem beruhigenden Glauben leben, ihm auch diesmal wieder in der Fremde eine Stätte geöffnet zu haben, an der er ein willkommener Gast sein würde.



Wien. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1785.

VI.

Theodor Körner in Wien.

Am 12. August 1811 brach Theodor von Karlsbad nach Wien auf. Einen Reisegefährten fand er in dem jugendlichen, lebenslustigen Ph. Heinr. Krämer, mit dem er schon in Freiberg bekannt gewesen war. Längerer Aufenthalt wurde in Prag gemacht; denn hier traf er mit E. v. Pfuel, der nach dem Wiener Frieden im Oktober 1809 als Hauptmann in österreichische Dienste getreten war, zusammen und hatte an diesem Freunde seines Vaters für die vielfachen Sehenswürdigkeiten der Stadt „einen sehr guten Cicerone“. Am 19. August wurde die Weiterreise angetreten; am 22. erreichten sie Brünn, von wo aus Theodor tags darauf einen fröhlichen Brief an die Seinen schrieb: er hatte die angenehme Bekanntschaft einer liebenswürdigen Schweizerin, deren Ziel Rußland war, gemacht und der er vielleicht noch eine Strecke das Geleite gegeben haben würde, wenn er nicht Krämer bei sich gehabt hätte, und sein Paß nicht auf der Polizei gewesen wäre. „Uebermorgen früh,“ so schreibt er in dem Briefe weiter, „wandern wir der Kaiserstadt zu, wo wir Montag früh um neun Uhr einzutreffen gedenken.“ Am 26. August, nicht am 24., wie er selbst in seinem Reisebüchlein angiebt, fuhr er in Wien ein. Gute Empfehlungen und ein Freund

Krämers, der Kaufmann Schmalwasser, halfen über die ersten Schwierigkeiten in der fremden Stadt hinweg, ohne daß die beiden, wie andere Fremde, „gräßlich geprellt“ wurden. Er verschaffte ihnen auch in dem Gasthof „Zum wilden Mann“ — Kärthnerstraße (damals Nr. 942, jetzt Nr. 17) — eine preiswürdige Wohnung. Später zog er nach dem Bauernmarkt Nr. 647; von hier siedelte er Anfang Dezember nach dem „Köllnerhof“ — Köllnerhofgasse Nr. 1, ehemals Nr. 783 — über, wo er sich vier Treppen hoch eine vier Schritt breite und zehn Schritt lange Stube mietete. Was ihn veranlaßte, gerade diese Wohnung zu beziehen, scheint der Umstand gewesen zu sein, daß in demselben Hause der wohlhabende Kaufmann Baumann, an den ihn Humboldt warm empfohlen hatte, wohnte.

Nachdem die beiden Freunde ihre Angelegenheiten auf der Polizei geregelt hatten, sahen sie sich in der Stadt etwas um, betrachteten u. a. namentlich die Josephsstatue, die aber Theodor nicht sonderlich behagte, und besuchten am Abend in der Leopoldstadt ein Kasperletheater, wo sie ein ganz sinnloses Zauber= und Ritterstück, „Das Spinnerkreuz am Wienerberge“, aufführen sahen. Den meisten Spaß machte ihnen das sehr lustige und aufgeräumte Publikum; „schon im zweiten Rang waren die meisten Röcke ausgezogen.“

Am Dienstag suchte Theodor zunächst Wilhelm v. Humboldt auf, bei dem er eine äußerst liebreiche Aufnahme fand. Hier empfing er auch die erste Nachricht vom Vater. Am Nachmittage führte ihn Schmalwasser durch alle Gassen. Abends wurde das Theater an der Wien besucht. Theodor fand die Ausstattung und Beleuchtung vorzüglich und das Spiel, namentlich das Ballett — man gab „Das Hausgesinde“ und dann die Pantomime „Harlekin als Spinne“ — sehr gut.

Am folgenden Tage aß er bei Humboldts zu Mittag. Da hatte er nun Gelegenheit, das Haus und die Familie des außerordentlichen preußischen Gesandten und bevollmächtigten Ministers in Wien genauer kennen und schätzen zu lernen. Am 26. September dichtete er gewissermaßen als Dank für die Liebenswürdigkeit und Güte der Humboldtschen Familie, in deren gastlichem Hause er auch seinen Geburtstag hatte feiern dürfen, auf das Schicksche Bild der beiden jüngsten Töchter ein Sonett, in welchem er „die wunderlieblichen Gestalten in süßen, himmlischen Accorden“ verherrlichte.

Am Abend besuchte Theodor das Hoftheater. Er hatte das Glück, „das Aschenbrödel ganz himmlisch mit aller Pracht des Theaters, der Kleidung und der Stimme ausgeführt“ zu sehen. Besonders gefiel ihm der vorzügliche Gesang der damals außerordentlich beliebten Mademoiselle Buchwieser.

Donnerstag frühstückte er im Prater, wo er zwar nicht viele „hübsche Gesichter“ sah, sich sonst aber ganz herrlich vergnügte. Nachmittags um sechs Uhr ging er zu Humboldts, um mit ihnen zusammen zu Fr. Schlegel zu fahren. Außer seinen Beziehungen zu Humboldt hatte den Vater namentlich das freund=

schaftliche Verhältnis, in das er nach und nach zu dem jüngeren Schlegel getreten war, veranlaßt, seinen Sohn nach Wien zu schicken, da er auch bei diesem verdienstvollen Gelehrten auf eine erwünschte Aufnahme für ihn rechnen durfte. Seit 1808 war Schlegel mit Dorothea, der reichbegabten ältesten Tochter Moses Mendelssohns, verheiratet, die sich von ihrem ersten Gemahl, dem Bankier Simon Veit, hatte scheiden lassen. Noch in demselben Jahre war Schlegel nach Wien übergesiedelt, um hier historische und litterarische Vorlesungen zu halten. Theodor wurde auch hier, wie zu erwarten stand, sehr wohlwollend empfangen. Schlegel erinnerte sich sehr herzlich der früheren Zeit in Dresden und bat ihn, ja recht oft zu kommen.

Schon am folgenden Tage in der Frühe erwiderte Schlegel den Besuch. Sodann fuhr Theodor zusammen mit Krämer und Schmalwasser und des letzteren Braut nach Schönbrunn; das Schloß und der ungeheure Schloßhof machte „einen schönen Eindruck“; besonders aber gefiel ihm die Aussicht, die er von der hinter dem Schloß auf einer Erhöhung gelegenen Glorietta hatte. Nachdem man darauf noch den manches Interessante bietenden Tiergarten besichtigt und gefrühstückt hatte, fuhr man nach der Stadt zurück. Abends war Theodor „wieder an der Wien. Man gab Figaros Hochzeit, bis auf den Figaro unvergleichlich. Die Buchwieser als Susanne war reizend und fast unübertrefflich im Verein des Spiels und Gesangs“.

Auch die folgenden Wochen wurden in gleicher Weise verlebt. Später besichtigte er die Schatzkammer, „wo viel Interessantes war, vorzüglich der Kaiserstaat und die Insignien, herrliche Edelsteine, schöne Elfenbeinarbeit, ein sehr wohl erhaltenes altes Damenbrett mit merkwürdigem Holzschnitt, zwei kleine Basreliefs von Albrecht Dürer u. s. w.“ Mittags aß er bei Humboldts; abends war er im „Don Juan“, wo es ihn herzlich freute, „die schöne Musik wirklich recht brav ausgeführt zu hören“.

Am Sonnabend unternahm er mit Krämer und Schmalwasser eine Partie nach Baden. Tags darauf wanderten sie weiter nach Vöslau, das dem Grafen Fries gehörte. Am Abend waren sie wieder in Wien.

Am folgenden Montag besuchte er das Kärnthner Theater, das schönste von allen, die es damals in der Kaiserstadt gab. Von dem Ballett, welches hier aufgeführt wurde, war er entzückt; noch nie hatte er ein so herrliches gesehen. Zur Nacht aß er bei Schmalwasser, der Krämern einen Abschiedsschmaus gab. „Es dauert mich,“ so schrieb Theodor mit Beziehung auf die Abreise seines Freundes nach Dresden, „sehr; wir waren ganz füreinander gemacht, um durchs Leben zu lachen.“ Die Trennung fand indes erst in Regensburg statt, wohin Theodor dem Freunde auf dessen Wunsch und Kosten das Geleite gab.

Am Tage vor der Abreise sprachen die beiden Freunde nochmals bei Schmalwasser vor, bei welcher Gelegenheit Theodor „vor einer Flasche guten Wein“,

durch den edlen Stoff begeistert, ein kleines Trinklied dichtete, dessen Schlußstrophe lautet:

„Was ich trinke, das sei alt;
Jung sei, was ich liebe:
Und so soll mein Wahlspruch sein,
Dem ich mich ergeben:
Junge Weiber, alter Wein
Und ein freies Leben."

Am Abend reisten sie ab. „Wir fuhren," so schreibt Theodor von Regensburg aus, „Mittwoch, Donnerstag, bis Freitag früh um acht Uhr, wo wir hier anlangten. Reizende Blicke auf die Salzburger Alpen. Ueberall tausend alte Schlösser, stolze Klöster und Reichtum der Natur. Doch das sehe ich auch alles besser auf der Donau."

In Regensburg blieb Theodor zwei Tage: er besuchte viele Kirchen, namentlich den herrlichen Dom, und sah manch schönes Bild, besonders eine Grablegung von Rubens. Besondere Freude bereitete es ihm, als er im Thurn- und Taxisschen Palais einen von der Tante gemalten h. Johannes erblickte. Am Sonnabend traf der Prinz August von Preußen in Regensburg ein; Theodor verlebte mit den sein Gefolge bildenden „Kavaliers" einen recht vergnügten Abend. Auch hatte er in dem schlesischen Kriegs- und Regierungsrat Clausen, einem „sehr artigen und gebildeten Manne", für die Rückreise einen fröhlichen Gefährten gefunden. „Wir sind mit Büchern beide versehen, und er noch überdies mit Wein und kalter Küche, was auch nicht zu verachten ist."

Am Sonntag, den 15., früh um acht Uhr fuhr das „Extraschiff" von Regensburg ab. „Es wurde," so schrieb Theodor an die Eltern, „ein Vaterunser gebetet; dann frisch fort durch die schönen, grünen Wellen. Das linke Ufer wurde sogleich malerisch durch steile Felsen, die sich bis Donaustadt fortzogen. Donaustadt ist eine alte Ruine mit einer Stadt darüber, äußerst keck auf die Felsen gestellt. Der Rückblick nach Regensburg ist einzig. Der Dom hebt sich herrlich über die Stadt empor. Freundliche Berge ziehen sich links immer hin bis Wörth, einem altdeutschen Schlosse. Rechts sind die Ufer immer noch flach und wenig bedeutend. In Straubing blieben wir die Nacht." Dann folgt die weitere Reisebeschreibung mit mehrfach schwer zu entziffernden Ortsnamen. Am 16. gelangte das Schiff bis Vilshofen und am 17. bis Aschach. Der am folgenden Tage „auf der Donau" an die Seinen geschriebene Brief, aus dem bereits der größere Teil angeführt ist, beginnt: „Ihr Lieben! So sitz ich denn hier auf dem Schiffe; der Sturm pfeift nicht schlecht, und die Wellen schlagen gewaltig an den Kahn. In einer Stunde sind wir in Linz. Die Ufer sind unbeschreiblich schön." Der Brief schließt mit den Worten: „Die Schiffer singen Lieder, die ich

ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt." Drei Gedichte verdanken dieser Fahrt ihre Entstehung. Zwei von ihnen — das erste bereits am 16. September zu Straubing, das andere jetzt auf der Donau verfaßt — haben echt poetischen Gehalt. Die Sprache ist melodisch, zum Gesang auffordernd: Das dritte, weniger poetische Gedicht, mit der Ueberschrift „Die Schiffsgesellschaft (auf der Donau am 19. September 1811)" kennzeichnet die lustige, ausgelassene Stimmung, die auf dem Schiffe herrschte. Es schließt mit der Strophe:

„Der sich dies Lied erdachte,
Das war ein lockrer Student,
Der bleibt 'ne wilde Hummel,
Bis an sein selig End'.
Der Studente, he, hi, ha!
Hopsasa,
Und abermals
Bis an sein selig End'."

Am 18. September hatte das Schiff Niederwaldsee erreicht; am 19. gelangte man bis Stein, und am 20. endlich war Theodor wieder glücklich und höchst befriedigt von der genußreichen Reise in Wien.

Inzwischen hatte der Vater durch Schleiermacher die Nachricht erhalten, daß Berlin mit Leipzig ein Kartell geschlossen habe. Infolgedessen galt es, ernstlich zu erwägen, wo Theodor nunmehr seine Studien fortsetzen sollte. Dem Vater lag nach wie vor daran, daß Theodor einen bestimmten Beruf ergreife und auf eine gesicherte Lebensstellung hinarbeite. Er hatte an Schiller gesehen, wie mißlich es ist, einzig und allein von dem Ertrage poetischer Schöpfungen seine Existenz abhängig zu machen. Deshalb ermahnt er Theodor in einem um diese Zeit abgefaßten Briefe in eindringlicher Weise von neuem seine naturwissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen:

„Während daß Du, lieber Sohn, unter einem heiteren Himmel Deine Reise fortsetzest, benutze ich eine ruhige Stunde, um mit heiterer Seele mich über die künftige Bahn Deines Lebens mit Dir zu unterhalten. Du bist an Geist und Körper gesund, weder geschwächt, noch zerknickt, noch verwildert, hast Dir einige schätzbare Kenntnisse erworben und nicht gemeine Fähigkeiten entwickelt. Ich freue mich dessen, danke Gott dafür, und es giebt mir einen hohen Grad von Befriedigung, daß ich es nicht bereuen darf, jeden Keim des Lebens in Dir geschont zu haben. Es war mein Wunsch, daß Du die unschuldigen Freuden der Jugend genießen und die Gegenwart der Zukunft nicht aufopfern solltest. Auch jetzt verlange ich ein solches Opfer nicht: aber zu dem frohesten Leben gehört Zufriedenheit mit sich selbst, und diese fordert schlechterdings eine bestimmte Thätigkeit, ein Streben nach einem würdigen Ziele. Die Wahl dieses Zieles bleibt Dir ganz

überlassen; aber mir erlaube, etwas zur Vorbereitung Deines Entschlusses beizutragen. Ich habe Gelegenheit gehabt, vielerlei Stände und Beschäftigungen zu beobachten, und selbst manche Erfahrung gemacht. Die Resultate davon möchte ich Dir zu erwägen geben, und hierzu scheint mir kein Zeitpunkt passender als der jetzige.

Durch ein beschränktes Ziel nähert sich der Mensch dem Zustande des Tieres, durch ein unendliches behauptet er die gottähnliche Würde seiner höheren Natur. Es giebt aber ein Unendliches nicht bloß der Masse, sondern auch der Form. Der innere Gehalt unserer Thätigkeit ist nicht abhängig von dem Umfange unseres Wirkungskreises, sowie wir den Weltenschöpfer mit Recht ebensosehr in der Bildung der kleinsten Pflanze bewundern, als in der Anordnung der Sonnensysteme.

Daher die Möglichkeit für den Menschen, auch bei beschränkten Kräften sich auf eine höhere Stufe zu erheben, wenn die Liebe zu seinem Geschäfte ein unendliches Streben nach Form in ihm erzeugt. Es kommt alsdann bloß darauf an, ob die Forderungen des gewählten Wirkungskreises das innere Vermögen nicht übersteigen.

Auf diesen Gründen beruht meine Ueberzeugung von dem Werte eines jeden Geschäftes, das durch Liebe veredelt und mit Erfolg betrieben wird. Ich bedaure den kraftvollen Jüngling, dem ein weites Feld für die Wahl seines künftigen Berufes sich öffnete, der aber dem inneren Berufe nicht folgt, sondern durch die Vorurteile der Menge irre geleitet oder durch falschen Schimmer geblendet wird. Ein solches Opfer des Ehrgeizes gleicht einem gefallenen Engel. Umhergetrieben von unersättlicher Begierde, sieht er oft mit Verdruß die Dürftigkeit seines Werkes, sucht sich durch neue Versuche zur Erweiterung seiner Sphäre zu betäuben und ist ausgeschlossen von der Seligkeit, die nur der glücklichen Liebe zu teil wird.

Ein vielumfassender Wirkungskreis in der sinnlichen Welt wird oft durch Verhältnisse angewiesen. In diesem Falle ist, wer durch Erbrecht zur Regierung eines größeren oder kleineren Staates, zum Besitz mehrerer Rittergüter oder einer ausgebreiteten Handlung gelangt, oder wem durch die Geburt der Weg zu den ersten Staatsämtern gebahnt wird. Erfreulich ist es alsdann, wenn persönliche Neigungen und Fähigkeiten mit solchen günstigen Umständen zusammentreffen. Aber Umstände dieser Art durch eigene Veranstaltung erzwingen zu wollen, ist bei den größten Talenten und der beharrlichsten Anstrengung ein gewagtes Spiel. Nicht das Maß der Kräfte bestimmt hier den Erfolg, sondern Glück und Gelegenheit. Schon durch die Notwendigkeit, den Moment zu erlauern, fühlt eine edle Natur sich herabgewürdigt, und wenn endlich eine Gelegenheit, zum Ziele zu gelangen, sich darbietet, so fordert sie nicht selten das Opfer des

persönlichen Wertes, und die Erfüllung des Wunsches wird nur auf Kosten der inneren Ruhe erkauft. Eine heimliche Selbstverachtung, die durch alle Bemühungen nie ganz unterdrückt wird, vergiftet alsdann jeden Lebensgenuß.

In einem einzigen Stande hat das Streben, emporzukommen, etwas Begeisterndes. Dies ist der Stand des Kriegers. Hier wird um den Preis doch gekämpft, und der Kämpfer ist durch den Sieg schon belohnt. Aber wenn er außer diesem Lohne noch andere Auszeichnungen hofft, so darf er nicht vergessen, wie selten bei der neuen Art, Krieg zu führen, die That des einzelnen Mannes etwas entscheidet, und wieviel selbst in diesem Falle dazu gehört, daß eine solche That gerade von demjenigen bemerkt wird, der fähig ist, sie zu schätzen, und vermögend, sie geltend zu machen, auch kein Interesse hat, sie zu verkleinern oder zu ignorieren. Auch giebt es Zeiten, in denen der Krieger für eine Sache zu kämpfen genötigt ist, gegen die seine edelsten Gefühle sich sträuben. Eine solche Lage peinigt ihn alsdann in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens, die selbst mitten im Gewühl des Krieges nicht selten eintreten. Und wieviel Geduld wird erfordert, um zur Zeit des Friedens das Leere und Drückende des Soldatenstandes, die Fesseln der Militär-Subordination, die Pedanterie und Laune eines beschränkten Vorgesetzten zu ertragen!

Wie anders im Reiche der Wissenschaft und Kunst! Hier waltet die Freiheit des Geistes, hier öffnet sich ein unermeßliches Feld für die rastloseste Thätigkeit, hier kann auch unter den ungünstigsten Umständen der Preis errungen werden, wenn sich beharrlicher Eifer mit innerer Kraft vereinigt.

„Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein“

kann man vielleicht mit größerem Rechte von dem vollendeten Gelehrten und Künstler, als in den jetzigen Zeiten vom Krieger sagen.

Die Wissenschaft läßt uns die Wahl, ob wir die praktische oder theoretische Beschäftigung vorziehen. Es giebt Bedürfnisse des Geistes und des Herzens, die der Religionslehrer zu befriedigen sucht, und Bedürfnisse der Sinnlichkeit, für die der Arzt, der Oekonom, der Chemiker, der Architekt, der Mechaniker, der Richter und Advokat in Thätigkeit sind. Wohl dem, der unter diesen Geschäften nach entschiedener Neigung und nach sorgfältiger Prüfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewählt hat, oder der sich aus gleichen Gründen für die Erweiterung und Verbreitung einer Wissenschaft bestimmt.

Der Künstler bildet sich in der Regel durch eine Art von Instinkt. Rege Empfänglichkeit und lebendige Phantasie mußten vorhanden sein; aber um seine Ideen und Gefühle zu versinnlichen, bedurfte der Künstler noch der Herrschaft über ein gewisses Medium. Für ein solches Medium bestimmt er sich gewöhnlich

nach einem inneren Triebe und nach glücklichen Versuchen, die ihm durch zufällige Umstände gelangen.

Die Seele der Poesie ist in Dir nicht zu verkennen, und in der Behandlung ihres sinnlichen Werkzeuges hast Du Dir praktische Fertigkeit erworben. Deinen Beruf zum Dichter halte ich daher für gegründet und bin weit entfernt, ihn Dir zu verleiden. Macht zu haben über die edelsten Geister seiner Nation, ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Macht nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird. Aber die Sicherstellung Deiner künftigen Existenz gegen dringende Bedürfnisse darf nicht von der Einträglichkeit Deiner poetischen Produkte abhängen. Dadurch würdest Du zum Sklaven des Publikums, zu dessen Beherrschung Du vielleicht berufen bist. Um die Kosten Deiner Studien zu bestreiten, wird es hoffentlich nicht an Mitteln fehlen; aber Du hast nicht so viel Vermögen zu erwarten, um dereinst als Gatte und Vater davon unabhängig leben zu können. Häusliches Glück darfst Du nicht entbehren, weil nach meiner Erfahrung kein anderer Vorteil für diese Entbehrung Ersatz giebt. Also ist neben der Poesie auf ein Geschäft zu denken, wodurch ein bestimmtes Auskommen gesichert ist. Denn der Gedanke, Dir dies auf eine bequemere Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen und Dich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen, ist Deiner und meiner unwert. Manche sonst achtungswerte Geschäfte sind jedoch für einen dichterischen Kopf so prosaisch, daß Du schwerlich auf die Länge dabei aushalten würdest. Dahin gehören die Arbeiten der Staatsdiener in den meisten untergeordneten Stellen. Was ich z. B. zu verrichten habe, ist eigentlich Lesen und Schreiben. Gleichwohl möchte ich Dir einen fortwährenden Kampf zwischen Neigung und Pflicht gern ersparen.

Dagegen nähert sich der theoretische Gelehrte der Thätigkeit des Künstlers. Die Wissenschaft kann „der Schönheit zureifen und zum Kunstwerk geadelt werden". Vorzüglich gilt dies vom Studium der Natur, und Deine Neigung dazu war mir deswegen so willkommen. Was Du in diesem Fache in Freiberg erlernt hast, ist schon ein nicht unbedeutendes Kapital. Das auf mancherlei Art zu vermehren, wollte ich Dir alle Gelegenheit schaffen. Und wenn Du nach Erledigung Deiner Studien in das Vaterhaus zurückkehrtest, würde ich sorgen, daß es Dir weder an Muße noch an dem nötigen Apparat fehlen sollte, um das Erlernte zu verarbeiten und durch ein bedeutendes Werk Deinen wissenschaftlichen Ruf gründen zu können.

Das Studium der Geschichte hat allerdings auch einen großen Reiz; aber es ist nur der Nachteil dabei, daß man dabei so oft auf Lücken stößt, zu deren Ausfüllung keine Mittel vorhanden oder wenigstens nicht in unserer Gewalt sind.

Die Natur hingegen kann durch zweckmäßige Versuche oft genötigt werden, auf unsere Fragen zu antworten.

Dies ist, was ich Dir vorjetzt zu erwägen gebe. Dein jetziger Schritt ist einer der wichtigsten Deines Lebens. Es ist gut, sich dabei nach hellen Begriffen zu bestimmen, und durch eine schriftliche Verhandlung werden die wichtigsten Punkte deutlicher, die dabei in Betrachtung kommen.

Lebe recht wohl! Bei uns ist alles gesund und grüßt Dich schönstens.

Dein Vater

Körner."

Eine Antwort auf diesen Brief ist wohl überhaupt nicht erfolgt, hauptsächlich weil bald darauf Schleiermachers Bescheid einging, wonach Theodor für den Winter noch nicht nach Berlin kommen sollte, sondern erst zu Ostern, und dann nicht als Student. Wenn auch diese Nachricht den Vater, wie er an Theodor schrieb, nicht in Verlegenheit setzte, weil er Vertrauen zu ihm hatte, so schien es ihm doch nötig, nunmehr auf das ernsteste mit ihm zu beratschlagen, was unter den jetzigen, völlig veränderten Umständen zu thun sei. „Bedenke," so schreibt er 13. September, „daß seit Deiner Abreise von Freiberg durch ein Zusammentreffen von Umständen nunmehr über ein Jahr verflossen ist, in dem Du keinen bedeutenden Fortschritt in Deinen Studien gemacht hast, und daß wir beide es vor Gott und unserem Gewissen nicht verantworten können, wenn noch ein halbes Jahr Deiner kostbaren Jugendzeit verschwendet werden sollte. — Der erste Gedanke fällt natürlicherweise auf Breslau. Dort ist auf alle Fälle Steffens und Bredow, gesetzt auch, daß von den übrigen Professoren gar nichts zu lernen wäre. Eine Konvention mit Leipzig wird schwerlich in dem ersten halben Jahre geschlossen werden, wenigstens könnten wir hierüber durch Fritz Weber Gewißheit erhalten. Nur ein Bedenken bleibt mir noch übrig. Ist man in Breslau bei der Aufnahme nicht streng, so wird sich alles dahin ziehen, was von Leipzig und Berlin fortgeschickt worden ist. Die Studenten, welche nichts weniger thun als studieren, werden den Ton angeben. Unter diesen hast Du viel Bekannte, und es ist allerdings zu besorgen, daß das Leipziger Burschenleben wieder von vorne angehen wird. — Aus Deinen Freiberger schriftlichen Arbeiten habe ich mit Freude gesehen, daß Du damals nicht bloß Vorlesungen gehört, sondern Deine Wissenschaft mit Ernst betrieben hast, ohne doch dabei ein Mönchsleben zu führen. Sollte es Dir denn gar nicht möglich sein, Dich für irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, es sei, welche es wolle, auf eine solche Art zu interessiren? Gesetzt, die Naturwissenschaften hätten ihren Reiz für Dich verloren, hat denn auch Geschichte gar nichts Anziehendes mehr für Dich? Ist Dir nicht einleuchtend, wie sehr sie auch dem Dichter dient, um den Gestalten seiner Phantasie Bestimmtheit und Körper zu geben? Aber Kompendien und Hand-

bücher muß man nicht lesen, sondern die Quellen studieren. Und hierzu, dächte ich, müßte in Wien Gelegenheit sein. Solltest Du Dir durch Humboldt oder Schlegel nicht den Gebrauch der dortigen Bibliothek auswirken können? Dann würde ich an Deiner Stelle nichts lesen als die Quellen der deutschen Geschichte. Excerpieren würde ich dabei anraten, aber, um das Schreiben abzukürzen, ein Buch wie Schmidts Deutsche Geschichte zu Grunde legen und bloß, was dort fehlt, mir aufnotieren. Die Excerpte könnten fortlaufende Seitenzahlen haben, und in Dein Exemplar von Schmidt könntest Du am Rande die Seite Deiner Anmerkungen allegieren, um alles leicht finden zu können. Wäre nicht auch möglich, im Griechischen oder in neueren Sprachen in Wien guten Unterricht zu bekommen? Dies wirst Du leicht erfahren können. Aber alles dies ist vergebens, wenn Du nicht Stärke der Seele genug hast, den Entschluß zu einem ernsten Geschäfte streng auszuführen. Ich verlange gar nicht zu große Opfer von Dir. Die Abende magst Du immer für Dein Vergnügen bestimmen, aber den Vormittag und einen Teil des Nachmittags Deinen Studien widmen. Das würde Dir nicht schwer werden, wenn Du einmal acht Tage einen Versuch damit machen wolltest. Du würdest jeden Abend eine ganz andere Befriedigung fühlen und für jeden Genuß weit empfänglicher sein, als wenn Du vom frühen Morgen an bloß Deinem Vergnügen nachgejagt hättest. Du hast Kräfte und Talente, die Dich auffordern und verpflichten, auf einer niedrigen Stufe nicht stehen zu bleiben. Werde ein Dichter, aber fühle ganz die Würde Deines Berufs! Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzgeist der Menschheit gegen die Verdorbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst Du Deinen Zeitgenossen darbieten! Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion, als deren Geschäft es ist, von beschränkenden Vorurteilen zu befreien und vor der herrschenden Krankheit des Zeitalters, einer zerstörenden Freigeisterei, zu verwahren. Dies alles bedenke, und Du wirst einsehen, wieviel Du noch von Dir zu fordern hast."

Im weiteren Verlaufe des Briefes werden dann für den Fall, daß er glaube, in Wien kein ernstes Studium treiben zu können, noch andere Wege in Betracht gezogen: vielleicht könne er nach München gehen, um Schelling und Jacobi zu hören; aber auch in Weimar, wo sich eine Bibliothek zum Studium der Geschichte finde, wo ihm namentlich aber die Ansichten Goethes über die Natur interessant sein würden, könne er den Winter über bleiben. „Auf Ostern," so schließt die Erörterung, „mache ich einen Versuch, die Leipziger Relegation aufzuheben, und wenn dies gelingt, kannst Du alsdann jede Universität besuchen, wo die Lehrer

persönlichen Wertes, und die Erfüllung des Wunsches wird nur auf Kosten der inneren Ruhe erkauft. Eine heimliche Selbstverachtung, die durch alle Bemühungen nie ganz unterdrückt wird, vergiftet alsdann jeden Lebensgenuß.

In einem einzigen Stande hat das Streben, emporzukommen, etwas Begeisterndes. Dies ist der Stand des Kriegers. Hier wird um den Preis doch gekämpft, und der Kämpfer ist durch den Sieg schon belohnt. Aber wenn er außer diesem Lohne noch andere Auszeichnungen hofft, so darf er nicht vergessen, wie selten bei der neuen Art, Krieg zu führen, die That des einzelnen Mannes etwas entscheidet, und wieviel selbst in diesem Falle dazu gehört, daß eine solche That gerade von demjenigen bemerkt wird, der fähig ist, sie zu schätzen, und vermögend, sie geltend zu machen, auch kein Interesse hat, sie zu verkleinern oder zu ignorieren. Auch giebt es Zeiten, in denen der Krieger für eine Sache zu kämpfen genötigt ist, gegen die seine edelsten Gefühle sich sträuben. Eine solche Lage peinigt ihn alsdann in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens, die selbst mitten im Gewühl des Krieges nicht selten eintreten. Und wieviel Geduld wird erfordert, um zur Zeit des Friedens das Leere und Drückende des Soldatenstandes, die Fesseln der Militär-Subordination, die Pedanterie und Laune eines beschränkten Vorgesetzten zu ertragen!

Wie anders im Reiche der Wissenschaft und Kunst! Hier waltet die Freiheit des Geistes, hier öffnet sich ein unermeßliches Feld für die rastloseste Thätigkeit, hier kann auch unter den ungünstigsten Umständen der Preis errungen werden, wenn sich beharrlicher Eifer mit innerer Kraft vereinigt.

„Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein“

kann man vielleicht mit größerem Rechte von dem vollendeten Gelehrten und Künstler, als in den jetzigen Zeiten vom Krieger sagen.

Die Wissenschaft läßt uns die Wahl, ob wir die praktische oder theoretische Beschäftigung vorziehen. Es giebt Bedürfnisse des Geistes und des Herzens, die der Religionslehrer zu befriedigen sucht, und Bedürfnisse der Sinnlichkeit, für die der Arzt, der Oekonom, der Chemiker, der Architekt, der Mechaniker, der Richter und Advokat in Thätigkeit sind. Wohl dem, der unter diesen Geschäften nach entschiedener Neigung und nach sorgfältiger Prüfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewählt hat, oder der sich aus gleichen Gründen für die Erweiterung und Verbreitung einer Wissenschaft bestimmt.

Der Künstler bildet sich in der Regel durch eine Art von Instinkt. Rege Empfänglichkeit und lebendige Phantasie mußten vorhanden sein; aber um seine Ideen und Gefühle zu versinnlichen, bedurfte der Künstler noch der Herrschaft über ein gewisses Medium. Für ein solches Medium bestimmt er sich gewöhnlich

nach einem inneren Triebe und nach glücklichen Versuchen, die ihm durch zufällige Umstände gelangen.

Die Seele der Poesie ist in Dir nicht zu verkennen, und in der Behandlung ihres sinnlichen Werkzeuges hast Du Dir praktische Fertigkeit erworben. Deinen Beruf zum Dichter halte ich daher für gegründet und bin weit entfernt, ihn Dir zu verleiden. Macht zu haben über die edelsten Geister seiner Nation, ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Macht nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird. Aber die Sicherstellung Deiner künftigen Existenz gegen dringende Bedürfnisse darf nicht von der Einträglichkeit Deiner poetischen Produkte abhängen. Dadurch würdest Du zum Sklaven des Publikums, zu dessen Beherrschung Du vielleicht berufen bist. Um die Kosten Deiner Studien zu bestreiten, wird es hoffentlich nicht an Mitteln fehlen; aber Du hast nicht so viel Vermögen zu erwarten, um dereinst als Gatte und Vater davon unabhängig leben zu können. Häusliches Glück darfst Du nicht entbehren, weil nach meiner Erfahrung kein anderer Vorteil für diese Entbehrung Ersatz giebt. Also ist neben der Poesie auf ein Geschäft zu denken, wodurch ein bestimmtes Auskommen gesichert ist. Denn der Gedanke, Dir dies auf eine bequemere Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen und Dich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen, ist Deiner und meiner unwert. Manche sonst achtungswerte Geschäfte sind jedoch für einen dichterischen Kopf so prosaisch, daß Du schwerlich auf die Länge dabei aushalten würdest. Dahin gehören die Arbeiten der Staatsdiener in den meisten untergeordneten Stellen. Was ich z. B. zu verrichten habe, ist eigentlich Lesen und Schreiben. Gleichwohl möchte ich Dir einen fortwährenden Kampf zwischen Neigung und Pflicht gern ersparen.

Dagegen nähert sich der theoretische Gelehrte der Thätigkeit des Künstlers. Die Wissenschaft kann „der Schönheit zureifen und zum Kunstwerk geadelt werden". Vorzüglich gilt dies vom Studium der Natur, und Deine Neigung dazu war mir deswegen so willkommen. Was Du in diesem Fache in Freiberg erlernt hast, ist schon ein nicht unbedeutendes Kapital. Das auf mancherlei Art zu vermehren, wollte ich Dir alle Gelegenheit schaffen. Und wenn Du nach Erledigung Deiner Studien in das Vaterhaus zurückkehrtest, würde ich sorgen, daß es Dir weder an Muße noch an dem nötigen Apparat fehlen sollte, um das Erlernte zu verarbeiten und durch ein bedeutendes Werk Deinen wissenschaftlichen Ruf gründen zu können.

Das Studium der Geschichte hat allerdings auch einen großen Reiz; aber es ist nur der Nachteil dabei, daß man dabei so oft auf Lücken stößt, zu deren Ausfüllung keine Mittel vorhanden oder wenigstens nicht in unserer Gewalt sind.

Die Natur hingegen kann durch zweckmäßige Versuche oft genötigt werden, auf unsere Fragen zu antworten.

Dies ist, was ich Dir vorjetzt zu erwägen gebe. Dein jetziger Schritt ist einer der wichtigsten Deines Lebens. Es ist gut, sich dabei nach hellen Begriffen zu bestimmen, und durch eine schriftliche Verhandlung werden die wichtigsten Punkte deutlicher, die dabei in Betrachtung kommen.

Lebe recht wohl! Bei uns ist alles gesund und grüßt Dich schönstens.

Dein Vater

Körner."

Eine Antwort auf diesen Brief ist wohl überhaupt nicht erfolgt, hauptsächlich weil bald darauf Schleiermachers Bescheid einging, wonach Theodor für den Winter noch nicht nach Berlin kommen sollte, sondern erst zu Ostern, und dann nicht als Student. Wenn auch diese Nachricht den Vater, wie er an Theodor schrieb, nicht in Verlegenheit setzte, weil er Vertrauen zu ihm hatte, so schien es ihm doch nötig, nunmehr auf das ernsteste mit ihm zu beratschlagen, was unter den jetzigen, völlig veränderten Umständen zu thun sei. „Bedenke," so schreibt er 13. September, „daß seit Deiner Abreise von Freiberg durch ein Zusammentreffen von Umständen nunmehr über ein Jahr verflossen ist, in dem Du keinen bedeutenden Fortschritt in Deinen Studien gemacht hast, und daß wir beide es vor Gott und unserem Gewissen nicht verantworten können, wenn noch ein halbes Jahr Deiner kostbaren Jugendzeit verschwendet werden sollte. — Der erste Gedanke fällt natürlicherweise auf Breslau. Dort ist auf alle Fälle Steffens und Bredow, gesetzt auch, daß von den übrigen Professoren gar nichts zu lernen wäre. Eine Konvention mit Leipzig wird schwerlich in dem ersten halben Jahre geschlossen werden, wenigstens könnten wir hierüber durch Fritz Weber Gewißheit erhalten. Nur ein Bedenken bleibt mir noch übrig. Ist man in Breslau bei der Aufnahme nicht streng, so wird sich alles dahin ziehen, was von Leipzig und Berlin fortgeschickt worden ist. Die Studenten, welche nichts weniger thun als studieren, werden den Ton angeben. Unter diesen hast Du viel Bekannte, und es ist allerdings zu besorgen, daß das Leipziger Burschenleben wieder von vorne angehen wird. — Aus Deinen Freiberger schriftlichen Arbeiten habe ich mit Freude gesehen, daß Du damals nicht bloß Vorlesungen gehört, sondern Deine Wissenschaft mit Ernst betrieben hast, ohne doch dabei ein Mönchsleben zu führen. Sollte es Dir denn gar nicht möglich sein, Dich für irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, es sei, welche es wolle, auf eine solche Art zu interessiren? Gesetzt, die Naturwissenschaften hätten ihren Reiz für Dich verloren, hat denn auch Geschichte gar nichts Anziehendes mehr für Dich? Ist Dir nicht einleuchtend, wie sehr sie auch dem Dichter dient, um den Gestalten seiner Phantasie Bestimmtheit und Körper zu geben? Aber Kompendien und Hand=

bücher muß man nicht lesen, sondern die Quellen studieren. Und hierzu, dächte ich, müßte in Wien Gelegenheit sein. Solltest Du Dir durch Humboldt oder Schlegel nicht den Gebrauch der dortigen Bibliothek auswirken können? Dann würde ich an Deiner Stelle nichts lesen als die Quellen der deutschen Geschichte. Excerpieren würde ich dabei anraten, aber, um das Schreiben abzukürzen, ein Buch wie Schmidts Deutsche Geschichte zu Grunde legen und bloß, was dort fehlt, mir aufnotieren. Die Excerpte könnten fortlaufende Seitenzahlen haben, und in Dein Exemplar von Schmidt könntest Du am Rande die Seite Deiner Anmerkungen allegieren, um alles leicht finden zu können. Wäre nicht auch möglich, im Griechischen oder in neueren Sprachen in Wien guten Unterricht zu bekommen? Dies wirst Du leicht erfahren können. Aber alles dies ist vergebens, wenn Du nicht Stärke der Seele genug hast, den Entschluß zu einem ernsten Geschäfte streng auszuführen. Ich verlange gar nicht zu große Opfer von Dir. Die Abende magst Du immer für Dein Vergnügen bestimmen, aber den Vormittag und einen Teil des Nachmittags Deinen Studien widmen. Das würde Dir nicht schwer werden, wenn Du einmal acht Tage einen Versuch damit machen wolltest. Du würdest jeden Abend eine ganz andere Befriedigung fühlen und für jeden Genuß weit empfänglicher sein, als wenn Du vom frühen Morgen an bloß Deinem Vergnügen nachgejagt hättest. Du hast Kräfte und Talente, die Dich auffordern und verpflichten, auf einer niedrigen Stufe nicht stehen zu bleiben. Werde ein Dichter, aber fühle ganz die Würde Deines Berufs! Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzgeist der Menschheit gegen die Verdorbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst Du Deinen Zeitgenossen darbieten! Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion, als deren Geschäft es ist, von beschränkenden Vorurteilen zu befreien und vor der herrschenden Krankheit des Zeitalters, einer zerstörenden Freigeisterei, zu verwahren. Dies alles bedenke, und Du wirst einsehen, wieviel Du noch von Dir zu fordern hast."

Im weiteren Verlaufe des Briefes werden dann für den Fall, daß er glaube, in Wien kein ernstes Studium treiben zu können, noch andere Wege in Betracht gezogen: vielleicht könne er nach München gehen, um Schelling und Jacobi zu hören; aber auch in Weimar, wo sich eine Bibliothek zum Studium der Geschichte finde, wo ihm namentlich aber die Ansichten Goethes über die Natur interessant sein würden, könne er den Winter über bleiben. „Auf Ostern," so schließt die Erörterung, „mache ich einen Versuch, die Leipziger Relegation aufzuheben, und wenn dies gelingt, kannst Du alsdann jede Universität besuchen, wo die Lehrer

daher ihre Erwartung sehr getäuscht finden, wenn sie außerordentliche Begebenheiten oder einen überwürzten Stil zu finden hofften.“ Er empfiehlt dem Sohne das Buch auf das angelegentlichste, ebenso wie die Mutter, die den Ton so gehalten, so einfach findet, daß, wie sie sagt, „jeder denkt, daß er es so sagen könnte — daher es für einen Teil des Publikums nicht Salz und Pfeffer genug wird haben; aber mir ist Goethe der Mensch recht anschaulich darin“.

Zu den wichtigsten Urteilen des Vaters gehört unstreitig auch das über Heinrich von Kleist, dessen trauriges Ende an die Zeiten gemahnte, da er noch Gast im Körnerschen Hause war. Christian Gottfried hält ihn für einen hochbegabten Dichter, aber er gehörte nach seiner Ansicht zu den modernen starken Geistern, die jede Leidenschaft für unüberwindlich halten und die Achtung für Pflicht und Tugend als eine altväterische Pedanterie verachten. Ebenso anziehend sind die Aeußerungen über Musik, besonders über Beethovens Pastoral-Sinfonie. „Es ist eine Lieblichkeit darin, die bei Beethoven selten ist. Mancher hört die Musik, wie er den Roman liest. Im Stoffe soll immer etwas Neues sein, die Form ist ihm gleichgültig. Für solche Hörer ist Beethovens Sextett besser, das dabei auch voll Geist und Leben ist.“ Nicht minder richtig und scharf lautet sein Urteil über den Komponisten Hummel, als er erfahren hatte, daß dieser sich Stücke aus der „Messiade“ zur Komposition ausgewählt. Nach seiner Ansicht ist das Werk Klopstocks dazu ganz ungeeignet. „Zu einer geistlichen Musik sind kurze Stellen aus Luthers Bibelübersetzung mir immer die liebsten Texte. Der Komponist kann in der Auswahl und Anordnung seinen Kunstsinn zeigen und findet Gelegenheit zu den größten und mannigfaltigsten musikalischen Produktionen. Hummel scheint aber mit der Wahl der Texte zu kokettieren, um mit edlen Gefühlen zu prangen, die man doch schwerlich in ihm sucht, wenn man ihn kennt.“ Mehr einverstanden ist er mit einem Plane Morlacchis, der neuerlich ein „gefälliges und doch dabei andächtiges“ Salve Regina komponiert hatte, die alten, namentlich geistlichen Musiken, die man in Dresden lange nicht gehört, aus dem Vorrate herauszusuchen und neben Messen von Haydn und Mozart zum Vortrag zu bringen. Außer mit Morlacchi, den er unter den damaligen Dresdner Komponisten bei weitem am höchsten schätzt, stand er im Verkehr mit Miltitz, Weinlig und Dreyßig. Die großen musikalischen Unternehmungen und Inscenierungen Dreyßigs fanden aber niemals so recht seinen Beifall; wohler fühlte er sich in einem kleinen Kreise, der Musik und Gesang pflegte. Darum begrüßte er auch die Einrichtung eines dramatischen Kränzchens mit Freude, das reihum in befreundeten Familien abgehalten wurde. Je lebhafter gerade Emma darüber und über ihre Beteiligung berichtete, desto mehr bedauerte sie, daß die Aufführungen bald wieder aufhörten, da der primo amoroso seine Thätigkeit einstellte. „Einer der Herren Minister,“ klagt Emma dem Bruder, „legt es Leipziger übel aus,

daß er als Hofrat so viel Komödie spielt, weil er die irrige Meinung hat, daß dieser seine Arbeit darüber versäumt, obgleich man es ihm vielleicht nicht übel nehmen würde, wenn er dieselbe Zeit mit Spielen auf der Ressource zubrächte."

Unter den Theaterstücken, die die Körnersche Familie in der damaligen Zeit sich ansah, halten der Vater und Emma nur den „Fiesko" der Erwähnung für würdig, und auch dieses nur deshalb, weil die Hauptrolle von einem noch ganz jugendlichen, aber recht viel versprechenden Schauspieler, Kanold aus Berlin, welchen Iffland empfohlen hatte, gegeben wurde; infolge seiner wohlgebauten Figur, seines schönen, bedeutenden Gesichtes, seines Anstandes, sowie seiner Geschmeidigkeit in den Bewegungen, endlich wegen seiner wohlklingenden Stimme und seines Verständnisses für das Eigentümliche der ihm zugewiesenen Rolle nennt der Vater ihn „wirklich eine sehr gute Acquisition".

Was endlich den gesellschaftlichen Verkehr anbetrifft, so war er im wesentlichen derselbe wie früher. Vorübergehend hielten sich Frau v. d. Recke und Henriette Herz in Dresden auf, und selbstverständlich hatten Körners Gelegenheit, beide geistreichen Frauen bei sich oder am dritten Orte zu sehen. Eine außerordentlich interessante Bekanntschaft war für den Vater der aus Berlin eingetroffene „wilde genialische" Alexander v. d. Marwitz, der den letzten Krieg in österreichischen Diensten mitgemacht hatte. (Er fiel 1814 bei Montmirail, 27 Jahre alt.)

In seinem in der Weihnachtsnacht nach Dresden abgeschickten Briefe teilte Theodor mit, daß einige kleine Lustspiele und außerdem eine Oper von ihm vollendet worden seien: „Die Braut", „Der grüne Domino" und „Das Fischermädchen". Ein anderes Stück, das in dem Reisebüchlein den Titel „Der Kampf mit dem Drachen. Eine Oper" trägt, in den jetzigen Ausgaben aber als Singspiel bezeichnet ist, wird nur einmal im Briefwechsel ganz kurz erwähnt. Es lehnt sich inhaltlich und auch sprachlich an das bekannte Schillersche Gedicht an, nur daß die Hauptsache, der tragische Konflikt im Innern des Ritters, ganz beiseite gelassen ist. An eigentlicher dramatischer Handlung ist das Singspiel so arm, daß es wohl schon anfangs wenig Beifall gefunden hat und niemals aufgeführt worden ist; immerhin zeugen die lyrischen Partieen in ihrer leichtfließenden Sprache wieder von der poetischen Begabung des Dichters.

„Ich hätte Euch gern meine beiden kleinen Stücke geschickt," schreibt Theodor den Eltern, die die Stücke gern in ihren Privatzirkeln aufgeführt gesehen hätten, „aber Ihr wißt, daß ich beim Abschreiben immer viel ändere, und diese Abschriften sind beim Theater. Sie werden gedruckt, wie das hier gewöhnlich ist, und ich hoffe, sie Euch bald schicken zu können." Die beiden Stücke waren von der Direktion des Hofburgtheaters angenommen und sollten als Textbuch gedruckt werden.

einfältigen, aber selbstbewußten Nachtwächters Tobias Schwalbe, der sich von den beiden Studenten übertölpeln läßt. In der Person des Ernst Wachtel, der nach einem tollen Studentenleben schließlich in perpetuum relegiert worden war, führt der Dichter ein Abbild seines eigenen ehemaligen Treibens in Leipzig vor, wie überhaupt das ganze Stück, das er selbst „etwas derb lustig“ nennt, die übermütige Sylvesterstimmung widerspiegelt, in der er auch das „Lied zum Sylvesterabend 1811“ dichtete. Nachdem er nämlich die Feiertage „sehr vergnügt“ verlebt hatte, wurde der Jahresschluß würdig gefeiert. „Den Sylvestertag,“ so lautet sein Bericht vom 1. Januar, „aß ich mittags bei Humboldts. Abends war bei uns (d. h. im Köllner Hof) sehr große Gesellschaft. Ich hatte ein Spottlied auf die ganze Societät gemacht, und im größten Jubel begrüßten wir damit und mit einer Bowle Punsch, die freilich kein Punsch von der Tante war, das neue Jahr. Wir waren bis früh zusammen und haben auch Eure Gesundheit getrunken.“ In dem Spottliede besingt er zunächst die einzelnen Teilnehmer an der lustigen Gesellschaft, darunter auch Schmalwasser, sowie Biermann und Schreiber, zwei Schauspieler, und geißelt ihre Schwächen und Eigenarten mit heiterer Satire, ohne sich selbst dabei zu schonen.

Die beiden kleinen prosaischen Erzählungen „Die Harfe“ und „Hans Heilings Felsen“, die noch in das Jahr 1811 fallen, zeigen, daß der Dichter auch anmutig und spannend zu schildern und zu erzählen weiß.

Am meisten aber beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu dem historischen Trauerspiel „Konradin von Schwaben“. Dieser Konradin sollte, wie wir schon gehört haben, zugleich der Kraftmesser für seine Befähigung zum dramatischen Dichter werden. In diese Arbeiten hinein kam nun der Brief des Vaters, der den Sohn zur endgültigen Wahl eines Berufes aufforderte. Die Antwort darauf vom 6. Januar 1812 ist für Theodors Wesen höchst bezeichnend. „Ich habe,“ sagt er, „eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen; es wird das Eigentum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. — Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich bloß der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann. — Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne; wohl wahr; aber wenn man Schlittschuh laufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte? — Der Konradin soll entscheiden, denk ich mir; — wird er gut, und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht; gelingt er mir nicht, dann will ich

die erste beste Brotwissenschaft vornehmen und meinen geglaubten Beruf zum Dichten bei müßigen Stunden in Sonetten verschnitzeln. — Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Falle würde ich Dich um einen Römerzug bitten. Tirol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. — Willst Du mich gern in Berlin, so schreibe mir Deine Gründe! — Die Furcht vor Excessen ist teilweise unbegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle, gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln; dazu hast Du mich erzogen; und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild als ohne ihn; aber Studentengeschichten habe ich satt, und wegen solcher Spielerei will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen. — So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. — Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde; aber wenn jeder so denkt, muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt; aber es giebt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkannt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten; aber die That wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Da mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wär der härteste Kampf, den ich höher anschlüge als das bißchen Leben, was ich dabei verlieren könnte. Antworte mir darüber behutsam! Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. — Diese meine Pläne verlieren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, — und ich so etwas selbst aus Humboldts Reden vermuten muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen. — Schreibe mir daher nur, ob Du denkst, daß mein Relegat zurückgenommen wird! In Leipzig glaub ich nichts mehr zu fürchten zu haben und riskiere nichts mehr durch die Gegenpartei, da ich mit ihrem Anführer in gutem Vernehmen stehe. — Ich würde gern so lange als möglich in Wien bleiben; es ist gar zu herrlich hier; würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vorteilhaftesten fändest. — Müßte ich eine Brotwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medizin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe thun würde und bei dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, mein Freund! Ich harre Deiner Antwort. Dein Theodor."

einfältigen, aber selbstbewußten Nachtwächters Tobias Schwalbe, der sich von den beiden Studenten übertölpeln läßt. In der Person des Ernst Wachtel, der nach einem tollen Studentenleben schließlich in perpetuum relegiert worden war, führt der Dichter ein Abbild seines eigenen ehemaligen Treibens in Leipzig vor, wie überhaupt das ganze Stück, das er selbst „etwas derb lustig" nennt, die übermütige Sylvesterstimmung widerspiegelt, in der er auch das „Lied zum Sylvesterabend 1811" dichtete. Nachdem er nämlich die Feiertage „sehr vergnügt" verlebt hatte, wurde der Jahresschluß würdig gefeiert. „Den Sylvestertag," so lautet sein Bericht vom 1. Januar, „aß ich mittags bei Humboldts. Abends war bei uns (d. h. im Köllner Hof) sehr große Gesellschaft. Ich hatte ein Spottlied auf die ganze Societät gemacht, und im größten Jubel begrüßten wir damit und mit einer Bowle Punsch, die freilich kein Punsch von der Tante war, das neue Jahr. Wir waren bis früh zusammen und haben auch Eure Gesundheit getrunken." In dem Spottliede besingt er zunächst die einzelnen Teilnehmer an der lustigen Gesellschaft, darunter auch Schmalwasser, sowie Biermann und Schreiber, zwei Schauspieler, und geißelt ihre Schwächen und Eigenarten mit heiterer Satire, ohne sich selbst dabei zu schonen.

Die beiden kleinen prosaischen Erzählungen „Die Harfe" und „Hans Heilings Felsen", die noch in das Jahr 1811 fallen, zeigen, daß der Dichter auch anmutig und spannend zu schildern und zu erzählen weiß.

Am meisten aber beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu dem historischen Trauerspiel „Konradin von Schwaben". Dieser Konradin sollte, wie wir schon gehört haben, zugleich der Kraftmesser für seine Befähigung zum dramatischen Dichter werden. In diese Arbeiten hinein kam nun der Brief des Vaters, der den Sohn zur endgültigen Wahl eines Berufes aufforderte. Die Antwort darauf vom 6. Januar 1812 ist für Theodors Wesen höchst bezeichnend. „Ich habe," sagt er, „eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen; es wird das Eigentum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. — Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich bloß der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann. — Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne; wohl wahr; aber wenn man Schlittschuh laufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte? — Der Konradin soll entscheiden, denk ich mir; — wird er gut, und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht; gelingt er mir nicht, dann will ich

die erste beste Brotwissenschaft vornehmen und meinen geglaubten Beruf zum Dichten bei müßigen Stunden in Sonetten verschnitzeln. — Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Falle würde ich Dich um einen Römerzug bitten. Tirol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. — Willst Du mich gern in Berlin, so schreibe mir Deine Gründe! — Die Furcht vor Excessen ist teilweise unbegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle, gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln; dazu hast Du mich erzogen; und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild als ohne ihn; aber Studentengeschichten habe ich satt, und wegen solcher Spielerei will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen. — So mein Plan für die Zukunft. — Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. — Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde; aber wenn jeder so denkt, muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt; aber es giebt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkannt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten; aber die That wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Da mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wär der härteste Kampf, den ich höher anschlüge als das bißchen Leben, was ich dabei verlieren könnte. Antworte mir darüber behutsam! Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. — Diese meine Pläne verlieren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, — und ich so etwas selbst aus Humboldts Reden vermuten muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen. — Schreibe mir daher nur, ob Du denkst, daß mein Relegat zurückgenommen wird! In Leipzig glaub ich nichts mehr zu fürchten zu haben und riskiere nichts mehr durch die Gegenpartei, da ich mit ihrem Anführer in gutem Vernehmen stehe. — Ich würde gern so lange als möglich in Wien bleiben; es ist gar zu herrlich hier; würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vorteilhaftesten fändest. — Müßte ich eine Brotwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medizin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe thun würde und bei dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, mein Freund! Ich harre Deiner Antwort. Dein Theodor."

Was diesen Brief in erster Linie aus der Zahl der anderen heraushebt, ist nicht sowohl das klar ausgesprochene hohe Ziel, dem der Dichter jetzt, wo seine Sturm- und Drangperiode vorüber ist, mit Ernst und Eifer nachstreben will, als vielmehr die patriotische Begeisterung, die Opferfreudigkeit, mit der er, wenn's gilt, für die Freiheit fechten und sterben will. In dieser vaterländischen Gesinnung bekundet sich der Einfluß und die Bedeutung seines Aufenthaltes in Wien. So tief der Vater auch die Demütigung seines weiteren Vaterlandes empfand, so war er doch klug genug, in seinem Briefwechsel die Politik beiseite zu lassen. Er wußte, wie gefährlich dies sei, da schon oft Briefe geöffnet worden waren. So finden sich denn nur ganz vereinzelte politische Bemerkungen, meist harmloser Natur, in dem bisherigen Briefwechsel, obwohl der Uebermut und die Rücksichtslosigkeit Napoleons immer größer wurden und über kurz oder lang zu einem Kriege drängen mußten. Schon in der Mitte des Jahres 1811, als die Spannung zwischen Napoleon und Kaiser Alexander zum Bruch geführt hatte, durchschwirrten beunruhigende Gerüchte die Luft. Aber der Vater will ihnen nicht glauben. „Der König," so schreibt er am 23. August an den Sohn, „geht nach Warschau, und wir scheinen vorjetzt Ruhe zu behalten." Inzwischen war Theodor nach Wien gekommen in eine Welt, die in ihm das fast eingeschlummerte Bewußtsein von der auf Deutschland lastenden Schmach weckte, und wo man ganz anderen politischen Anschauungen huldigte, als in dem heimatlichen Sachsen. War auch Oesterreich 1809 im Kampfe gegen Napoleon schließlich unterlegen, so hatte doch die mörderische Schlacht von Aspern und Eßlingen die Meinung von des Korsen Unüberwindlichkeit erschüttert und das Selbstvertrauen der geknechteten Völker wieder gehoben. Mit Verehrung blickte hier die Nation zu ihrem Kaiser und zu dem Erzherzog Karl, der so mannhaft den Franzosen die Stirn geboten hatte, empor. Hier spürte Theodor zum ersten Male etwas von wirklichem Volksenthusiasmus, und begeistert gab er davon dem Vater Nachricht. „Wohl dem Staate," antwortete dieser, „wo das gegenseitige Vertrauen zwischen Regenten und Volk unerschüttert bleibt! Oesterreich gab dieses Schauspiel zeither, und mancher dachte sich dies Land als einen Hafen für künftige Zeiten des Sturmes. — Bei uns ist alles gesund, und die Kriegsnachrichten machen uns noch nicht bange." Auch Theodor glaubte in der ersten Hälfte des Dezember noch nicht recht an politische Verwickelungen; als am 14. einige durch Kriegsnachrichten geängstigte Preußen zu ihm kamen, um ihn einzuladen, mit ihnen sogleich heimzureisen, weil es ungewiß sei, ob sie mit den Vaterstädten in Verbindung bleiben könnten, wies er dies Ansinnen mit einem Hinweis auf die Unwahrscheinlichkeit eines Krieges zurück; zugleich aber verhehlt er den Seinen nicht, daß er im Falle eines Krieges sein Bündel schnüren würde. Der Vater war durch diese Bemerkung offenbar beunruhigt; er schreibt mit Hinweis auf die Verhaftung Beckers in Gotha

und mehrerer Personen in Halle: „Wohl dem, der in der politischen Welt nicht mehr lebt, als sein Amt von ihm fordert! Und wehe dem, der sein Vaterland liebt, wenn er nicht Herr seiner Leidenschaften ist, zur Unzeit aufbraust und sich zu seinen Zwecken unmoralische Mittel erlaubt! Ein jeder suche in seinem Amte so nützlich zu sein als möglich, suche durch Wissenschaft, Kunst und Sitte die Menschheit im ganzen und besonders seine Nation, soviel an ihm ist, weiter zu bringen, und die Nachwelt wird ernten, wo er gesäet hat. Aber das Schicksal der Staaten zu lenken, sind nur die Regenten mächtiger Reiche berufen. Ihnen allein stehen erlaubte Mittel zu Gebote, und sie haben den Gebrauch zu verantworten, den sie davon machen. Ihnen sich zum Ratgeber aufzudringen, ist bedenklich, da der Privatmann als solcher nicht vollständige Nachrichten von der Lage der Sachen haben kann, ihnen einen Entschluß abzunötigen, unverantwortlich, da ein solcher Schritt schon an sich ein Uebel ist, das selbst durch Erreichung eines löblichen Zweckes, wofür ohnehin niemand stehen kann, nicht wieder gut gemacht würde."

Klar und bestimmt spricht sich Theodor über seine politische Gesinnung in einem Briefe vom 6. Januar 1812 aus: er sei bereit, für das, was er als das Höchste im Leben erkannt, fürs Vaterland und für die Freiheit, zu fechten oder zu sterben; es sei ihm aber schmerzlich, daß sein Plan, mit den Waffen in der Hand seine deutsche Abkunft zu zeigen, schon jetzt allen Schein der Ausführbarkeit verloren, da es allgemein heiße, daß Preußen mit Frankreich gehe, ein Gerücht, das sich denn auch schon im folgenden Monat als richtig erwies: am 24. Februar wurde das Bündnis gegen Rußland geschlossen, und damit galt es für den Dichter, so schwer es ihm werden mochte, sich in Geduld zu fügen und zu warten.

Neben der Besorgnis, daß Theodor politische Unbesonnenheiten begehen könne, regte sich bei dem Vater von neuem die Befürchtung, daß dieser seine Zeit unnützerweise vertändle und zu keinem förderlichen Brotstudium komme.

„Ueber Deinen Beruf zur Poesie," schreibt er, „habe ich Dir sonst schon geschrieben. Ich bin weit entfernt, Dich davon abzuhalten; aber ich habe nur die Besorgnis, daß, wenn Du jetzt schon das Produzieren zum Hauptgeschäfte machst, Du vielleicht manches versäumen wirst, was zu Deiner vollkommenen Ausbildung gehört, und was Dich auch zu einem höheren Ziele führen würde. Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei seinem Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigeren Stufe stehen. Du bist, deucht mich, zu etwas Höherem bestimmt, als kurrente Ware für das Wiener Theater zu liefern. Also wünschte ich, daß Du einmal aufhörtest, Deine Zeit auf kleine Stücke zu verwenden, und Dich ernstlich an den Konradin machtest, da wir schon über die Mitte des Januars sind. — Wie der Beifall, den Dein

Konradin erhält, auf Deine Pläne für die nächsten Jahre Einfluß haben kann, sehe ich nicht recht ein. Macht er auf dem Theater nicht Glück, so kann dies sogar in gewissen dichterischen Vorzügen liegen, für die vielleicht Dein Publikum keine Empfänglichkeit hatte, oder die wegen eines Nebenumstandes nicht in ihr gehöriges Licht gestellt wurden. Wird Dein Stück sehr gut aufgenommen, so folgt daraus, daß Du Dein Auskommen haben würdest, wenn Du jährlich ein- oder zweimal Stücke für das Theater liefertest. Aber ist es denn Deine Meinung, Dir auf diese Art Deine bürgerliche Existenz zu sichern? Ich müßte dann wiederholen, was ich schon sonst gegen einen solchen Plan eingewandt habe: zu bedauern ist jeder, der von der Gunst der Muse Unterhalt erwartet. Nähren soll den Mann sein Geschäft, und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold zu rechnen. Es können Jahre eintreten, in denen er weniger produktiv ist, vielleicht eben, weil er an sich selbst strengere Forderungen macht, oder ein anderer, der das Publikum mehr als die Kunst studiert, kann ihn bei seinen Zeitgenossen verdunkeln. Daher war immer mein Rat, Du möchtest ein wissenschaftliches Studium wählen, das Dir ein zuversichtliches Auskommen sicherte. Hast Du die Neigung zu den Naturwissenschaften verloren, so habe ich gar nichts dawider, wenn Du bei der Geschichte bleibst; aber studiere sie gründlich, damit Du dereinst als akademischer Lehrer oder als Schriftsteller mit Ehren auftreten kannst! Vernachlässige die Hilfswissenschaften und besonders die Sprachen nicht! Was Dir Deine dichterischen Arbeiten einbringen, sieh als einen unverhofften Gewinn an und verwende es zu irgend einem edleren Lebensgenuß! Die Kunst sei die Würze Deines Lebens! Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch zum Studium! Eine Reise nach Italien gönne ich Dir sehr und würde alles beitragen, sie Dir zu erleichtern; aber ich wünschte sie später. Ich sähe gern, wenn Deine Jugendzeit zwischen ernsten Studien und Genuß der Gegenwart geteilt wäre. In Deinem jetzigen Aufenthalt ist der Genuß überwiegend. Es sollte nun wohl eine Zeit folgen, wo die ernste Anstrengung das Uebergewicht hätte. Und in Italien gäbe es doch nur immerwährende Feiertage anderer Art. Hierzu kommt es, daß es schade wäre, wenn Du eine Reise nach Italien ohne hinlängliche Vorbereitung unternähmest. — Der junge Mann, von dem Du in Deinem Briefe an mich schriebst, sollte wohl jeden entscheidenden Schritt vermeiden, bis er mit seinem Vater mündlich darüber zu Rate gegangen wäre. Er nennt diesen Vater seinen Freund, wie Du schreibst, und soviel ich den Vater kenne, verdient er, bei der Sache gehört zu werden. Er weiß die Triebfedern zu schätzen und ist auch großer Aufopferungen fähig. Aber es könnte doch nützlich sein, wenn durch ihn der Sohn auf Umstände und Folgen aufmerksam gemacht würde, die

er vielleicht in leidenschaftlichen Momenten übersehen hat. Es wäre traurig, wenn er etwa künftig zu spät sich Vorwürfe machen müßte, nur nach einer einseitigen Ansicht gehandelt zu haben."

An dem Vormittag desselben Tages, an welchem der Vater diesen Brief schrieb, am 17. Januar, fand in dem Burgtheater die Generalprobe zur „Braut" und zum „Grünen Domino" statt; und hier sollte Theodor zum ersten Male das Mädchen erblicken, das gleich bei der ersten Begegnung einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er es alsbald wie kein anderes zuvor in sein Herz schloß. Die von der Natur reich mit Schönheit des Körpers, aber reicher an Herz und Seele begabte Künstlerin Antonie Adamberger, die den jugendlichen Dichter durch den Reiz ihres Wesens und durch ihr Spiel bezauberte, stand damals im zweiundzwanzigsten Jahre.



Antonie Adamberger, die Braut Theod. Körners. Geb. 1790, gest. 1867. Nach dem im Körnermuseum befindlichen Miniaturbildnis, gemalt von Monsorno.

Sie war am 30. Dezember 1790 in Wien geboren und entstammte einer berühmten Künstlerfamilie. Ihr Vater, Valentin Adamberger, hatte anfangs als Sänger in kurfürstlich bayrischen Hofdiensten gestanden. Seit 1762 hatte er unter dem Namen Adamonti auf verschiedenen Theatern Italiens gesungen, war dann nach München zurückgekehrt und dort bis gegen 1777 geblieben. Von hier aus unternahm er eine Kunstreise nach London und fand zuletzt in Wien am Hoftheater und an der Hofkapelle dauernde Anstellung. Wegen seines weichen und melodischen Tenors wurde er allgemein geschätzt, sodaß sogar Mozart verschiedene Gesänge für ihn komponierte. Am 15. Mai 1781 vermählte er sich mit der Hofschauspielerin Maria Anna Jacquet, der ältesten Tochter des an der Wiener Hofbühne wirkenden Schauspielers Karl Jacquet. Die Ehe war zuerst eine sehr glückliche; beide Ehegatten setzten auch nach ihrer Verheiratung die Ausübung ihrer Berufspflichten fort, und namentlich die Gattin, die schon seit ihrem sechzehnten Lebensjahre der Hofbühne angehörte, feierte zunächst in tragischen, dann in naiven Rollen die großartigsten Triumphe. Eine frohe Kinderschar schien das Glück der Eltern zu krönen, unter ihnen Antonie, die nachherige Braut Theodors. In ungetrübtem Frohsinn verflossen ihr die ersten sechs Jahre ihres Lebens. Da aber wurde die Mutter,

nachdem sie wieder einer Tochter das Leben geschenkt hatte, ernstlich krank und konnte sich nie wieder recht erholen. Die Kinder, die bisher nach Herzenslust hatten toben dürfen, sollten sich plötzlich Zwang auferlegen. Besonders schwer wurde dies der ausgelassenen und mutwilligen Antonie, der man bisher alles erlaubt hatte. Jetzt oftmals von der Mutter, die ihrer angeborenen Heftigkeit immer mehr freien Lauf ließ, streng getadelt und bestraft, suchte sie Trost bei dem sanften Vater. Der sang ihr dann vor oder spielte auf seiner Violine. Leider fing auch er in der Folgezeit an zu kränkeln, und da Antoniens Geschwister sich zum großen Teile ebenfalls nicht der besten Gesundheit erfreuten, gestalteten sich die häuslichen Verhältnisse immer trüber. So hatte sie reichlich Gelegenheit, schon früh den Ernst des Lebens kennen zu lernen. Die immer heftiger auftretende Krankheit der Mutter wurde schließlich so schlimm, daß sie sich Anfang 1804 entschloß, um ihre Entlassung zu bitten. Der damalige Direktor des Burgtheaters, Freiherr v. Braun, der ihr freundschaftlich ergeben war, bewilligte ihr eine Benefizvorstellung. Aber es war ihr unmöglich, noch einmal zu spielen. Da unternahm es der Dichter Heinrich v. Collin, der nachmalige Lehrer Antoniens, ein Freund der Familie, ein kleines Stück, „Der gestörte Abschied", zu schreiben, in dem die jugendliche Tochter, die schon einmal in einer kleinen Wohltätigkeitsvorstellung ihr Talent fürs Theater gezeigt, gewissermaßen als Ersatz für die Mutter auftreten und in ihrem Namen danken sollte. Der Inhalt des Stückes, sowie die ganze Vorstellung wirkte, namentlich durch das lebenswarme Spiel der Tochter, so rührend, daß das Publikum vom tiefsten Mitgefühl ergriffen wurde: auf, wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte.

Nur allzuschnell sollte, was die Zuschauer bei dieser Abschiedsvorstellung befürchtet hatten, zur Wahrheit werden. Schon am 24. August starb, unermüdlich von Antonie gepflegt, der Vater, und zehn Wochen später, am 5. November, erlag auch die Mutter ihrer Krankheit.

Zum Glück hinterließen die Eltern ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen, aber es war doch die größte Sparsamkeit geboten, da außer Antonie noch fünf unmündige Geschwister da waren. Die Leitung des Haushaltes, als dessen oberstes Mitglied der schon hochbetagte, aber noch rüstige Großvater erschien, und die Erziehung übernahm eine in jeglicher Beziehung treffliche Tante, die sich ihrer schwierigen Aufgabe nach allen Richtungen hin in der ausgezeichnetsten Weise entledigte. Sie war es auch, die ganz mit Collin einverstanden war, als dieser einige Wochen später Antonien klar zu machen suchte, daß sie allein unter ihren Geschwistern Kraft und Gesundheit besitze, um für die Ihrigen sorgen zu können, und daß sie sich demnach bei ihrer Anlage schon jetzt entschließen müsse, dem Stande, dem ihre Mutter so viel Ehre gemacht, künftighin gleichfalls anzugehören.

So sehr sie auch zuerst über dieses Ansinnen erschreckt war: der Freund des Hauses wußte, unterstützt von der Tante, an der sie schon seit ihrer frühesten Jugend mit Wärme hing, so überzeugend zu reden, daß sie sich endlich fügte, zumal da auch der Freiherr v. Braun ihr auf das freundlichste entgegenkam, ihr einen Tanzmeister hielt und auch veranlaßte, daß der Dichter Karl Streckfuß, der damals in Wien als Hofmeister weilte, ihr Unterweisung in der Litteraturgeschichte gab. Das Hauptverdienst um sie aber erwarb sich Collin selbst, der mit ihr in einem vierjährigen angestrengten Unterricht nicht bloß Rollen einstudierte sondern ihr auch ein väterlicher Freund und Berater war. „Wo könnte ich Worte finden," schreibt sie selbst in späterer Zeit, „um ihm für das zu danken, was er für meinen Charakter that? Die weisen Lehren, die er so wie köstliche Perlen in die goldene Fassung seines Unterrichts einzuflechten verstand, kann ich ihm nie und niemals vergessen. Tausendmal rief ich mir ins Gedächtnis zurück, wie wahr und wie tief ins Gemüt eindringend all die Lebensregeln waren, die er mir gab, um mich vor den Gefahren zu schützen, welche insbesondere für ein Mädchen die Laufbahn des dramatischen Künstlers mit sich bringt. Unterstützt durch die eiserne Strenge meiner Tante, die an Kraft und Konsequenz einen wahrhaft männlichen Charakter besaß, gelang es mir, meinen guten Namen fleckenrein zu erhalten, sodaß sogar in verschiedenen Dekreten meiner Theaterbehörde mein sittlich-moralischer Charakter mit besonderem Lobe betont wurde."

Zwar war Antonie schon gegen Schluß des Jahres 1804 in einen gewissen Unterordnungsverband zu dem Burgtheater getreten; aber ihre eigentliche schauspielerische Thätigkeit begann erst mit dem 1. Januar 1807, wo sie als ständiges Mitglied des Theaters die für damalige Verhältnisse recht ansehnliche Gage von 400 Gulden erhielt, welche am 20. Dezember 1808 „zur Belohnung ihres Fleißes und zu ihrer ferneren Aufmunterung, vom 1. Januar 1809 angefangen, um 200, somit auf 600 Gulden erhöht wurde". Schon vierzehn Tage später wurde ihr „in Rücksicht ihrer eifrigen Verwendung und der Fortschritte, welche sie in der Schauspielkunst machte", eine weitere Remuneration von 200 Gulden angewiesen und zugleich das förmliche Dekret als k. k. Hofschauspielerin, womit die Pensionsfähigkeit verbunden war, ausgefertigt. Ihre künstlerische Thätigkeit war inzwischen immer reicher geworden, immer lebhafter und enthusiastischer aber auch die Bewunderung, die sie überall erntete. Im Jahre 1809, wo sie in 25 Stücken 78mal auftrat, war sie der erklärte Liebling des Publikums, zumal da ihr Repertoire von einer seltenen Reichhaltigkeit war. Mehr und mehr aber erkannte Antonie, daß ihre Hauptstärke im Schauspiel und in der Tragödie liege, und diese Erkenntnis teilte auch die Theaterdirektion, die ihr im Jahre 1810 nicht weniger als vier tragische Rollen ersten Ranges — die Beatrice, Desdemona, Emilia Galotti und Klärchen — übertrug..

Das Jahr 1811 brachte Antonie einen doppelten Kummer. Einmal starb am 28. Juli ihr Lehrer Collin, und dann wurde das von den Eltern hinterlassene, in Staatspapieren angelegte Vermögen infolge des österreichischen Staatsbankerotts auf ein Fünfteil reduziert. Die arge Schmälerung der Rente machte noch größere Sparsamkeit nötig, als ohnehin schon von ihr beobachtet worden war.

Mehr Sonnenschein sollte der Künstlerin das Jahr 1812 bringen, vielleicht das glücklichste, das ihr überhaupt beschieden war. Gleich im ersten Monat traf sie zum ersten Male mit Theodor zusammen. Antonie berichtet darüber selbst: „Ich war einer kleinen Erkältung wegen zu Anfang des Jahres 1812 mehrere Wochen hindurch in meinem Zimmer eingeschlossen und nicht an der Luft gewesen; denn weil meine arme Mutter infolge einer heftigen Erkältung, in der sie sich nicht lange und hinreichend genug geschont hatte, brustkrank geworden, war meine Tante, welche mich vor einem gleichtraurigen Schicksal bewahren wollte, ungemein ängstlich und vorsichtig für mich. Doch war ich schon fast ganz wieder hergestellt, als der alte Schauspieler Krüger bei uns vorsprach, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf die freundlichste Weise damit beschäftigt, zu meinem ersten Wiederauftreten auf der Bühne nach einer, wenn auch nicht gerade bedeutenden, Unpäßlichkeit eine passende Vorstellung zu wählen, hatte ihm der Zufall oder die Vorsehung, die mich prüfen wollte in Glück und Schmerz, ein angenehmes Mittel zur Erreichung seiner Absicht an die Hand gegeben. Von einem Freunde — ich glaube in Berlin — wurde ihm ein junger, talentvoller Dichter zugewiesen, der mehrere kleine Bühnenstückchen als Knospen späterer gediegener Früchte geschrieben hatte, die so wie sein Name bei uns ganz unbekannt waren. „Geh Du nach Wien!“ hatte dieser joviale Mann ihm scherzend gesagt, „da sende ich Dich an meinen Freund Krüger; der hat eine bildschöne Tochter; für diese schreibst Du einige Rollen, verliebst Dich gelegentlich in das Mädchen, und Dein Glück ist gemacht.“ Antonie geht dann des näheren auf Anna, oder wie sie sie nennt, Netti Krüger ein, und nachdem sie deren Charakter und ihr Streben geschildert, fährt sie fort: „Auch im Aeußeren waren wir vollkommen verschieden. Ich war etwas kleiner, hatte dunkle Augen und Haare und eine starke und klare Stimme, ein Erbteil von Vater und Mutter. Ich war sehr beweglich und spielte mit gleicher Freude im Lustspiel, was mir ungemein leicht wurde, weil ungetrübte Heiterkeit das Element meines Wesens war, wie in der Tragödie, der ich ein so langes und eifriges Studium gewidmet hatte.“ Im Gegensatz dazu beschreibt sie dann weiter Nettis bildschönes Aeußere, um schließlich zur Hauptsache zu kommen: „Große Uebung in irgend einem Fache bringt auch sehr viel Leichtigkeit in Erfüllung der demselben angehörenden Aufgaben mit sich, und daher konnte ich dem alten Krüger leicht versprechen, binnen drei Tagen die mir zugedachte Rolle in dem kleinen Lustspiele „Der grüne Domino“ zu erlernen, das ich mit seiner

Tochter spielen sollte; denn es war in Alexandrinern geschrieben, die sich so leicht dem Gedächtnis einprägen. „Die Braut“, ein Gegenstück dazu, auch nur zwei Personen, durch Krüger und Korn dargestellt, sollte vorangehen, und so hofften wir dem Publikum einen angenehmen Abend zu bereiten. Wieviel tiefe Leiden und doch auch was für heilige Freuden bereitete dieser Abend mir! Und dennoch danke ich Gott gerührt und innig, daß er mich beides erleben ließ.

„Der Wagen holte mich des Morgens um neun Uhr ab. Es war einer jener kalten herrlichen Wintertage, welche, alle Nerven erfrischend, bis in das Innerste dringen. Die helle Sonne schien so warm und goldig, daß ich, fröhlich ins Leben hineinblickend, Gott dankte, daß er mir erlaubte, nach längerer Zeit wieder die kühle Luft in langen Zügen einzuatmen. Im Theater angekommen, wurde ich mit heiterem Jubel empfangen; denn man hatte mich wirklich lieb, und „Toni, grüß Gott, Toni!“ schallte mir von allen Seiten lustig entgegen. Alle umringten mich, und die Herzlichkeit, mit der sie mich begrüßten, war wirklich rührend, weil sie so wahr und aufrichtig empfunden war.

„Mit ihrem gewohnten leidenschaftlichen Eifer rief Netti Krüger: »Nun, jetzt haben wir gleich einen Schiedsrichter, dessen Ausspruch wir uns unterwerfen.« Und rückwärts deutend und gegen den Ofen gewendet, sagte sie: »Ich bin im Streite mit diesem Herrn.« Ein junger Mann stand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Scene mit lebhaftem Erstaunen zugesehen. Die großen, ausdrucksvollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Ausdrucke höchster Verwunderung. Er hatte so oft und so viel von dem Neide und der Mißgunst reden gehört, welche unter dem so reizbaren Volke der Schauspieler leben sollten, daß ihm diese ungeheuchelte Freundschaft für mich ein günstiges Urteil für sie, wie für mich abnötigte. Ich sah ihn ebenso verwundert an, und so standen wir einen Augenblick einander stumm gegenüber. Es war Theodor Körner.

»Darf ein Kaiser seinem Publikum einen großen Kunstgenuß vorenthalten oder nicht? Darf er etwas versprechen, was er nicht hält oder nicht halten kann?« so schallte es bunt durcheinander in dem Kreise, der mich noch immer umgab. — »Ja, Kinder, wovon redet Ihr denn? ich weiß noch gar nichts.« — Da sagte der alte Krüger: »Der Kaiser versprach seiner verstorbenen Gemahlin, Maria Stuart wegen des darin vorkommenden Streites der beiden Königinnen nicht mehr geben zu lassen, der ihr nicht edel genug schien. Nun dringt man mit Recht in den Kaiser, die Darstellung des Stückes wieder zu erlauben; er aber kann sich nicht dazu entschließen. Körner aber behauptet, ein Kunstwerk sei Eigentum der Gesamtheit«. Da sagte ich ganz einfach: »Ich weiß durchaus nicht, was ein Kaiser darf und was er nicht darf. Aber ich weiß, daß ich als Mensch nie, unter keiner Bedingung das Wort brechen würde, das ich einem Menschen gegeben, — unter keiner Bedingung.«

„Darüber wurden wir zur Probe gerufen. Ich sang, und Körner meinte, ich solle nicht mehr aufhören. Die Rolle der Marie war wie für mich geschrieben; denn Pauline mußte als Mann erscheinen, und ich glaube, im Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hätte die thörichte Laune, nie als Mann erscheinen zu wollen. Die Vorstellung gefiel sehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünstler wiederholte sich bei meinem Erscheinen von seiten des Publikums; Körner aber wurde am Schlusse einstimmig gerufen."

So schildert Antonie in späteren Jahren ihre erste Begegnung mit Theodor. Der Dichter selbst verrät in seinem Briefe vom 17. Januar, in welchem sich zum ersten Male der Name seiner zukünftigen Braut findet, noch wenig von den ihn bewegenden Gefühlen. „Ihr Lieben!" so lautet sein Bericht. „Soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte. Das Haus war wider Gewohnheit an einem Wochentage gedrückt voll; das sonderbare Personale hatte die Leute angelockt. Krüger und Korn spielten ganz außerordentlich, und ebenso die Adamberger und Krüger, welche letztere als Mann gekleidet das Publikum ungemein überraschte. Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern. Die Braut gewann aber doch größeren Beifall, als der Domino. — Ich gestehe, mir war vor dem Anfang nicht ganz gut zu Mut; doch machten mir die Aeußerungen der Neugier um mich her und das Fragen nach dem unbekannten Körner ungemeinen Spaß. Als gleich nach der ersten Scene geklatscht wurde, bekam ich bald Mut. — Nach dem Theater ging ich in ein Kaffeehaus, wo über die Stücke viel Spaßhaftes gesprochen wurde. Unter andern äußerte mein Nachbar zur Linken, den ich nach mir fragte, er kenne den Theodor wohl; man seh es ihm gar nicht an; es sei ein kleiner dicker Mann, übrigens ein leidliches Subjekt. Daß ich fast geplatzt wäre, glaubt Ihr mir wohl; doch gab ich mich nicht zu erkennen und hörte noch manches Merkwürdige. So wäre denn mit Gott der Anfang gemacht. Morgen und übermorgen giebt man die Stücke wieder, und ich bin sehr neugierig, wie lange sie sich in der teilweis sehr unverdienten Gunst erhalten werden."

In den Briefen, die er in der nächsten Zeit an die Eltern richtet, wird der Name Antoniens nur immer im Zusammenhange mit seinen Stücken ohne irgend welche Andeutung, aus der man auf ein näheres Verhältnis hätte schließen können, erwähnt. Das früheste Gedicht, in dem er die Künstlerin verherrlicht, trägt das Datum „am 17. Januar" und hat die Ueberschrift „An Marie und Pauline", ist also den beiden Schauspielerinnen gewidmet, die durch ihr entzückendes Spiel seinen Erstlingsstücken den Erfolg gesichert hatten.

Der alte Körner war begreiflicherweise sehr erfreut über das „Theaterglück" des Sohnes, setzte aber einigen Zweifel in die Dauerhaftigkeit dieses Glücks:

„Auf dem Parnaß ist nicht immer schönes Wetter; genieße den Sonnenschein, solange er währt, und verliere den Mut nicht, wenn sich der Himmel umwölkt! In Wien hast Du mit einem Publikum zu thun, das noch lebensfroh und unbefangen ist, sich einem angenehmen Eindruck zu überlassen. Anderwärts trifft man so oft auf abgewelktes und altkluges Gesindel, das bei einem neuen Kunstwerke nichts weiter empfindet, als die Angst, sich durch ein voreiliges Urteil lächerlich zu machen und gegen eine anerkannte Autorität anzustoßen — oder ein heimliches Grauen, wie vor einem mächtigen Feinde, dem man die schwachen Seiten ablauern muß, um nicht von ihm überwältigt zu werden. Manchem ist dann erst recht wohl zu Mute, wenn er einen Grund aufgefunden hat, ein neues Geschenk der Kunst in den Winkel zu werfen.“

Wie sehr Theodor dem Geschmacke seines Publikums entgegengekommen war, erhellt daraus, daß im Laufe der nächsten acht Tage die beiden Stücke noch dreimal bei immer gefülltem Hause gegeben wurden. Das Autorenfieber hatte sich inzwischen ganz bei ihm verloren; schon das zweite Mal konnte er ohne Gemütsbewegung der Sache auf dem Theater zusehen. Um so auffallender mußte es ihm erscheinen, als Anfang März die „Braut“, nachdem sie noch dreimal aufgeführt worden, plötzlich, wie er schreibt, die Ehre hatte, verboten zu werden, zwar nicht offiziell, doch unter der Hand. „Weswegen? — Darüber zerbricht sich alles den Kopf. — Es sind vielleicht mir unbekannte Anspielungen darin; da sie aber siebenmal hintereinander mit Beifall gegeben worden, laß ich's mir gern gefallen, indem so etwas Interesse erregt.“

Dem Beifall des Publikums schloß sich im allgemeinen auch die Kritik an. „In den hiesigen Zeitungen,“ so schrieb Theodor am 25. Januar nach Hause, „bin ich sehr gütig behandelt worden, was wirklich ein Wunder ist, da diese Herren gern allen Leuten etwas anhängen. Der „Beobachter“ schließt mit der Bemerkung, es könnten schwerlich die Erstgeburten eines dramatischen Dichters glücklicher und teilnehmender aus der Taufe gehoben werden, als es diesmal geschehen.“ Freilich wurde es von anderer Seite auch in Zweifel gezogen, ob dem poetischen Anfänger eine so reiche Erfindungsgabe geschenkt sei, wie z. B. Kotzebue. Wichtiger ist, daß kein Geringerer als Goethe die beiden Stücke im Laufe des November und Dezember einer Aufführung in Weimar für würdig erachtete, und daß sie nicht bloß hier, sondern auch in anderen Städten, wie in Dresden und Breslau, den größten Beifall fanden.

In Theodor selbst war durch die freundliche Aufnahme seiner Erstlingswerke das Selbstgefühl und die Schaffenslust gewachsen. Bereits am 8. Januar hatte er den „Nachtwächter“ vollendet und auch ihn alsbald dem Hoftheater-Direktor übergeben. Schon Ende des Monats und Anfang Februar fanden die Proben statt. „Ich komme mir jetzt,“ so schrieb Theodor damals, „vor, wie Wilhelm

Meister, besonders wenn ich in den Proben bin. Man merkt erst auf dem Theater und hinter den Coulissen, was an der Sache ist, und wie weit der Dichter gehen darf. Wenn man seine Armee nicht kennt, kann man sie nicht kommandieren und noch viel weniger damit siegen." Der Dichter konnte der ersten Aufführung um so ruhiger entgegensehen, als die Hauptrolle von Ochsenheimer gespielt werden sollte. Am 8. Februar ging das „Faschingsstück" zugleich mit der „Güldenen Gans", einer neuen Posse von Dilg, zum ersten Male über die Bühne. Theodor schrieb darüber an die Seinigen: „Diesmal war mein Autorfieber glücklich kuriert. Mein Nachtwächter hat Beifall gefunden und ist viermal hintereinander gegeben worden, auch schon einmal in den Fasten, was ich nicht vermutete. Das erste Mal ging's noch schlecht zusammen, und ich wunderte mich sehr, daß er demohngeachtet gefiel. Ochsenheimer wurde auf dem Dache, auf dem er sitzen muß, schwindlig und vergaß die Rolle; glücklicherweise stand ich in der nächsten Coulisse und half ihm ein." Das Publikum war von dem „Nachtwächter" offenbar noch mehr entzückt, als von der „Braut" und dem „Grünen Domino".

Für seine nächste dramatische Leistung fand Theodor das Thema in einem schon früher einmal von ihm behandelten Stoffe. „Ich habe," so schrieb er am 1. Februar an die Seinigen, „in der vorigen Woche ein Drama in Jamben und drei Aufzügen, Toni genannt, vollendet. Der Stoff ist nach Kleists Novelle, die Verlobung; das Stück spielt auf St. Domingo im Jahre 1803. Wem ich es vorgelesen habe, der ist auch damit zufrieden gewesen, und ich darf mich selbst wohl rühmen, wie ich in der Leichtigkeit und dem Flusse der Jamben weiter gekommen bin. Das Stück selbst ist voll Theatercoups und verspricht wohl eine gute Aufnahme. Besondere Mühe habe ich mir mit einem Monologe der Toni, den ich in Stanzen geschrieben habe, gegeben. — Heute geb ich's an Palffy, (den Hoftheater-Direktor), und wenn die Censur nicht zu viel streicht, da einige starke Aeußerungen nicht zu vermeiden waren, so hoff ich es bald zu sehn." Der äußere Grund, daß sich der Dichter gerade jetzt diesem Stoffe, den er ursprünglich für eine Oper hatte benutzen wollen, wieder zuwandte, war wahrscheinlich kein anderer als die Namensverwandtschaft zwischen der Heldin des Stückes und Antonie Adamberger. Die letzten Worte, die der von der Geliebten gerettete Gustav an diese richtet, sind vielleicht schon der Ausfluß seiner eigenen Gefühle. Sie lauten:

„Komm', Toni, komm'! — In ein verlor'nes Leben
Hast Du den Freund geführt. So folg' mir jetzt;
Ich führe Dich ins Zauberland der Liebe,
Ich führe Dich zum Gipfel eines Glückes,
Wo uns des Lebens schönste Blütenkronen
Dir Deine That und mir den Glauben lohnen."

Und Toni, ihm um den Hals fallend, erwidert:

„Du bist gerettet, Du bist mein. Nichts mehr
Hab' ich auf dieser weiten Welt zu hoffen."

Mit seiner „Toni" war Theodor der scherzenden Muse, der er bisher gehuldigt, untreu geworden und hatte sich der ernsten Schwester zugewandt. Es reizte seinen Ehrgeiz, auch auf pathetischem Gebiete seine Begabung zu bekunden und den schwerer erreichbaren Lorbeer zu pflücken. Zu einer Tragödie hat er es dabei freilich nicht gebracht. Sonderbarerweise brach er der Kleistschen Erzählung die tragische Spitze ab. Das Furchtbare und Grausige, dem er später gern nachging, scheint ihm vorerst nicht zugesagt zu haben; vielleicht zog er auch den Bühnenerfolg in Rechnung, die größere Befriedigung der Zuschauer bei einem versöhnlichen Ausgange. Auch die Charakterzeichnung ist abgeschwächt und das seelische Moment, die Wandlung in der Sinnesweise der Heldin vom Bösen zum Guten, von Hartherzigkeit oder Stumpfsinn zu Edelmut und Treue, des Ineinandergreifen von Mitleid und sinnlicher Liebe — Züge, die von Kleist besonders fein gegeben und wirksam gemacht sind — hat der Dramatiker ganz unter den Tisch fallen lassen. Bei diesem ist die Heldin des Stückes von vornherein eine fertige edle Seele und damit das Motiv des Mißtrauens ausgeschlossen, durch das bei Kleist das tragische Ende der Liebenden herbeigeführt wird. Wenn freilich, wie man vermuten darf, die Absicht Theodors dahin zielte, die von ihm bewunderte Schauspielerin in seiner „Toni" zu verherrlichen, so mußte er von dem Charakterbilde der Heldin alle gemein-menschlichen Züge weglöschen, um das angestrebte Ideal weiblichen Heldensinns zu gewinnen.

In der Erwartung auf einen guten Bühnenerfolg hatte sich Theodor nicht getäuscht. Am 17. April fand die erste Aufführung statt, und tags darauf schrieb er nach Hause: „Ihr Lieben! Ihr kennt ja mein Glück! — Gestern wurde die Toni zum ersten Male gegeben. Der Beifall war ungeheuer; jede Scene wurde beklatscht, und am Ende hörte das Bravorufen gar nicht auf. Die Adamberger wurde herausgerufen. Alles gab sich unendliche Mühe, da ich von allen gut gelitten bin. Die Lefevre spielte außerordentlich schön, Ochsenheimer ebenfalls; Korn spielte herrlich; alle übertraf doch die Toni, und der Schluß, der zum Glück gut ablief, brachte das Publikum in gewaltigen Enthusiasmus. Man rief sogar am Ende des Stückes wider alle Sitte meinen Namen. Seit langer Zeit hat kein Stück den guten Erfolg gehabt. Heute fliegen die Gratulationen um mich herum, wo ich mich nur sehen lasse. — Ich hatte gestern auch nicht die geringste Angst; die Proben hatten mich sicher gemacht. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß es doch eine sehr angenehme Empfindung ist, wenn man sieht, daß eine große Menge teilweise sehr gebildeter Menschen solchen Anteil an den Anfängen der dichterischen Kraft nimmt. Ich hätte Euch gestern gern

in einer Loge gesehen. — Das schönste Gefühl gewährt das Schaffen selbst; nächst diesem ist die Freude, sein Werk mit Liebe und Genauigkeit aufgeführt zu sehen, das Höchste, und diesem folgt freilich die Ueberzeugung, daß man auch in die Seelen anderer gegriffen habe. — Auch bei mir bewährt sich der Satz, daß man mit einem leichten Sinn und frischem Mute mit jedermann auskommt. Alle Dichter klagen über Kabalen; ich habe noch nichts davon empfunden; denn ich mache keine, bin mit jedermann höflich und zuvorkommend, und die meisten haben mich sehr gern."

Bis zum 6. Juni wurde die „Toni", die dem Vater unter allen bisherigen Stücken seines Sohnes am besten gefiel, noch achtmal, immer, wie es scheint, mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Die Kritik hatte auch wenig auszusetzen. Mehr aber als durch alles dieses fühlte sich der jugendliche Dichter gehoben und geehrt durch die Anerkennung, die Goethe, welcher damals einen großen Teil seiner Zeit der Leitung der weimarischen Bühne widmete, diesem Stücke und der „Sühne" zollte. Dem Vater Theodors schrieb er: „Nachdem schon so manches Liebe und Gute, verehrter Freund, mir von Ihnen zugekommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz besondere Freude gemacht. Die beiden Stücke Ihres lieben Sohnes zeugen von einem entschiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle mit Leichtigkeit und Freiheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. Diese Stücke waren mir besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke höchst erwünscht; denn nachdem wir ein herrliches Stück von Calderon, Das Leben ein Traum, glücklich aufgeführt, so waren wir im Begriff, auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Litteratur zu stranden; durch diese freundliche Beihülfe sind wir aber auch fürs Frühjahr flott. Wir können die zwei Stücke besetzen, ohne daß ein Schauspieler in beiden vorkommt, wodurch sie zu gleicher Zeit eingelernt werden können, und jedes abgerundet werden kann. Es freut mich, daß eben jene Heiterkeit der Jugend weder Gift noch Galle in diesen Produktionen aufkommen läßt, sondern die Gegenstände so behandelt, als wenn sie in der moralischen und ästhetischen Welt abgeschlossen wären, ohne mit der politischen in Verbindung zu stehen. — Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen. Die Breite giebt sich ohnehin nach und nach, und man macht nicht so unendliche faux-frais, als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will. Was hat sich nicht Schiller für Schaden gethan, als er so vaste Konzeptionen dramatisch und theatralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie zusammengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch aus, und die kostbaren Einzelheiten, die nur schroff nebeneinanderstehen, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den reinen ästhetischen Effekt, der nur aus dem Gefühle des Ganzen entspringt. — Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Lustspielen schicken

wollen, wird es mir sehr angenehm sein, damit ich ihn auch von dieser Seite kennen lerne. Ich wünsche, daß er seine Gegenstände immer so richtig greife, wie in den beiden vorliegenden Stücken. — Was die Verse betrifft, so haben auch diese eine erwünschte Facilität und Klarheit; dabei mag der liebe junge Dichter ja festhalten und nicht künsteln. — Nirgends ist die Pedanterie, und also auch die rhythmische, weniger am Platze als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung und also die größte Deutlichkeit. — Hat er aber ein Stück fertig und will sich selbst ein wenig kontrollieren, so suche er allen Hiatus wegzubringen, sowie im Jambus die kurzen Silben an den langen Stellen. — Da er, wie ich aus seinen kleinen Gedichten weiß, die lyrischen Silbenmaße in seiner Gewalt hat, so bringe er sie, wie er auch hier gethan, ins rhythmische Drama! — Er mache sich jene Silbenmaße zu eigen, die in Schlegels Calderon und in Werners Stücken vorkommen, und bediene sich deren nach seinem Gefühl; so wird er sie gewiß an die rechte Stelle setzen. — Verzeihen Sie, daß ich gewissermaßen nur vom Technischen spreche; dies ist aber, wie Sie wissen, unter Handwerksgenossen der Brauch; denn daß sich das Werk durch Gehalt und Form empfehle, wird, wie hier der Fall ist, vorausgesetzt. — Will Ihr lieber Sohn mir künftig seine Pläne mitteilen, nur ganz kurz, Scene vor Scene, mit wenig Worten des intentionierten Inhalts, so will ich ihm gern darüber meine Gedanken sagen; denn wer vergreift sich nicht einmal an einem Stoff? wer verliebt sich nicht einmal in einen undankbaren Gegenstand? und so haben die schönsten Talente Mühe und Zeit verloren. — Ich behalte noch manches in petto, was zu seiner Förderniß dienen kann; denn es ist immer ein Vorteil, auf dasjenige früher gewiesen zu werden, worauf man später selbst kommen würde. — Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen! Mit den herzlichsten Wünschen

Goethe.“

Daß sich durch solche Freudenboten Theodors dichterisches Selbstbewußtsein hob, ist natürlich. Aber wie Lessing einmal sagte, man brauche ihn nur zu loben, wenn man wolle, daß er sich um so mehr anstrengen möchte, so wuchs bei Theodor die Freudigkeit zum Schaffen, zumal da Goethe auch „Die Sühne“ aufführen wollte. Konrad liebt Klärchen, die Frau seines Bruders Wilhelm, und diese erwidert die Zuneigung. Mit Freuden wird daher die Nachricht begrüßt, daß Wilhelm im Kriege gefallen sei. Der ersehnten Ehe und dem geträumten Glücke steht nun nichts mehr im Wege. Aber noch nicht lange sind die Liebenden verheiratet, da kehrt der totgesagte Wilhelm zurück, und sofort naht die entsetzliche Katastrophe. Konrad ersticht in dem Glauben, den verhaßten Bruder vor sich zu haben, sein eigenes Weib, wird aber unmittelbar darauf von Wilhelm selbst erschossen. Diese einaktige Tragödie hatte in Weimar guten Erfolg, ist aber in Wien damals nicht über die Bretter gegangen. Theodor hielt das Stück für

gelungen, und auch der Vater, der anfangs gegen den gräßlichen Stoff mancherlei Einwände gemacht und gemahnt hatte, daß die Würde der Kunst dem Sohne immer vor der Seele stehen sollte, bezeichnete es als eine der vorzüglichsten Arbeiten Theodors. Trotzdem hielt ihn der Mißgriff in der Wahl des Stoffes später ab, das Stück in dem poetischen Nachlaß seines Sohnes zu veröffentlichen, damit dessen Persönlichkeit seinen Zeitgenossen nicht in trübem Lichte erscheinen möchte.

Die Verhältnisse gestalteten sich für Theodor in Wien immer angenehmer. Der ersten Vorstellung der „Toni“ hatte auch die als Romanschriftstellerin ebenso wie ihrer Persönlichkeit wegen beliebte Karoline Pichler, deren Salon lange Zeit den Vereinigungspunkt der litterarischen Gesellschaft Wiens bildete, beigewohnt. An sie war Theodor durch einen ihrer Freunde in Dresden empfohlen worden, hatte aber bisher von dem Empfehlungsbriefe keinen Gebrauch gemacht. Ihrer ersten Begegnung mit dem jungen Körner erwähnt sie in ihren „Denkwürdigkeiten“ und knüpft daran einen Bericht über die erste Aufführung seiner „Hedwig“, die besonders wegen der Schilderung der Persönlichkeit Antoniens und Theodors von Interesse ist:

„Im Anfang dieses Winters“ (1811) erhielt ich von unserm Freunde Merian in Dresden, mit dem ich fleißig korrespondierte, einen Brief, welcher mir die baldige Ankunft eines jungen und sehr bedeutenden, sehr hoffnungsvollen Dichters, Herrn Theodor Körners, verhieß und mich mit vielem Lobe auf diese neue Erscheinung aufmerksam machte. Körner sollte sich mittelst eines anderen Briefes von ihm bei mir einführen; aber er kam nicht. — Ich hörte also von anderen Leuten, daß er hier und sehr viel mit Schauspielern sei, wie denn auch einige kleine Stücke von ihm, Die Braut, Der grüne Domino u. s. w., aufgeführt wurden. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, so sehr ich es wünschte, und nur in einer der Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche Fr. Schlegel damals beim „römischen Kaiser“ hielt, zeigte mir ihn Frau v. Weißenthurn von weitem. Es war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen bei ganz dunkelm Haar und in einem etwas vernachlässigten Anzug. Nicht lange darauf erzählte man sich, daß er ein zärtliches Verhältnis mit einer unserer damaligen ersten Schauspielerinnen, Mlle. Adamberger, habe, welche mit einer schönen Gestalt, einem liebenswürdigen, heitern Umgang und einem großen theatralischen Talent eine so strenge Sittlichkeit, eine so höchst vorsichtige Aufführung verband, daß man sie allgemein ebensosehr bewunderte, als hochachtete; ja, die jungen Herren, welche sich ihr als einer Schauspielerin ohne große Umsicht nähern zu dürfen glaubten, wurden auf eine Art von ihrer Tante, bei der sie mit ihren Geschwistern lebte, empfangen, daß man ihr den Namen le dragon de vertu gab.

„Dieses Mädchen nun, das in so vieler Rücksicht glänzend vor den Bewohnern Wiens dastand, liebte der junge Mann, der, ebenfalls eine leuchtende Erscheinung in seiner Art, nun zum ersten Male so bedeutend im Publikum auftrat. Hedwig wurde gegeben. — Toni (Fräulein Adamberger) gab diese Hauptrolle, und man konnte wohl erkennen, daß die Liebe des Dichters diesen Charakter mit einer Verklärung von Kraft, weiblicher Würde, Geist und Edelmut umgeben hatte, die eigentlich das Werk seiner Leidenschaft und Phantasie war, dennoch aber mit dem Charakter Antoniens viele ähnliche Grundzüge hatte.

„Das Stück, etwas grell und ans Schauderhafte streifend — welcher Geschmack schon zu jener Zeit sich hier und dort in Dichterwerken, wie Die Schuld, Der 24. Februar u. s. w., zu zeigen anfing — fand sehr viel Beifall, und Antonie erntete ebensoviel Lob für ihr Spiel, als ihr Dichter für sein Werk.

„Alles dies hatte mich dann ebenso gespannt auf die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes, als wirklich ungehalten auf seine Vernachlässigung meiner gemacht. So ließ ich ihm denn einmal durch Kurländer, der als Theaterdichter in mannigfachen Berührungen mit Körner stand, sagen: Wenn er mich nicht besuchen wolle, so müßte ich es mir gefallen lassen; aber ich bäte ihn nur, mir durch Kurländer den Brief meines Freundes Merian zu schicken, den ich nicht missen wollte. Das wirkte endlich, und an einem regnerischen Frühlingsnachmittag, wo ich mit meiner Tochter und noch einem jungen Mädchen, das ich damals als ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerjungfer ins Haus genommen hatte, beisammen saß, meldete man mir Herrn Körner. Die Mädchen, welche einem Gelehrten nicht gern begegneten, flohen ins andere Zimmer und ließen mich allein den Besuch eines Mannes annehmen, von dessen Dichtergeist ich wohl eine günstige Vorstellung, dafür aber eine geringere von seiner Lebensart überhaupt oder wenigstens von seiner Achtung für mich hatte. Dennoch kam es ganz anders, und nur selten in meinem langen Leben hatte die erste Stunde des Beisammenseins mit einem vorher ganz Unbekannten so schnell alles Fremde von beiden Seiten abgestreift, eine sehr gemütliche Annäherung bewirkt, wie zwischen Körner und mir, ungeachtet des großen Unterschiedes im Alter. Er blieb lange; er erzählte mir eine Menge aus seinem Leben, seinen häuslichen Verhältnissen; er brachte komische Anekdoten vor; ich mußte herzlich lachen, Körner lachte mit, und die Mädchen im Nebenzimmer verwunderten sich über den seltsamen Besuch, bei dem es so viel zu lachen gab."

In der Folgezeit war dann Theodor ein oft und gern gesehener Gast in dem fein gebildeten Hause, dessen geselliger Verkehr ihm eine Reihe von Bekanntschaften mit anderen hochgebildeten Damen, die in dem Briefwechsel öfters erwähnt werden, zugeführt zu haben scheint. Hierher gehört namentlich die Baronin Henriette v. Pereira-Arnstein, die danach des Dichters eifrige Gönnerin wurde. Ihre

Mutter war die Freiin Fanny v. Arnstein († 1818), in deren Salons die feingebildete Welt Wiens sich zu geselligem Kreise zu vereinigen pflegte. Die an den Bankier Heinrich v. Pereira verheiratete Tochter trat in dieser Hinsicht ganz in die Fußtapfen der Mutter. „Wir brachten,“ so erzählt Karoline Pichler „oft Abende



Henriette v. Pereira, geb. Freiin v. Arnstein. Von 1780 bis 1859.
Nach einem im Körnermuseum befindlichen Miniaturbildnis.

dort zu; im Fasching war jeden Mittwoch thé dansant daselbst, der bis elf, halb zwölf Uhr währte. An anderen stillen Abenden, wenn nur ein kleiner Kreis sich versammelte, wurde entweder Musik gemacht oder vorgelesen oder auch bloß geplaudert, indem wir Frauen mit unseren Handarbeiten um den runden Tisch

herumsaßen, die Herren zwischen oder hinter uns Platz fanden, und die Gesellschaft ein Ganzes ausmachte, dessen Seele die Frau vom Hause vorstellte, und jeder, so gut er es vermochte, zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug." Dort begegnete Theodor auch einer Cousine der Frau v. Pereira, der Marianne Saaling, die er noch von Karlsbad her in angenehmer Erinnerung hatte. Beide Damen lernte er „als zwei große Ausnahmen innerer, tüchtiger Bildung, mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt", schätzen und hochachten. Hier wurde auch nach Theodors eigenem Geständnis ein neues Talent in ihm geweckt, nämlich das Erzählen von Geistergeschichten. „Ich habe mich," schreibt er am 12. Dezember an den Vater, „diese Woche viel mit Geistergeschichten abgegeben. Die Pereira hat mehrere Geistersoireen gegeben, wo ich den Kranz mit zwei Geschichten errungen habe, die ich mir erdacht. Eine sehr schöne Geschichte, die die Saaling erzählt hat, hab ich in Reime gebracht." Vierzehn Tage später meldet er dann den Seinen auch die Titel der beiden Geistergeschichten: „Die Tauben" und „die Rosen". Die in einem außerordentlich wehmütig-sentimentalen Tone gehaltenen Erzählungen, die von Theodor selbst nicht niedergeschrieben worden sind, wurden später von Karoline Pichler „mit unbedeutenden Zusätzen und Umständlichkeiten, welche die größere Genauigkeit einer geschriebenen Erzählung erfordert" zu Papier gebracht. Sie erfüllte damit einen Wunsch der Frau v. Pereira, der sie die Geschichten am 20. Juli 1819 mit folgenden Worten übersandte: „Hier sind sie endlich, nachdem Sie, verehrte Frau, mit großer Nachsicht ziemlich lange auf die Erfüllung meines Versprechens gewartet hatten. Möchten sie dem schönen Bilde entsprechen, das davon in Ihrer Erinnerung lebt; möchten sie des verklärten Dichters selbst nicht unwert sein, aus dessen Gemüte diese holden Blumen, wie so manche anderen, in reichster Fülle aufgesproßt waren! Ich lege sie hiermit in Ihre Hand und bitte Sie, diese Blätter als ein Andenken jener angenehmen Abende und als ein Zeichen der wahrsten Achtung anzunehmen."

Unter den Einheimischen, die zu dem engeren Zirkel der Baronin Pereira gehörten, hebt Theodor besonders die Gräfin Engl und den nachherigen preußischen Konsul und Legationsrat Bartholdy hervor. Dazu kommen dann weiter die Familien des Grafen Fries, des Barons v. Geymüller und des Fürsten Lobkowitz, der im Juli die Direktion der beiden Hoftheater, des Hofburgtheaters und der Hofoper, übernommen hatte, und dessen Wohlwollen für den jungen Dramatiker besonders schätzenswert war. Schließlich sei noch unter den Schauspielern, in deren Häusern Theodor aus- und einging, das der Frau Johanna Franul v. Weißenthurn erwähnt, welche im Jahre 1789 durch Brockmann an das Wiener Hofburgtheater berufen war.

In dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters finden sich Bruchstücke von drei skizzierten Schauspielen, Pläne, die er wieder fallen ließ, sei es, daß er die

Anlage als verfehlt ansah, oder daß ihn glücklichere Einfälle zu einer Zurückstellung veranlaßten. Sie scheinen ihn um die Zeit der Vollendung von „Toni“ beschäftigt zu haben. In den Personenverzeichnissen, die bei keinem der Bruchstücke fehlen, sind die Schauspieler benannt, denen er die Rollen zugedacht hatte, darunter stets auch Mademoiselle Adamberger. Die Titel der Stücke lauten: „Die Deutschen am Tajo“, „Die Gesellschaft“ und „Die Versuchung auf dem Knebelholz“. Von den letztgenannten beiden Stücken liegen in der Handschrift die ersten Scenen vor, die kaum eine günstige Entwickelung der Embryos hätten erwarten lassen.

Die ersten Erfolge seiner dramatischen Muse waren dem Dichter nur die Vorstufen zu dem höheren Ziele, das er auf dem Gebiete der historischen Tragödie zu erreichen hoffte. In dem Untergang des letzten Hohenstaufen glaubte er immer noch den Stoff gefunden zu haben, aus dem sich ein erschütterndes Drama gestalten ließ. Die Vorbereitungen dazu kamen aber nicht vom Fleck. Da er in der Stadt zu der erforderlichen „ruhigen Potenz“ nicht zu kommen vermochte, so vertröstete er sich auf den Frühling, den er auf dem Lande zuzubringen gedachte. Vorerst geht er an ein Lustspiel, das, wie er den Seinen schreibt, ein Pasquill auf viele Theaterdichter, auf ihn selbst und das Publikum werden soll. „Die Idee dazu ist nach aller Geständnis überraschend und neu.“ Zwischen tragischen und komischen Stoffen schwankend, schreibt er an den Vater: „Ich möchte wohl eigentlich wissen, ob das Komische oder Tragische meine bessere Seite ist. Hier stimmen die meisten für das erstere, ich selbst aber für das letzte, ob ich gleich gefunden habe, daß die meisten jungen Dichter sich fälschlich mehr für das Tragische geeignet glauben, ob es gleich ihrer ganzen Natur entgegensteht.“ Der Vater antwortete bald darauf: „Ob Du mehr Talent zum Tragischen oder zum Komischen hast, kann ich noch nicht beurteilen, da mir die Thatsachen zur Vergleichung fehlen. Indessen vereinigt sich vieles bei Dir, was Dir einen glücklichen Erfolg im Komischen verspricht. Du hast vielseitige Empfänglichkeit, ein leichtes Blut, Witz, Fertigkeit im Versbau, Bekanntschaft mit dem Tone der feinen Welt und eine heitere Phantasie. Schade wär es, wenn Du diese Vorzüge nicht gebrauchtest, um etwas Ausgezeichnetes in einem Fache zu leisten, das in der deutschen Litteratur unter die ärmeren gehört. Ich wünsche deswegen nicht, Dich von der tragischen Poesie ganz abzuziehen. Vielmehr mußt Du Dich in jeder Gattung versuchen, und das Publikum muß überzeugt werden, daß es nicht Unvermögen zum Tragischen ist, was Dich mehr für das Komische bestimmt. Eine Rangordnung zwischen beiden Gattungen kann gar nicht statuiert werden. Du gestehst selbst, daß ein schauderhafter, gräßlicher Stoff Dich empört und Deine Nerven angreift. Wozu aber die Kasteiung, wenn Dir ein anmutiges Feld sich öffnet, wo jedoch ebenfalls, um den höheren Forderungen Genüge zu leisten, alle Kräfte aufgeboten werden müssen.“

Von dem Pasquill ist später keine Rede mehr, und der „Konradin“ wurde ebenfalls zu den Toten geworfen, hauptsächlich infolge von Bedenken wegen der Theatercensur, die dem Dichter einen in kläglicher Figur erscheinenden Papst nicht hätte hingehen lassen. Die leidige Theatercensur machte die Wahl eines andern historischen Stoffes nicht eben leicht. „Die Bürger von Pforzheim,“ so schrieb er am 26. Februar nach Hause, „Moritz von Sachsen, die Schlacht bei Detmold sind alles herrliche Stoffe, aber nicht für Wien, und ich will nun gerade etwas, wo ich das Vergnügen der Aufführung genießen kann und in keine Kollision mit der Censur gerate. Ich denke bei den Tirolern etwas zu finden.“ Gewiß dachte er dabei an Andreas Hofer; aber nach reiflicher Erwägung stand er aus politischen Gründen auch hiervon wieder ab. Was er bei den Tirolern nicht fand, gewährten ihm die Ungarn. In der Geschichte Ungarns fand er den Stoff für sein bekanntestes Drama, Zriny, von dem weiter unten in anderm Zusammenhange die Rede sein wird.

Den Sylvesterabend hatte Theodor in ausgelassener Gesellschaft lustig verlebt. Am Neujahrsmorgen, dem einzigen Galatage bei Hofe, machte ihm das „gräßliche Rennen“ auf allen Straßen viel Spaß; hatte er doch dergleichen Pracht und Mannigfaltigkeit an zahllosen Equipagen, Juwelen und Perlen, goldenen Bedienten, silbernen Jägern, gestickten Kutschern, gefiederten Läufern, ungarischen Damen, Uniformen und Schleppen noch nie gesehen.

Die in Wien besonders an Lustbarkeiten reiche Faschingszeit wurde für Theodor am Sonnabend, den 18. Januar, mit einem äußerst brillanten Privatball bei Baumann, auf dem die jungen Männer alle in einerlei Kleidung erschienen, eröffnet. „Wir haben,“ so schrieb er darüber an die Eltern, „bis Sonntag früh um sieben Uhr getanzt, und der hübschen Mädchen waren sehr viele. Auf öffentliche Bälle komme ich wenig. Ihr wißt, die Tanzlust hat bei mir aufgehört.“ Dann kamen Vergnügungen über Vergnügungen, und namentlich, als der Fasching seinem Ende nahte, suchte jedermann die letzten Tage noch so ausgelassen zu sein, als es nur irgend möglich war. Auch Theodor genoß das Ende der Festzeit nach Kräften. Sein eigener Bericht darüber vom Sonnabend, den 15. Februar, lautet: „Sonntag aß ich bei Humboldts, ging dann zum Grafen Pallfy ins Gesellschaftstheater, wo die Erzherzöge auch waren, von da ins Theater in meinen Nachtwächter und darauf in den Apollosaal. Montag war ich im römischen Kaiser und Dienstag in der Redoute, wo ich mich königlich amüsierte. Der Fürst Odescalchi, Herr v. Kurländer, ein Theaterdichter, und ich waren die letzten im Saale. — Mittwoch war zum Besten der Gesellschaft adliger Frauen für Wohlthätigkeit ein Konzert und Darstellung dreier Bilder nach Raphael, Poussin und Troger, wie sie Goethe in den Wahlverwandtschaften beschreibt. Die Bilder gewährten einen herrlichen Genuß. Ein neues Klavier-

konzert von Beethoven fiel durch. — Als der Kaiser in die Loge trat — es war sein Geburtstag —, so wurde er mit Klatschen empfangen. Donnerstag war ich bei Schlegels zu einer Bowle Punsch. Wir waren sehr lustig; ich mußte viel singen, und Schlegel gefiel Vaters Komposition von Goethes »Was hör' ich draußen« außerordentlich." Schließlich war er seelenfroh, als die tolle Zeit vorüber war, da sie ihn doch sehr am Arbeiten gehindert hatte.

Aus dem zuletzt angeführten Briefe ist ersichtlich, daß Theodor in den Häusern der Schlegelschen und namentlich Humboldtschen Familie, wie früher so auch jetzt, ein gern gesehener Gast war. Bei der letzteren war Mitte Januar der berühmte Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777—1857) zum Besuche eingetroffen. Im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm III. hatte er die lebensgroße Statue der verewigten Königin Luise hergestellt und war nun unterwegs nach Rom, um sein Modell daselbst in Marmor auszuführen. Theodor hatte das Glück im Humboldtschen Hause, „den lieben deutschen Mann" kennen zu lernen und den „unendlich lieblichen Abguß" (des Kopfes der Königin, den Rauch mit sich führte) zu sehen. Der letztere machte auf ihn solchen Eindruck, daß er sich zu dem Sonett „Vor Rauchs Büste der Königin Luise" begeisterte; es zeigt, wie tief auch er den Tod der königlichen Dulderin, die die Schmach des Vaterlandes nicht hatte verwinden können, empfand.

Dem segensvollen Einfluß der Humboldtschen Familie verdankt auch eine andere, bereits am 11. und 12. Januar verfaßte Dichtung Theodors ihre Entstehung, nämlich das für die beiden jüngeren Töchter geschriebene „Spiel in Versen: Die Blumen", das die Kinder am 23. Februar zu der Mutter Geburtstag zum Vortrag bringen sollten. Am Tage vorher schrieb er an die Eltern: „Morgen spielen die kleinen Mädchen bei Humboldts meine Blumen. Ich bin sehr begierig, wie es der Humboldt gefallen wird; doch können solche graziösen Kinder auch das Unbedeutendste bedeutend machen." Und als dann durch den lieblichen Wechselgesang zwischen „Rosa" und „Lilla" das schöne Fest verherrlicht worden war, schrieb er nach Dresden: „Am Sonntag hatte ich das Vergnügen, daß die kleinen Humboldts meine Bagatelle ganz allerliebst aufführten. Die Eltern waren recht zufrieden, und es hat mich sehr gefreut, ihnen diese Freude machen zu können, da ich beide immer mehr schätzen lerne."

Auch der lebendige Verkehr mit Schlegel war nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Dichters. Mit Interesse verfolgte er namentlich Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur; insbesondere gefiel ihm der freimütige, kräftige und eines Deutschen würdige Ton, in welchem der Vortragende sich über den Wert des Deutschen und über die Schändlichkeit aussprach, durch fremde Sprache fremde Gefühle der angestammten Rechtlichkeit einzuflößen. Um so größer war sein Erstaunen darüber, daß Schlegel in dem ersten Bande seines

„Deutschen Museums“ einen recht „undeutschen“ Aufsatz von August v. Steigentesch (1774—1826) unter dem Titel „Ein Wort über deutsche Litteratur und deutsche Sprache“ aufgenommen hatte, von demselben Steigentesch, der in der ersten Nummer des Blattes ein Loblied auf die deutsche Sprache gesungen hatte mit der Schlußstrophe:

Die Stärke schläft; die Götter drohen,
Kein Hermann bricht des Römers Joch;
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur seine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dies Erbteil unsrer Ahnen,
Die Sprache, die, veredelt, blieb,
Seitdem das Schwert der Allemanen
Dem stolzen Rom Gesetze schrieb!

Und nun erhob Steigentesch, der allerdings zu den unbedingten Bewunderern der französischen Litteratur gehörte, in der genannten Abhandlung gegen die deutschen Schriftsteller — gegen die Philosophen, Geschichtsschreiber, Satiriker und Dramatiker — den Vorwurf der Weitläufigkeit, Dunkelheit, Härte und Geschmacklosigkeit in der Zusammenstellung und Erschaffung der Worte besonders, tadelte die deutsche Sprache wegen ihrer Schwerfälligkeit und gesetzlosen Willkür herabsetzte und stellte zum Schluß die Bedingungen zusammen, unter denen die deutsche Litteratur im Auslande wieder zu Geltung und Ansehen gelangen könnte. Höchlich entrüstet schrieb Dr. Körner am 29. März an Theodor: „Sage, wie hat in aller Welt Schlegel den Aufsatz von Steigentesch über deutsche Litteratur in das Museum aufnehmen können! Ich habe lange nichts gelesen, was mich in einem solchen Grade indigniert hätte. Wenn Geoffroy in einem französischen Journale von unserer Litteratur in einem solchen Tone spricht, so fällt es niemandem auf. Auch Friedrich II. verzeiht man seine Schmähschrift, weil er das vorhandene Gute nicht kannte, und manches Bessere damals noch nicht existierte. Aber von einem Manne, der ein solches Gedicht über die Sprache lieferte, so etwas zu lesen, ist unbegreiflich. Mich hat es fast bei jeder Periode in den Fingern gejuckt, die Feder dawider anzusetzen. Und wenn Schlegel nicht etwas dagegen schreibt, um sein Journal wieder ehrlich zu machen, so kann kein honetter Mensch mehr etwas einrücken lassen. Es ist niemandem zuzumuten, darüber einen Beweis zu führen, daß in der deutschen Poesie und Prosa noch etwas anderes vorhanden ist, als Geschmacklosigkeit, Pedanterie, Wulst ꝛc. Aber wenn auch an unserer ganzen Litteratur kein gutes Haar wäre, so giebt es doch nichts Erbärmlicheres, als die Tendenz des ganzen Aufsatzes. Unser Ziel soll kein anderes sein, als daß ein französischer Journalist einmal eingesteht, die Deutschen wären doch so abgeschmackt nicht, als er geglaubt hätte.“

Schlegel ließ, als er davon erfuhr, den Vater durch den Sohn bitten, er möchte doch an ihn einen Brief schreiben, den er einrücken lassen dürfte. Und so erschien denn im zweiten Bande der Schlegelschen Zeitschrift eine kleine Abhandlung Dr. Körners unter der Ueberschrift: „Ueber deutsche Litteratur. Aus einem Briefe an den Herausgeber des Deutschen Museums.“ Körner weist darin Punkt für Punkt die von Steigentesch erhobenen Vorwürfe zurück. Der Gelehrte in Deutschland, d. h. der Philosoph und Theolog, schreibe aus reinem Eifer für die Wissenschaft, nicht um irgend ein Publikum durch eine glänzende Außenseite zu gewinnen; er schreibe für Leser von gleicher Denkart, denen es ein Ernst sei, ins Heiligtum der Wissenschaft zu dringen, und die für diesen Zweck keine Schwierigkeit scheuten, daher könne es ihm begegnen, daß er die Form vernachlässige; ein solcher Mann aber, dem Erkenntnis als Erweiterung der Schranken unseres inneren geistigen Lebens Zweck an sich sei, bedürfe keiner weiteren Empfehlung durch die Form und die Sprache. Wenn Steigentesch weiter behaupte, daß das Feld der Geschichte in Deutschland nur sparsam angebaut sei, so sei dies doch wohl bloß auf die Geschichtsschreiber zu beziehen. Denn verdienstvolle Geschichtsforscher gebe es genug, und denen dürfe man nicht vorwerfen, daß sie ihren eisernen Fleiß und ihre strenge Kritik bloß an kleinliche Nebenumstände verschwendet hätten, wiewohl auch von mehreren Historikern in der Darstellung manches Vorzügliche geleistet worden sei. Die Schriften drittens, die zu einer witzigen und geistreichen Unterhaltung verfaßt seien, hätten in Deutschland meist eine ganz andere Art von Entstehung, als bei anderen Völkern, namentlich bei den Franzosen: der Verfasser fühle das Bedürfnis, durch Spiele des Witzes und der Phantasie sich selbst zu unterhalten, und so trügen seine nur für wenige Geistesverwandte geschriebenen Schriften meist das Gepräge der eigenen Individualität. Dabei sei der von Steigentesch erhobene Vorwurf der Weitschweifigkeit keineswegs der allgemeine Fehler der witzigen deutschen Schriftsteller; dazu komme, daß der deutsche Witz, wenn auch nicht äußerlich glänzend, so doch oft begeistert und mächtig ergreifend sei. Und endlich der deutsche Parnaß! Wohl sei ja hier manches zu tadeln; aber bei der reichen Fülle der vorhandenen Kräfte und Talente dürfe man nicht mutlos werden, zumal da das unermeßliche Reich der Kunst sich überhaupt nicht durch einseitige Ansichten und Gesetze beschränken lasse. Mit der Bemerkung, daß der deutsche Schriftsteller sehr wohl auf die Anerkennung fremder Nationen verzichten könne, ohne daß man dabei einen Stillstand seines regen Geistes zu befürchten brauche, schließt der Aufsatz, der ebensosehr von des Verfassers tiefer Indignation über die Vorwürfe Steigenteschs, als von seinem Verständnis für die Vorzüge der deutschen Litteratur und des deutschen Geistes überhaupt zeugt.

Im Hause seiner Mutter zu Wien weilte seit Anfang Juni 1811, zur Fortsetzung seiner Studien der Maler Philipp Veit, der jüngere Sohn der Dorothea

Schlegel aus erster Ehe. Ueber sein Verhältnis zu Theodor und dessen Verkehr im Hause seiner Eltern spricht Veit in einem vom 28. April 1876 datierten Briefe: „Mit Theodor Körner lebte ich in Wien, wo er der Liebling aller war, auf recht vertrautem Fuße! Wir sahen uns oft, und ein oder das andere seiner kleinen Bühnenstücke entwarf er bei mir. Der lebensfrische Jüngling war stets ein angesehener Gast in meiner Eltern Hause, — sang wohl ein heiteres Lied und spielte auf der Guitarre einen reizenden Fandango. Einmal traf ich ihn schreibend in seinem Zimmer, das Doppelfenster mit vielen zwitschernden kleinen Vögeln gefüllt. Auf mein Befragen sagte er: ›Ja! siehst Du, da die neun Musen nicht zu mir kommen, wohl, so habe ich mir die neun Meisen angeschafft.‹ Erinnerlich ist mir, wie er uns erzählte, daß er im Prater, wo er verborgen ruhte, einen verzweifelten Menschen, der sich eben in die Donau stürzen wollte, plötzlich am Kragen gefaßt und den Erschrockenen heimgejagt habe."

Den Hauptanziehungspunkt für Theodor bildeten natürlich damals mehr denn je die Theater, besonders die Hoftheater. Wegen seiner nahen Beziehungen zu ihnen hatte er schon Ende Januar freien Eintritt erhalten, und alle Abende, so schrieb er wenigstens am 1. Februar nach Hause, ging er, wenn auch nur auf eine halbe Stunde, hinein. Selbstverständlich blieb er länger, wenn Toni auftrat. Am 17. Februar hatte sie ihn in einem Shakespeareschen Stück „durch ihrer Schönheit Zauber, sowie durch ihr ernst-schönes und doch zugleich anmutig-heiteres Spiel in das Paradies versetzt", da giebt er in zwei ihr gewidmeten Sonetten seinen Gefühlen und Hoffnungen begeisterten Ausdruck, und wie Schiller eine Phantasie an Laura, so dichtet er eine Phantasie an seine Toni, in der er sich auf Fittichen des Gesanges in ein besseres Land tragen läßt, um die in seiner Geliebten verkörperte Phantasie zu preisen.

Mit den schönsten Hoffnungen geht er der Wonnezeit der Natur entgegen; seine Absicht, schon Ostern Wien zu verlassen, hat er aufgegeben. „Ich freue mich unendlich auf das Frühjahr," schreibt er an den Vater, „es soll und muß gar zu schön in Wien sein. Vielleicht geh ich dann einige Zeit aufs Land." In der Antwort des Vaters heißt es: „So gern ich Dich bald bei uns sähe, so habe ich doch nichts dagegen, wenn Du den nächsten Sommer noch in Wien bleibst . . . Unter jetzigen Umständen glaub ich, daß Du in Wien besser aufgehoben bist. Freilich wünscht ich aber, daß Du neben dem Produzieren auch studiertest, nicht etwa eine Brotwissenschaft, sondern was zur Ausbildung des Dichters gehört, Sprachen, Litteratur und Geschichte. Suche nur bei der Vermehrung Deiner Bekanntschaften Herr Deiner Vormittage zu bleiben! Es freut mich, wenn der Succeß Deiner Stücke Dir den Eingang in mehrere Zirkel öffnet, und wenn Du überall gern gesehen bist. Aber wache über Dich, daß Du beim Uebermaß des Genusses nicht erschlafffst! Schon mancher vorzügliche Kopf ist auf diese Art untergegangen."

Zugleich kündigte der Vater die Absicht der Eltern an, ihn im Juli zu besuchen. „Ihr wollt herkommen," so schrieb er darauf am 7. März zurück; „o, das ist trefflich! Es wird Euch nicht gereuen; es giebt nur ein Wien."

In demselben Briefe beglückwünscht er die Mutter zu deren fünfzigstem Geburtstage. „Liebste Mutter! Zum zweiten Male soll ich Dein Fest nicht unter meinen Lieben feiern. — Du glaubst mir, daß mich das sehr schmerzt. Ach, daß Ihr nicht auch in Wien seid; dann hätt ich keinen Wunsch übrig. — Nun, des Sohnes Geist, der Hauch seiner Sehnsucht nach dem teuren Kreise wird Dich freundlich umwehen und Dir alles sagen, was ich im tiefen Herzen als heilige Gebote bewahre . . . . Meine herzlichsten Grüße an alle, liebste Mutter, und die Versicherung, die Deiner mütterlichen Liebe wohlthun wird, daß ich noch der alte bin und recht glücklich und heiter lebe. — Bis in den Tod Dein treuer Theodor." Die Mutter antwortete: „Deiner treuen Liebe gewiß, mein teurer Sohn. — Gewiß, daß Dir's wohl geht, daß Du zufrieden und glücklich Dich fühlst, macht die Entbehrung Deiner Gegenwart leichter für mein Mutterherz. Gott wird uns ja wieder die Freude schenken, umgeben von Euch, bei den teuren Kindern zu sein. Euer Wohl ist ja so nur unser Dichten und Trachten allein. Den elften haben wir bloß abends mit der Piatoli in freundlicher Ruhe verlebt. Dein guter Vater las uns vor, und so war's mir recht; den Tag über waren über zwanzig Menschen bei mir, die mir alle freundliche Wünsche brachten. Besonders hat mich die Miltitz mit zehn der schönsten Blumentöpfe beschenkt; es ist ein blühender Garten um mich. — Gott sei mit Dir und segne Dich! bleib' gesund! so sind alle meine Wünsche erfüllt. Deine treue Mutter."

Auf das Wiedersehen der Eltern in Wien hatte sich Theodor fürs erste wenigstens vergeblich gefreut, denn wegen des herannahenden Krieges war, wie zugleich die Mutter schrieb, schon für die nächste Zeit in Dresden Einquartierung angesagt, die denn auch am 27. März im Körnerschen Hause zunächst in Gestalt eines französischen Offiziers eintraf. Tags darauf erschienen weitere französische Offiziere, die bis zum 30. blieben. Zu derselben Zeit wurde die Familie von einer französischen Harfenspielerin, welcher Goethe eine Empfehlung mitgegeben hatte, „heimgesucht". Sie erhielt eine Einladung zu einem der musikalischen Abende, die noch immer allwöchentlich bei Körners stattfanden. Größere Freude, als die musikalischen Unterhaltungen, bereitete allen Familienmitgliedern das Eintreffen der neuesten Dramen Theodors. „Gestern," schreibt die Mutter am 12. März, „kam Dein Freund Hermann an und brachte uns Deine kleinen Stücke, über die wir sogleich mit Heißhunger herfielen und uns ergötzten an den Spielen des sprudelnden Witzes. Toni habe ich noch nicht gelesen; das hab ich mir für heute aufgespart. Abends las uns der Vater wieder Die Braut und Das (so) Domino vor; das Domino ist zarter und gefällt uns mehr. Emma hat Lust, es mit der Weber zu

spielen. Wie schade, daß im Nachtwächter eine Straße ist und Häuser, daß wir die Scene nicht können ins Zimmer versetzen. Weinlig würde köstlich den Nachtwächter spielen; Du kannst Dir keine Idee von Weinligs komischem Talent machen. Was sagst Du dazu, daß die Tante über den Nachtwächter ganz entzückt ist? Die Situation in der Braut ist recht komisch, und beim Vorlesen haben wir in einem fort gelacht. Der Monolog der Marie im Domino ist so schön, ist Dir so gelungen. Der Kammerherr Miltitz und die Piatoli haben die Vorlesungen gehört, und auf beide haben sie große Wirkung gemacht."

In einem Briefe Emmas vom 18. März an Onkel B. Weber ist ebenfalls von den neuen Stücken Theodors die Rede: „Mein Vater hat mit Ihnen nur flüchtig über Theodors letzte poetische Produkte gesprochen, und vielleicht ist es Ihnen nicht uninteressant, etwas Näheres darüber zu hören. Sie bestehen in drei Lustspielen und einem Drama; die ersteren sind mit großem Beifall in Wien gegeben worden, und Sie werden über die Aufführung der Braut und des grünen Domino etwas in dem Morgenblatt finden. Das dritte Lustspiel, Der Nachtwächter, ist eine wahre Fastnachtsposse und, obgleich weniger fein, als die beiden ersteren Lustspiele, so scheint es mir doch sehr viel komisches Verdienst zu zu haben und ist sehr leicht versifiziert. Die Idee zu dem Drama ist aus einer Novelle Heinrich Kleists (Die Verlobung auf St. Domingo) genommen, welche in dem zweiten Bande seiner Erzählungen steht; es heißt Toni und ist in Jamben. Die Schwester ist freilich kein gültiger Richter; aber meinem Gefühl nach hat Theodor das Süjet weit zarter behandelt, als Kleist, und ich bin überzeugt, die Tiefe des Gefühls, welche darin herrscht, und die Reinheit der Sprache würde Sie sehr erfreuen. Sehr gut gehalten scheinen mir besonders die Charaktere der Toni und ihrer Mutter, der alten Negerin Babekan."

Auch andere litterarische Neuigkeiten, wie Fouqués „Undine" und „Todesbund", Collins Gedichte, Adam Müllers politische Schriften u. a. werden in dem damaligen Briefwechsel erwähnt und mehr oder minder eingehend besprochen; daneben gehen Berichte und Kritiken über musikalische und theatralische Aufführungen in Dresden und Wien, so z. B. über Cherubinis „Medea", über Morlacchis „Danaiden", über Weigls „Uniform" und „Friederike und Adolf", über Werners „Wanda", Ifflands „Selbstbeherrschung", Zieglers „Lorbeerkranz" und Gretrys „Richard Löwenherz". Einen besonderen Reiz erhielt für ihn Collins Trauerspiel „Balboa" durch den Umstand, daß es ihm von Toni geschenkt wurde:

„Antoniens Finger
Hatten die Blätter berührt, hatten die Lieder geweiht.
War mir's doch, als fühlt' ich die Wärme der Hand, und als spürt' ich
Noch den lebendigen Hauch, der es balsamisch durchweht.
Jegliches Wortes Schrift war mir ein heilig Vermächtnis;
Denn es fiel ja ihr Blick auch auf dies glückliche Wort."

Thränen füllen seine Augen bei dem Gedanken, daß gewiß auch Antonie Thränen vergossen, so oft sie das Werk des Dichters gelesen, dem sie so vieles zu verdanken gehabt hatte:

„Und die Saiten der Brust bebten ein göttliches Lied“.

In einem bald darauf entstandenen Gedichte, „Der Dreiklang des Lebens“, preist er den veredelnden Einfluß, den die Geliebte auf ihn ausgeübt hatte, was auch der Vater in der Biographie des Sohnes dankbar anerkannte: „Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele.“ Wohl hat sich der Dichter, so führt er in dem Gedichte aus, in den Wechselstürmen des Lebens die Ueberzeugung gerettet, daß Glaube, Liebe und Poesie eins sei, und daß sich in der heiligen Trias dieser Töne das Göttliche und Schöne vermähle. Trotz der schlechten Zeiten und Menschen ist ihm der Glaube an Gott, an Kraft, an Freiheit, an große Seelen nicht geschwunden, und auf diesem Glauben haben seine Träume der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt gebaut; aber seinem Glauben und seiner Poesie fehlt der rechte Inhalt, das rechte Ideal, weil er das Höchste, die Liebe, noch nicht kennt:

„Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle; —
Da sah ich Dich, Dich, und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich wie der Mai im Blütenthale,
Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.
Es lächelte aus Hippokrenens Schale
Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück,
Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammten Morgenlichte
Sank ich ins Knie, von Gottes Hauch beseelt;
Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte,
Kein Märchen war's, der Phantasie erzählt;
Denn was ich glaube, was ich glühend dichte
Und glühend liebe, blüht in Dir vermählt,
Und kühn im Dreiklangsdonner der Gefühle
Stürzt mich Dein Wink durch Sturm und Kampf zum Ziele.“

Auch dem Bilde der verklärten Mutter Tonis gilt sein Lied: er will zu deren Grabe pilgern, um in stillem Gebete an ihrem Hügel ihr zu danken für die himmlische Güte, mit der sie die Tochter gehegt und gepflegt.

Inzwischen ist der Frühling ins Land gezogen. Das Aufwachen der Natur treibt den Dichter ins Freie, in den Prater, und hier entsteht eins der lieblichsten Gedichte, die er Toni gewidmet:

„Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume,
Der Frühling bringt seine goldenen Träume,
Ein lauer Wind weht mich freundlich an,
Die Felder sind bräutlich angethan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber,
Zu duftigen Bergen schau' ich hinüber,
Die Vöglein singen und fliegen vorbei
Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.

Und jetzt erklärt sich das heilige Beben,
Jetzt ahnd' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben,
Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Denn auch in mir ist's Frühling geworden,
Es schwelgt die Seele in Blütenaccorden;
Der Sehnsucht Stimme, der Liebe Drang
Klingt Wellengeflüster und Lerchengesang."

Und dann singt er, wie Antonie seine Frühlingsgöttin ist, wie sie die Blumen auf seinen Wegen pflegt, und wie es in seinem Frühling, trotz Herbst und Winter, ewig grünen wird.

„Kein Winter kommt, kein Wechsel der Zeiten
Läßt mich von der Liebe Begeisterung scheiden,
Im Herzen verstummt keine Harmonie,
Und die Blüten der Seele verwelken nie.

So bleibt mein Frühling voll Liebe, voller Tugend,
Dir, Toni, treu eigen, im Schmucke der Jugend,
Und muß ich sterbend hinüberziehn,
Dort soll er im ewigen Sommer blühn."

Mit dem Frühling ist auch die Passionszeit gekommen, und auch diese spiegelt sich in den damals rasch aufeinanderfolgenden Liedern Theodors wider. Die drei Gedichte „Hymne an Gott", „Entzückung" und „In St. Stephan (am Karfreitage)", die jedenfalls zusammengehören, sind dem Lobe Gottes gewidmet. Durch die beseligende Liebe seiner Toni mochte sich der Dichter mehr als bisher Gott zu Dank verpflichtet fühlen, wo in der christlichen Kirche die Erinnerung gefeiert wurde an das von unergründlicher Liebe zur Menschheit zeugende Leiden Christi.

„Höre das Stammeln Deiner Geschöpfe,
Glühenden Dankes verzückenden Ton!"

Thränen füllen seine Augen bei dem Gedanken, daß gewiß auch Antonie Thränen vergossen, so oft sie das Werk des Dichters gelesen, dem sie so vieles zu verdanken gehabt hatte:

„Und die Saiten der Brust bebten ein göttliches Lied".

In einem bald darauf entstandenen Gedichte, „Der Dreiklang des Lebens", preist er den veredelnden Einfluß, den die Geliebte auf ihn ausgeübt hatte, was auch der Vater in der Biographie des Sohnes dankbar anerkannte: „Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele." Wohl hat sich der Dichter, so führt er in dem Gedichte aus, in den Wechselstürmen des Lebens die Ueberzeugung gerettet, daß Glaube, Liebe und Poesie eins sei, und daß sich in der heiligen Trias dieser Töne das Göttliche und Schöne vermähle. Trotz der schlechten Zeiten und Menschen ist ihm der Glaube an Gott, an Kraft, an Freiheit, an große Seelen nicht geschwunden, und auf diesem Glauben haben seine Träume der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt gebaut; aber seinem Glauben und seiner Poesie fehlt der rechte Inhalt, das rechte Ideal, weil er das Höchste, die Liebe, noch nicht kennt:

„Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle; —
Da sah ich Dich, Dich, und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich wie der Mai im Blütenthale,
Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.
Es lächelte aus Hippokrenens Schale
Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück,
Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammten Morgenlichte
Sank ich ins Knie, von Gottes Hauch beseelt;
Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte,
Kein Märchen war's, der Phantasie erzählt;
Denn was ich glaube, was ich glühend dichte
Und glühend liebe, blüht in Dir vermählt,
Und kühn im Dreiklangsdonner der Gefühle
Stürzt mich Dein Wink durch Sturm und Kampf zum Ziele."

Auch dem Bilde der verklärten Mutter Tonis gilt sein Lied: er will zu deren Grabe pilgern, um in stillem Gebete an ihrem Hügel ihr zu danken für die himmlische Güte, mit der sie die Tochter gehegt und gepflegt.

nach den höchsten Zielen ringen, will er kämpfen und streiten, da es einen herrlichen Sieg gilt, und ihm die schönste Palme winkt.

„Frisch in den Kampf hinein!
Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen;
Der Kampf ist kurz, der Sieg soll ewig sein,
Und sehnt sich wer nach ungemeinen Schätzen,
Er muß das Ungemeine daran setzen.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht.
Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern,
Doch seinen ehrnen Willen beugt es nicht.
Viel sind geboren, in dem Staub zu kriechen:
Ein edles Herz muß kämpfen, aber siegen.

Und ich? — ich fühl's, ich kämpfe nicht vergebens,
Solange Du mir mit der Palme winkst,
Wenn Du zuletzt am Ziele meines Strebens
Mit Gruß und Kuß mir in die Arme sinkst
Und von der Blüte des gereiften Lebens
Den Perlentau der ew'gen Liebe trinkst.
Dann mag mir eine Freudenthräne sagen,
Was Du gefühlt in den durchkämpften Tagen."

Dieses Gedicht verdient um so mehr Beachtung, als Theodor zwei Teile davon, den einen wörtlich, den anderen nur in einzelnen Zeilen etwas verändert, in seinen „Zriny" hinübergenommen hat.

Dann folgen in der Handschrift zunächst wieder drei Charaden, von denen wenigstens die erste zu seiner Geliebten in Beziehung steht: ihre Lösung ist „Adamberger".

Aufs schmerzlichste ergriffen wurde am 12. April die Wiener Theaterwelt durch den Tod des berühmten Schauspielers Brockmann. Theodor hatte ihn zwar in seinem Glanze nie gesehen; wohl aber war er Zeuge des tiefen Kummers, den Toni unmittelbar vor und nach dem Scheiden des ihr nahestehenden Künstlers empfand. Auf Brockmanns Tod beziehen sich drei Gedichte. Das erste darunter hat die Ueberschrift: „An den sterbenden Künstler. Am 11. April 1812, während des Requiems in der Hofkapelle", ist also schon einen Tag vor dem Tode Brockmanns verfaßt, als sein besorgniserregender Zustand bereits jede Aussicht auf Besserung ausgeschlossen hatte. Bei den Orgeltönen in der Hofkapelle kommt es dem Dichter [illegible] -aten sie um den geliebten Künstler, es ist ihm, als ob das

[illegible] Drei Tage später fand in der Augustinerkirche die Toten=

ist der Grundgedanke des ersten Gedichtes. In der „Entzückung" giebt der Dichter den Empfindungen Ausdruck, die sein Inneres bewegen, als er der Sphärenmelodie einer geistlich-musikalischen Aufführung lauschen darf, bei der vielleicht Toni mitsang. Den Schluß bildet das Karfreitagslied: im Geiste sieht er die Geliebte am schwarzumflorten Altare knieen und weinen; auch er wirft sich, gleich andachtsvoll, in Gedanken zu Gottes Füßen nieder, um sein Gebet mit dem ihrigen zu vereinigen.

Es folgen in dem „Reisebüchlein", dem wir hier gefolgt sind, zunächst sechs Charaden, die zu dem Liebesleben Theodors gar nicht oder nur sehr wenig in Beziehung stehen. Nun aber bricht in immer mächtigeren Accorden die Liebe, die ihn beseelt, hervor. Noch hat er es nicht gewagt, seiner Toni von Liebe zu sprechen; noch weiß er nicht, ob er hoffen darf. Aber dem Liede wenigstens will er anvertrauen, was ihn bewegt, und so singt er denn in dem ersten zur Osterzeit entstandenen Gedichte:

„An Toni.

„Ich kann es nicht in meiner Brust vermauern,
Was meines Herzens Felsenthore sprengt,
Die Stimme zittert, tiefer Sehnsucht Schauern
Hält meine Kraft in Fesseln eingezwängt.
Soll ich in matter Sehnsucht mich vertrauern? —
Nein! nimmermehr! Was auch das Glück verhängt,
Und wenn des Himmels Donner mich zerschmettern,
Wirf mich zum Wurme oder zu den Göttern!

Du weißt es längst, was ich hier für Dich fühle,
Und was ich träume, weißt Du spät und früh.
Ach, strahle in dies gräßliche Gewühle
Nur einen Funken Hoffnungsmelodie!
Steck' eine neue Welt mir auf zum Ziele!
Ein Wink von Dir, und ich entdecke sie,
Und wenn sich tausend Himmel um mich türmen,
Du bist der Preis; die Liebe soll mich schirmen.

Sprich nur ein Wort, sprich, kann ich Dich erwerben,
Hast Du im Herzen ein Gefühl für mich?
Laß diese Feuerseele nicht verderben,
An Deiner reinen Sonne hält sie sich.
Ich will ja alles, alles, kämpfen, sterben;
Nimm meines Himmels Seligkeit für Dich;
Bin ich doch reich, wenn mir der Trost geblieben:
Hab' ich vollendet, könntest Du mich lieben!"

Auch das folgende, ebenfalls „An Toni" betitelte Gedicht atmet einen ähnlichen Geist und Sinn. Mit seinem ganzen Sein und Können will der Dichter

nach den höchsten Zielen ringen, will er kämpfen und streiten, da es einen herrlichen Sieg gilt, und ihm die schönste Palme winkt.

„Frisch in den Kampf hinein!
Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen;
Der Kampf ist kurz, der Sieg soll ewig sein,
Und sehnt sich wer nach ungemeinen Schätzen,
Er muß das Ungemeine daran setzen.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht.
Das Schicksal kann den stärksten Mann zerschmettern,
Doch seinen ehrnen Willen beugt es nicht.
Viel sind geboren, in dem Staub zu kriechen:
Ein edles Herz muß kämpfen, aber siegen.

Und ich? — ich fühl's, ich kämpfe nicht vergebens,
Solange Du mir mit der Palme winkst,
Wenn Du zuletzt am Ziele meines Strebens
Mit Gruß und Kuß mir in die Arme sinkst
Und von der Blüte des gereiften Lebens
Den Perlentau der ew'gen Liebe trinkst.
Dann mag mir eine Freudenthräne sagen,
Was Du gefühlt in den durchkämpften Tagen."

Dieses Gedicht verdient um so mehr Beachtung, als Theodor zwei Teile davon, den einen wörtlich, den anderen nur in einzelnen Zeilen etwas verändert, in seinen „Zriny" hinübergenommen hat.

Dann folgen in der Handschrift zunächst wieder drei Charaden, von denen wenigstens die erste zu seiner Geliebten in Beziehung steht: ihre Lösung ist „Adamberger".

Aufs schmerzlichste ergriffen wurde am 12. April die Wiener Theaterwelt durch den Tod des berühmten Schauspielers Brockmann. Theodor hatte ihn zwar in seinem Glanze nie gesehen; wohl aber war er Zeuge des tiefen Kummers, den Toni unmittelbar vor und nach dem Scheiden des ihr nahestehenden Künstlers empfand. Auf Brockmanns Tod beziehen sich drei Gedichte. Das erste darunter hat die Ueberschrift: „An den sterbenden Künstler. Am 11. April 1812, während des Requiems in der Hofkapelle", ist also schon einen Tag vor dem Tode Brockmanns verfaßt, als sein besorgniserregender Zustand bereits jede Aussicht auf Besserung ausgeschlossen hatte. Bei den Orgeltönen in der Hofkapelle kommt es dem Dichter vor, als klagten sie um den geliebten Künstler, es ist ihm, als ob das Requiem nur diesem gelte. Drei Tage später fand in der Augustinerkirche die Toten-

feier Brockmanns statt. Von ihr handelt das zweite Gedicht, das sich an den Schluß des ersten anlehnt. Diese Feier, der auch Antonie beiwohnte, ist ihm gewissermaßen bloß die Folie für die Gefühle, die ihn ergreifen, als er plötzlich die Geliebte wie einen stummen Engel in dem Kreise der Trauernden mit thränenden Augen erblickt. Auf die sich ihm aufdrängende Frage, was bei dem Welken aller Lebensblüten, bei dem Absterben aller Lebensreize ewig sei, hat er nur eine Antwort:

„Nur was wir tief in unsrer Brust behüten,
Nur was der Gottheit stille Ahndung gab,
Wenn wir in reiner, heil'ger Liebe glühten,
Das bleibt uns treu, das folgt uns mit ins Grab.“

„Tief in der Seele
Fühl' ich's, daß nur die Liebe ewig ist,
Daß jedes Herz nur einmal, einmal wähle,
Und daß Du mein, mein Stern, mein Engel bist.“

Und so bittet er, daß die Geliebte im Angesichte des Todes ihm und seinem treuen Herzen vertrauen, daß sie seine Freuden nehmen, ihm ihre Schmerzen geben, daß sie namentlich Glauben an ihn haben möge.

„Ja Glauben, Glauben mußt Du an mich haben,
Sonst stehn wir einsam, bis der Hammer fällt,
Sonst werden wir, wie er, einsam begraben:
Der kranke Mann hat uns den Sarg bestellt. —

Willst Du die reiche Seligkeit ermorden,
Kalt dastehn in der glühenden Natur?
Nein, sag's noch einmal, sag's mit heißen Worten,
Sag's wärmer mir, Du glaubtest meinem Schwur,
Ich sei Dir lieb, ich könnte Dich erwerben —
Sonst kömmt der Tod und läßt uns einsam sterben.“

In dem dritten Gedichte endlich, einem am 20. April gedichteten Sonett, spricht der Sänger den Freunden Brockmanns Trost zu, indem er ihnen das ideale Streben des Künstlers vorführt, dessen Stirn nun, nachdem er den Schmerz bezwungen, im Strahl des Ewigschönen erglänze.

Die im „Reisebüchlein“ folgenden, zu einem Cyklus zusammengefaßten drei Silbenrätsel fallen, wie die beiden gleich hinter ihnen stehenden Gedichte zeigen, in die der Aufführung der „Toni“ unmittelbar vorangehende Zeit und gelten offenbar der Geliebten, die er, wie wir wissen, am Abend des 17. April in dem für sie geschriebenen Stück wie nie zuvor bewunderte. Was er dabei empfunden, hat er im Sturme der Begeisterung ausgedrückt in den Distichen: „Nach der Aufführung der Toni (nach dem 17. April 1812)“. Was der Dichter geschaffen, das hat erst der belebende Hauch der Schauspielerin ans Licht geführt; erst sie

hat seine Schöpfung in das Reich der jungfräulich prangenden Anmut, in ihr heimisches Land gezogen.

Wohl schon vor der Aufführung des Stückes entstanden ist das kürzere Gedicht „Am 17. April, mit Rosen“, in welchem Theodor seine Dichtung mit den Rosenblüten vergleicht, die in der Sonne Gunst ihre Kelche aufgeschlossen, wie seine Verse erst durch den Strahl der Kunst Antoniens Kraft und Leben gewonnen haben.

In diese Zeit fällt eine kleine Episode, über die er am 12. April nach Dresden berichtet: „Heute vor acht Tagen hinderte mich eigentlich ein wunderbares Abenteuer, Euch mehr zu schreiben, indem ich von einem bekümmerten Vater den wunderbaren Auftrag hatte, mit Gewalt oder List seine ungeratene Tochter aus Wien zu entführen und zu ihm zu bringen. Die Maßregel war notwendig, weil die Entfernung schnell sein mußte, und man in dem Hause, wo sie war, Schwierigkeiten machte, sie so schnell reisen zu lassen. Ich habe die Aufgabe glücklich gelöst, fuhr die Nacht hindurch zwölf Meilen und kam Sonntag mittag wieder hier an.“ Kurz vorher hatte ihn die Gemahlin Humboldts bei einer Gräfin D . . ., einer geborenen Sachsin, „repräsentiert“. Launig fügt er in dem Schreiben an die Eltern, in dem er von diesem Besuche erzählt, hinzu: „Ihr mögt selbst bedenken, wie liebenswürdig sie sein muß, da ich mich entschloß, seidene Strümpfe anzuziehen. Denn meine Antipathie gegen vornehme Gesellschaften und Galakleider hat sich womöglich noch verdoppelt, da man in Wien im allgemeinen sehr bequem lebt.“

Am 21. April wohnt er zusammen mit Toni dem zu Ehren Brockmanns abgehaltenen Requiem „Dies irae“ in der Augustinerkirche bei. Aber so furchtbar auch die Töne der Orgel und Posaunen erklingen, so sehr er auch Zittern und bleiche Verzweiflung auf jeder Stirn erblickt: unbekannt mit diesem Beben steht er Arm in Arm mit der Geliebten da:

Das Gefühl, so ewig fort zu leben,
  Mit den Blüten der Erinnerungen
Eine ew'ge Liebe zu verweben,
  Hat des Herzens Bangigkeit bezwungen.
Schuldlos sind wir; denn wir konnten lieben;
Fehlerlos ist ja kein Mensch geblieben.

Und zwei Engel seh' ich dort erscheinen,
  Lichte Knaben, winken mit der Hand,
Und wir folgen den verklärten Kleinen,
  Unsre Augen still hinauf gewandt.
Tiefe Rührung löst sich jetzt mit Weinen;
  Wir erkennen unser Vaterland.
Fester halten wir uns nun umschlungen,
Und ein lichter Strahl hat uns durchklungen.

Und auf einem Thron von klaren Sonnen
  Sitzt der Herr und lächelt uns entgegen:
›Dunkel hat das Streben zwar begonnen,
  Doch die Liebe ging auf euren Wegen.
Wandert ein zum Reiche meiner Wonnen,
  Mit der Liebe blüht und reift der Segen!‹ —
So der Herr; die Pforten schlugen auf,
Und die Seelen jubelten hinauf."

In den beiden folgenden Gedichten, die die Ueberschriften tragen „Gute Nacht, lieber Theodor!" und „Nachtgedanken", giebt er dem Entzücken Ausdruck, das er darüber empfunden, daß Toni ihn lieber Theodor und Freund genannt hat: er will sich dieser heiligen Namen immer mehr wert machen und im Gefühle seines reinen Herzens die ihm immer näher winkende Palme zu erringen suchen, ja mit Freuden für sie leiden und sterben.

Daß ihm aber bei aller seiner Sentimentalität auch der Humor nicht verloren gegangen ist, zeigt der weiterhin in der Handschrift eingetragene „Trauergesang eines tiefgebeugten Dichters beim plötzlichen und unglücklichen Hinscheiden seines weiland hoffnungsvollen und in der Blüte der Jahre grausam geopferten Schnurrbarts".

„Ein weiblich Herz, zwar aller Weiber Blüte,
Doch nur ein Weib, die forderte sein Blut.
Die Tigerseele! — Sie bestellt den Schergen,
Mir vor der Nase läßt sie ihn erwürgen."

Noch ein paar Gedichte im Reisebüchlein beziehen sich auf sein Liebesverhältnis. Das letzte von ihnen verfaßte Theodor nicht mehr in Wien, sondern, wie aus der Ueberschrift hervorgeht, in Döbling. Dort wollte er, um besser arbeiten zu können, einige Zeit zubringen. „In acht bis zehn Tagen," hatte er am 25. April an die Seinen geschrieben, „ziehe ich nach Döblingen hinaus. Döbling liegt am Fuße des Kahlenberges ohnweit dem Donauufer, eine Stunde von der Stadt. Mit mir zieht ein recht braver junger Mann, der mir sehr ähnlich sein soll, zum wenigsten sind wir es an Humor und guter Laune, wenn auch nicht an Gesichtszügen, Joseph v. Herrl, ein angehender Kaufmann. Unser Zimmer ist im zweiten Stock und hat sieben Fenster mit der königlichsten Aussicht: zwei gehen auf die Berge, drei auf die Donau und zwei auf die Stadt, die herrlich ausgebreitet vor uns liegt. Briefe schickt immer mit der alten Adresse, da ich einen Tag um den anderen in der Stadt bin und mit Baumanns in dem freundschaftlichsten Verhältnis bleibe. Ich freue mich sehr auf die ländliche Einsamkeit, um endlich mit vollen gesammelten Kräften, die ich sonst in lyrischen Kleinigkeiten zersplittere, an den Zriny und die beiden Opern gehen zu können."

Der in diesem Briefe erwähnte Joseph v. Herrl, mit vollem Namen Joseph Alexander Edler v. Herrl (geb. 15. Juni 1789 in Wien, † ebendaselbst 25. Dezember 1870 als pensionierter Official im Justizministerium) muß einer der vertrautesten Freunde Theodors in Wien gewesen sein; sein Verhältnis zu Antonie hatte sie offenbar zusammengeführt; war er doch nach des Dichters eigenem Bericht fast der einzige junge Mann, der außer ihm im Hause ihrer Tante Zutritt hatte. Auch der Vater lernte im August bei seinem Besuche in Wien den Freund des Sohnes kennen und schätzen und blieb mit ihm lange noch im schriftlichen Verkehr.



Oberdöbling (Wien), Hauptstraße Nr. 75, wo Th. Körner im Juni 1812 das Trauerspiel „Zriny" dichtete. Radierung von M. v. Weitenhiller.

Die nächste Nachricht über den beabsichtigten Landaufenthalt des immer mehr „wie im Paradiese" lebenden Dichters findet sich in einem vom 2. Mai datierten Schreiben, aus dem ersichtlich ist, daß der Vater von einer Krankheit befallen war. „Ihr Lieben! Endlich ist der Frühling mit aller Pracht gekommen, und ich freue mich unendlich auf meine Sommerwohnung. In diesen Tagen Wien und seine Umgebungen zu sehen, ist wirklich ein hoher Genuß. Vor ein paar Tagen habe ich den Hyacinthenflor in Schönbrunn gesehen, vier Beete, die mich an ein Zauberland mahnten. Besonders schön sind die Mondennächte. — Des Vaters Krankheit ist hoffentlich jetzt ganz gehoben. Nimm Dir ein Beispiel an mir, Papachen; ich bin nie so gesund gewesen, als jetzt. — Sehr spaßhaft ist meine Einrichtung in Döbling. Wir müssen uns so manches anschaffen, worum ich mich noch nie bekümmerte; doch habe ich das listig meist dem Alexander auf die Achseln gewälzt."

Die Uebersiedelung nach Oberdöbling fand am 10. Mai statt. Die Ruhe, die er auf dem Lande zu finden gehofft, sollte ihm hier reichlich zu teil werden. Erst aber galt es, die Sehnsucht seines Herzens zu stillen. Denn fern von Toni,

wenn auch nur für einen Tag, merkt er erst, was sie ihm ist, wie er ohne sie nicht mehr leben kann. Wohl schweifen seine Blicke mit stiller Lust über die erwachte Natur; wohl umwehen ihn Luft und Leben so frisch und so frei; aber — so singt er in dem ersten, alsbald nach seiner Ankunft in Döbling entstandenen Gedichte:

„Dort prangt die Burg auf stolzem Bergesrücken,
Mit Frühlingsträumen schmückt die Wiese sich;
Und dort — dort, — ach, ich denk' es mit Entzücken,
Dort, Toni, atmest Du und denkst an mich!"

Und nun hält es ihn nicht mehr: es reißt ihn fort, er kann nicht widerstehen; was er so lange nur mühsam in seiner Brust verschlossen, das entscheidende Wort, er wagt es, und der erste Kuß besiegelt den seligen Bund.

Die erste Nachricht über dieses, ohne Wissen von Tonis Tante geschlossene Verlöbnis findet sich in einem vom 16. Mai datierten Schreiben an Schmid:

„Treuer Freund!

Endlich bin ich ganz, ganz glücklich; der Tod mag mich abrufen, wann er will! Ich habe von dieser Erde weiter keine Seligkeit zu fordern. Karl, gutes, treues Herz! ich liebe einen Engel und werde geliebt, geliebt mit aller Reinheit eines zarten, jungfräulichen Gemüts. Bruder, ich kann Dir nicht sagen, was das für ein Gefühl war, als ich fühlte, das sei mein Lebensziel und Bedingnis, auf diesem Stern endige sich die glühende Sehnsucht meines Herzens.

Ich glücklicher, seliger Mensch! — Sieh, mir thut es weh, es jemandem zu sagen, weil ich fühle, daß niemand diese Seligkeit ahnden kann, die in mir glüht, und weil ich Deine treue Bruderseele nicht neidisch machen will.

Karl, Du solltest sie sehen, und Du würdest ein Gott. Antonie heißt sie, damit Du's weißt; schwarze Haare, schwarze Augen und einen Blick! — Wenn der Frühling ein Mädchen wäre, er hätte keinen anderen Blick als meine süße, himmlische Toni! —

Jetzt lebe ich auf dem Lande in Döbling und komme nur in die Stadt, um Toni zu sehen. Süßes, himmlisches Geschöpf! Du kennst es, wie ich fühle, und hast mich als Knaben gekannt: denke Dir das Gefühl, das jetzt in der männlich gereiften Brust glüht! — Noch drei Jahre, und ich hab überwunden, und sie ist mein, und ich verschmähe alle Paradiese gegen eine einzige Minute, die ich in verzückender Wonne von ihren Lippen trinke. — Karl, Du verstehst mich; was soll das dumme Schreiben, wenn die Herzen zusammenschlagen und ihren Donner durch das Weltall jauchzen! —

Gott beschere Dir ein Gleiches! Kunst und Liebe in der Brust, wo hat die Welt etwas Besseres aufzuweisen! —

Ich drücke einen seligen Kuß der Freundschaft auf Deine brüderliche Lippe.

Dein glücklicher Theodor."

Und nun folgt auch, nachdem alles zwischen ihm und Toni klar geworden, die Mitteilung von seinem Glücke nach Dresden, wohin er bisher nichts davon hatte verlauten lassen, um die Seinen, bevor er das Jawort erhalten, nicht unnötig aufzuregen. Der diese Nachricht enthaltende Brief trägt in bezeichnender Weise die Aufschrift: „Meinem Vater". Zu ihm als seinem besten und treuesten Freunde hatte der Sohn gerade in dieser Herzensangelegenheit mehr Zutrauen als zur Mutter oder zur Schwester, wohl nicht ohne Grund fürchtend, daß die weiblichen Mitglieder seiner Familie seine Wahl zunächst nicht billigen würden. Die Mutter hat nach ihrem eigenen Geständnis aus späterer Zeit einen Kampf, wenn auch nur in ihrem Gemüte, durchgekämpft: sie fürchtete, ihr Sohn würde durch diese Verbindung nicht glücklich werden. Einer schon früher getroffenen Verabredung gemäß, wonach alle intimen Angelegenheiten, die vorläufig nur zwischen Vater und Sohn abgehandelt werden sollten, durch die Vermittelung von Henoch gehen sollten, war der Brief zur Weiterbeförderung an den Jugendfreund adressiert.

Der im Vollgefühl des höchsten Erdenglückes abgefaßte Brief, in welchem sich die Liebe des Bräutigams, wie des Kindes in gleich rührender Weise ausspricht, ist vom 20. Mai datiert. Nachdem er im Eingange zunächst ein offenes Bekenntnis seiner pekuniären Verhältnisse abgelegt und unter Hinweis auf den demnächst zu erwartenden Erlös aus seinen gedruckt erscheinenden Stücken um die vorläufige Bezahlung einer entliehenen Summe gebeten hat, fährt er fort: „Das war eigentlich die Ursache dieses Briefes; weil es mir aber vergönnt ist, bei dieser Gelegenheit so recht offen, Freund zu Freund, zu sprechen, so kann ich mir's nicht versagen, Dich, den ich nicht bloß als meinen guten Vater verehre, sondern den ich als meinen herzlichsten Vertrauten von Jugend an zu betrachten gewohnt bin, mit dem Glücke, mit der Seligkeit Deines Theodors bekannt zu machen. — Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll; Vater, ich liebe. — Sieh, es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir ins väterliche Auge blicken darf und sagen kann: ich liebe, liebe einen Engel! — Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht, wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird, wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl. — Ich darf es ohne Erröten gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben wir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male Dir dies ungestüme Gemüt in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude, und Du wirst begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schar heraus-

treten darf und sagen kann: hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat, den noch kein viehischer Rausch der Sinne entweihte. Ich seh es ein, Vater, ich hätte Dir nichts schreiben sollen; auch glaube ich, daß noch kein Sohn seinem Vater so geschrieben hat; ich hätte Dir nichts sagen sollen, als bis Du sie gesehen hättest; aber — mein volles warmes Herz, das die Sehnsucht nicht bekämpfen kann, seine Seligkeit in die Freundesbrust zu tauchen, riß mich allmächtig fort. — Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe! — ewig, unendlich. — Sie sieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall mich um deinet- und meinetwillen vorzüglich gefreut hat. Deswegen erwarte ich auch diesmal mit um so größerer Sehnsucht, weil ich kein Maß mir träumen kann für die Seligkeit der Minuten, wo Du mir es sagen sollst, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach, was ist das für ein nüchternes Wort! — Daß sie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! — Vater, ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir all das recht deutlich, recht klar zu schreiben; wenn ich Dich ans Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbrust, dann würdest Du mich balder, leichter verstehen! — Aber Du verstehst mich ja auch so! — Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Mut, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen; denn, was ich thue, was ich trage und dulde: ich thue es ja nur für den herrlichsten Lohn; ich kämpfe ja für sie! — Und wenn ich dann nach bald durchkämpften Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf, und Vater und Mutter sich neu verjüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute himmlische Tochter reicher, Vater, diese heiligen Stunden sind meine schönsten Träume. — Du freust Dich mit an meiner Seligkeit, ich weiß das; deswegen hab ich es nicht länger in der Brust verschließen können, was ich schon seit sechs Monaten gern in glühenden Worten ausgejauchzt hätte. — Komm nur bald und gewiß! —, Es schlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannte soll Euch das ersetzen, was Ihr am Sohnesherz vermißt, so warm, so glühend es auch für Euch hier schlägt. — Vater, mir stehen die Thränen in den Augen; ich gäb eine Welt drum, wenn ich Dich jetzt in diesem heiligen Augenblicke umarmen könnte. — Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Tonis Herzen erwartet, hab ich's nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken und der guten edeln Mutter? Ich werde zu weich. Leb wohl! Leb wohl! Vater, Du hast einen glücklichen Sohn, und bei Gott, er will es verdienen! Dein Theodor."

Die Antwort des Vaters auf diesen Brief ist nicht erhalten. Und fast hat es den Anschein, als ob er den Seinen in Dresden vor Antritt der Reise nach Wien von dem Herzensbündnisse Theodors, vielleicht mit Absicht, nichts mitgeteilt hatte. Wohl erneuerte der Sohn auch in den folgenden Briefen zweimal die Beteuerung seines Glückes; aber sie sind doch, abgesehen von der eben wieder nur

für den Vater bestimmten Einlage des an ihn zu seinem Geburtstage gerichteten Schreibens, so allgemeiner Natur, daß ein Uneingeweihter etwas Bestimmtes daraus nicht entnehmen konnte. So schreibt er am 30. Mai an die Seinen: „Wie der letzte Sommer und der jetzige mich so verschieden begrüßen! Damals war ich krank und schwach und ein roher, wilder Bursche obendrein, der sich in seichter Gesellschaft von Studenten herumschlug, und jetzt bin ich so stark und frisch und glücklich überdies und etwas abgeschliffen von Zeit und Menschen."

Acht Tage später heißt es dann: „Wenn ich Euch noch um mich hätte, so möchte ich gern der Zeit zurufen, sie möchte still stehen; denn man kann nicht glücklicher und fröhlicher leben, als ich jetzt. — Es hat jedermann seine Frühlingsblüten im Leben zu brechen, und mein Strauß ist bei Gott nicht der kleinste, und Eure Liebe das Immergrün unter den bunten Schwestern." Dazu kommt dann noch eine Stelle aus einem Briefe vom 24. Juni: „Ich schwanke jetzt sehr, ob ich das Stück (Zriny) an die Wien oder an die Burg gebe. Auf letzterem Theater bin ich bekannter und habe eigentlich die Rollen der Helene und des Juranitsch für die Adamberger und Korn geschrieben." Hier wird also der Name seiner Braut in ganz unverfänglicher, rein geschäftlicher Weise genannt. Bis zum September ist dies die einzige Stelle, wo es überhaupt geschieht. Nach alledem ist zu vermuten, daß der Vater dem Sohne geschrieben hatte, er möge vorläufig in seinen Briefen nach Dresden von seiner Verlobung noch nichts verlauten lassen. Um so mehr aber fließt dem Dichter sein volles Herz über in der schon vorher erwähnten, für den 2. Juli bestimmten Einlage, welche wieder die Adresse trägt „Meinem Vater" und wieder Ausführliches über sein ihm fast überirdisch erscheinendes Glück enthält. In dem der Einlage vorausgehenden Teile dieses Schreibens, den eben alle Familienmitglieder lesen konnten und sollten, stehen folgende auf den Geburtstag sich beziehenden Worte: „Liebster Vater! Wär ich bei Dir, so könnte ich Dich mit dem fertigen Zriny anbinden; so kann ich Dich aber nur aus meiner Ferne mit kindlichen, herzlichen Wünschen begrüßen und Dir es sagen, mein erstes großes Werk ist fertig. — Denkt meiner auf den Donnerstag und füllt auch für mich ein Glas, wenn Ihr anstoßt! — Nochmals meine innigsten, treuesten Wünsche zu Deinem Feste, guter, teurer Vater! Grüße die Lieben und trau auf Deinen glücklichen Theodor."

Einen ganz anderen Ton schlägt er in der Einlage an, in der er auch den in den früheren Mitteilungen noch nicht erwähnten, vollständigen Namen seiner Geliebten angiebt. „Guter, teurer Vater! Ich kann unmöglich Dein Fest vorübergehen lassen, ohne Dir recht aus vollem, glücklichem Herzen zu schreiben, und was mich ebenso glücklich macht, darf ich ja vor den anderen nicht nennen. Vater, ich habe mit aller Sorge und Liebe Dir wohl nie ein besseres Geschenk erdenken können, als diesmal mit der Ueberzeugung, die ich in mir trage, daß ich des

Lebens höchste Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine segnende Hand noch fehlt, um mich selig zu machen. — Wenn ich mich recht erinnere, so hab ich Dir eigentlich noch gar nicht gesagt, wer die Sonne ist, die die Wandelsterne meines Strebens in ein ewiges System gebannt hat. Antonie Adamberger heißt sie, reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. — Nein! Du hast den Begriff nicht von diesem heiligen Gemüt. — Ich sah sie zuerst bei der Generalprobe vom Domino, und ich fühlte es gleich so klar in mir, hier werfe mein Streben seine Anker, daß ich abends in der Vorstellung, wo eine gewisse Spannung und Furcht sehr natürlich für das erste Mal gewesen wäre, von diesen Gefühlen keine Ahnung hatte, nur an sie dachte, nur von dieser Empfindung durchdrungen war. Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte; aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. — Was hat sie für unendliche Gewalt über mich! Sie hat mich aus den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war, und mich geliebt! Gott, das verdiene ich nicht so! — Du kannst Dir denken, welche Verhältnisse eine Waise, die nur eine Tante hat, aber das ist freilich eine unendlich würdige, wenn auch fast zu strenge Frau, zu überwinden gezwungen ist, besonders in dieser üppigen, großen Stadt, wenn sie als Schauspielerin sich als Mädchen in der größten Achtung beim ganzen Publikum erhalten soll. Sie ist die einzige, die in den ersten Zirkeln willkommen ist; — wenn ich oft in unbekannten Kaffeehäusern den Prahlereien der jungen Herren zuhörte, wie sie über alle Schauspielerinnen herzogen, von jeder etwas Schlechtes zu erzählen wußten, wie freute es mich allemal, wenn all die losen Mäuler sich nur bei dem Namen Adamberger schlossen, und jeder gestand, ja, das sei freilich ein Mädchen, wie es wenige giebt. Sie hat schon mehrere brillante Partieen ausgeschlagen; einer von den Herren wandte sich sogar an mich, weil außer mir und meinem Alexander (Herrl) fast kein junger Mann Eintritt im Hause hat, und bat mich, seine Wünsche an Mann zu bringen, da wir beide, die Toni und ich, unsere Gefühle ziemlich verbargen. — Ach, wie sie sich so kindlich auf Dich freut! — Wenn ich sie recht froh sehen will, so muß ich ihr nur von Dir erzählen; sie sagt, ich erzählte dann so gut; das mag wohl sein; denn mir wird immer so voll, so warm dabei ums Herz. Den Donnerstag will ich ganz in der Stille mit ihr feiern, und wenn wir auch keinen Augenblick allein sind, so les ich's doch in ihren Blicken. Ihre Tante weiß noch nichts von unserer Liebe, wenigstens nicht, daß sie mich liebt. Die Toni will es ihr noch nicht sagen, weil jene es nicht begreifen würde, wie ein junges Mädchen, das manches sogenannte Glück verscherzt hat, ihre Zukunft

mit einem jungen Menschen verknüpfen könne, der ihr für den Augenblick noch nichts anbieten kann. — Wenn Du herkommst, so magst Du mit der Tante reden, damit die Tante ihr erlaubt, mir zu schreiben; denn sonst, ohne diese Hoffnung, bringt mich keine Gewalt von Wien hinweg. Ach! wie sie Dir gefallen wird! — 's ist aber auch ein ganz himmlisches Geschöpf. Wenn ich Dir es je vergelten kann, was Du unendlich Liebes und Gutes an mir gethan hast, so mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. — Vater! wie glücklich, wie selig wollen wir sein! — Leb wohl, leb wohl! Meine Toni grüßt Dich unendlich und küßt Dir die väterliche Hand. Leb wohl, mein teurer Vater! Dein glücklicher Theodor."

Mit Spannung und seliger Hoffnung zugleich sieht er dem Besuche der Eltern entgegen. Schon Anfang Mai hatte er die Versicherung erhalten, daß die Seinen im Sommer bestimmt nach Wien kommen würden. Am 24. Juni bittet er sie, sie möchten doch ihre Reise so einrichten, daß sie schon in den letzten Tagen des Juli in Wien wären, damit sie noch die berühmte Sängerin Milder, deren ganz außerordentliches Spiel er selbst Anfang Januar in Cherubinis „Medea" zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, hören könnten; auch sollten sie, wenn sie durch Prag gingen, nicht vergessen, auf den dortigen Komödienzettel zu sehen. „Koberweins vom hiesigen Theater," so gab er als Grund an, „für die ich meinen Vetter aus Bremen geschrieben habe, spielen jetzt Gastrollen da und werden das Stück zu ihrer Einnahme geben .... Die Humboldt trug mir an, ein Quartier in ihrem Hause zu nehmen, und Ihr solltet dann alle Tage bei ihnen essen. Ich bin der Sache aber ausgewichen, weil ich vermutete, es könne Euch genieren, obgleich sie eine vortreffliche Frau ist, die uns alle sehr lieb hat."

Wilhelm v. Humboldt selbst hatte Wien bereits am 8. Juni verlassen, um von Burgörner aus, dem in der Nähe von Eisleben gelegenen Gute seiner Frau, geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen. An ihn hatte sich Körner mit der Frage gewandt, was er von Theodor und der Fortsetzung seiner Studien in Wien halte. Humboldt sprach seine Ansicht offen aus in einem Briefe, auf den wir weiter unten zurückkommen. Inzwischen war die Einladung Goethes in dem schon (S. 321) erwähnten Briefe vom 14. Mai erfolgt: „Wenn Ihr lieber Sohn nach seinem Aufenthalte in dem großen Wien eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns sehr willkommen sein. Ich wünsche, daß ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm dann die beiden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden." Zehn Tage später hatte dann Theodor dem Vater von einem Anerbieten Humboldts geschrieben: „Humboldt spricht von einer Reise nach Berlin. Ich vermute, er nimmt den Abschied und geht nach

Italien, in welchem letzten Falle, den er einmal auf künftigen Sommer, 1813, festsetzte, er mir schon mehrere Male ernstlich vorgeschlagen hat, seine Familie zu begleiten, da er vermutlich erst später nachkäme." Auf beides geht der Vater in einem Briefe ein, den er am 29. Mai an den Sohn richtet: „Dir müßte es in vieler Rücksicht angenehm sein, mit des Freundes Familie nach Italien zu reisen, und wenn es erst im künftigen Jahre geschähe, so hätte ich nichts dagegen. Vorher wünschte ich nur, daß Du der Einladung Goethes folgtest und ihn noch recht benutztest, da er jetzt noch bei vollen Kräften ist und sich für Dich interessiert. Eine solche Gelegenheit darf, wie mir deucht, nicht versäumt werden. Auch zu der italienischen Reise könntest Du Dich bei ihm sehr vorbereiten. Deine Ausbildung nimmt nun einmal einen eigenen Gang, und ich bin bis jetzt dabei mit meinem Verfahren zufrieden, das von dem gewöhnlichen ganz abweicht. Es kommt nicht darauf an, in welcher Ordnung Du die vorhandenen Lücken ergänzest, wenn Du nur Fortschritte machst, Dich immer mehr entwickelst und mit dem Genuß, den Dir die Umstände darbieten, eine ernste Thätigkeit verbindest."

So sehr dem Vater an einer Weiterbildung und Vervollkommnung seines Sohnes gerade in Weimar lag, und obwohl Goethe noch in zwei weiteren, vom 5. Oktober und 16. November datierten Briefen auf diese Sache zu sprechen kam, so zerschlug sich das Vorhaben doch schließlich, namentlich infolge der bei Beginn des folgenden Jahres erfolgten Ernennung Theodors zum k. k. Hoftheaterdichter. Humboldts Urteil über Theodor in dem oben erwähnten Schreiben lautet: „Er hat entschiedenes Talent und, was trefflich ist, gar keine Eitelkeit auf die schon gemachten Fortschritte und gehabten Erfolge. Sein unbefangenes, immer heiteres Wesen führt ihn gefahrlos, und ohne daß er es selbst weiß, zwischen Eigendünkel und Mangel an Zuversicht zu sich selbst sehr glücklich hindurch. Ich glaube, er wird auch in größeren und tragischen Kompositionen Talent zeigen, und es scheint mir sehr möglich, daß er, wenn er mit Liebe und Eifer und Anspruchslosigkeit bei der Kunst bleibt, außerordentlich viel leiste. In diesem Fall ist er geborgen, und alsdann werden auch Sie nichts anderes für ihn verlangen. Sollte es aber auch der Fall nicht sein, sollte, wie ich sicherlich das Gegenteil glaube, sein entschiedenes Talent sich früh ausgesprochen und erschöpft haben, so lenkt er sehr leicht in irgend eine bürgerliche Existenz ein, zu der er schon vielerlei Kenntnisse besitzt und hernach bald die Fertigkeit erwirbt. Wien schadet ihm sicherlich nicht. Er ist und bleibt von den Dingen, da eine große Stadt Gefährliches hat, unangesteckt; nur in wenigen jungen Leuten seines Alters fand ich ein so reines, unverdorbenes Gemüt, und er verliert da wenigstens nach und nach — wenn auch, wie ich freilich offen gestehe, da es das einzige ist, was ich in ihm auszulöschen wünsche, langsam — die Vorliebe für ältere Studentenerinnerungen, die sogar seinen beiden ersten kleinen Stücken an-

kleben. Es ist mir sehr lieb, daß er gern in unserem Hause ist. Wir lieben ihn ungemein und sehen es immer sehr ungern, wenn er einmal einige Tage nichts von sich hören läßt."

Etwa fünf Monate später, nachdem Humboldt die im Laufe der Zeit neu entstandenen Stücke Theodors zum größten Teile gelesen und inzwischen auch Nachricht über Goethes Einladung und des Vaters Plan erhalten, modifiziert er sein Urteil. „Ihr Sohn," schreibt er, „ist fortwährend in neuen Kompositionen sehr fleißig gewesen. Er hat, wie er Ihnen geschrieben haben wird, zwei Stücke, Rosamunde und Hedwig, gemacht. Ich habe nur das erstere gelesen. Da mir einiges nicht recht konsequent Angelegtes im Plan schien, so habe ich es ihm gesagt, und er hat sehr willig, ja, ich möchte sagen, auf flüchtige Bemerkungen zu willig geändert. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß sein schnelles Arbeiten, solange das erste Feuer noch dauert, nicht aufgehalten werden muß; ich habe darum sogar sehr sorgfältig meine Bemerkungen über seine ersten Produktionen verschwiegen und bin noch jetzt überzeugt, daß es besser war. Jetzt kann man mit mehr Freiheit mit ihm über alle reden, weil er fester und mit Recht seines Erfolges gewisser ist. Die einzige Sache, die ich jetzt bei ihm fürchte, ist, daß er zu sehr das Dramatische im Auge hat und darüber das Poetische vernachlässigt. Dies wird Ihnen auf den ersten Anblick sonderbar vorkommen und ist doch ebensowahr. Es ist nämlich ganz verschieden, ob die Handlung eines Stückes mit großer Lebendigkeit dargestellt ist, und ob diese Handlung selbst, dargestellt wie es nun sei, einen tiefen Eindruck hervorbringen, große Empfindungen und Gedanken erregen kann. Wenn das erstere auch ohne das letztere gelingt, so kommt allemal Effekt hervor; denn da jede Tragödie doch immer mit heftigen Leidenschaften zu thun hat, so fehlt es weder an Furcht und Schrecken noch Mitleid. Aber wie die einzelne Rührung vorbei ist, bleibt nichts übrig und haftet nichts nach der Vorstellung, und kein Teil des inneren menschlichen Lebens, was doch eigentlich das Wichtigste und Letzte in allem poetischen Streben ist, ist auf eine neue und nur durch Poesie erreichbare Weise ins Idealische übergegangen. Das Publikum im ganzen und vorzüglich die Schauspieler begünstigen solche Stücke immer mehr, und da Ihr Sohn hier sich in Rücksicht seiner Kunst fast nur an Schauspieler halten kann, so ist auch er mehr auf diese Seite hingetrieben worden. Drum halte ich hierin für das sicherste Besserungsmittel, daß er, wie er ohnehin bald thut, Wien verläßt und zu Goethe kommt. Den Aufenthalt in Weimar halte ich darum so vorzüglich gut, weil er Ihren Sohn zu einem ernsten poetischen Streben bringen wird, ohne ihn weniger lebendig für das so unendlich notwendige theoretische Streben zu machen, und wie Ihr Sohn einmal ist, wird immer nur das Leben recht stark auf ihn wirken. Es ist z. B. unleugbar, daß es ihm gut und sogar nötig wäre, mehr eigentlich zu studieren,

vorzüglich alte und ausländische Poesie. Er ist wirklich nicht müßig, er treibt sogar viel Geschichte, allein immer zu sehr im Zweck seiner nun angenommenen Arbeitsweise, vorzüglich um Stoffe zu neuen Kompositionen zu suchen. Es ist aber natürlich, daß nur ein gleichsam uneigennütziges, frei durch das Interesse am Gegenstande geleitetes Studium den wahren inneren Gehalt geben kann, den niemand so wenig entbehren kann, als der Dichter, da sonst sein unmittelbares Gefühl ihn in die Gefahr bringt, für Gehalt zu nehmen, was es nicht ist. Ich habe Ihren Sohn wohl hie und da dazu angemahnt; allein so voll guten Willens er ist, wird er nie viel durch eigentlichen Vorsatz wirken; in Weimar wird von selbst durch den bloßen, unendlich gehaltreichen Umgang die Lust sich mehr entwickeln, und dann wird ihm sein hiesiger Aufenthalt immer sehr nützlich gewesen sein und ihm gerade dasjenige gegeben haben, was er an einem anderen Orte und auf einem anderen Wege nicht leicht je hätte erreichen können. — Ich habe Ihnen so ausführlich und offenherzig über Ihren Sohn geschrieben, liebster Freund, weil ich mich ausnehmend für ihn interessiere und weil ich weiß, daß Sie die Offenheit lieben. Ich bin in mir überzeugt, daß, soviel Verdienst auch seine Produktionen schon jetzt haben, er künftig noch etwas viel Ausgezeichneteres leisten wird, und ich freue mich dessen im voraus mit Ihnen."

Nachdem Theodor für die Seinen in Wien eine Wohnung besorgt hatte, wartete er mit Sehnsucht auf die genaue Bestimmung des Tages ihrer Ankunft. „Wir sehen nun," so schreibt er Mitte Juli, „einem heiteren Sommer entgegen, welches mich um so mehr freut, da ich nun glauben darf, Euch die hiesigen Umgebungen ohne Störungen von oben bekannt machen zu können. Herrl, der heute früh von einer Fußreise zurückkam, habe ich schon als Cicerone engagiert, um Euch die hiesigen Merkwürdigkeiten, die ich selbst noch nicht kenne, gehörig vorzureiten." Er schließt mit den Worten: „Das wird wohl der letzte Brief sein, den ich Euch jetzt nach Dresden schreiben kann. Meinen nächsten Brief will ich poste restante nach Prag adressieren."

Ehe wir unsere Erzählung weiterführen, haben wir noch einiges aus dem Leben Theodors und der Eltern in Dresden nachzuholen.

Noch bevor Theodor nach Döbling übergesiedelt war, hatte er das bekannteste und wohl am besten durchgearbeitete unter seinen Lustspielen, nämlich den „Vetter aus Bremen" (am 12. Mai), vollendet. Das für das Ehepaar Koberwein geschriebene Stück, das der Verfasser ursprünglich „Die drei Schulmeister" betitelt hatte, wurde zuerst in Graz und Prag und danach erst am 10. August in Wien am Hofburgtheater gegeben. Ueber den Beifall, den das „kleine, niedliche Spiel in Versen" damals fand, wird nichts berichtet; auch sonst wird sein im Briefwechsel nirgends Erwähnung gethan; wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, daß Goethe, als er das ihm unbekannte Stück 1814 zum ersten Male in Wies-

baden aufführen sah, sich besonders bei der mit gebührendem Pathos vorgetragenen Rede des Pachters Veit:

„Ich habe schon mein Wort gegeben;
Der Vetter aus Bremen trifft heute noch ein u. s. w."

auf das herzlichste lachte und schließlich die ganze Posse für allerliebst, neckisch und komisch erklärte. In Weimar wurde das Lustspiel zum ersten Male am 6. März 1816 gegeben, in Berlin bereits 1814.

Aus derselben Zeit stammen verschiedene, seiner Braut gewidmete Lieder Theodors. In einem „Dresden" betitelten Gedichte fordert er sie auf, ihm auf den Schwingen des Liedes in die Heimat zu folgen. Nicht gerade in den glänzendsten Farben hatte er ihr bisher das Volk der Sachsen geschildert. Zwischen den Zeilen, die sich darauf bezogen, war deutlich genug zu lesen, wie beschämt er über die antinationale Politik der sächsischen Regierung war. Jetzt, wo er der Geliebten das Glück, das ihrer in seiner Heimat harrt, schildern will, schlägt er einen anderen Ton an:

„Nein, Geliebte, so arg mein' ich's nicht mit dem heimischen Lande,
Und ich ehre mein Volk, wie es sich selber geehrt. —
Freilich die Zeiten sind schwer; es ächzt unter fremden Tyrannen,
Und das geduldige Land scheut die verwegene That.
Aber Männer giebt's doch, und Herzen giebt's noch in Sachsen,
Wo das deutsche Blut ehrlich und wacker sich regt."

Und dann preist er die Stätte, wo der „Don Carlos" entstand, und das heimische Haus, wo der Eltern segnende Hand sich auf das glückliche Paar legen werde, und schließlich denkt er an die Seligkeit, wenn er nach zwei Jahren mutiger Arbeit mit der Braut zum Altar treten werde.

In dem folgenden Gedichte „Beim Sonnenuntergang" ruft er sich die köstlichste Stunde seines Lebens zurück,

„Wo der Liebe Vertrauen göttlich die Kette zerbrach,
Die die eiskalte Welt um Herz und Begeistrung geworfen,
Wo ein liebendes Paar küssend die Seelen getauscht."

Der weitere Inhalt bezieht sich auf die von Toni geforderte Zurückhaltung, solange ihrem Bunde die Zustimmung der Eltern fehlt:

„Nie sei meine Sehnsucht Dir lästig,
Keine Klage soll je mir aus dem Herzen entfliehn!
Nur das eine vergönne, daß mir in sel'ger Erinn'rung
Still im Traum noch das Glück freundlich die Seele beschleicht,
Daß ich den Kuß auf der Wange, ach, Deinen Kuß mir noch träume,
Und mich Dein lieblicher Arm noch in Gedanken umschlingt!"

Dann wieder vergegenwärtigt er sich in einem Liede, das nur die Ueberschrift tragt „An Toni", wie ihm die Geliebte zum ersten Male erschienen, wie er ihr dann den ersten Brief geschrieben und seine Liebe gestanden:

„Seligkeit, nun drängen deine Keime
Ihre Blüten in die volle Brust,
Lebenswarm in heitre Sonnenräume
Jubeln die entzückten Frühlingsträume
Die Verklärung ihrer heil'gen Lust.

Denn ich sehe mich auf meinen Knieen
Liegend vor dem heiligen Altar,
Sehe Seelen ineinandersprühen,
Kuß auf Kuß und Wang' an Wange glühen,
Gottes Frieden und ein selig Paar.

Strahlenjubel leuchtet aus den Blicken,
Der sich klar durch Nacht und Nebel webt; —
Dich ans treue, warme Herz zu drücken,
Nenne mir, Geliebte, das Entzücken,
Das durch alle Nervenzweige bebt!"

Zwei weitere Gedichte, „Die Sonnenwende" und „In der Nacht", sind später nach Inhalt und Form von dem Dichter in seiner „Rosamunde" verwertet. Die beiden Monologe Rosamundens im ersten und zweiten Akte haben wenigstens in einzelnen Teilen hier ihre Quelle. In dem ersten Gedichte vergleicht er die Geliebte mit der Sonnenblume, die traurig und sehnsuchtsvoll wartend Nacht für Nacht dasteht, beim Grauen des Morgens aber den goldenen Blütenkamm hebt und der Sonne, dem Strahlenbräutigam, zuwendet u. s. w.

In dem zweiten Gedichte fühlt er sich nächtens von ihren Träumen, von ihren Locken, von ihrem Geiste umweht:

„Es war der Hauch der Liebe!
Hast mein gedacht.
O, daß sie ewig, ewig bliebe,
Die schöne Nacht!"

Was sich der Dichter bereits in dem Liede „An Toni" vergegenwärtigt und ausgemalt hat, führt er in dem Gedichte „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" weiter aus. Was die Gegenwart ihm noch vorenthält, soll ganz die Zukunft bringen. Es sind Träume, die ihn umgaukeln:

„Zuerst träum' ich mir, wie ich scheide,
Wie noch ein Kuß den Bund erneut,
Und lichter Ahndung Thränenfreude
Die schönre Rückkehr prophezeit.

Dann wirst die Trennung ihre Schmerzen
Verdoppelt aufs verschlungne Paar,
Ich reiß' mich los mit wundem Herzen,
Wo ich so überselig war."

Klingt die letzte Strophe nicht wie eine Vorahnung des Schicksals, das ihm im nächsten Jahre bevorstand?

Das nächste Gedicht „Elegie" handelt hauptsächlich von der süßen Qual geheimer Liebe. Bei einer Feierlichkeit, der er zusammen mit seiner Geliebten beiwohnt, wagt er wohl heimlich einen Kuß auf ihren Arm zu drücken, im übrigen aber muß er, was die Sehnsucht ihm gebietet, in sich verschließen:

„Reden mag wohl der Mensch, der kalt in die Tage hineinstarrt,
Aber nichtig verhallt doch in die Winde sein Wort;
Denn nur die Liebe versteht des Gespräches seligen Einklang,
Und der verstummende Mund ist der beredte zugleich.
Manchmal gelang es uns wohl, den tieferen Sinn, den verborg'nen,
Nur dem Geweihten bekannt, nur von der Liebe gelöst,
In den nüchternen Klang des leeren Gesprächs zu verweben,
Und es ergötzte der Geist sich an der heimlichen List.
Süßes Spiel, das die Liebe in süßeren Stunden ersonnen,
Wie so wonnig erquickst du das verschmachtende Herz!
Magisch ziehst du den Kreis um die Liebenden, jedes Geheimnis
Wird ein blühender Ring, der an die Kette sich reiht,
Wird ein verborgener Platz, wo ihre Seelen sich finden,
Wird ein stummes Gespräch, wird der Empfindungen Tausch."

Das im „Reisebüchlein" folgende Fragment „Auf dem Greifenstein" verdankt seine Entstehung einem Ausfluge, den der Dichter zusammen mit Humboldts, Karl v. Röder und einem sonst nicht näher bekannten Albrecht am 22. Mai nach diesem an der Donau gelegenen, dem Fürsten Lichtenstein gehörigen Bergschlosse unternahm. „Ohne Zweifel," so schreibt er am 24. Mai nach Hause, „ist es eine der schönsten Stellen, vielleicht die schönste in allen Umgebungen Wiens."

Nun schweigt für einige Wochen seine lyrische Muse. Unermüdlich schafft er an seinem Drama „Zriny" und fördert es, wenigstens in der ersten Zeit, rüstig in dem bei seiner Sommerwohnung gelegenen Kastanienwäldchen, das die nötige Kühlung um ihn herbreitet. Zu seiner Erholung ergreift er die hinter ihm am Baume hängende Guitarre oder schweift in den herrlichen Nächten mit ihr auf dem Rücken in den nahen Ortschaften umher. Am 3. Juni hat er den „Zriny" begonnen, und bereits am 25. ist er im großen und ganzen vollendet.

Die erste Erwähnung des Dramas findet sich in einem Briefe, den der Sohn am 5. März an die Seinen richtet: „Ihr Lieben! Der ungarische Leonidas, Graf Zriny, ist jetzt mein Augenmerk. Er ist ein Stoff, der alle möglichen Erfordernisse eines gewaltigen Trauerspiels hat, und dadurch, daß der

Heldentod einer entschlossenen Schar die Katastrophe bildet, bekommt jene große Ansicht eine Todesweihe, die mich in den Bürgern von Pforzheim so angezogen hat." Nachdem er den „Konradin" aufgegeben und sich danach ohne rechten Erfolg nach einem anderen, für ein Drama geeigneten Stoff mehrere Tage umgesehen, hatte ihn der ungarische Dichter Kisfaludy, der damals in Wien als Maler in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebte und mit ihm befreundet war, auf die Geschichte der heldenmütigen Verteidigung von Sigeth durch den Grafen Zriny aufmerksam gemacht. Der Vater beeilt sich seinem Grundsatze gemäß, daß ein dramatischer Dichter, der einen historischen Stoff auf die Bühne bringen wolle, nicht Kompendien und Handbücher lesen, sondern Quellen studieren müsse, ihm die für den Zriny zu benutzenden Bücher aufzuschreiben. Aus einem Briefe Theodors vom 2. Mai geht hervor, daß er unter den ihm angegebenen Quellen den Ortelius redivivus bevorzugt. „Er ist so ziemlich das Beste, was ich über den Gegenstand gefunden, und recht kräftig und männlich geschrieben." Neben dem Ortelius hat er aber noch andere Quellen benutzt. Er selbst bezeichnet als solche eine ungarische Chronik, in der erzählt werde, wie Eva bei dem letzten Ausfall, auf dem Pulverturm mit einer Fackel stehend, diesen mit dem ganzen Schloß und über dreitausend Türken, als sie ihren Gemahl fallen sieht, in die Luft gesprengt habe. Theodor hat das aber verwechselt: nicht einer ungarischen Chronik, sondern einem im Jahre 1790 gedichteten, dreiaktigen historischen Trauerspiel von Clemens Werthes „Niklas Zriny oder Die Belagerung von Sigeth" hat Theodor den hier in Frage stehenden Umstand entlehnt. Vorgebildet fand er hier auch die Liebe des Juranitsch zur Helene in dem analogen Verhältnis zwischen Georg, dem Sohne Zrinys, und einer gewissen Sophie Mailatt. Zwar tötet Georg schließlich seine Geliebte nicht selbst, sondern läßt sie mit in den Kampf ziehen; wohl aber stößt der schwer verwundete Hauptmann Sektschudi, als er die Niederlage der Christen erfährt, und der Fall Sigeths unvermeidlich erscheint, mit eigener Hand seinem Kinde, das damit einverstanden ist, den Dolch ins Herz, um es vor schmachvoller Barbarei zu bewahren. Andere Uebereinstimmungen der beiden Werke fallen weniger ins Gewicht: sie gehen, namentlich was den Inhalt betrifft, offenbar auf die Benutzung derselben Quellen, besonders auf die von Budina verfaßte Belagerung Sigeths, zurück. Das ist das zweite Hauptwerk, auf das Theodor bei seinen historischen Forschungen stieß. Wenn sich auch der Dichter an diese Quellen nicht so eng anschließt, wie an den Ortelius, so sind doch gerade hier wegen der lebendigen, fast poetischen Darstellung, namentlich aber wegen der ansprechenden Einzelangaben, die sich in Menge bei Budina finden, die Uebereinstimmungen besonders auffällig und zahlreich.

Eine dritte historische Quelle, die Theodor benutzte, ist die Schilderung der Belagerung Sigeths von Forgach de Ghymes. Abgesehen von einigen unbedeuten-

deren Zügen, die der Dichter diesem Werke entlehnte, ist der Bericht Forgachs deshalb beachtenswert, weil er einzig und allein eine Angabe über das Verhalten der Frauen während der Belagerung enthält; die todesmutige Helene hat hier ihr Prototyp in der vornehmen, schönen Gattin eines Soldaten, die auch im Tode nicht von ihm weicht, sondern tapfer kämpfend an seiner Seite fällt. Wichtig ist auch, daß hier nicht, wie in anderen Quellen, die Feuersbrunst schließlich den Pulverturm ergreift, sondern daß die Ungarn selbst freiwillig die Explosion herbeiführen.

Die vierte und letzte historische Quelle endlich, der sich Theodor hin und wieder fast wörtlich anschließt, ist die allerdings, größtenteils dem Budina entnommene, aber bei weitem kürzere Biographie des Zriny von J. v. Hormayr (im siebenten Bändchen des „Oesterreichischen Plutarch“ 1807).

Außerdem lag Theodor noch ein fünfaktiges Trauerspiel „Zrinys Tod“ von Johann Baptist Pyrker (in dessen „Historischen Schauspielen“ Wien 1810) vor. Hier fand der Dichter gerade wie bei Werthes dem Zriny eine im Charakter der Eva völlig gleiche Gattin zur Seite gestellt, die allerdings vor der letzten Katastrophe nebst ihrer Tochter zunächst in einem Kellergewölbe untergebracht wird und dann auf Geheiß ihres Mannes durch einen unterirdischen Gang sich rettet. Ferner läßt Pyrker ebenfalls den Pulverturm nicht durch die Türken, sondern durch einen ungarischen Soldaten auf Befehl des Führers in Brand stecken und ebenso führt er ein Liebesverhältnis zwischen Zrinys Tochter und einem gewissen Emerich Alapi in seinem Drama ein. Auch andere kleine Züge, die anzuführen zu weitläufig sein würde, hat Theodor diesem Werke entlehnt.

So fand der Dichter in den historischen Quellen und dramatischen Ausarbeitungen reichliche Anhaltepunkte für die dramatische Ausgestaltung des Stoffes. Die in der Geschichte überlieferten Daten sind von ihm auf das geschickteste benutzt und zu einer lebendig fortschreitenden Handlung verwebt, die besonders durch den Gegensatz zwischen Soliman und Zriny Licht und Schatten erhält.

Am 4. April schrieb Theodor nach Hause: „Auf den Montag wird die Bibliothek wieder geöffnet, und dann will ich die Studien zu Zriny vollenden.“ Die nächste, allerdings sehr kurze Nachricht findet sich in dem Briefe vom 18. April; hier heißt es: „Nun geht's mit frischem Mut an den Zriny.“ In einem weiteren Briefe vom 2. Mai folgt dann die bereits berücksichtigte Erwähnung des Ortelius, und am 9. Mai will er den Plan zum Zriny Goethen, der sich kurz vorher so anerkennend über die „Sühne“ und „Toni“ ausgesprochen hatte, nach Karlsbad schreiben. Dann schweigen die Briefe ziemlich drei Wochen lang über das Stück: der „Vetter aus Bremen“, der Umzug nach Döbling, namentlich aber die Liebe zur Toni nehmen sein Hauptinteresse, auch in dichterischer Beziehung, in Anspruch. Keineswegs aber vergißt er darüber den „Zriny“; fallen doch jedenfalls gerade in diese Zeit hauptsächlich seine ausgedehnten Quellenstudien und auch bereits die

ersten Entwürfe, die er, wie aus einem Briefe Emmas an ihn vom 27. Mai ersichtlich ist, alsbald auch nach Hause geschickt haben muß. Am 6. Juni endlich ist es mit ihm und dem Zriny zum Durchbruch gekommen. Bereits am 3. Juni hat er mit der Ausarbeitung begonnen, und jetzt — also drei Tage später — ist er schon im zweiten Aufzuge. „Wunderlicherweise,“ so fügt er hinzu, „sind mir die türkischen Scenen, vor welchen ich eine besondere Furcht gehabt habe, besser gelungen, als die christlichen. Der Monolog von Soliman, gleich die zweite Scene, soll mir hoffentlich keine Schande machen. — Wenn meine Produktivität nicht sehr bald nachläßt, was ich nicht hoffe, da ich mehrere Monde ziemlich brach gelegen, so hoffe ich, Euch bald vom Ende schreiben zu können, was nicht zu verwundern ist, da ich sehr viel vorgearbeitet habe, und die Jamben, Gott sei Lob und Dank, sich ziemlich in mich fügen gelernt haben.“ — Am 24. Juni früh hat er den vierten Aufzug fertig; mit dem fünften, den er schon viel im Kopfe bearbeitet hat, denkt er zwei Tage später fertig zu sein.

Vollendet wurde der Zriny nach dem „Reisebüchlein“ bereits einen Tag früher, als Theodor sich gedacht hatte, am 25. Juni. Aus der unmittelbar dahinter folgenden Notiz aber „geschlossen am 16. Juli 1812“, sowie aus den vom 27. Juni und 18. Juli datierten Briefen ist ersichtlich, daß der Dichter die folgenden drei Wochen noch zu Aenderungen, namentlich zum Feilen des Ganzen benutzte, sodaß man füglich erst Mitte Juli von einem eigentlichen Abschluß des Dramas reden kann. In dem Geburtstagsbriefe an den Vater bemerkt Theodor selbst, daß sein erstes großes Werk fertig sei. Zugleich meldet er, daß er das Stück bereits bei Humboldts vorgelesen. Das Lob, das er hier aus dem Munde der Hausfrau hörte, mußte ihm um so mehr schmeicheln, als diese im allgemeinen „sehr karg im Loben“ war. Ebensosehr freute ihn der Beifall, den das Stück am 3. Juli bei seiner Vorlesung vor einer großen Gesellschaft im Schlegelschen Hause fand, zumal da ihm namentlich auch „Friedrich“, ein strenger Kritiker, sehr zufrieden zu sein schien. Auch Caroline Pichler (Denkwürdigkeiten II. 206 f.) weiß von einer Zriny-Vorlesung, der sie im Hause der Frau v. Weißenthurn beiwohnte, zu berichten. „Meine Mutter war ebenfalls gegenwärtig. — Als er (Theodor) an die Scene kam, wo Juranitsch seine Helene ohne weiteres ersticht, schrie meine Mutter auf, und sie sowohl, als Frau v. Weißenthurn wollten ihn bereden, die Scene zu ändern, weil dieser kaltblütige Mord gar zu gräßlich, zu unnatürlich sei, sagte meine Mutter. »Unnatürlich?« erwiderte Körner mit seiner Naivetät. — »Es hat mir eben so in der Hand gelegen.« Wir mußten alle über diese Antwort lachen; er aber ließ die Scene stehen.“ Anfang Dezember las der Dichter den Zriny auch bei der Frau v. Pereira, sowie beim Grafen Fries vor; bei der ersteren hatte er das dankbarste und doch wahrhaft „gefühlvollste Publikum“ von allen; auch in dem Zirkel des letzteren bekam er „manches Schöne“ zu hören.

Daneben dachte er aber auch an die Inscenierung; er scheut sich nicht, „einen guten Weg über Land zu machen, um den berühmten Orientalisten Hammer aufzusuchen, der ihm einige Auskunft wegen der türkischen Kostüme und einiger anderer türkischer Geschichten geben soll.“ Mit Spannung sieht er dann, nachdem er sich für das Theater an der Wien entschieden hatte, dem Ausfall der Censur durch die Theaterdirektion entgegen; lange genug läßt man ihn warten; erst am 31. Oktober kann er nach Hause melden: „Endlich ist der Zriny aus der Censur, und ich habe mich über allzugroße Streichereien nicht zu beschweren. Die Rollen werden morgen verteilt, und in vier Wochen ist die Aufführung gewiß möglich.“ Auch die Rollenbesetzung erfolgte nicht ganz nach des Dichters Wunsche. Dem außerordentlich beliebten, schon ziemlich bejahrten und eigentlich nicht mehr aktiven Schauspieler Joseph Lange hatte er die wichtige Rolle des Soliman zugedacht; zu seinem Leidwesen aber schickte dieser sie ihm zurück, „wahrscheinlich einem heimlichen Vertrage mit dem Fürsten Lobkowitz gemäß, der ihm verbot, an der Wien zu spielen“. So übernahm denn Ochsenheimer die Rolle, „freilich“ — so fügt der Autor hinzu — „zu meinem Nachteil in der guten Meinung des Publikums, das leicht zufrieden ist, wo es nur den Namen Lange liest“.

Noch mehr Aerger bereitete ihm der Umstand, daß die Aufführung des Stückes von einem zum andern Male verschoben wurde, zumal da er deshalb den Plan aufgeben mußte, die Seinen zu Weihnachten in Dresden zu besuchen. Zunächst soll das Stück am 5. Dezember gegeben werden; dann aber kann wegen Erkrankung einiger Schauspieler eine angesetzte Leseprobe nicht stattfinden; darum wird die Aufführung um acht Tage verschoben. Ein neuer Hinderungsgrund macht auch diesen in Aussicht genommenen Termin hinfällig. Theodor schreibt darüber am 5. Dezember an die Seinen: „Pallfy hat dem Pensionsfonds abgeschlagen, ihm den Zriny als Einnahme zu überlassen, weil ihm das Stück zu viel Geld kostet, und er die erste Einnahme, an der ich obendrein meinen Anteil habe, nicht verschenken will. Da nun kontraktmäßig der Pensionsfonds in diesem Jahre noch eine Einnahme haben muß, und diese Einnahme muß ein neues Stück sein, so wird Hals über Kopf der Naphtali noch einstudiert. Der ist also heut über acht oder vierzehn Tage; dann kommen acht Tage Theaterferien, und weil alsdann in der ersten Woche des Jänners niemand viel ins Theater geht, wegen der Neujahrsgratulationen, so ist es eine hergebrachte Regel, erst am 9. oder 10. das erste neue Stück zu geben. Da ich Prozente der Einnahme habe, bin ich freilich dabei interessiert.“ Seine Befürchtung war indes nicht ganz gegründet, denn der Zriny wurde schon am 30. Dezember 1812 zum ersten Male aufgeführt. Mit den Proben ist er zufrieden; die Musik scheint ihm „nicht bedeutend, aber sehr rauschend, das Kostüm prachtvoll, die Dekoration schön, die Maschinerie gut erfunden und gewiß voller Wirkung“. Am Tage der Aufführung selbst schreibt

Der Vater war mit der Absicht Theodors, die Wirkung seines Zriny in Wien abzuwarten, einverstanden, riet ihm aber dringend, sich dann von der Kaiserstadt loszureißen und der freundlichen Einladung Goethes zu folgen. „Mir ist besonders darum zu thun, daß Du eine Gelegenheit nicht versäumst, den einzigen Mann zu benutzen, der in Deiner Kunst Dich weiter führen kann. Und soviel auch in Wien zu schätzen ist, so fürchte ich doch eine gewisse Einseitigkeit und ein Stillstehen, wenn Du aus der dortigen Welt gar nicht heraustreten solltest. Ich verlange gar keine lange Abwesenheit. Mit ein paar Monaten, in Weimar verlebt, bin ich zufrieden. Unterdessen kommst Du den Wienern aus dem Gesicht, trittst dann mit neuen Werken wieder auf und erscheinst in einer andern Gestalt.“

Nach der ersten Aufführung des Zriny gratuliert Dr. Körner dem Sohne zu seinem Erfolge, weist ihn aber gleichzeitig auf die zu erwartenden Angriffe hin. „Vor allen Dingen meinen Glückwunsch zu dem Erfolg des Zriny. An einer guten Aufnahme habe ich nie gezweifelt; aber sie hat meine Erwartung noch übertroffen. Es muß ein schöner Moment sein, wenn man den lauten Dank eines so warmen und empfänglichen Publikums einnimmt. Auf eine Opposition mußt Du Dich nun freilich gefaßt machen. Sie droht Dir nicht bloß von Deinen unglücklichen Kollegen und ihren Freunden, sondern von der zahlreichen Klasse derer, die auf Kennerschaft Anspruch macht und jedes neue Kunstwerk für einen Feind ansieht, den man seine Ueberlegenheit fühlen lassen muß. Indessen kannst Du auch manches Urteil hören, das Aufmerksamkeit verdient. Du wirst es mit Unbefangenheit hören, da Dir das Werk fast fremd geworden ist, und Deine neueren Produkte Dir natürlicherweise lieber sind. Aber sei auch gegen Dein Kind nicht zu hart! Auf einige Kritiken würde sich wohl antworten lassen. Wie das Stück vier Stunden dauern konnte, begreife ich nicht. Ich brauche zum Vorlesen wenig über zwei Stunden, ohne zu übereilen. Es muß ungebührlich langsam gesprochen worden sein, was ich bei einigen Schauspielerinnen in Wien bemerkt habe. Von Zrinys Aufopferung ist zwar oft die Rede, und nach dem Gange des Stückes ist dies fast nicht zu vermeiden, auch kann vielleicht hierin etwas abgekürzt werden; aber von den weiblichen Scenen möchte ich nicht gern etwas einbüßen. Sie können nur gedehnt scheinen, wenn sie schlecht gegeben werden, und man vielleicht nicht einmal die Worte hört. Helenes Tod macht mir auch allemal eine peinliche Empfindung, und ich wünschte, daß es einen anderen Ausweg geben möchte; aber ich weiß keinen vorzuschlagen.“

Zum zweiten Male fand eine Zrinyvorlesung im Körnerschen Hause am 12. Januar statt. Einige Tage vorher hatte nämlich der österreichische Gesandte, Fürst Esterhazy, dort vorgesprochen; der Vater merkte sofort, daß er eigentlich auf den „Zriny“ neugierig war, und da es ihn interessierte, zu erfahren, wie das Stück auf den hochgestellten Politiker wirken würde, bot er sich an, es ihm vor-

zulesen. „Die Wärme, mit der er es aufnahm,“ so berichtete der Vater nach Wien, „hat mir recht wohl gefallen, da sie ganz natürlich war und nichts Ueberspanntes hatte. Mit der Geschichte der Begebenheit war er recht wohl bekannt, und er erklärte mir unter anderem, was Tabernikus — Du schreibst Tavernikus. Ist das wohl richtig? (Am Rande:) Du hast recht; ich finde das Wort so auch im Büsching: es kommt von Tavar, ungarisch: der Schatz — für eine Stelle ist. Blümner von Frohburg war eben angekommen und hörte die Vorlesung mit. Es schien auch auf ihn gewirkt zu haben.“

Zu derselben Zeit ließ auch Madame Sekonda, die damals das Dresdner Theater dirigierte, den Vater „wegen des Zriny beschicken“. Da er aber ohne Einwilligung des Sohnes das Manuskript nicht herausgeben wollte, erschien Ende Januar im Auftrage des Grafen Vitzthum, der die Oberdirektion des Königlichen Theaters hatte, Herr Sekonda, um für die Ueberlassung des „Zriny“ an die Prinzessin Auguste, die durch Esterhazy viel darüber gehört hatte, zu bitten, und nunmehr wurde das Stück sofort an Vitzthum abgeschickt. Mit Spannung sah der Vater der Nachricht über die Beurteilung entgegen, die das Stück bei Hofe gefunden, zumal da von dieser die Aufführung auf der Dresdner Hofbühne abhing. Aber vierzehn Tage vergingen, bevor die Handschrift wieder in seinen Besitz kam. Zur Aufführung kam das Drama aber hier erst 1814, nach des Dichters Tode. In demselben Jahre, am 7. April, fand auch die erste Aufführung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin anläßlich der Totenfeier Theodors statt. Der Vorstellung vorausging ein von Madame Bethmann gesprochener Prolog und ein von Herklots gedichtetes, von Bernhard Anselm Weber komponiertes „Siegeslied der Deutschen nach der Schlacht bei Leipzig“. Im Oktober ließ Iffland das Stück zum zweiten Male aufführen, als Theodors Angehörige auf der Reise nach dem Grabe ihres Lieblings längere Zeit in Berlin bleiben mußten.

Die letzte auf den „Zriny“ bezügliche Bemerkung Theodors findet sich in einem Briefe, den er kurz vor seiner Abreise aus Wien an den Vater schrieb. Er bittet ihn darin, verschiedene Rechnungen, die er in Wien nicht bezahlt habe, um sich für den Augenblick nicht zu sehr zu entblößen, entweder von der ihm als Monatsgeld ausgesetzten Summe oder aber von dem Buchhändler-Honorar für den „Zriny“ auszugleichen, den er an Cotta geschickt zu wissen wünsche: der Oberbibliothekar Beigel oder auch Böttiger werde ihm gewiß die falsch geschriebenen türkischen Namen korrigieren, während er andere kleine Feilen wohl selbst übernehme.

Um zu einer dem Drama angemessenen Beurteilung zu gelangen, ist es vor allem notwendig, die Zeit zu berücksichtigen, in der es gedichtet wurde. Im wesentlichen vollendet wurde es in den Tagen, die zwischen den beiden Briefen an den Vater liegen, in denen sich Theodor über sein Liebesglück und seine

gerufen. Theodor selbst war jedenfalls mit dem Erfolge, den er errungen, wohl zufrieden, zumal da die in Wien anwesenden Ungarn ihren patriotischen Gefühlen den lebhaftesten Ausdruck gaben; eine Aenderung der Scene aber, die den Beifall der Zuschauer nicht gefunden, nahm er nicht vor, während er, wie bereits erwähnt, den anderen von Frau Pichler gerügten Fehler beseitigte.

Mit der günstigen Aufnahme, welche der Zriny in den ästhetischen Damenzirkeln Wiens und auf der Bühne fand, ging nicht ganz Hand in Hand die zeitgenössische Kritik. Abfällig z. B. lauteten die Recensionen, die der „Sammler“ und der „Beobachter“, zwei Wiener Zeitschriften, brachten; doch konnten solche schwache und von Mangel an poetischem Sinn zeugende Beurteilungen nach des Vaters Ansicht dem Sohne bei dem Publikum wenig schaden.

Mehr Beachtung verdient der Brief, den Dorothea Schlegel aus Anlaß der Ernennung Theodors zum Hoftheaterdichter an ihren Schwager August Wilhelm Schlegel schrieb: „Der junge Körner aus Dresden ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wohl so viel heißen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschste Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortuna, die er wohl seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgang mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber geradezu ein Verderb, ohne daß die Bühne etwas dabei gewinnen wird. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschießen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Konversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt, als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem Zriny, wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Akte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller. Sie meinen, ihn damit zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen anderen Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen.“

Richtig in diesem Urteil ist der auch von vielen anderen Seiten gegen den Zriny erhobene Vorwurf, daß der Dichter sich darin allzusehr an Schiller angeschlossen habe; dabei ist aber doch zu berücksichtigen, daß ja schon im Elternhause gerade Schiller der Lieblingsdichter gewesen, an dem er von Jugend an sich gebildet hatte, und daß es für ihn überhaupt kein höheres Ziel geben konnte,

mächtigem Nachdruck der des eigenen Lebens nicht achtende Patriotismus und das bis zum Tode ausharrende Gottvertraueu des ungarischen Leonidas betont und gepriesen wird. Und wie ist es doch ganz der Dichter selbst, der Bräutigam, der glückliche Mensch, dem zum vollen Glück nur noch der Tod fürs Vaterland fehlt, wenn Juranitsch dem Zriny auf die dringende Mahnung, daß er sich für seine Braut erhalten müsse, antwortet:

„Zuerst muß ich die größre Schuld bezahlen,
Mit der ich meinem Volk verfallen bin.
Mein Herz, mein Lieben, mein Gefühl und Denken,
Das, süße Braut, ist Dein und soll es bleiben;
Doch, was man Leben nennt, die Spanne Zeit,
Die ich auf dieser Erdenwelt veratme,
Das ist des Vaterlandes Eigentum.
Mein Lieben ist ja ewig, drüben kann ich
Dein sein, Dein ungestört, Dein ganz allein;
Doch dies Gefühl für mein verwandtes Volk,
Es endigt sich mit meinem letzten Kampfe.
Was ich ihm also danke, das muß ich
Noch hier in diesem Leben ihm bezahlen
Und will es auch! — Dort find' ich meine Braut
Und darf ihr freudig dann entgegentreten;
Denn keine Schuld ließ ich hier ungetilgt.“

Besonders charakteristisch aber ist der Schluß der Rede, der ganz der Denkweise des Dichters entspricht, als er seine Braut verließ, um in den Kampf zu ziehen:

„Daß ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel;
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze.
Doch daß ich's that mit diesem Recht an Glück,
An Seligkeit und höchste Erdenwonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert;
Mein Vaterland sei stolz auf dieses Opfer!“

Ein glücklicher Treffer war es, der dem Dichter gerade die Gestalt des Soliman zuführte. Bei der Charakterzeichnung des Sultans schwebte ihm ohne Zweifel das Bild Napoleons vor. Der unbeugsame Despot, der ländergierige Eroberer, dem nichts heilig ist, als sein eigener Wille, der, trotzend auf sein bisheriges Glück sich zum Herrn der Welt zu machen trachtet, auch wenn der Weg über Trümmer und Leichen führt:

„Was? ich soll warten? was? unmöglich wär's?
Was ist unmöglich, wenn der Großherr will? —

Mir aber gilt der Augenblick, und sollt' ich
…t Millionen Leben ihn erkaufen!
…ts ist zu kostbar für die flücht'ge Zeit.

„süßliebe Braut“ ausspricht. Das Hochgefühl, das ihn damals beseelte, hat sein Spiegelbild in der poetisch verklärten Liebe des Juranitsch zu Helenen. Glauben wir nicht, den Dichter in eigener Person zu hören, wenn Juranitsch spricht:

„Wir sind vereint, wir haben uns gefunden;
Da draußen mag es stürmen, wie es will,
Uns trennt es nicht; des Schicksals eh'rner Wille
Bricht sich, wie Wellen sich an Felsen brechen,
Am festen Glauben eines treuen Paars.
Was ewig ist wie unsre reine Liebe,
Das geht nicht unter mit dem Sturm der Zeit. —

Nicht ohne Dich, Geliebte, möcht' ich sterben,
Doch so mit Dir, in Deinen Armen! Sieh,
Was kann uns diese Erde dann noch bieten?
Hat sie noch eine Seligkeit für uns?
Ich möchte untergehen wie ein Held,
Im frischen Glanze meiner kühnsten Liebe,
Und was die wilde Sehnsucht hier versprach,
Dort drüben von der Lust des Himmels fordern.
Was bleibt denn Höh'res noch auf dieser Welt,
Das ich im sel'gen Wunsche nicht gekostet?
Giebt's mehr als einen Silberblick im Leben?
Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag:
Dort ist es ewig wie die Liebe Gottes!“

Mit der heißen Liebe des Jünglings paart sich sein begeisterter Patriotismus, den der Dichter zum erhabensten Ausdruck bringt, und auch in dieser Beziehung steht das Stück im innigsten Zusammenhang mit der Zeit seiner Entstehung. Der „Zriny“ ist ein in durchaus patriotischem Sinne entworfenes Drama; in erster Linie galt es Oesterreich und dem Hause Habsburg, dann aber im Hinblick auf die traurige Gegenwart dem gesamten deutschen Volke. Der Dichter will den Zeitgenossen in der Heldengestalt des Niclas Zriny und in seiner todesmutigen Schar vor die Seele führen, was Vaterlandsliebe und festes Gottvertrauen gegen unbezwinglich scheinende, menschliche Uebermacht vermögen. Nicht bloß für ihr Vaterland, sondern auch für ihren „ewigen, wahren Glauben“ gehen diese Helden freudig in den Tod. Was Theodor schon in einzelnen Gedichten, den ersten in „Leyer und Schwert“, ausgesprochen: hier zaubert er es in lebendigen Farben und Bildern aus dem Schoße der Geschichte der Mitwelt vor die Augen, ahnungsvoll die Vergangenheit durch das Medium der Gegenwart mit der Zukunft verknüpfend. Die Grundstimmung der kurze Zeit darauf sich erhebenden Freiheitskämpfer, die mit Gott für König und Vaterland in den Krieg zogen: hier war sie mit prophetischem Seherblick geschildert und verherrlicht. Von diesem Standpunkte aus ist es denn doch mehr als hohles Pathos, wenn immer wieder mit

mächtigem Nachdruck der des eigenen Lebens nicht achtende Patriotismus und das bis zum Tode ausharrende Gottvertrauen des ungarischen Leonidas betont und gepriesen wird. Und wie ist es doch ganz der Dichter selbst, der Bräutigam, der glückliche Mensch, dem zum vollen Glück nur noch der Tod fürs Vaterland fehlt, wenn Juranitsch dem Zriny auf die dringende Mahnung, daß er sich für seine Braut erhalten müsse, antwortet:

„Zuerst muß ich die größre Schuld bezahlen,
Mit der ich meinem Volk verfallen bin.
Mein Herz, mein Lieben, mein Gefühl und Denken,
Das, süße Braut, ist Dein und soll es bleiben;
Doch, was man Leben nennt, die Spanne Zeit,
Die ich auf dieser Erdenwelt veratme,
Das ist des Vaterlandes Eigentum.
Mein Lieben ist ja ewig, drüben kann ich
Dein sein, Dein ungestört, Dein ganz allein;
Doch dies Gefühl für mein verwandtes Volk,
Es endigt sich mit meinem letzten Kampfe.
Was ich ihm also danke, das muß ich
Noch hier in diesem Leben ihm bezahlen
Und will es auch! — Dort find' ich meine Braut
Und darf ihr freudig dann entgegentreten;
Denn keine Schuld ließ ich hier ungetilgt.“

Besonders charakteristisch aber ist der Schluß der Rede, der ganz der Denkweise des Dichters entspricht, als er seine Braut verließ, um in den Kampf zu ziehen:

„Daß ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel;
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze.
Doch daß ich's that mit diesem Recht an Glück,
An Seligkeit und höchste Erdenwonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert;
Mein Vaterland sei stolz auf dieses Opfer!“

Ein glücklicher Treffer war es, der dem Dichter gerade die Gestalt des Soliman zuführte. Bei der Charakterzeichnung des Sultans schwebte ihm ohne Zweifel das Bild Napoleons vor. Der unbeugsame Despot, der ländergierige Eroberer, dem nichts heilig ist, als sein eigener Wille, der, trotzend auf sein bisheriges Glück sich zum Herrn der Welt zu machen trachtet, auch wenn der Weg über Trümmer und Leichen führt:

„Was? ich soll warten? was? unmöglich wär's?
Was ist unmöglich, wenn der Großherr will? —

Mir aber gilt der Augenblick, und sollt' ich
Mit Millionen Leben ihn erkaufen!
Nichts ist zu kostbar für die flücht'ge Zeit.

Ich habe nie mit Menschen karg gethan;
Soll ich's in meinen letzten Tagen lernen? —

Ich hab' gekämpft, genossen und bezwungen;
Den Augenblick hab' ich mit Blut erkauft
Und seine ganze Wollust ausgekostet.
Mein Thatenruf hat rings die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrotzt
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen: sein Gekrächz verstummt;
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt."

Ein so treues Bild des Korsen, der damals halb Europa gegen Rußland aufgeboten hatte, auf die Bühne zu bringen, war ein um so kühneres Wagnis, als der Argwohn des Gewaltherrschers schon manches Opfer gefordert hatte.

Dem finsteren Despoten gegenüber steht die Lichtgestalt des Zriny, dem das Heil des Vaterlandes über alles geht, eine Verkörperung des edelsten Pflichtgefühls. Als er die Nachricht erhält, daß er Sigeth bis aufs Blut verteidigen solle, ohne auf Entsatz rechnen zu dürfen, ruft er aus:

„Du kennst mich, Maximilian.
Ich danke für Dein kaiserlich Vertrauen.
Du kennst den Zriny, Du betrügst Dich nicht.
Nicht schönern Lohn verlangt' ich meiner Treue
Als für mein Volk und meinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn! —
In diesem Kampf bewährt sich meine Treue,
Mein ganzes Haus für Dich und für Dein Volk,
Mein höchstes Gut für unsern ew'gen Glauben:
Nichts ist zu kostbar für das Vaterland."

Nichts vermögen über ihn die glänzenden Versprechungen des Großwesirs Sokolowitsch, nichts die Hinweise auf das gräßliche Schicksal, das seiner und der Seinen harre, nichts der Kummer über das unabwendbare Verderben der Neustadt.

Der edlen Absicht, auf die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen in patriotischem Sinne einzuwirken, muß man die unleugbaren Schwächen der Dichtung zu gute halten. Das Stück leidet an epischer Breite und mehr noch an lyrischen Gefühlsergüssen, in denen Schiller noch überschillert wird. Den Figuren des Dichters fehlen auch die festen Konturen, die scharfen individuellen Züge, ohne die

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ich habe nie mit Menschen karg gethan;
Soll ich's in meinen letzten Tagen lernen? —

Ich hab' gekämpft, genossen und bezwungen;
Den Augenblick hab' ich mit Blut erkauft
Und seine ganze Wollust ausgekostet.
Mein Thatenruf hat rings die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrotzt
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen: sein Gekrächz verstummt;
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt."

Ein so treues Bild des Korsen, der damals halb Europa gegen Rußland aufgeboten hatte, auf die Bühne zu bringen, war ein um so kühneres Wagnis, als der Argwohn des Gewaltherrschers schon manches Opfer gefordert hatte.

Dem finsteren Despoten gegenüber steht die Lichtgestalt des Zriny, dem das Heil des Vaterlandes über alles geht, eine Verkörperung des edelsten Pflichtgefühls. Als er die Nachricht erhält, daß er Sigeth bis aufs Blut verteidigen solle, ohne auf Entsatz rechnen zu dürfen, ruft er aus:

„Du kennst mich, Maximilian.
Ich danke für Dein kaiserlich Vertrauen.
Du kennst den Zriny, Du betrügst Dich nicht.
Nicht schönern Lohn verlangt' ich meiner Treue
Als für mein Volk und meinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn! —
In diesem Kampf bewährt sich meine Treue,
Mein ganzes Haus für Dich und für Dein Volk,
Mein höchstes Gut für unsern ew'gen Glauben:
Nichts ist zu kostbar für das Vaterland."

Nichts vermögen über ihn die glänzenden Versprechungen des Großwesirs Sokolowitsch, nichts die Hinweise auf das gräßliche Schicksal, das seiner und der Seinen harre, nichts der Kummer über das unabwendbare Verderben der Neustadt.

Der edlen Absicht, auf die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen in patriotischem Sinne einzuwirken, muß man die unleugbaren Schwächen der Dichtung zu gute halten. Das Stück leidet an epischer Breite und mehr noch an lyrischen Gefühlsergüssen, in denen Schiller noch überschillert wird. Den Figuren des Dichters fehlen auch die festen Konturen, die scharfen individuellen Züge, ohne die

Monolog des Zriny im fünften
wie er zum V. Aufzug(?) Aufstelle gemacht

So steh ich denn im letzten Gericht der
Die nächste Stunde bringt mir Nacht
So steh ich denn am Ziel meines
Blick auch die Blüthen, die das Gl
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht
und doch [illegible] Nacht bricht wegen
Und muß ich sie mit meinem
Ein Gott vergilt mit hohem Lo

Die Blumen der [illegible] wird
Und das Gewächs verfielen, d
doch Helden werden zu den Kronen
Sie dankten denn nicht [illegible]
Der muthig für sein Vaterland g
Der baut sich selbst ein ewig M
In treuen Herzen seiner Lan
Und dies Gebäude stürzt kein

Ich schlafe [illegible] den Dunkeln
Der mit dem Sternglanz [illegible]
Von allen Seiten lodert eine L

Ich habe nie mit Menschen karg gethan;
Soll ich's in meinen letzten Tagen lernen? —

Ich hab' gekämpft, genossen und bezwungen;
Den Augenblick hab' ich mit Blut erkauft
Und seine ganze Wollust ausgekostet.
Mein Thatenruf hat rings die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrotzt
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen: sein Gekrächz verstummt;
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt."

Ein so treues Bild des Korsen, der damals halb Europa gegen Rußland aufgeboten hatte, auf die Bühne zu bringen, war ein um so kühneres Wagnis, als der Argwohn des Gewaltherrschers schon manches Opfer gefordert hatte.

Dem finsteren Despoten gegenüber steht die Lichtgestalt des Zriny, dem das Heil des Vaterlandes über alles geht, eine Verkörperung des edelsten Pflichtgefühls. Als er die Nachricht erhält, daß er Sigeth bis aufs Blut verteidigen solle, ohne auf Entsatz rechnen zu dürfen, ruft er aus:

„Du kennst mich, Maximilian.
Ich danke für Dein kaiserlich Vertrauen.
Du kennst den Zriny, Du betrügst Dich nicht.
Nicht schönern Lohn verlangt' ich meiner Treue
Als für mein Volk und meinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn! —
In diesem Kampf bewährt sich meine Treue,
Mein ganzes Haus für Dich und für Dein Volk,
Mein höchstes Gut für unsern ew'gen Glauben:
Nichts ist zu kostbar für das Vaterland."

Nichts vermögen über ihn die glänzenden Versprechungen des Großwesirs Sokolowitsch, nichts die Hinweise auf das gräßliche Schicksal, das seiner und der Seinen harre, nichts der Kummer über das unabwendbare Verderben der Neustadt.

Der edlen Absicht, auf die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen in patriotischem Sinne einzuwirken, muß man die unleugbaren Schwächen der Dichtung zu gute halten. Das Stück leidet an epischer Breite und mehr noch an lyrischen Gefühlsergüssen, in denen Schiller noch überschillert wird. Den Figuren des Dichters fehlen auch die festen Konturen, die scharfen individuellen Züge, ohne die

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

3(

a
a

ʃ
g
f

ein Drama haltlos und verschwommen wird. Das erklärt sich aus der Jugend des Dichters, dessen überreicher Schaffensdrang noch nicht zur Abklärung gelangt ist. Immerhin wird dadurch der Zriny nicht um seinen dauernden Wert gebracht, oder gar die Bedeutung abgeschwächt, die dieses „hohe Lied von Freiheits- und Vaterlandsliebe, von Liebe und Treue bis in den Tod" für die Zeit seiner Entstehung hatte.

Wir können unsere Betrachtung über den Zriny nicht besser schließen als mit den Worten, in denen sich C. A. Tiedge in seiner Biographie des Dichters über „Leyer und Schwert" ausspricht, und die auch auf das Trauerspiel passen: „Glühende Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Freiheit, brennender Haß gegen Unterdrückung und Tyrannei, heftiger Unwille und tiefe Verachtung gegen feige und sklavische Hingebung, dann aber auch die zartesten Gefühle für seine Lieben, ein triumphierender Glaube an Gott und eine helle Zuversicht für die Sache des Rechts sind die Elemente, aus denen diese Poesieen hervorgingen."

So angestrengt auch Theodor im Juni an dem „Zriny" gearbeitet hatte: die ihn umgebende Welt hatte er darüber nicht vergessen, am allerwenigsten natürlich seine Toni. Auch der Humor ist ihm über dem „Zriny" nicht ausgegangen, wie aus dem Geburtstagsgedichte, das er zum 13. Juni seiner Braut widmete, hervorgeht. Er bringt darin ihren Namen in Verbindung mit dem heiligen Antonius von Padua: dieser habe einst die Apostel und Heiligen, daneben aber auch die Götter Griechenlands zum Schmause nach seiner Klause geladen; zuerst sei man seelenfroh gewesen, dann aber sei ein schließlich in Thätlichkeiten ausartender Streit ausgebrochen, bei dem leider auch eine von den Grazien verletzt worden sei; da nun zum Unglück Aeskulap wegen Schulden auf fünfzig Jahre verbannt gewesen, und andererseits die beiden Schwestern Aglaias auf die Dreizahl so verpicht gewesen, daß sie erklärt hätten, zu zweien würden und könnten sie an dem nunmehr beginnen sollenden Tanze keine Freude finden, habe Zeus schnell mit Hülfe aller himmlischen Mächte eine neue Grazie zur Stellvertretung erstehen lassen. Diese neue Grazie, welche der Wirt am Schlusse der Allegorie nach sich selbst benannt wissen will, ist natürlich Antonie.

Am 22. Juni war Humboldts Geburtstag. Obwohl das Geburtstagskind selbst in der Fremde weilte, dichtete Theodor doch für diesen Tag ein „Gelegenheitsstückchen", das dann von zweien der Humboldtschen Kinder aufgeführt wurde. Die „kleine Komödie" ist eine poetische Verherrlichung Humboldts. Deutschland und Italien, durch die Nymphen der Donau und der Tiber repräsentiert, winden dem großen Forscher und Gelehrten aus Eichenlaub und Lorbeer einen Kranz und überreichen ihn am Schluß der Gattin.

Drei Tage später hat Theodor das Glück, seine Braut die Rolle der Desdemona spielen zu sehen. Namentlich der letzte Akt, wo er sie „auf dem Lager

hingegossen" erblickt, entzückt ihn und entlockt ihm ein Sonett zum Preise der Geliebten, das ebenso überschwenglich klingt, wie die es begleitenden Worte: „Ach, wie glühend, wie unendlich lieb ich Dich, süße, himmlische Toni! Anbeten möcht ich Dich; das Wort, das ich zu Dir spreche, klingt mir verwegen; ich sollte knieen vor Dir und sollte beten! Reizende, heilige Braut!"

Das letzte Gedicht des „Reisebüchleins" trägt das Datum des 15. Juli. In dem Originalmanuskripte hat das Lied die Ueberschrift „Auf der Bastei, als ich Dich am Fenster gesehen". Den Namen „Bastei" führte im Volksmunde wegen seiner turmgleichen Höhe das an der Ecke der Kärnthnerstraße belegene Haus, in welchem Antonie damals noch wohnte. Der Dichter, der die Geliebte noch immer nicht in ihrem Hause besuchen durfte, schildert die Gefühle, die ihn bewegten, als er nach ihrem Fenster aufschaute. Aus ihren Zügen wollte er neues Leben, neue Lust saugen. In seinem Innern tobt es gleich der Brandung des Meeres. Aber wie der Schiffer durch Ausgießen von Oel die erregten Wogen beruhigt, so wird's friedlich in seiner Seele, als ihr Blick ihn trifft:

„Leicht veracht' ich dann die Klippen,
Leicht das Ende meiner Zeit,
Einen Kuß von Deinen Lippen —
Und der Tod wird Seligkeit."

Inhaltlich steht diesem Herzenserguß ein anderes, „Mut" betiteltes Gedicht nahe, das zwar nicht an Antonie gerichtet und erst etwas später, nach dem Abschlusse des Reisebüchleins entstand, aber doch wegen der Anklänge an die der Braut gewidmeten Verse in die „Lieder- und Liebesgrüße" aufgenommen ist. Der Schluß lautet:

„Und drum hinaus ins rasche Leben,
Drum durch die Brandung ohne Beben,
Drum ohne Furcht hinaus, hinaus!
Zwei Herzen, die sich treu verschlungen,
Ziehn, nicht von Tod und Zeit bezwungen,
Mit Gottes Sieg ins Vaterhaus."

Inzwischen trug sich der Dichter bereits wieder mit dem Gedanken an eine neue Tragödie. Am 27. Juni schreibt er an den Vater: „Ich will unterdes die Studien zu einer Rosamunde von England machen. Solltest Du etwas Bedeutendes darüber erfahren können, so wär mir's ein großer Gefallen." Der Sommer ging indes darüber hin, und erst im September machte er sich ernstlich an die Arbeit, die er auch bald danach vollendete.

Nebenbei beschäftigte ihn eine Zeitlang auch der Gedanke an einen Operntext, mit dem er sich um einen von dem Direktor der k. k. Oper, dem Fürsten Lobkowitz, ausgesetzten Preis zu bewerben dachte. Auch hier sollte eine Rosa-

munde, und zwar die Frau des Longobardenkönigs Alboin, der auf ihr Geheiß ermordet wurde, das Leitmotiv sein. Der Dichter ließ den Gedanken aber wieder fallen, wie es scheint, aus Mißtrauen gegen den Fürsten, der keine Preisrichter ernannt hatte.

Am 2. Juli feierte er des Vaters Geburtstag „sehr still, aber recht herzlich und fröhlich“ im Hause Friedrich Schlegels, wo er des öfteren mit dessen, damals zum Besuche in der Kaiserstadt weilendem Bruder Wilhelm zusammentraf. Ende Juli wohnte er einer Vorstellung seiner „Sühne“ beim Fürsten Odescalchi bei, wo auch Antonie mitwirkte, und sah in den nächsten Tagen mit Spannung dem für Anfang August angekündigten Besuche der Seinigen entgegen.

Die Körnersche Familie hatte die letzten Monate in Dresden nicht in ungetrübter Freude verlebt. In ihrem patriotischen Empfinden wurden Körner, sein Familien- und Freundeskreis schwer getroffen, als im Mai Napoleon vor seinem Aufbruch gegen Rußland eine Versammlung der deutschen Fürsten in Dresden abhielt und ihm dabei wie einem Gotte gehuldigt wurde. Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an glänzenden Schaustellungen und rauschenden Festen zu Ehren der gekrönten Häupter, unter denen sich auch der König von Preußen und das österreichische Kaiserpaar eingefunden hatten. Um so schmerzlicher nur mußte jeder echte Vaterlandsfreund die Schmach und Schande empfinden, in die das deutsche Volk versunken war. Es könnte wundernehmen, daß in dem damaligen Briefwechsel Theodors mit den Seinen von der Politik und von ihrem Anteil an dem Weltschicksal keine Rede ist. Wahrscheinlich gebot ihnen die Vorsicht, sich Zwang anzuthun. Nur über das äußere Erscheinen einzelner hoher Herrschaften erfahren wir etwas aus einem Briefe Emmas vom 27. Mai: „Kaiser Franz und die liebenswürdige Kaiserin habe ich bei Gustel Vitzthum den Tag ihrer Ankunft aus den Fenstern gesehen und später beim Spazierenfahren. Der Kaiserin Gesicht hat einen unendlichen Liebreiz; jedermann ist von ihr bezaubert. — Gestern früh bin ich dem König von Preußen entgegengegangen. — Seine Physiognomie hat etwas sehr Einnehmendes und Offenes. Gestern abend ist auch der Kronprinz noch gekommen, dessen schöner, würdevoller Anstand alle Welt bezaubert.“ In demselben Briefe wird auch die französische Kaiserin als Tochter des Kaisers Franz geschildert: „sie ist weniger schön als ihre Mutter, aber ihre Figur hat etwas sehr Imponierendes, und die Formen ihres Gesichtes haben etwas sehr Frisches; dabei hat sie sehr schöne blaue Augen“.

Im Gefolge der Gemahlin Napoleons traf auch Paer, der früher im Körnerschen Hause verkehrt hatte, in Dresden ein. Der Vater freute sich, ihn wiederzusehen, war aber von seiner neuesten Oper Agnese, die auch in Dresden, freilich etwas abgeändert, aufgeführt wurde, nicht sonderlich erbaut. Der ganze, an empörenden Scenen reiche Stoff war ihm zuwider, zumal da Paer mit seinem Talent

für leidenschaftliche Darstellung zu sehr kokettierte. Einen höheren musikalischen Genuß bereitete ihm der damals bei der österreichischen Staatskanzlei angestellte Baron Nicolaus v. Krufft (1779—1818) aus Wien. Mit Theodor bekannt, versäumte Krufft nicht, bei dessen Eltern vorzusprechen, und, da er ein hervorragendes musikalisches Talent und ein ungemeines Gedächtnis für eigene und fremde Kompositionen besaß, war er ein gern gesehener Gast. Außer manch anderem spielte er bei Körners auch die ihnen noch unbekannte Ouverture zur Medea. Emma empfahl dem Bruder, sich nach der Rückkehr des Barons eine Reihe von Liedern, die dieser besonders meisterhaft vorgetragen hatte, von ihm vorspielen zu lassen.

Die mißlichen politischen Verhältnisse hatten Körner allgemach auch seine amtliche Stellung im Geheimen Konsilium verleidet. Sein Wunsch war, wieder in die juristische Laufbahn einzutreten. „Mein Uebergang ans Appellationsgericht," hatte er schon am 30. Januar geschrieben, „scheint sich zu nähern. Die Minister haben auf Heydenreichs Entlassung angetragen, und es ist jetzt ein Fonds da, um ihn zu pensionieren. Ich habe deshalb schon die nötigen Schritte gethan. Aber meine Nachmänner sind sehr verdrießlich darüber und hatten ein Plänchen, mir einen Schlagbaum vorzuziehen, was ich aber zu vereiteln hoffe. Ich freue mich sehr darauf, aus meinen jetzigen Verhältnissen hinauszukommen, und sehne mich ordentlich danach, wieder Urtel zu machen." Auch dem Vetter B. Weber teilt er einige Tage später mit, daß er alsbald wieder ernstlich an die Jurisprudenz gehen wolle. Die Sache zog sich dann aber wider Erwarten lange hin. Erst am 19. September, also nach seiner Rückkehr aus Wien, konnte ihm der Sohn zum Eintritt in das Appellationskollegium gratulieren. Eine andere Freude wurde ihm im Juli zu teil durch das endliche Erscheinen der ersten Lieferung von Schillers Werken, das sich durch Cottas Schuld ungebührlich lange verzögert hatte.

Anfang August trafen die Eltern Theodors in Begleitung Emmas und der Tante in Wien ein. Sie fanden dort in vollem Maße bestätigt, was Theodor ihnen über das Wiener Leben und seine eigenen Verhältnisse mitgeteilt hatte. Zunächst gewann Antonie, die mit einem gewissen Bangen der ersten Begegnung mit den Eltern entgegensehen mochte, durch die ungezwungene Liebenswürdigkeit ihres Wesens aller Herzen im Fluge. Unter den zärtlichsten Küssen überreichte ihr die Mutter eine Perlenschnur und segnete die Wahl ihres Sohnes gleich dem Vater, dem das holde Wesen wie ein Schutzengel seines Sohnes erschien.

Unter den befreundeten Familien hatte die Humboldtsche für Körners die meiste Anziehungskraft. In dem interessanten Zirkel der alten, bewährten Freunde fühlte man sich am wohlsten; alte Erinnerungen wurden aufgefrischt; Theodors Dramen und Entwürfe gaben Stoff genug zu anregenden Erörterungen über dessen Studiengang und Zukunft. In allen wichtigen Punkten stimmte der Vater

mit Humboldt überein; namentlich hielten beide einen Aufenthalt Theodors in Weimar für wünschenswert.

Schriftlich bezeugt ist außer den Besuchen im Humboldtschen Hause und einer ganz kurzen, oberflächlichen Bekanntschaft oder Begegnung mit Frau v. Pereira nur noch der Verkehr bei Frau Pichler. Sie selbst berichtet darüber in ihren „Denkwürdigkeiten“ (II, 208): „Körners Eltern, Fräulein Stock, die Schwester seiner Mutter, und Emma, seine Schwester, kamen diesen Sommer von 1812 nach Wien. Er führte sie sogleich zu uns, und nun sahen wir diese würdige Familie sehr oft. Mancher Abend an den Tagen, wo wir ohnedies Besuch erwarteten, der oft sehr zahlreich ausfiel, ging aufs angenehmste hin, wenn die jungen Leute entweder tanzten, oder Körners verehrter Vater am Klavier den Gesang seiner beiden vortrefflich unterrichteten Kinder und meiner Tochter begleitete. Das waren sehr schöne Stunden!“ Und in wehmütiger Erinnerung fügt sie (1844) hinzu: „Wo sind die Menschen hin, welche sie mir so genußreich verfließen machten? Wie viele leben noch?“

Aus dem späteren freundschaftlichen Briefwechsel des Vaters mit Herrl ist ersichtlich, daß er auch dessen Bekanntschaft gemacht und den jugendlichen Freund seines Sohnes sehr bald lieb gewonnen und schätzen gelernt hat. Daß daneben auch Schlegels besucht wurden, ist selbstverständlich; aus den Grüßen, die in den demnächst folgenden Briefen Theodor an die Seinen übermittelt, geht weiter hervor, daß sie auch Fürst Lobkowitz, Wagner und Baumann kennen gelernt hatten. Endlich sei noch der Gräfin Vay (geb. v. Wartensleben) gedacht, die Körners bald darauf auf einer Reise nach Holland in Dresden besuchte. Der Vater nennt sie eine sehr angenehme, empfängliche und gutmütige Frau, mit der man namentlich über Kunst sprechen könne.

Die Sehenswürdigkeiten Wiens, seine Kunstsammlungen, die landschaftlichen Reize der nahen und ferneren Umgebung der Stadt boten den Eltern reichen Genuß und immer neue Abwechslung. Unter den Kunstsammlungen, die besichtigt wurden, erwähnt Emma in einem Briefe an B. Weber das Belvedere, die Liechtensteinsche Galerie und die Privatsammlungen des Grafen Lamberg und der Herren v. Hope und v. Rainer. Die Hofoper war leider geschlossen. Dafür aber war der Familie das Schicksal in den anderen Theatern sehr günstig: an der Wien und in der Burg hatten sie Gelegenheit, allerliebste Opern und vortreffliche Schauspiele — Die Zauberflöte, Cendrillon, Johann von Paris, Mahomet, Die Braut von Messina und Die Jungfrau von Orleans — zu sehen. „Koberwein,“ so schreibt Emma mit Bezug auf die beiden zuletzt genannten Stücke, „ist unvergleichlich als Cäsar, und der Chor wird so gut gesprochen, daß er die erschütterndste Wirkung hervorbringt. Die Adamberger hat mir auch sehr gut gefallen, viel besser, als die Krüger, deren Ton mir zu weinerlich schien.“

Anfang September trat man die Rückreise an. Alles hatte der Familie in Wien gefallen, mit Ausnahme des österreichischen Papiergeldes. Ueber die Staatsfinanzen und ihren papiernen Notbehelf hätte Körner gern Notizen gesammelt, um sie wissenschaftlich zu verwerten, den Grund des Uebels aufzudecken und nach Mitteln zur Abhülfe zu forschen. Aber als Fremdem verstattete man ihm nicht den gewünschten Einblick, und so gab er es denn, nachdem auch andere Versuche in dieser Beziehung gescheitert waren, schließlich auf, sich mit seinen staatswissenschaftlichen Liebhabereien in Wien zu beschäftigen.

Der Abschied von den Eltern, die ohne Aufenthalt auf dem kürzesten Wege nach Dresden zurückreisten, war dem Sohne diesmal besonders schwer geworden. Es war, als ob er ahnte, daß es der Tage nur noch wenige seien, die er in ungetrübtem Glücke mit den Seinigen verleben würde. Er machte sich nach ihrem Scheiden fast Vorwürfe, daß er es ihnen gegenüber bisweilen an Herzlichkeit habe fehlen lassen. Aber wenn sie diese wirklich manchmal vermißt hätten, so habe seine Außenseite sie getäuscht; zu warm, um ernst zu sein, und zu stolz, um weich zu scheinen, gehe es ihm oft so, daß er verkannt werde, und wenn er oft so bitter und launisch sei, so sei die Verstimmung eigentlich nur ein Gegenmittel gegen seine überströmenden Gefühle. Jedenfalls, so versichert er, habe er noch nie bei einer Trennung von ihnen solch eine Leere um sich gefühlt, eine Empfindung, die ihn sogar für die ersten Tage am Arbeiten gehindert habe; nur die Augenblicke, wo er bei der Toni sei, seien ihm wie helle Sterne in dem nüchternen Nebel aufgegangen. Gewiß: was der Sohn früher den Eltern und den Seinen gewesen, war er ihnen jetzt nicht mehr; sein Interessenkreis hatte sich gewaltig erweitert, und vor allem war seine Liebe geteilt. Dazu war seine ganze Lebensanschauung in Wien allmählich eine ernstere geworden. „Ich höre," so schrieb er z. B. am 5. September an Parthey, „meine sonstigen Gesellen, die Berliner Studenten, sollen erstaunlich ausarten. Dem Himmel sei Dank: ich bin über die Tollheit weg."

Nach der Abreise der Eltern befaßte sich Theodor mit neuen dichterischen Plänen. In der Fortsetzung des Reisebüchleins, einem Quartheste, sind nicht weniger als sieben Stücke aufgeführt, und zwar mit beigesetzten Daten, die sich teils auf den Tag der Aufführung, teils auf die Entstehungszeit beziehen: Der Vetter aus Bremen, zum ersten Male auf dem Burgtheater aufgeführt am 10. August; Die Vedette, ein Singspiel in einem Akt; Das Fest an der Linde, ein Gelegenheitsstück; Hedwig, ein Drama in drei Aufzügen, vom 10.—28. September; Der Wachtmeister, ein Lustspiel, vom 19.—22. Oktober, Rosamunde, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, vom 26. Oktober bis 8. November, und endlich Zriny, zum ersten Male aufgeführt im Theater an der Wien am 30. Dezember 1812.

Zunächst wird das Singspiel „Die Vedette“ oder, wie es ursprünglich hieß, „Der vierjährige Posten“ fertig, eine ziemlich mäßige Dramatisierung einer kleinen Erzählung. Auf gleicher Stufe steht das aus irgend einem festlichen Anlaß hervorgegangene „Fest an der Linde“, das übrigens Fragment geblieben ist. Bei dem Drama „Hedwig“ ist, wie in der „Toni“ und in der „Sühne“, der Stoff offenbar einer schauerlichen Erzählung entnommen. Neben der eigentlichen Heldin steht im Mittelpunkte der Handlung ein moralisches Ungeheuer, das vor keinem Mittel, selbst vor dem Morde nicht zurückschreckt, um das Ziel seiner wilden Leidenschaft zu erreichen. Die am Schluß ins Maßlose sich steigernden grausigen Scenen wirken so fürchterlich, daß man heutzutage kaum versteht, wie das damalige Publikum an einem solchen Stücke Gefallen finden konnte. An Bühnengerechtigkeit läßt das Stück nichts zu wünschen übrig; die Handlung schreitet lebendig und frisch vorwärts; der Dialog ist meist dramatisch bewegt, die einzelnen Scenen schließen effektvoll; aber die Charaktere sind, so viele feine Züge auch im einzelnen hervortreten, so wenig von überzeugender Wahrheit, wie die psychologische Entwickelung der Handlung.

Am 11. Januar 1813 fand die erste Aufführung des Stückes statt. Theodor berichtet zwei Tage später darüber: „Ihr Lieben! Ich eile, Euch über die Aufführung und Aufnahme der „Hedwig“ die gebührende Nachricht zu erstatten. Der Vater wird Euch das Süjet erzählen; es ist wirklich über alle Maßen gräßlich. Das Publikum nahm die beiden ersten Akte mit großer Spannung, üblichem Beifall und gebührender Empfänglichkeit auf; der dritte Akt war den Leuten aber zu gräßlich, und sie äußerten laut ihr Mißbehagen bei der fürchterlichen Situation, wo Hedwig den Rudolph erschlägt, da Rudolph zu viel Interesse teils durch mich, teils durch das herrliche Spiel Koberweins erweckt hat. Der Vorhang fiel; das Mißbehagen regte sich wieder; doch als die Leute von der Empörung gleichsam zu Atem gekommen waren, brach es rauschend aus; man rief so lange Koberweins und meinen Namen, bis Roose als Regisseur herausging, um dem Publikum anzuzeigen, es sei keinem engagierten Mitgliede der Bühne erlaubt, persönlich zu erscheinen, was durch ein neues Edikt der Oberpolizeidirektion veranlaßt worden war. Gestern wurde das Stück wiederholt und gefiel ungleich mehr in den beiden ersten Akten; besonders wurde mitten im Dialog sehr viel applaudiert, was dem Dichter immer gilt, und im dritten brachte Rudolphs Ermordung gerade die entgegengesetzte Wirkung als das erste Mal hervor und wurde heftig beklatscht. Ich selbst hatte vor der Vorstellung naiv gestanden: ich hoffe zur Ehre der Moralität und des guten Geschmacks des Publikums, es werde klanglos zum Orkus hinabgehen. Uebrigens hat noch keins meiner Stücke so viel Aufsehen gemacht, als dies.“

Der Vater war natürlich über den neuen Erfolg seines Sohnes hoch erfreut. „Das Ganze finde ich,“ schreibt er, „poetisch gedacht, und wenn Dir der Dialog

gelungen ist, muß die Wirkung bedeutend gewesen sein. Mag immerhin das Publikum, das die weinerlichen Dramen liebt, über die schauderhaften Scenen unwillig geworden sein. Bei der zweiten Aufführung scheint es sich damit ausgesöhnt zu haben, und vielleicht wird ihm auf solche Art endlich der nasse und platte Jammer verleidet. — Hedwig muß eine sehr angreifende Rolle für Toni gewesen sein und doch nicht dankbar bei einem Publikum, das von dem Stoffe noch überwältigt wird. Je mehr man sich für Koberwein interessiert hat, desto mehr hat man es der Hedwig übel genommen, daß sie ihn totschlägt." Weiterhin geschieht des Dramas im Briefwechsel nur noch einmal Erwähnung. Am 5. Mai 1814 schreibt Emma an Frau v. Pereira: „Mein Vater schreibt Ihnen selbst und wird gewiß auch mit Ihnen von Hedwig sprechen, die uns allen neu war und uns sehr angezogen hat trotz des Grauenvollen der Situation. Wie ich noch hoffte, daß alle schönen Blüten seines Geistes schon hier die völlige Reife erhalten würden, erfreute ich mich immer so sehr seines zarten Sinnes, der ihn auch in den grellsten Situationen bei jungfräulichen Rollen nie die Grenze der Weiblichkeit überschreiten ließ, und die Hedwig giebt einen neuen Beweis für Theodors Zartgefühl in diesem Punkte." Auch des Beifalls des Publikums erfreute sich das Stück in der Folgezeit, wurde es doch in Wien bis zum 6. November 1834 in Summa einunddreißigmal gegeben; in Berlin stand es 1815 zum ersten Male auf dem Theaterzettel des Schauspielhauses; bis zum Jahre 1828, wo es dort zum letzten Male daselbst gegeben wurde, erlebte es noch weitere fünfundzwanzig Aufführungen.

Nach der „Hedwig" machte sich Theodor zunächst an ein Lustspiel und vollendete es in drei Tagen. Am 23. Oktober schrieb er darüber an den Vater: „Mit meiner Posse in zwei Aufzügen, Der Wachtmeister betitelt und für den Hasenhut geschrieben, bin ich fertig und habe so eine Masse schlechter Wiener Witze hineinzubringen gewußt, daß ich mir eine glückliche und sehr komische Wirkung davon versprechen darf. — Die Posse habe ich in Prosa geschrieben, und es ist mir wider eigene Hoffnung recht passabel gegangen."

Das bisher ungedruckte Stück ist vielleicht die beste Posse, die der Dichter überhaupt verfaßt hat. Die Exposition ist außerordentlich geschickt, der Inhalt spannend, die Sprache launig und witzig, die Tendenz läuft auf eine Verherrlichung des Soldatenstandes hinaus. Franz, ein junger Grenadier, der sich bereits im Kriege ausgezeichnet hat, und Kati, die Tochter eines Pächters, lieben sich. Der Vater hat aber Katis Hand schon dem ihm noch unbekannten Sohne eines Geschäftsfreundes versprochen. Die Mutter steht auf der Seite ihrer Tochter. Trotz der Vorsichtsmaßregeln des Pächters gelingt es den Liebenden, sich im Hause des Vaters ein Stelldichein zu geben, und hier eröffnet ihnen die Mutter, daß der in Aussicht genommene Bräutigam bereits selbigen Tages eintreffen werde, und

zwar in Begleitung des Wachtmeisters, der, ein Bruder des Pächters, nach dreißig Jahren die Seinen wieder besuchen will und dabei über Buchstädt, dem Wohnsitze des Bräutigams, kommt. Es wird beschlossen, Franz soll dem Wachtmeister entgegengehen und als Soldat diesen auf seine Seite zu bringen suchen. Zugleich kommt der Pächter auf die Idee, den Schulmeister des Dorfes, der mit seinen lateinischen Brocken eine höchst komische Rolle spielt, dem Wachtmeister entgegenzuschicken, damit ihn nicht etwa vor seiner Ankunft die Weiber sprechen. Dabei legt er dem Schulmeister besonders ans Herz, auf die Liebhaberei seines Bruders einzugehen und das Gespräch auf Krieg und Kriegsthaten zu bringen. Die komische Verwickelung wird nun dadurch herbeigeführt, daß der designierte Bräutigam Censel (Innocenz), der sich als Tölpel einführt, bei seinem Zusammentreffen mit dem Wachtmeister dessen neue Uniform anzieht und von dem nach diesem Kostümwechsel erscheinenden Schulmeister für den Bruder des Pächters gehalten wird. Censel muß nun wider Willen den Kriegshelden spielen und findet sich dabei mit dem Gedanken ab, daß sich in der ihm aufgenötigten Rolle am besten seine zukünftige Braut beobachten und beurteilen lassen werde. Selbstverständlich findet zwischen Franz und dem Wachtmeister eine Verständigung statt, die darauf hinausläuft, daß dieser sich in die Kleider Censels steckt und die Bräutigamsrolle spielt mit der Absicht, einen möglichst schlechten Eindruck auf Katis Vater zu machen. Daß die List gelingt und sich die Verwickelung schließlich in Wohlgefallen auflöst, braucht nicht gesagt zu werden.

Von den dramatischen Plänen, die den Dichter in der nächsten Zeit beschäftigten, wurde nur „Rosamunde“ ausgeführt und bis zum 8. November vollendet. Als Hauptquelle für den Stoff des Trauerspiels ist die 47 vierzeilige Strophen umfassende englische Ballade „Fair Rosamond“ zu betrachten. Die wesentlichsten der in seinem Drama verwerteten Motive fand Theodor zum großen Teil bereits in dieser Dichtung vor. Weiteren Anhalt boten ihm seine Studien über die historisch beglaubigte Rosamunde Clifford, eine der Geliebten Heinrichs II. von England (1154—1189) und Mutter seiner beiden natürlichen Söhne Gottfried und Wilhelm Langschwert, an welcher der König, der nur aus politischen Gründen Eleonore von Poitiers geheiratet hatte, mit schwärmerischer Verehrung hing. Drittens benutzte der Dichter die geschichtliche Kunde von der Empörung der Söhne Heinrichs gegen ihren Vater und endlich die nach dem Tode des Königs entstandenen sagenhaften Berichte der fahrenden Sänger, nach denen Heinrich unerkannt als einfacher Ritter mit Rosamunde sich trauen ließ, diese aber von der Königin Eleonore vergiftet wurde.

Aus diesen Elementen gelang es dem Dichter, eine Tragödie zu schaffen, die dem „Zriny“ mindestens gleichsteht. Der Erfindungsgabe und dichterischen Gestaltung war hier ein freierer Spielraum gelassen. Die ziemlich verwickelte

Exposition ist vortrefflich durchgeführt, der Aufbau der Handlung außerordentlich geschickt, sodaß der Hörer in der lebendigsten Spannung erhalten wird. Die Charakterzeichnung ist scharf, natürlich-menschlich, niemals ins Uebertriebene gesteigert, die Sprache klangvoll und gemäßigt, das Ganze reich an edlen Gedanken und idealen Anschauungen. „Aus einem minder ergiebigen Stoff," so bemerkt K. Streckfuß richtig, „hat hier der jugendliche Dramatiker, der zur Meisterschaft berufene Künstler, ein bedeutendes und vollendetes Werk der Einbildungskraft, in dessen ganzer Anlage besonnene, dem genialen Schwunge maßgebend zur Seite schwebende Kunst herrscht, zu erschaffen vermocht. Es enthält ein großes Gemälde von gegeneinander streitenden Leidenschaften, worin jede einzelne Zeichnung mit genialen und doch korrekten Zügen hingeworfen erscheint."

Auch in der „Rosamunde" finden sich manche Züge aus des Dichters eigenem Seelenleben. Gleich seiner „Toni" hat „Rosamunde" ein reines, edles, an Würde und jeder weiblichen Tugend reiches Gemüt. Nicht bloß durch die königliche Hoheit ihrer Erscheinung, sondern auch durch ihrer Stimme Zaubermacht weiß sie das menschliche Herz zu erheben und zu rühren. So wird Richard, einer von den Söhnen Heinrichs, durch die Macht ihres Gesanges zuerst in ihren Bann gezogen:

„Da klang ein Zauberton in unsre Seelen
Von dort herüber, der das tiefste Mark
Mit einklangsvoller Seligkeit durchbebte.
Die Pulse stockten mir; ich wagte nicht,
Des Atems leisen Wellenzug zu trinken;
Es wurde jeder Nerve zum Gehör,
Und wie zum Kusse öffnen sich die Lippen,
Wollüstig von der liedbewegten Luft
Den Hauch der Silberstimme einzuatmen.
Da schweigt das Lied — hier tönt es ewig fort."

Der Heldin des Stückes ist zur Seite gestellt der König Heinrich, der durch seinen Heldenmut und seine unermüdliche Sorge für sein Reich ebensogroß dasteht, wie durch sein allen edlen Regungen zugängliches Herz. Rosamundens Gegenbild ist die arglistige und herrschsüchtige Königin. Unter den Söhnen Heinrichs spielt Richard die Hauptrolle. Sein unbeugsamer Stolz und sein maßloser Ehrgeiz treiben ihn ab von der Bahn des Rechtes; aber das Gute, das in ihm ist, gewinnt schließlich die Oberhand, und reuevoll kehrt der verlorene Sohn in die Arme seine Vaters zurück.

Mit besonderer Liebe gezeichnet ist die Figur des alten Ritters Nesle, des treuen Beschützers der Rosamunde, der für seine Herrin in den Tod geht, und das schöne Verhältnis zu seinem Sohne Georg, den er zu seinem Nachfolger in dem bedenklichen Wächteramte ausersehen hat:

„Ich hab' Dich noch als einen schwachen Sprossen
In eine kampfbewegte Zeit gepflanzt;
Du wardst durch Vatersorge nicht verwöhnt,
Kein Wetter ging sturmlos an Dir vorüber,
Ein freier Morgen zog Dich mutig auf;
In Manneskraft als Stamm find' ich Dich wieder.
Du hast Dich selbst fürs Leben ausgeprägt:
Sei stolz, mein Sohn! Du warst Dein eigner Meister."

Die erste Nachricht, daß die Tragödie fertig sei, gab Theodor den Seinen am 14. November, indem er hinzufügt: „Einige geben ihre Vorliebe dem Zriny, andere der Rosamunde; für mich selbst ist sie noch zu neu, um parteilos darüber zu urteilen." Acht Tage später schreibt er: „Meine Rosamunde wird mir immer lieber. Pichlers, Korns, Weißenthurns, Kurländer, kurz alle, außer Humboldts, ziehen die Rosamunde dem Zriny weit vor. Ich glaube jetzt auch mit Sicherheit, die Rosamunde für mein Bestes ausgeben zu können. Humboldts schienen aber wenig damit zufrieden zu sein; vielleicht, daß der kranke Hermann, der schwer am Nervenfieber daniederliegt, sie zu sehr verstimmte."

In ihren „Denkwürdigkeiten (II, 206)" erwähnt Caroline Pichler einer in ihrem Hause veranstalteten Lesung des Stückes: „Lebhaft erinnere ich mich der Lesung der Rosamunde. Er (Theodor) hatte zu Mittag bei uns gegessen und las uns nach Tische das Trauerspiel vor, das voll höchst effektreicher Scenen war und den nicht ganz züchtigen Gegenstand mit einer Zartheit und Rücksicht für seine Geliebte, welcher die Titelrolle bestimmt war, behandelte, wie sie nur in einem reinen Jünglingsherzen wohnen konnte. Auch bei diesem Stücke waren oft auf einer Seite kaum drei oder vier Korrekturen — und sowohl meine Mutter als ich ganz erhoben und entzückt von dem Werke. Am anderen Tage schrieb ich ihm mütterlich dankend für die Freude, welche mir gestern nicht bloß sein Dichtertalent, sondern der Blick in sein schönes Gemüt gegeben. Ein allerliebstes Sonett, in dem er mich, wohl etwas zu hoch, als eine Priesterin in den Tempel des Ruhmes gestellt hatte, erhielt ich dafür, bewahrte es — es war das einzige Blatt von seiner Hand — als kostbares Andenken und habe es dennoch nicht mehr! Verloren im eigentlichen Sinne kann ich es nicht haben; denn es hatte seinen angewiesenen Platz bei ähnlichen Gedichten und Briefen an mich; aber wahrscheinlich wurde es mir abgeborgt unter irgend einem Vorwande und nicht mehr zurückgegeben oder aus der Sammlung entwendet."

Das hier erwähnte Schreiben der mütterlichen Freundin des Dichters lautet:

Den 18. Novbr. abends.

Lieber Körner!

„Noch voll von den großen erhebenden Eindrücken, die Ihr Trauerspiel in meiner Brust hinterlassen hat, setze ich mich hin, um Ihnen erstens zu danken

und zweitens meine Ansichten über das Ganze, die ich sogleich und vor anderen nicht so wohl und so geordnet Ihnen hätte mitteilen können, niederzuschreiben. Sie werden sie in einiger Zeit lesen und darüber nachdenken und vielleicht — ganz verwerfen. Glauben Sie ja nicht, daß mich das beleidigen wird — nein — mir ist meine eigene Ueberzeugung zu heilig, meine Ansichten des Lebens und der Kunst zu sehr mit meinem Innersten verwebt, als daß ich nicht glauben sollte, daß sie bei jedem guten kräftigen Herzen ebenso sein müßten — und sind sie das einmal, wo ist dann die Möglichkeit, die eines anderen, wenn man ihn sonst auch noch so sehr achtete, anzunehmen? Also nicht, um Sie zu Aenderungen an Ihrem schönen Werke zu bewegen, sondern um Ihnen meine Ansichten zur Prüfung vorzulegen, schreite ich zu dieser Auseinandersetzung, die Sie von meiner hohen Achtung für Ihr Talent und von meinem innigen Wohlwollen für das Gemüt, aus dem Charaktere wie Zriny, Rosamunda und Richard entsprungen sind, überzeugen sollen.

Den 19. morgens.

„Zuerst also meinen Dank — meinen warmen, herzlichen, nicht bloß dafür, daß ich teilnehmen konnte an einem vorzüglichen Werke der Dichtkunst, an einem Gebild, zu dem die schönsten, besten Kräfte Ihres Geistes mitgewirkt hatten, sondern vor allem dafür, daß ich durch dies Gebild wie durch einen Spiegel in Ihr Gemüt sehen durfte und den heiligen Sinn für Recht, Pflicht und Tugend drinnen erkannte, der die Achtung, welche Sie mir von jeher einflößten, noch viel vermehrt und mich Ihre Mutter nicht ohne geheimen Neid betrachten läßt. Wahrlich, Ihre Eltern können und müssen glücklich sein durch solche Kinder! Nun aber zu meinen Bemerkungen. Es sind vor allen Dingen zwei Gegenstände, welche unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen und uns mit lebhaftestem Interesse erfüllen: Rosamundas Schicksal und das Schicksal des Reiches oder vielmehr Heinrich II. als Mensch und König. Hier tritt nun die Frage ein, welches von beiden das Wichtigere oder Interessantere sei — und da (mögen es Ihre 22 meinen 42 vergeben) scheint mir das Reich, das Wohl eines Landes das Vorzüglichere, die Rebellion also und ihre Dämpfung wichtiger, als die Liebesgeschichte des Königs, die ich nach meiner Ansicht jener unterordne. Hieraus entstehen nun folgende Wünsche:

„Erstens: Die verruchte That der Königin, daß sie die eigenen Söhne gegen den König aufwiegelt u. s. w., sollte von diesem selbst schärfer gerügt und die Königin nicht in ihrem Zimmer im Schlosse, sondern im Tower eingesperrt werden, woraus zu entfliehen ihr mehr Mühe und Anstalt kosten müßte; denn im Grunde ist sie eine Staatsverbrecherin.

„Zweitens möchte ich den König selbstthätig an der Dämpfung des Aufruhrs mitwirken sehen, damit er nicht bloß als Liebender, sondern auch als Held erscheine.

„Drittens endlich hätte ich die Sterbescene in den Anfang des vierten Aktes und Rosamundas Ermordung an den Schluß desselben gewünscht, damit im fünften, wenn das Haus und Herzensglück des Königs zertrümmert ist, er dann seinen Trost in seinen Königspflichten, sein Glück in der Beruhigung seiner Länder, in Richards wunderschöner Unterwerfung fände, und der Mensch sich im Könige gleichsam verlöre und verklärte! So, glaube ich, würde auch die also genannte Reinigung der Affekte noch deutlicher hervorgehen. Freilich heißt Ihr Stück Rosamunda und nicht Heinrich, und ich begreife wohl, daß mit ihrem Tode der größte Teil des Interesses aufhört; dennoch kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß dieser Tod für Heinrich ein Uebergang in ein höheres Leben und Wirken werde, und wenn es auch schwer wäre, das Stück auf diese Art umzuformen, so wüßte ich doch nichts so Schwieriges, was ich mir von Ihrem Genie nicht zu fordern traute. Eben darum trag ich Ihnen meine Wünsche vor; einem anderen würde ich gesagt haben: Schön, schön! und mir dazu denken: Laßt uns froh sein, daß er es so weit gebracht hat!

„Nicht wahr, lieber Körner, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich so aufrichtig mit Ihnen bin? Ich will ja nichts bessern oder tadeln an einem Werke, was so schön, so ergreifend ist, daß einige Momente desselben noch heute in meiner Brust nachleben und die Ueberzeugung in mir hervorgebracht haben (die Sie für kein Kompliment, keine gedankenlose Höflichkeit halten müssen), daß ich nie im stande sein würde, etwas so Lebendiges, Feuriges, Tiefeindringendes zu dichten, wie dies Stück oder wenigstens wie die drei ersten Akte desselben — und ein Teil des fünften. Ich habe dasselbe gestern meinem Manne gesagt und ich denke es bestimmt so. Vor allem wird mir die Schlußscene des zweiten Aktes — die Scene zwischen Heinrich und Rosamunda im dritten und Richards Unterwerfung im fünften unvergeßlich bleiben.

„Und nun leben Sie wohl und zeigen Sie mir, daß Sie mir nicht nachtragen, indem Sie mich recht bald besuchen.

C. Pichler.“

Auch bei Schlegels, bei der Pereira, sowie beim Grafen Fries wurde das Stück vorgelesen. Die ersteren zogen den Stoff des „Zriny“, aber die Behandlung der „Rosamunde“ vor. Der Vater sprach sich zunächst, wie folgt, über das Stück aus: „Ich kann jetzt nur nach dem ersten Lesen urteilen und behalte mir künftig vor, mehr ins Detail zu gehen. Der Totaleindruck befriedigte mich sehr, und ich bemerke mit Freuden, daß Du hier weniger dem Stoffe und mehr Deiner Bearbeitung verdankst. Ein sehr glücklicher Gedanke scheint mir, daß Du den Richard so sehr heraushebst. Etwas Kräftiges mußte der peinlichen Hauptsituation entgegengesetzt werden. Rosamunde ist edel und zart gehalten und das Weinerliche vermieden. Heinrich hebt sich an mehreren Stellen, besonders durch die

Begeisterung für England. Auch die Nebenpersonen sind nicht vernachlässigt, und Georgs heimliche Leidenschaft für Rosamunde, die nur geahnt wird, macht eine schöne Wirkung. In der Diktion fand ich beinahe zu viel Schmuck, manchmal vielleicht einen Ueberfluß von Bildern, nicht bloß bei Richard, sondern auch bei dem alten Ritter. Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, warum man zwischen Zriny und Rosamunde entscheiden muß. Es sind Produkte verschiedener Art, die eigentlich nicht zu vergleichen sind. Je weiter Du fortschreitest, desto weniger wird man eine einzige Manier in Deinen Werken finden. Jedem Stoffe wirst Du die Form geben, die er fordert. Es giebt so vielerlei Gattungen dramatischer Gedichte, als es mannigfaltige Stoffe giebt. Dem männlichen Heroismus im Zriny steht hier ein weiblicher gegenüber. Dort bilden die Frauen den Kontrast, hier ein leidenschaftlicher Fürstensohn von edler Art. — In der Rosamunde, besonders in Heinrichs Monolog, habe ich einige Stellen gefunden, die an das mineralogische Studium in Freiberg erinnern."

Die in Aussicht gestellte eingehendere Kritik des Vaters erfolgte am 20. Januar. „Lieber Sohn! Heute zuerst von Rosamunde. Beim zweiten Lesen wirkte das Ganze auf mich schön und ergreifend. Die Hauptfigur einer weiblichen Heldin trat glänzend aus dem Gemälde heraus, und die umgebenden Gestalten waren ihrer nicht unwert. Heinrichs Charakter war einer der schwierigsten. Er täuscht ein edles weibliches Wesen und vermag sie als König nicht einmal vor Mord zu schützen. Gleichwohl soll er eine tiefe Leidenschaft eingeflößt haben. Sein historischer Charakter war für die Poesie wohl nicht zu brauchen. Nach dem, was ich von seiner Geschichte weiß, war etwas Trotziges und Verzagtes in ihm, was Deinem Stücke geschadet hätte. Es war Dir erlaubt, ihn zu verschönern. Richard hast Du brav dargestellt, und, wie ich Dir schon geschrieben habe, halte ich die Idee für sehr glücklich, durch die Erscheinung dieser kräftigen Natur das Peinliche des Stoffs zu unterbrechen. — Eleonora war keine leichte Aufgabe. Sie sollte nicht Karikatur werden. Ihre frühere Geschichte gab ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit Isabeau, die man auch zu vermeiden hatte. Je mehr ihr Mord und ihre Verschwörung durch Heinrichs Betragen motiviert wurde, desto mehr verlor dieser, der nicht sinken durfte. Es blieb fast nichts übrig, als sie in ein gewisses Helldunkel zu stellen. — Nesle ist eine Gestalt, bei der man gern verweilt. Sein Tod nimmt etwas viel Raum ein, und man wird vielleicht tadeln, daß er beinahe den ganzen vierten Akt ausfüllt. Indessen erlangst Du dadurch manche Vorteile. Rosamunde erscheint dabei sehr liebenswürdig, und der fünfte Akt wird gleichsam musikalisch vorbereitet. Unter Heinrichs Söhnen konnten Heinrich und Gottfried nur angedeutet werden. Letzteren hättest Du vielleicht durch einen Zug mehr bezeichnen können. Johann ist sehr interessant; aber manchen wird es vielleicht stören, wenn er sich erinnert, daß dieser Johann nachher als König eine so niedrige

Rolle spielte. — Georg ist eine sehr gelungene Nebenfigur, bedeutend und anziehend, ohne die anderen zu verdunkeln. — Armand würde gewinnen, wenn er entweder bloß Werkzeug Eleonores aus blinder Anhänglichkeit wäre oder als Ratgeber einen besonderen Grund hätte, Heinrich zu hassen. — William scheint mir fast zu vernachlässigt, da er doch als Richards Freund aufgeführt wird. — An der Anordnung wüßte ich nichts auszusetzen, und daß der vierte Akt viel kürzer als die anderen und weniger reichhaltig ist, stört auch nicht. Es bedurfte eines Zwischenraumes für die Begebenheiten, die zu Anfang des fünften Aktes erzählt werden, und es mußte inmittelst etwas erscheinen, was weder zu fremdartig war, noch den Effekt des fünften Aktes schwächte. Vielleicht hättest Du Richard in Frankreich als Krieger darstellen können; aber dies hätte die Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut. Bei dem Anfange des Stückes hätte ich gewünscht, daß Heinrichs Macht als König mehr ins Licht gestellt worden wäre, um seinen Uebermut gegen den Zwang des Gesetzes und der Sitte mehr zu motivieren. Kaiser Friedrich I. war sein Zeitgenosse; aber im Jahre 1168 führte er unglückliche Kriege in Italien, während Heinrich in England siegreich herrschte. Heinrichs II. Tochter war an Heinrich den Löwen vermählt. Es ließe sich denken, daß Heinrich auf Friedrichs I. Ruhm eifersüchtig gewesen wäre und sich nun auf einer höheren Stufe fühlte. Die Liebe zu Rosamunde fällt sogar ungefähr in diese Zeit. — Nun zu einzelnen Stellen: I. A. Sc. 1. William wiederholt das: „Bedenkt“. Sollte er nichts anderes zu sagen haben? — Sc. 8. „Eleonore, ich kenne Euch zu gut, um nicht“. Wäre nicht besser: ‚Zu gut kenne ich Euch, Königin, um nicht.‘ — II. A. Sc. 2. Richard. „Verachten u. s. w., wie Fluch und wie Verdammnis“. Sind hier nicht zu viel Worte für den tiefen Eindruck des Worts: Verachten auf Richard? — Sc. 8. Der Gedanke ist gut, daß die Ahnung von Heinrichs Ankunft sich in das Erscheinen gleichsam verliert; nur wünscht ich noch etwas Sinnliches in der Ausführung, worauf sich die Idee der Nähe gründet. — III. A. Sc. 1. Warum erleichtert William dem Armand die Unterredung mit Richard und giebt ihm Winke? Kennt er denn den Günstling der Königin gar nicht? — Die „Schicksalsglocke“ will mir nicht gefallen. — Einen kleinen Nachtrag zu dieser Kritik giebt der Vater dann noch am 8. Februar: „In der ersten Scene des ersten Aktes von Rosamunde habe ich neulich noch bemerkt, daß zweimal nacheinander ‚Trinken‘ von dem Atem und der Stimme vorkommt. Könnte man nicht das zweite Mal setzen: Den Laut der Silberstimme einzusaugen?“

Dem Beifalle des Vaters schloß sich auch Böttiger, wie überhaupt die zeitgenössische Kritik an, die in diesem Stücke ein sicheres, zielbewußtes Fortschreiten des Dichters erblickte. Eine Aufführung der Rosamunde sollte dieser nicht mehr erleben. Mit seinem Fortgange von Wien war auch das Schicksal des Stückes

entschieden: an der Burg ging es nicht über die Bretter. Erst im letzten Monat desselben Jahres — am 3. Dezember — wurde es in Wien, und zwar im Theater an der Wien, aufgeführt.

Noch bevor die „Rosamunde" vollendet worden war, hatte Theodor seinen letzten und glücklichsten Geburtstag gefeiert. In den Gratulationen der Eltern spricht sich deren Glück und Stolz auf die Erfolge des Sohnes aus.

„Du feierst," schreibt der Vater am 21. September, „Deinen Geburtstag diesmal unter sehr günstigen Umständen. — Du kannst, ohne Dir Vorwürfe zu machen, viel mehr mit Zufriedenheit auf das vergangene Jahr zurücksehen. Du bist thätig gewesen und hast in der Kunst, sowie in Deiner persönlichen Ausbildung bedeutende Fortschritte gemacht. Deine Produkte haben den Beifall der Menge erlangt und sind von Sachverständigen geschätzt worden. Deinen Eltern hast Du viel Freude gemacht, und sie sehen für Dich einer glücklichen Zukunft entgegen. Mit frohen Aussichten werden wir Deinen Tag feiern, werden Gott danken für alles, was er uns in Dir gegeben hat und noch zu geben verspricht, und die Hoffnung, Dich bald wieder zu sehen, wird uns die Trennung erträglich machen. Ich drücke Dich im Geist an die Brust und gebe Dir meinen besten Segen." Der Brief der Mutter lautet: „Gott segne Dich mit seinem reichsten Segen, mein teurer Sohn! Mit Dank gegen den Allmächtigen seh ich dem Tag entgegen, der Dich uns gab; bleib so gut, so edel, wie Du bist, und Deinen glücklichen Eltern bleibt nichts zu wünschen übrig! Möchte der Tag Deiner Geburt Dir froh und heiter vorübergehn! Denk, daß unsere Herzen bei Dir seien und jeden frohen Genuß mit Dir teilen! Sag Deiner Toni viel Herzliches! — Der gute Baumann wird Dir eine kleine Erinnerung dieses Tages geben; ich wünsche, er hat Deinen Geschmack getroffen."

Ueberglücklich schildert dann der Dichter am 23. September den Morgen seines Geburtstages und die Gefühle der herzlichsten Freude und des innigsten Dankes: „Ihr Lieben! Mit dem Morgen meines Geburtstages sind mir tausend liebe Erinnerungen in dem Herzen erwacht; und welche von allen könnte mir süßer sein, als die an Euch, an Eure Liebe, an Euer Andenken in dieser festlichen Stunde. — Den ersten Gruß brachte mir Herrl, indem er mir in Deinem Namen, liebster Vater, eine schöne tonkräftige Guitarre überreichte. Zugleich hatte meine gute Toni ihm einen Rosenstock, ein Guitarrenband mit der Aufschrift: ‚Zum Angebinde von Deinem Vater', und ein wunderzierliches Armband von ihren Haaren, mit unseren Monatssteinen geziert, für mich übergeben. Gleich darauf erschien Baumanns Diener und brachte mir Eure lieben Geschenke, die ich in diesem Augenblicke schon an mir trage. — Tausend Dank Euch allen für die Ueberraschung! Ich habe mir dabei so leicht träumen können, ich wäre schon bei Euch und könnte Euch meinen Dank in einer herzlichen Umarmung ausdrücken. —

Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen, und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen kann! — Neues wüßt ich nicht; es fällt mir auch nichts ein, und das Gefühl meines Glücks, das mich heut so klar, so herzlich anspricht, verbietet mir alle anderen Gedanken." Zugleich bittet er die Seinen, sie möchten ihm doch etwas von seinen langen Haaren, welche die Mutter aufbewahre, zusenden: er wolle daraus gern für seine Toni ein Armband machen lassen.

Nur zu schnell verflossen dem Dichter die Tage des sonnigsten Glücks. Nachdem Toni seine erklärte Braut geworden, genoß er in ihrem erheiternden Umgange die ganze Seligkeit seines Liebesglücks. „Wir singen jetzt alle Tage," so schreibt er am 3. Oktober, „Duette zusammen. Das Duett aus der Vestalin: ‚Mich will der Freund' ist unser Paradestück." Daneben liest er mit ihr die Undine, diese „liebenswürdige Blüte der Romantik".

Das musikalische Ereignis des Tages war die Aufführung von Händels „Alexanderfest", bei der auch Theodor mitwirkte. „Fünfhundert Dilettanten," so schreibt er darüber an die Eltern, „werden die Produktion besorgen, allein siebzig Bässe, deren einer ich bin. Das Ganze ist zum Vorteil der Gesellschaft adliger Frauen. Bis jetzt bestanden die Proben in den einzelnen Stimmenabteilungen; so haben wir Bässe zweimal ganz allein probiert. Ich kann nicht beschreiben, wie gut es geht, wenn man bedenkt, daß wir noch nie zusammen gesungen haben. Es ist aber ein Eifer, eine Begeisterung da, die man schwerlich anderswo finden würde. Streicher dirigiert das Ganze; er ist Enthusiast im höchsten Grade. Morgen (1. November) ist die erste allgemeine Probe der Singstimmen. Einen großen Effekt in dem einen Chor macht das angehaltene Contra-Es der Bässe, was durch die Menge der Sänger zu einer kräftigen metallenen Stärke anwächst. Die Musiker von Profession ärgern sich sehr über unseren Eifer. Die Singpartieen hat Streicher gleich mit dem Steindruck drucken lassen. Wirklich ehrwürdig im höchsten Grade ist diese Gesellschaft adliger Frauen, die 2000 wirklich beschäftigte und 14000 zahlende Mitglieder hat; dennoch erstreckt sie sich jetzt nur über die Provinz Oesterreich." Im großen Rittersaale in der Burg finden die Proben statt; den beiden ersten wohnen sogar von Anfang bis zu Ende der Kaiser und die Kaiserin bei. „Es macht einen ungeheuren Effekt. Schwierig wird das Taktieren für Streicher, da er so weit von Schuppanzigh, der das Orchester dirigiert, steht, daß die Entfernung immer anfangs einige Differenz zwischen dem Vokale und dem Instrumentale im Takte macht. Die Arien sind interessanter, als ich gedacht habe, und werden sehr brav gesungen; jedoch würde ich einige weglassen, wenn ich etwas zu sagen hätte. Es kommen z. B. drei Baß-Arien

entschieden: an der Burg ging es nicht über die Bretter. Erst im letzten Monat desselben Jahres — am 3. Dezember — wurde es in Wien, und zwar im Theater an der Wien, aufgeführt.

Noch bevor die „Rosamunde" vollendet worden war, hatte Theodor seinen letzten und glücklichsten Geburtstag gefeiert. In den Gratulationen der Eltern spricht sich deren Glück und Stolz auf die Erfolge des Sohnes aus.

„Du feierst," schreibt der Vater am 21. September, „Deinen Geburtstag diesmal unter sehr günstigen Umständen. — Du kannst, ohne Dir Vorwürfe zu machen, viel mehr mit Zufriedenheit auf das vergangene Jahr zurücksehen. Du bist thätig gewesen und hast in der Kunst, sowie in Deiner persönlichen Ausbildung bedeutende Fortschritte gemacht. Deine Produkte haben den Beifall der Menge erlangt und sind von Sachverständigen geschätzt worden. Deinen Eltern hast Du viel Freude gemacht, und sie sehen für Dich einer glücklichen Zukunft entgegen. Mit frohen Aussichten werden wir Deinen Tag feiern, werden Gott danken für alles, was er uns in Dir gegeben hat und noch zu geben verspricht, und die Hoffnung, Dich bald wieder zu sehen, wird uns die Trennung erträglich machen. Ich drücke Dich im Geist an die Brust und gebe Dir meinen besten Segen." Der Brief der Mutter lautet: „Gott segne Dich mit seinem reichsten Segen, mein teurer Sohn! Mit Dank gegen den Allmächtigen seh ich dem Tag entgegen, der Dich uns gab; bleib so gut, so edel, wie Du bist, und Deinen glücklichen Eltern bleibt nichts zu wünschen übrig! Möchte der Tag Deiner Geburt Dir froh und heiter vorübergehn! Denk, daß unsere Herzen bei Dir seien und jeden frohen Genuß mit Dir teilen! Sag Deiner Toni viel Herzliches! — Der gute Baumann wird Dir eine kleine Erinnerung dieses Tages geben; ich wünsche, er hat Deinen Geschmack getroffen."

Ueberglücklich schildert dann der Dichter am 23. September den Morgen seines Geburtstages und die Gefühle der herzlichsten Freude und des innigsten Dankes: „Ihr Lieben! Mit dem Morgen meines Geburtstages sind mir tausend liebe Erinnerungen in dem Herzen erwacht; und welche von allen könnte mir süßer sein, als die an Euch, an Eure Liebe, an Euer Andenken in dieser festlichen Stunde. — Den ersten Gruß brachte mir Herrl, indem er mir in Deinem Namen, liebster Vater, eine schöne tonkräftige Guitarre überreichte. Zugleich hatte meine gute Toni ihm einen Rosenstock, ein Guitarrenband mit der Aufschrift: ‚Zum Angebinde von Deinem Vater', und ein wunderzierliches Armband von ihren Haaren, mit unseren Monatssteinen geziert, für mich übergeben. Gleich darauf erschien Baumanns Diener und brachte mir Eure lieben Geschenke, die ich in diesem Augenblicke schon an mir trage. — Tausend Dank Euch allen für die Ueberraschung! Ich habe mir dabei so leicht träumen können, ich wäre schon bei Euch und könnte Euch meinen Dank in einer herzlichen Umarmung ausdrücken. —

Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefall'ner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht:
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit."

Beide Gedichte übersandte der Dichter mit einer aus acht Distichen bestehenden Widmung dem Erzherzoge selbst. In dieser Widmung spricht der Sänger aus, was er bisher wortlos unter dem Druck der Verhältnisse in seinem Innern begraben hat:

„Was der verwegenen Hand gebot, in die Saiten zu schlagen,
Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht,
Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgends; es mangelt
Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Mut:
Aber die Zeit will ich sehn und den Tag, der gebieten kann, frostig,
Kalt und besonnen zu sein, wenn mich Entzückung durchglüht,
Wenn mein germanischer Stolz sich beugt dem germanischen Helden,
Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt."

Auch eine Komposition des in der Schlacht bei Saalfeld (10. Oktober 1806) gefallenen Prinzen Louis Ferdinand weckte in dem Dichter „den vaterländischen Schmerz". In einem um das Ende des Jahres 1812 entstandenen Gedichte verherrlichte er den jugendlichen Fürsten, der „nun im freien Land der Töne lebe".

Der Dank für seine patriotischen Dichtungen sollte nicht ausbleiben. Am 4. Januar ließ ihn der Erzherzog Karl durch seinen Adjutanten nach seinem Palais abholen. Ueber eine halbe Stunde sprach er auf das gütigste und herzlichste mit Körner, größtenteils über Litteratur, zuletzt aber über „Meinungen und Gesinnungen", wobei dem Dichter, wie er nach Hause berichtet, „gewaltig das Herz aufging, und er frisch von der Seele weg schwatzte, was den Herzog sehr zu freuen schien". Mit den Worten, es sei ihm lieb, solch wackeren, jungen Deutschen kennen gelernt zu haben, entließ ihn sein hoher Gönner.

Die Aufführung des Zriny zog sich, wie wir wissen (S. 357), in die Länge. Der Dichter war darüber nicht gerade ungehalten, da die Verzögerung einen Grund abgab, seine Abreise aufzuschieben. Die Eltern hatten erwartet, daß er noch vor Weihnachten nach Hause kommen und zu Anfang des neuen Jahres sich nach Weimar begeben werde, fügten sich aber dem Wunsche des Sohnes um so leichter, als die politische Lage immer kritischer wurde. Ende November schrieb Theodor nach Hause, daß der Zriny in vierzehn Tagen aufgeführt werden solle. „Dann warte ich," fügt er hinzu, „noch die Hedwig ab und gehe fort. Mit welchem

auf einander, ohne auch nur einen Chor dazwischen zu haben. Der Kaiser hat sich so an uns ergötzt, daß er nach geendigter Probe den Fürsten Trautmannsdorf heruntersandte, um uns seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben und zugleich der Gesellschaft zu verkündigen, er nehme alle Kosten der Produktion auf sich, sodaß nun der reine Ertrag an der Kasse gleich für die Armen bleibt."

Am 27. November ist Generalprobe. Theodor, der sich vom Singen losgemacht hat, weilt als Zuhörer im Parterre. „Solchen Sturm der Begeisterung," schreibt er, „habe ich lange nicht gefühlt. Der Chor: ‚Brich die Bande seines Schlummers' — nein, über diesen Chor geht nichts." Und als dann Anfang Dezember zwei Aufführungen stattgefunden, hat er kaum Worte genug, um den großen Eindruck, den sie gemacht, und den gewaltigen Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurden, zu schildern. Ein aus neun Stanzen bestehendes Gedicht, das er zum Preise der Komposition und deren Aufführung verfaßte, fand allgemeinen Anklang. Streicher, dessen rastloses Mühen er in einer besonderen Strophe pries, war davon so gerührt, daß er ihm mit Thränen in den Augen dankte. Am Schluß des Gedichtes brachte Theodor auch dem Kaiserhause eine Huldigung dar für die vom Hofe dem Unternehmen gewidmete Unterstützung:

„Doch manches blieb der ungeprüften Stunde,
Was ihren Wünschen rauh entgegenstand.
Zum Throne unsers Kaisers kam die Kunde:
Unaufgefordert reichte er die Hand
Und trat begeistert zu dem schönen Bunde: —
Heil Dir, mein Volk! Heil Dir, mein Vaterland!
Solange solche Kaiser auf den Thronen
Und Kunst und Liebe in den Herzen wohnen!"

Edlere Früchte als dieses poetische Kompliment zeitigte die lyrische Muse des Dichters in den dem Erzherzoge Karl geltenden Gedichten, zu denen ein Besuch des Schlachtfeldes von Aspern vielleicht die äußere Anregung gegeben hatte.

In dem ersten dieser den Kampf für Freiheit und Vaterland feiernden Gedichten „Hoch lebe das Haus Oesterreich" ist der Name des Erzherzogs selbst nicht genannt, wohl aber in dem zweiten Gedichte „Auf dem Schlachtfelde von Aspern", in dem der Besieger Napoleons begeistert gefeiert wird:

„Aspern klingt's, und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und solange deutsche Ströme sausen,
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.

den 8. Janu.
1813.

Das allerliebste Weinachtsgeschenk
mein theurer Theodor was Du mir geschickt
hast hat mir unbeschreibliche Freude ge-
macht, ich besaß noch nichts von Mozart
und die kleinen Ohrringe sind äußerst
zierlich. Von dem Vater hast Du gehört
daß wir um die Freude gekommen sind
dein schönes Weinachten den heiligen Abend
zu erhalten desto ungestörter haben
wir aber dafür die Rosamunde durch-
lesen können, da die fatale Frau in
unserer Nachbarschaft und den Wei-
nachtsabend sehr gestört haben würde
Mit unendlicher Ungedult sahen wir
deinem gestrigen Brief entgegen

Brief Emmas vom 8. Januar 1813.

schweren Herzen, mag ich Euch nicht beschreiben. Ich amüsiere mich jetzt glänzend hier, bin immer auf eine Woche voraus engagiert und so zu sagen recht in der Mode. Bei Arnsteins werden jetzt einige Scenen aus dem Wallenstein einstudiert, und ich stelle den schwedischen Hauptmann vor." In der Antwort des Vaters vom 11. Dezember heißt es dann: „Es wäre recht schön gewesen, wenn Du am Weihnachtsabend Dich selbst geschenkt hättest; aber es sind jetzt Zeiten, wo man sich oft seine liebsten Wünsche versagen muß. Du wirst Dich wundern, wenn Du erfährst, daß mir der Aufschub Deiner Abreise lieb ist, und daß ich eben im Begriff war, Dich zu bitten, länger in Wien zu bleiben. Aus nicht ästhetischen Gründen, die ich Dir künftig eröffnen werde, bist Du jetzt dort besser aufgehoben, als in Weimar. Dies kann sich vielleicht bald ändern, und ich schreibe Dir dann weiter darüber."

Die Besorgnisse des Vaters wurden aber nicht so bald zerstreut. Am 18. Januar rät er wieder zum Bleiben: „Mein Bedenken gegen Deine Reise kann sich vielleicht in einigen Wochen heben; wenn Deine neuen Verhältnisse (Theodor war inzwischen zum Hoftheaterdichter ernannt worden) Dich nötigen, bis zum Sommer in Wien zu bleiben, so ist nichts dagegen zu sagen."

So blieb denn Theodor in Wien und wandte sich neuen dramatischen Plänen zu. Nachdem er die „lombardische Rosamunde" (sieh S. 371) ganz aufgegeben hatte, beschäftigte ihn der Plan zu einem anderen Operntext „Luitgarde". Außer dem Scenarium sind aber nur neun Scenen des ersten Aktes fertig geworden. Luitgarde ist die liebreizende Gemahlin des Herzogs Konrad von Lothringen, zugleich aber auch die angebetete Herzensdame eines Grafen Burkhard, und dieses Verhältnis wird zu dem tragischen Konflikt zugespitzt, mit dem das um 950 n. Chr. spielende Stück seinen Höhepunkt erreicht. Aus einem anderen Plane, der ihn damals beschäftigte und der den Opfertod des Decius zum Gegenstande hatte, ist gar nichts geworden.

Seine lyrische Muse wurde um Weihnachten durch allerlei Gelegenheitsgedichte in Anspruch genommen. „Die Verse, die ich alle zu Weihnachten habe machen müssen, gehen in keine Scheune; ich kann den Sand am Meere leichter an den Fingern herzählen." Auch Toni ging dabei nicht leer aus. „Mit den Knospen" ist das Gedicht überschrieben, das seine bescheidene Festgabe (Die Knospen) begleitete. Den Weihnachtsabend konnte er nicht mit ihr zusammen verbringen, da sie sich nicht wohl fühlte und ihm deshalb die ihm zugedachten Kleinigkeiten auch nicht selbst einhändigen konnte. Die Eltern ließen ihre auf das Praktische gerichtete Bescherung durch Baumann ausrichten, der die Schwächen der Garderobe des Dichters kannte und sich „sehr geschickt mit Schnupftüchern, Halstüchern und einigen Strümpfen" bei ihm einstellte. Eine scherzhafte Bescherung wurde ihm nebenbei in der Gesellschaft der Frau v. Pereira zu teil, zu der er gebeten worden

den 8. Janu.
1813.

Das allerliebste Weinachtsgeschenk
mein theurer Theodor was Du mir gesendet
hast hat mir unbeschreibliche Freude ge-
macht, ich besaß noch nichts von Mozart
und die kleinen Originale sind äußerst
zierlich. Von der Mutter hast Du gehört
daß wir um die Freude gekommen sind
Dein schönes Weinachten den heiligen Abend
zu erhalten desto ungestörter haben
wir aber dafür die Rosamunde durch-
lesen gekönnen, da das fatale Feuer in
unserer Nachbarschaft und den Wei-
nachtsabend sehr gestört haben würde.
Mit unendlicher Ungeduld sehen wir
deinem gestrigen Briefe entgegen

Brief Emmas vom 8. Januar 1813.

und obgleich es ein großer Genuß für
uns gewesen wäre Deinem schönen Triumph
mit beyzuwohnen so ist es mir doch lieb
die Aufführung nicht gesehen zu haben
da die beyden Weiber mich entsetzlich
geärgert haben würden. Es war mir
gleich äußerst unangenehm als wir
von Dir hörten daß Cavalieri Deine
die Rolle der Helene übernehmen
würde, da mir ihr matter gedehnter
Ton in der Jugend Dorval und Bertha,
im Fall, noch in gutem Andenken
war aber von der Gruseck hätte ich
mir etwas erwartet, da Kölle,
welcher sie noch in Mannheim gesehen
sehr viel Rühmens von ihrem Spiel
macht. Es muß dir ein großer Tr.

, mich freut der Stolz deines Blickes, mein
mein Theodor, daß trotz der mangelhaf-
ten Besetzung so vieler bedeutenden
Rollen (den Herrn la Roche als Ulaky
will ich auch nicht anstehen, so daß
seine Wirkung auf das Publikum
nicht verfehlt hat; aber ich beschwöre
Dich, wenn auch die Damen durch
ihr gedachtes Spiel manche Reize
hervorgebracht haben, ja nicht schön
zu streichen, wenigstens sie in der
ersten Form drucken zu lassen.
Rosamunde, die mich sehr begeistert
hat, habe ich in Gedanken schon
besetzt, und Koberwein den Richard
gegeben, kenne aber den König, die
Frauen werden aber in der Burg

durch Toni und die Weißenthurn vor-
trefflich besetzt sein. Die Johanna wäre
eine schöne Rolle für die Hennigern wenn
sie ihr nicht zu klein ist.
Mutter und Tante sagen dir tausend
herzliches, lebe wohl mein geliebter
Theodor

Ewig dein Vater

war und bei der jedem Gaste eine Scherzgabe überreicht wurde. Theodor erhielt eine große Puppe, als Helene von Zriny ausstaffiert, mit allen Instrumenten zum Morden und Zerstören, nebst einem sehr artigen Gedicht von schönen Händen. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den an der Stephanskirche angestellten Chorherrn Jakob Kühnel kennen, mit dem er sich in eine lebhafte, auch das religiöse Gebiet streifende Unterhaltung einließ. Der geistliche Herr war von der Art des Dichters so erbaut, daß er seiner Wertschätzung in einem Gedichte Ausdruck gab, das er diesem am folgenden Tage zusandte:

„Steig', junger Aar! Dich wird der Aether tragen!
Der Sonne warmen Glanz trinkst Du mit Lust,
Und wie die Fittiche die Lüfte schlagen,
So schlägt das Herz Dir kräftig in der Brust.

Steig', edler Aar! Der Menschheit gute Geister,
Lieb', Freundschaft, Vaterland, Religion,
Umschweben Dich und grüßen bald Dich: Meister.
O sei es stets nach deutscher Art, mein Sohn!

Der Lieb' entfuhr dies heil'ge Wort, dies reine;
O deut' es wohl, wie ich es achtend meine!
Der neue ält're Freund, wie nännt' er Dich? --
Fort mit dem Namen! — Eines dränget mich:
Gelingen soll Dir stets das Ungemeine,
Und dazu segne Dich mein Gott; er ist der Deine."

Das nächste Fest, das Theodor feierte, war der Geburtstag seiner Braut. Er hatte sich malen lassen und schenkte ihr das, wie er selbst sagt, „glücklich getroffene" Bildnis, das aber leider nicht mehr erhalten ist. Von Dresden traf ein Schmuck ein, begleitet von einem herzlichen Briefe der Mutter. Toni war davon tief gerührt und dankte mit folgenden gemütvollen Worten:

„Meine gütige Mutter!

Nicht für das schöne, geschmackvolle Angebinde, nein, für Ihre himmlische Güte danke ich. Eine Kette! Eine Kette von Wohlwollen ist es, die Sie um mich ziehen, deren letztes Glied unauflöslich fest gezaubert ist. Ich fühle es, ich bin an Herzen geknüpft, die mich nur freiwillig verstoßen müssen, um mir das Wort Trennung begreiflich zu machen, und nicht wahr, meine Mutter, das werden Sie nie? Sie werden mir immer erlauben, Sie zu lieben? Ich habe Ihnen freilich gar nichts anzubieten, was Ihnen das Glück meines geliebten Theodors sicherte, als — Liebe, aber herzliche, reine, wahre Liebe: weder Verstand noch Witz, weder Talente noch Reichtum, ein Herz voll Liebe und Treue, voll vom Bilde meiner Mutter, deren Ebenbild zu werden ich mich bestrebe. Ich will Gott um Kraft für mich, um Geduld für meinen Theodor anflehen, bis ich nur halb so gut, so milde und liebevoll bin wie meine Mutter." Weiteres zu schreiben,

gingen. Die Nachricht von seiner Berufung wurde von den Angehörigen des Dichters mit großer Freude aufgenommen. Nur in einer Hinsicht regen sich bei dem Vater Bedenken: daß Theodor sich zu alljährlicher Lieferung von zwei Dramen verpflichtet hat, will ihm nicht gefallen. „Du hast," schreibt er, „nun ein wichtiges und ehrenvolles Amt und bist berufen, auf eine empfängliche Nation von trefflichen Anlagen durch das Theater zu wirken. Ich traue Dir zu, daß Dein Ziel höher gesteckt ist, als auf Befriedigung der Eitelkeit durch vorübergehenden Beifall. Alles Heilige und Edle, was durch Poesie in dem Menschen erweckt und gepflegt werden kann, ist in Deine Hand gegeben. Deine höheren Zwecke darfst Du nicht ankündigen; Dir liege zunächst ob, die Forderungen der Kunst zu befriedigen! Aber wenn auf Deinem Wege sich eine Gelegenheit darbietet, für Wahrheit, Recht und menschliche Würde mit Wärme zu sprechen, so wirst Du sie nicht versäumen. Du wirst nie zu der Klasse herabsinken, die durch Frechheit und Sophisterei eine Partei zu gewinnen sucht, die ihre Verworfenheit gern für Stärke des Geistes möchte gelten lassen. Was die Propheten des alten Testamentes waren, ist für das jetzige Zeitalter der Dichter. — So hätte auch ich gern gewirkt; aber wohl mir, wenn Du ausführst, was ich gewollt hatte! — Daß Du eine Anstellung bei dem Burgtheater vorgezogen hast, ist ganz nach meinem Wunsche. Dies Theater ist unabhängig von der Menge, das andere bedarf gewisser merkantilischer Kunstgriffe. Die Rivalität ist gut, damit Stillstand und Erschlaffung verhütet werde; aber das Theater eines mächtigen Regenten darf sich nicht herabwürdigen, dem Zeitgeschmacke des Publikums zu fröhnen. Durch Geist, Witz und lebendige Darstellung soll es Freunde gewinnen und erhalten, soll nicht auf die schwache, sondern auf die starke Seite der Nation zu wirken suchen. — Daß Du zwei große Stücke jährlich liefern sollst, ist etwas viel. Es giebt Stoffe, die ein weitläufiges vorbereitendes Studium erfordern. Bei dem Lustspiel ist dies weniger der Fall. Rosamunde wird Dir doch schon, denk ich, als das erste Stück angerechnet. Zur Ausführung brauchst Du wenig Zeit, und es ist vorteilhaft für die Einheit des Ganzen, daß Du schnell arbeitest. Aber um mit Deinem Stoffe vertraut zu werden, darfst Du Dich nicht übereilen lassen."

Wie die Mutter über des Sohnes Auszeichnung dachte, charakterisieren kurz die dem Briefe des Vaters beigefügten Worte: „Gott sei mit Dir in Deinem schönen Berufe! Dir folgt der Mutter Segen." Die Schwester teilte bei aller Freude in gewissem Sinne die Bedenken des Vaters: „Es würde mich ängstigen," so schreibt sie am 17. Februar an B. Weber, „daß Theodor jetzt schon so produktiv ist, und mich für sein Talent besorgt machen, da Leichtigkeit der Erfindung zu Leichtsinn in der Bearbeitung führen kann. Aber zum Glück hat er an Humboldt und Schlegel zwei ganz verschiedene, aber gleich strenge Richter neben sich stehen, die ihm nichts hingehen lassen werden, was das Gepräge dieses Fehlers

tragen würde, und dann wird ihn auch noch sein eigenes ernstes Streben vor dieser Klippe bewahren."

Die Sorge des Vaters, daß der Sohn den Beruf des Dramatikers zu leicht nehmen könne, zieht sich auch durch den folgenden Briefwechsel. So rät er ihm, jährlich nur ein Stück zu liefern, das besondere historische Vorbereitungen erfordere, und zu dem anderen einen Stoff zu wählen, wo er fast alles aus sich selbst zu schöpfen hätte; namentlich solle er seine historischen Studien planmäßiger und weniger fragmentarisch treiben; an seiner Stelle würde er, der Vater, sich einen wichtigen Teil der Geschichte, der für die Poesie besonders ergiebig wäre, ganz zu eigen zu machen suchen, als etwa das Mittelalter in Deutschland, Spanien, England und Frankreich; bei dem Lesen würden sich dann poetische Stoffe finden, die er sich zum künftigen Gebrauche notieren könne; aber auch für alle späteren Arbeiten hätte er gewonnen, wenn er in der Vergangenheit ganz einheimisch geworden wäre. Weiterhin äußert er seine Freude darüber, daß Theodor mit Ernst Griechisch treibe; er solle nur eifrig fortfahren, um auf den Punkt zu gelangen, daß er die griechischen Dichter mit hinlänglicher Leichtigkeit lesen könnte, damit er den Eindruck des Ganzen empfinge; Homer und nach ihm Sophokles und Euripides würden zuerst zu lesen zu sein, Aeschylos später, am spätesten Pindar; auch die Historiker würden ihm, in der Urschrift gelesen, vielen Genuß gewähren.

Was den Dichter damals zu den griechischen Studien veranlaßte, war vielleicht der Umstand, daß er von befreundeter Seite darum angegangen worden war, für Beethoven einen Operntext „Ulysses' Wiederkehr" zu schreiben. Das Stück war auf zwei Akte berechnet, ist aber über den flüchtigen Entwurf eines Scenariums und die Niederschrift der drei ersten Scenen nicht hinausgekommen.

Auch Spohr, der damals als Konzertmeister und Operndirektor am Theater an der Wien angestellt war, hatte ihn um eine große Oper gebeten und ihm dabei eine Bearbeitung des „Faust" nahe gelegt. Theodor war nicht abgeneigt, auf diese Idee, so verwegen sie ihm schien, einzugehen. Aber dem Vater wollte „Faust als Oper" gar nicht recht in den Kopf. „Einzelne Scenen in dem Goetheschen," so schrieb er, „geben wohl Stoff genug zu musikalischen Gemälden; aber für ein musikalisches Ganze müßte der Stoff ganz anders — vielleicht weit populärer und roher — behandelt werden, was einem Dichter nicht zuzumuten ist." Auch diese Oper blieb ungeschrieben.

In jene Zeit fällt auch das letzte und zugleich feinste unter den von Theodor in gebundener Rede verfaßten Lustspielen, „Die Gouvernante". Das Stück ist, wie seine Vorgänger, wiederum in dem schleppenden Versmaße des Alexandriners geschrieben, für das der Dichter eine unserem heutigen Geschmack unbegreifliche

Vorliebe hegte. Die Fabel des Lustspiels ist ziemlich einfach: eine pedantische Gouvernante wird von zweien ihrer Obhut anvertrauten Mädchen, denen sie die Briefe ihrer Liebhaber vorenthält, mit List übertölpelt. Dabei findet wieder einmal das Motiv der Verkleidung Anwendung, indem das eine der Mädchen die Rolle einer alten Dame, der ehemaligen Erzieherin der Gouvernante, spielt und dieser, scheinbar bei einem Stelldichein überraschten Sittenrichterin den Text liest. An dem harmlosen Witz und der drastischen Komik des Stückes hat sich das Publikum lange ergötzt. In Berlin ist es vom 7. März 1815 bis zum 15. Juli 1839 nicht weniger als neunundfünfzigmal gegeben worden.

In dem damaligen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn ist wieder von allerlei dramatischen Vorsätzen Theodors die Rede, von einem größeren Lustspiele, von der Wiederaufnahme des vor Jahresfrist aufgegebenen „Konradin", von einem Opernlibretto „Rübezahl", um das ihn Spohr gebeten hatte, von der Herausgabe eines Almanachs, worin er lyrische Gedichte veröffentlichen will, u. s. w. Aber alle diese Pläne blieben Pläne. Vielleicht trugen die vielen Ansprüche, die das gesellschaftliche Leben, insbesondere in der Karnevalszeit, an den Dichter stellte, einige Schuld daran. Die Gefälligkeit, mit der er seine Muse in den Dienst der Freundschaft stellte, wurde allgemach als etwas Selbstverständliches hingenommen. Dabei nahmen die geselligen Vergnügungen, zu denen er eingeladen wurde, kein Ende. Am angenehmsten war ihm nach wie vor der Verkehr in dem kleinen Zirkel der Frau v. Pereira: „Entweder wird da bloß gesprochen, oder ich lese vor; man erzählt Geschichten; die Damen geben uns Stoff zu Liedern, und Bartholdy und ich satteln den Pegasus." Einigermaßen erleichtert fühlte er sich, als der Karneval und damit die Zeit, wo er sich fast wie „ein allgemeines Gut" vorgekommen, zu Ende war, sodaß er wieder an eine regelmäßige Einteilung des Tages denken konnte. „Ich lebe hier," so schrieb er am 6. März an die Mutter, „ein sehr glückliches Leben, wie Du weißt. Bis um elf Uhr arbeite ich; dann geht's zur Toni; von da geh ich essen, wohin ich gerade eingeladen bin — zu Humboldts, Arnsteins, Pereira, Geymüllers, Zichy, Baumanns u. s. w. Dann mach ich ein paar Visiten, geh entweder nach Hause und arbeite oder bringe meinen Abend teils im Theater, teils in Gesellschaften zu."

Zu den zuletzt genannten Gesellschaften wird auch der Zirkel zu rechnen sein, von welchem der bekannte österreichische Dichter Ignaz Friedrich Castelli (1781 bis 1862) im ersten Bande (S. 288) seiner Memoiren (4 Bde. Wien und Prag 1861) spricht. Er giebt dabei von Theodors Persönlichkeit und seinem bis zur Abreise von Wien unterhaltenen Verkehr mit ihm eine anschauliche Schilderung: „Es giebt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte so für sich einnehmen und mit denen man sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die

sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte jeder in seinem Innern lesen. Zweizüngigkeit und Hinterlist waren ihm ganz fremd. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüt, daß jeder Verkannte oder wie immer Leidende einen Verteidiger und — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt, und er liebte die ganze Welt.

„Mehr aber als die ganze Welt, liebte er die vortreffliche Schauspielerin, die nicht nur ihrer Kunst, sondern auch ihres tadellosen Wandels wegen ebenfalls von der ganzen Welt geliebte und geachtete Hofschauspielerin Antonie Adamberger. Das wäre ein Paar nach dem Herzen Gottes, nach ihren eigenen und nach jenen der Menschen geworden.

„Ich wohnte damals im Ballgäßchen im Blumenstock. Ich und mehrere meiner Freunde kamen gewöhnlich abends in dem Gasthause, welches sich in diesem Hause befand, zusammen. Da aber auch viele Fremde dahin kamen, und wir nicht ungestört und unbelauscht unsere Meinung austauschen konnten, so machte ich den Vorschlag, meine Freunde sollten sich bei mir versammeln: ich wolle ihr Bierwirt sein. Da brachten denn Körner, Meyerbeer, der Deklamator Sydow, Benedict, jetzt Kapellmeister des Drury-Lane-Theaters in London, Moscheles, K. M. v. Weber, Deinhardstein und mehrere andere die Abende bei mir zu. Speise und Trank ward aus dem Gasthause geholt. Jeder bezahlte das Seinige, und wir verlebten sehr vergnügte Abende."

Die aus dem Briefe Theodors vom 6. März citierten Worte bilden einen Teil des Schreibens, das die Gratulation zu der Mutter Geburtstage enthielt. „Das ist nun schon das dritte Mal, daß ich nicht bei Dir bin, wenn Dich ein neues Jahr in ein neues Leben ruft. — Eh ich von Euch getrennt wurde, hätte ich nicht begreifen können, wie mir das möglich werden sollte, wie ich nicht wenigstens in der traurigen Abgeschiedenheit den Tag verseufzen müßte, und jetzt sitz ich sechzig Meilen von Dir entfernt und fühle doch nur eine freudige Empfindung in mir vorherrschen. — Du hast es in Deinem letzten Briefe sehr schön gesagt, wenn man ein treues fernes Herz nur glücklich weiß, so ist man nicht von ihm getrennt. — Wir sind es nicht, und die kommende Zeit mag zwischen uns schieben, was sie will, und chinesische Mauern auftürmen, meine Gedanken fliegen darüber weg zu der geliebten Mutter und begegnen ihren Gedanken gewiß auf dem halben Wege. — Küsse den Vater und Emma in meinem Namen, denke an dem elften an Deinen Sohn, der im Geist unter Euch ist, und bleib ihm nah mit Deinem Segen!"

Vorliebe hegte. Die Fabel des Lustspiels ist ziemlich einfach: eine pedantische Gouvernante wird von zweien ihrer Obhut anvertrauten Mädchen, denen sie die Briefe ihrer Liebhaber vorenthält, mit List übertölpelt. Dabei findet wieder einmal das Motiv der Verkleidung Anwendung, indem das eine der Mädchen die Rolle einer alten Dame, der ehemaligen Erzieherin der Gouvernante, spielt und dieser, scheinbar bei einem Stelldichein überraschten Sittenrichterin den Text liest. An dem harmlosen Witz und der drastischen Komik des Stückes hat sich das Publikum lange ergötzt. In Berlin ist es vom 7. März 1815 bis zum 15. Juli 1839 nicht weniger als neunundfünfzigmal gegeben worden.

In dem damaligen Briefwechsel zwischen Vater und Sohn ist wieder von allerlei dramatischen Vorsätzen Theodors die Rede, von einem größeren Lustspiele, von der Wiederaufnahme des vor Jahresfrist aufgegebenen „Konradin", von einem Opernlibretto „Rübezahl", um das ihn Spohr gebeten hatte, von der Herausgabe eines Almanachs, worin er lyrische Gedichte veröffentlichen will, u. s. w. Aber alle diese Pläne blieben Pläne. Vielleicht trugen die vielen Ansprüche, die das gesellschaftliche Leben, insbesondere in der Karnevalszeit, an den Dichter stellte, einige Schuld daran. Die Gefälligkeit, mit der er seine Muse in den Dienst der Freundschaft stellte, wurde allgemach als etwas Selbstverständliches hingenommen. Dabei nahmen die geselligen Vergnügungen, zu denen er eingeladen wurde, kein Ende. Am angenehmsten war ihm nach wie vor der Verkehr in dem kleinen Zirkel der Frau v. Pereira: „Entweder wird da bloß gesprochen, oder ich lese vor; man erzählt Geschichten; die Damen geben uns Stoff zu Liedern, und Bartholdy und ich satteln den Pegasus." Einigermaßen erleichtert fühlte er sich, als der Karneval und damit die Zeit, wo er sich fast wie „ein allgemeines Gut" vorgekommen, zu Ende war, sodaß er wieder an eine regelmäßige Einteilung des Tages denken konnte. „Ich lebe hier," so schrieb er am 6. März an die Mutter, „ein sehr glückliches Leben, wie Du weißt. Bis um elf Uhr arbeite ich; dann geht's zur Toni; von da geh ich essen, wohin ich gerade eingeladen bin — zu Humboldts, Arnsteins, Pereira, Geymüllers, Zichy, Baumanns u. s. w. Dann mach ich ein paar Visiten, geh entweder nach Hause und arbeite oder bringe meinen Abend teils im Theater, teils in Gesellschaften zu."

Zu den zuletzt genannten Gesellschaften wird auch der Zirkel zu rechnen sein, von welchem der bekannte österreichische Dichter Ignaz Friedrich Castelli (1781 bis 1862) im ersten Bande (S. 288) seiner Memoiren (4 Bde. Wien und Prag 1861) spricht. Er giebt dabei von Theodors Persönlichkeit und seinem bis zur Abreise von Wien unterhaltenen Verkehr mit ihm eine anschauliche Schilderung: „Es giebt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte so für sich einnehmen und mit denen man sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die

Das schnell hingeworfene einaktige Stück erhebt seiner ganzen Anlage nach keinen Anspruch auf dramatische Wirkung. Die Handlung selbst ist nur ein Gerüst für Dialog und Monolog und spielt sich zwischen einem Hauptmann, einem Oberlieutenant und dem Träger der Titelrolle ab. Der Hauptmann, dem die rechte Hand zerschmettert ist, wacht trotz seiner Schmerzen neben dem schwer verwundeten Oberlieutenant. Dieser erwacht aus seinem Schlummer und dringt in den Hauptmann, daß er sein eigenes Leben dem Kaiser erhalten möge, da für ihn selbst keine Rettung mehr sei. Der Hauptmann folgt, wenn auch zögernd, den Bitten des Kriegskameraden, der mit einem Appell an die wehrhafte Jugend vom Leben Abschied nimmt: „O, könnt ich jetzt vor allen jungen treuen Herzen meines Volkes stehen und es ihnen mit der letzten Kraft meines fliehenden Lebens in die Seele donnern: es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! Der Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeern um die bleichen Schläfe windet. — Wüßten das die kalten Egoisten, die sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland seine Söhne zu seinen Fahnen ruft; wüßten das die feigen, niedrigen Seelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie ihre Redensarten auskramen, — wie es doch auch ohne sie gehen werde, zwei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wagschale des Sieges, und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr sind — ahneten sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn er für die gerechte Sache blutet: sie drängten sich in die Reihen. Freilich wird's auch ohne sie gehen, freilich geben zwei Fäuste den Ausschlag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches Recht auf alle seine Söhne? Wenn der Bauer bluten muß, wenn der Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen? Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Schnell zu den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt! Laßt Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt sie von euch, wenn sie euch halten wollen — den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!" Und nun naht zu seiner Rettung Joseph Heyderich, den er, als der Verlust der Schlacht drohte, mit der Compagniekasse an den Obersten abgeschickt hatte. Nach Erfüllung seines Auftrages war er zurückgeeilt, die Gefahr nicht achtend, die ihm die feindlichen Kugeln bereiteten. Selbst zum Tode getroffen, findet er den Verwundeten wieder und bietet seine letzten Kräfte auf, um ihm Hülfe zu bringen. Dann bricht er zusammen und scheidet mit dem freudigen Bewußtsein aus dem Leben, gut österreichisch geblieben und als ein ehrlicher Kerl im Dienste des Kaisers gestorben zu sein. „Vaterland," so lauten die dem Oberlieutenant in den Mund gelegten Schlußworte des Stückes, in die er an der Leiche seines treuen Freundes ausbricht, „Vaterland, sieh her! Solche Herzen schlagen in Deinen Söhnen, solche Thaten reifen unter Deiner Sonne. — Vaterland, Du kannst stolz sein!"

Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel und **Dr. Eugen Wildenow**

Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden

Gymnasialoberlehrer in Greifswald.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten.

Zweiter Band.



Leipzig 1898

Verlag von E. A. Seemann.

Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.

Theodor Körner

und die Seinen

geschildert

von

Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow
Begründer des Körnermuseums der Stadt Dresden
Gymnasialoberlehrer in Greifswald.

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Faksimiles und zwei Karten.

Zweiter Band.



Leipzig 1898
Verlag von E. A. Seemann.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Verzeichnis der Abbildungen zum zweiten Bande.

† = Sonderblatt, * = Original im Körnermuseum.



Das Theodor Körner-Denkmal bei Kitzen.

VII.

Theodor Körner als Lützower.

Fast fünf Jahre waren seit dem Abschlusse des für Preußen verhängnisvollen Friedens von Tilsit verflossen, als Napoleon sich zum Kriege gegen Rußland anschickte. Machtlos gegenüber der französischen Gewaltherrschaft, sah sich Friedrich Wilhelm III. gezwungen, zu dem Bündnisvertrage seine Zustimmung zu geben, der am 24. Februar 1812 zwischen Frankreich und Preußen gegen Rußland abgeschlossen wurde. Kaum mehr als ein Vasall erschien der König von Preußen neben dem übermächtigen Korsen, der das Schicksal der europäischen Welt in seiner Hand zu halten glaubte. Alle Mühen und alle Anstrengungen, mit denen die Edelsten des Volkes das Nationalgefühl anzuregen und zu stählen suchten, schienen umsonst gewesen zu sein; umsonst der Feuereifer, mit dem Ernst Moritz Arndt durch seine Schriften und Johann Gottlieb Fichte durch seine öffentlichen Vorträge (Reden an die deutsche Nation) auf eine Erhebung des Volksgeistes hingearbeitet hatten.

Der Zeitpunkt, wo das geschriebene und gesprochene Wort sich in Thaten umsetzen, die Kampfesstimmung zum Kampfe selbst führen sollte, schien wieder in weite Ferne gerückt zu sein. Auch Theodor sah diesem Zeitpunkte, wie wir wissen, mit Ungeduld entgegen. Nicht ohne Einfluß auf seine politische Gesinnung und

auf seinen Glauben an den Beruf Preußens, Deutschlands Befreiung herbeizuführen, wird sein Verkehr in dem Humboldtschen Hause gewesen sein. Mit dem ihm eigenen Scharfblick hatte der preußische Gesandte erkannt, daß eine Wiedergeburt Preußens nur durch eine von innen ausgehende Reorganisation möglich war. Gleich beim Antritt seiner wichtigen Mission hatte er die Verhältnisse, in welche der zum Tode erschöpfte österreichische Kaiserstaat durch Napoleons schlau berechnete Politik gedrängt war, durchschaut und gesehen, daß vorderhand bei einer nationalen Erhebung auf Oesterreich nicht zu rechnen war. Wohl aber konnte auch hier mancherlei geschehen, um gegen die immer mehr anwachsende Macht Napoleons einen Damm aufzurichten. So war in erster Linie sein Bestreben darauf gerichtet, Vertrauen zu Preußen zu erwecken und eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland anzubahnen mit dem Endziele, ein Bündnis der drei Staaten gegen Frankreich zum Abschluß zu bringen. Mit sicherem Takte verfolgte er dieses Ziel. Gewiß gehörte es zu den schönsten Triumphen, die dieser vielleicht bedeutendste diplomatische Förderer der großen deutschen Sache errang, als er, wenn auch spät, sein unablässiges Streben von dem herrlichsten Erfolge gekrönt sah.



Johann Gottlieb Fichte. Von 1762 bis 1814.
Nach einem Stiche von Bollinger.

Kaum minder als Oesterreich hatte inzwischen auch Sachsen, das Napoleon wie die Rheinbundstaaten an sich zu ketten verstanden, genugsam die tyrannische Willkür des Korsen kennen gelernt. Der Krieg von 1809, wo die Sachsen gegen ihre Stammesbrüder hatten fechten müssen, hinterließ bei dem größten Teile der Bevölkerung einen der französischen Herrschaft ungünstigen Eindruck. Besonders empfindlich wurde dann das Land, namentlich Leipzig, durch die Kontinentalsperre getroffen. Dazu waren die Finanzen zerrüttet, die Beziehungen zu Preußen wurden immer unerfreulicher, die Regierung des Herzogtums Warschau machte Schwierigkeiten: kurz, der ganze Zustand des Landes bot ein wenig erbauliches Bild. Und als nun gar Napoleon gegen Rußland rüstete, wurden namentlich an Sachsen mit Rücksicht auf Polen die maßlosesten Anforderungen

gestellt, die das Volk immer mehr erbittern mußten. Nichtsdestoweniger folgte die Regierung schließlich widerstandslos dem großen Strome, den Napoleon gegen Rußland in Bewegung setzte. Das Heer wurde neu organisiert, und die Persönlichkeit des Kaisers, sein unerhörtes Kriegsglück erwies sich mächtig genug, um dem gemeinen Manne Begeisterung für den Krieg einzuflößen und ihn das Elend, unter dem Fürsten und Volk litten, vergessen zu machen. Nachdem der König am 4. Januar 1812 aus Polen nach Dresden zurückgekehrt war, hatte Sachsen begonnen, seine Truppen zu dem bevorstehenden Feldzuge zusammenzuziehen. Schon Mitte Februar lagen unter dem Oberkommando des Generals Lecoq etwa 21400 Mann und 7200 Pferde — die Divisionen Thielmann und Funck — nebst 68 Geschützen in der Niederlausitz bereit; sie sollten unter dem Kommando des Generals Reynier das 7. Armeecorps und zusammen mit dem 5. und 8. Armeecorps den rechten Flügel des französischen Heeres bilden. Ende März brachen diese Truppen nach Polen auf; hier wurden sie, namentlich dadurch, daß man die Brigade Thielmann größtenteils dem 4. Reserve-Kavalleriecorps der großen Armee zuteilte, etwa auf 19000 Mann vermindert. Schon vorher hatten die Durchzüge durch das Land begonnen; dabei war aber Dresden aus besonderer Rücksicht, die der Kaiser auf die Person des Königs nahm, von der Last der Einquartierung und Verpflegung im allgemeinen verschont geblieben.

Deutlich zeigte sich die Stimmung des sächsischen Volkes bei den glänzenden Feierlichkeiten, welche Dresden im Mai zu Ehren Napoleons veranstaltete: nur Neugierde oder verschlossener Groll der Bürgerschaft begegnete dem französischen Kaiser, während dem unglücklichen Könige von Preußen überall, wo er sich zeigte, teilnehmende Hochachtung erwiesen wurde.

Am 22. Juni erfolgte die Kriegserklärung Napoleons an Rußland. Tags darauf brachen die ungeheuren Heeresmassen, über 600000 Mann, zu denen auch Preußen und Oesterreich ihre Kontingente hatten stellen müssen, auf. Wohl gelang es der Feldherrnkunst Napoleons und dem Mute der Soldaten, in den blutigen Schlachten bei Smolensk und an der Moskwa, wenn auch unter furchtbaren Verlusten, die Walstatt zu behaupten; dann aber brach Gottes Strafgericht schrecklich über den stolzen Eroberer herein. Der Brand von Moskau gab das Feuerzeichen zur allgemeinen Erhebung gegen die Geißel der Menschheit. Dennoch sollte es, dank der Uneinigkeit der deutschen Fürsten, ihrer Eifersucht und ihrem Mißtrauen, noch gewaltiger Anstrengungen bedürfen, ehe es gelang, mit der französischen Wirtschaft in Deutschland ein Ende zu machen.

Von den Siegen der großen Armee waren in der ersten Zeit des Feldzuges nur spärliche Nachrichten in die Heimat gelangt. Nach dem 27. September, wo man in Dresden den besonders durch die todesmutige Tapferkeit der sächsischen Reiterei erfochtenen Erfolg an der Moskwa feierte, hörte man vom Kriegschauplatze

fast nichts mehr. Wohl durchschwirrten dunkle Gerüchte von furchtbaren Ereignissen, von dem Brande der Hauptstadt und den Kämpfen an der Beresina, die Luft; aber erst, als in der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember Napoleon plötzlich auf einem einfachen Schlitten in Dresden vor dem in der Kreuzstraße gelegenen französischen Gesandtschaftshotel vorfuhr, um nach wenigen Stunden seine fluchtartige Reise nach Paris fortzusetzen, da ahnte man den tragischen Ausgang des so stolz begonnenen Unternehmens. Bald darauf brachten auch einzelne Augenzeugen und Teilnehmer, die in der kläglichsten Verfassung heimkehrten, ausführliche Kunde von der beispiellosen Katastrophe. An 20000 Sachsen hatten den Tod auf den Feldern Rußlands gefunden; die übrigen trafen seit dem 9. Januar einzeln oder in kleinen Trupps, krank und ausgehungert, ohne Waffen und Montierung in der Heimat ein. Nicht so sehr hatten die österreichischen und preußischen Truppen gelitten. Ihre Führer hatten andere Ziele im Auge, als die offizielle Politik ihnen vorschrieb. Bekannt ist die entscheidende Rolle, die der General York von Wartenburg bei der Wendung der Geschicke spielte, als er auf die Gefahr hin, als Hochverräter verurteilt zu werden, mit dem preußischen Heere am 30. Dezember auf die Seite Rußlands trat. Unmittelbar darauf erhob sich das Volk in Ostpreußen. Der Anfang der nationalen Erhebung war gemacht: es bedurfte nur noch eines Winkes von oben, um den Sturm zu entfesseln. Am 28. Februar schloß Preußen das Bündnis mit Rußland, und am 17. März erfolgte der „Aufruf an mein Volk“.

Anders als York handelte Schwarzenberg, der Führer des österreichischen Heeres. Auf Instruktionen von Wien her verhielt er sich abwartend; ohne zu Rußland in irgend ein näheres Verhältnis zu treten, war er auch nicht gewillt, die ihm anvertrauten Truppen für das französische Bündnis aufzuopfern. Nichts von der patriotischen Erregung, die fast überall bei den ersten sicheren Nachrichten von dem Rückzuge Napoleons lebendig ward, zeigte sich am österreichischen Kaiserhofe; vorläufig noch die Kräfte sparen und sich die freie Wahl einer selbständigen Politik offen halten: das war die Richtschnur des Wiener Kabinetts. Aber auch in Oesterreich ließ sich der patriotische Thatendurst nicht mehr zurückhalten. War es der kampfesfrohen Jugend auch verwehrt, in der eignen Heimat zum Schwerte zu greifen, jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle wurde jeder mit offenen Armen empfangen, der entschlossen war, sich den freiwilligen Kriegsscharen anzuschließen. Es läßt sich denken, mit welcher Spannung auch Theodor seit Abschluß der Konvention von Tauroggen der Entwickelung der Dinge entgegensah. Sein Entschluß stand fest, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen, sobald es der Lauf der Ereignisse gestatte. Darauf deutet ein Satz in einem Briefe an die Eltern vom 27. Januar 1813: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte!“

Der Vater, dem in der Atmosphäre des sächsischen Hofes die Augen noch nicht aufgegangen waren und dem der Gedanke fern lag, daß Theodor sein Glück und sein Leben für die Befreiung Deutschlands in die Schanze zu schlagen bereit sei, glaubte in den Worten eine Anspielung auf des Sohnes Verheiratung und die wegen der Verschiedenheit des Bekenntnisses der Verlobten auftauchenden Gewissensfragen zu erkennen. In seiner Antwort läßt er sich denn auch umständlich über dies Thema aus. Die Sache aber hatte dem Sohne, wie er am 10. Februar schreibt, noch keinen unruhigen Augenblick gemacht: „Ich hatte meine Worte auf den großen Kampf gemünzt.“

Durch diese Aufklärung war der Vater nicht gerade angenehm überrascht. Er warnt in seiner Erwiderung vor übereilten Schritten:

„Auf das, was Du meinst, läßt sich nicht schriftlich antworten. Ich verstehe Dich und ehre Deine Denkart, aber ich wiederhole meine Bitte: keinen entscheidenden Schritt zu thun, ohne vorher mündlich mit mir Rücksprache genommen zu haben. In einem solchen Falle bedarf es vollständiger Akten, ehe eine Resolution gefaßt wird. Bei den edelsten Beweggründen sind wir vor Illusionen der Phantasie nicht sicher, und wenn Opfer gebracht werden sollen, darf man wenigstens den rechten Zeitpunkt nicht verfehlen.“ Zugleich teilt er mit, daß in Dresden noch alles ruhig sei. Aber aus seinem folgenden Briefe vom 22. Februar geht hervor, daß sich auch in Dresden die Anzeichen des drohenden Gewitters bemerkbar machen. Mitte Januar und Februar wurden im ganzen Lande bedeutende Rekrutenaushebungen vorgenommen, die alsbald mit allem, was sich von der sächsischen Kriegsmacht noch im Königreiche befand, nach Torgau, das an Stelle Dresdens zur Festung umgewandelt war, abgingen; ebendorthin wurden auch größtenteils die Munitionsvorräte Dresdens geschafft, während man die öffentlichen Kassen, die Kostbarkeiten des Hofes u. a. nach dem Königstein in Sicherheit brachte. Am 25. Februar verließ der König, dem Beispiele Friedrich Wilhelms folgend, seine Hauptstadt und begab sich nach Plauen, um sich von hier aus mit dem verwandten Könige von Bayern und mit dem Kaiser von Oesterreich über die in der Folgezeit einzunehmende Haltung ins Einvernehmen zu setzen. Ein am Tage vor seiner Abreise veröffentlichtes Patent verkündete dem Volke den Entschluß seines Regenten; der König betonte darin, daß er, treu seinen bisherigen Bundesverpflichtungen, auch dermalen auf den glücklichen Erfolg vertraue, welchen ihm, wenn auch seine auf Herstellung des Friedens gerichteten Wünsche noch zur Zeit unerfüllt bleiben sollten, die mächtige Unterstützung seines großen Alliierten, der thätige Beistand der verbündeten Mächte und die erprobte Tapferkeit seiner mit Ruhm bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verspreche; schließlich stellte er den Unterthanen unter der Mahnung zur Treue, Ausdauer und Ruhe und unter dem Hinweis auf seine uner-

müdliche Sorgfalt für das wahre Beste des Vaterlandes seine baldige Wiederkehr in Aussicht.

Die Abreise des Königs und alles, was damit zusammenhing, meldete Dr. Körner schleunigst dem Sohne nach Wien. Wenn er aber diesmal noch hinzufügen kann, daß man im Volke keine Unruhe bemerke, so muß er bald darauf das Entgegengesetzte berichten.

Schon am 8. März rückte Reynier mit seinem Corps in die Hauptstadt ein. Die Truppen waren abgerissen, ausgezehrt und hatten zum Teil erfrorene Glieder. Sie wurden in Dresden und den benachbarten Dörfern einquartiert und sollten mit der Bürgergarde die Wachen beziehen. Die Zeit der Krise war da.

Die Zustände in Dresden fingen an, sehr unbehaglich zu werden. Seit dem 10. März herrschte in der Stadt Volksaufruhr. Schon die Erkenntnis, daß Reynier Dresden zum Stützpunkt seiner Operationen gegen den nachrückenden Feind machen und so schnell als möglich wieder in Verteidigungszustand setzen wollte, hatte böses Blut gemacht; aufs höchste aber war die Erbitterung gestiegen, als der französische General auf Befehl Eugens, des Vicekönigs von Italien, zur Minierung eines Pfeilers der Elbbrücke schritt, um sie im Notfall sprengen und dem Feinde den Uebergang über den Fluß erschweren zu können. Infolge dieser Maßregel kam es zu argen Konflikten, und nur mit Mühe konnte die Bürgerschaft beruhigt werden. Absichtlich mochte der Vater von diesen Symptomen der antifranzösischen Stimmung, die sich in allen Schichten der Bevölkerung immer mächtiger regte und bei den niederen Volksschichten offen zu Tage trat, dem Sohne nichts schreiben, um dessen ohnehin schon entflammtes Gemüt nicht noch mehr aufzuregen und mit neuem Grimm zu erfüllen. Denn noch lebte er der Zuversicht, daß Theodor in Wien gut aufgehoben und weit vom Schusse wäre. So mahnt er ihn denn, er möge seine glückliche Lage ungestört genießen und zu immer weiteren Fortschritten benutzen.

Auch in einem vom 11. März datierten Briefe der Mutter spiegelt sich die Befriedigung der Eltern über den Umstand wieder, daß Theodor von den politischen Wirren nicht unmittelbar berührt wurde. „Ich habe gefunden," schreibt sie, „daß ich eine Egoistin bin; denn da ich Dich entfernt von diesen Uebeln weiß und glücklich und froh — und der gute Vater, meine Emma und die Tante um mich sind, so habe ich auch keinen Augenblick Angst gehabt und die zwei unruhigen Nächte recht gut geschlafen: ich habe nur Liebe für Euch."

Inzwischen waren in Preußen die Würfel gefallen. Schon am 22. Januar war Friedrich Wilhelm von Potsdam aus dem Bereiche der Franzosen aufgebrochen. Am 25. traf er in Breslau ein, und am 3. Februar erließ er, gedrängt und getragen von der für den Freiheitskampf begeisterten Volksstimmung, den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps.

Es ist hier nicht der Ort, den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse, die den Sturz Napoleons herbeiführten, im einzelnen zu verfolgen. Nur soweit sie in das Schicksal unseres Dichterhelden eingreifen, werden wir uns eingehender mit ihnen beschäftigen müssen.

Am 10. März giebt Theodor den Seinen offen Kunde von seinem Vorsatz, in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten:

„Lieber Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine

Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabend oder Montag reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß; vermutlich giebt mir der Fürst Urlaub; wo nicht: es giebt in der Kunst keine Ancienneté, und komm ich wieder nach Wien, so hab ich doch das sichere Versprechen des Grafen Pallfy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

Drei Tage später schreibt der Dichter einen zweiten Brief, in dem er zunächst als fest bestimmten Termin für seinen Aufbruch von Wien den 15. März angiebt. Dann folgen Mitteilungen über die Regelung seiner äußeren Verhältnisse. Das Wichtigste war, daß Fürst Lobkowitz ihn aus dem Theaterverbande entlassen, ihm zugleich aber das schriftliche Versprechen gegeben hatte, bis zu seiner Zurückkunft ihm die Stelle offen halten zu wollen. Mit blutendem Herzen aber denkt er an den bevorstehenden Abschied von Wien: verlassen soll er die seligen Gefilde der Liebe und Freundschaft, sich trennen von all dem Glück, das fast in Ueberfülle auf ihn herniedergeströmt ist. „Ich habe jetzt Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie ich doch hier von vielen Leuten recht sehr geliebt werde. Der gute Streicher gab sich alle Mühe, mich durch seine Gemeinsprüche in das Gleis der Vernunft, wie er sagte, zurückzuführen. Schreibt doch an Toni etwas Beruhigendes, besonders soll ihr die Mutter etwas wegen der Gesundheit raten. Das arme Kind ist wirklich mager geworden. Der Abschied von Wien liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen! Wäre das schon überstanden! — Warum muß die gerade Straße der Pflicht unbarmherzig manch stilles Blümchen niedertreten, das gern am Wege aufgeblüht wäre?" Am Schlusse des Briefes meldet er, daß es heiße, das Freicorps, dem er beitreten wolle, werde nach Sachsen marschieren. „Ich weiß nicht," fügt er hinzu, „ob es Euch angenehm ist, mich so wiederzusehen; wenigstens hoffe ich, Euch in den für mich liebsten Verhältnissen dort zu finden. — Freitag früh denke ich in Breslau zu sein. — Behüte Euch Gott, und segnet mich, wenn auch ein paar Thränen mit drein fallen sollten!"

Spricht sich in den letzten Worten noch der Zweifel aus, ob die Eltern

seinen Entschluß billigen werden, so nahm ihm alsbald ein Schreiben aus Dresden diese Besorgnis.

„Lieber Sohn! Vorerst nur ein paar Worte. Du hast Dich in mir nicht geirrt. Wir sind einverstanden. Für alle Deine Bedürfnisse wird unser alter schlesischer Freund oder der jüngere Freund, an den ich Dich in Berlin empfahl, sorgen, bis ich es selbst unmittelbar thun kann. Gieb uns bald Nachricht entweder auf dem ordentlichen Wege, sobald Du gewiß überzeugt bist, daß die Kommunikation wieder offen ist, oder durch den Vetter, indem Du Deinen Brief bloß Patri überschreibst! Der Vetter wird ihn schon weiter besorgen. — Alles grüßt herzlich, besonders die Mutter. Lebe recht glücklich!

Dein treuer Vater."

In einem späteren Briefe wiederholte er für den Fall, daß der erste nicht an Theodor gelangt wäre, die Versicherung, daß beide, Vater und Sohn, ganz eines Sinnes wären. Die Namen sind absichtlich weggelassen, damit, wenn die Briefe etwa in unrechte Hände kämen, für niemand Unannehmlichkeiten entständen. Jedenfalls erhellt schon aus diesen kurz gehaltenen Schriftstücken, daß der Vater als sächsischer Unterthan und Staatsbeamter es schmerzlich bedauerte, seinen König nicht an der Seite Preußens zu sehen. Leider verloren ist ein ausführliches Schreiben, in dem sich die innigste Vaterliebe, der Stolz auf den Sohn, in dem er sein köstlichstes Besitztum erblickte, vereinigte mit dem begeisterten Gefühle, daß es eine heilige Sache wäre, die Theodor verfechten wollte. Wir wissen nur, daß der Brief, den der Dichter später bei seiner Durchreise durch Berlin im Hause des Hofrates Parthey gelassen hatte, dort oft vorgelesen und gelobt worden war; ein oder der andere Freund hatte ihn wohl auch geliehen, um ihn weiteren Kreisen mitzuteilen; er ging von Hand zu Hand und war nach einiger Zeit spurlos verschwunden.

Inzwischen war für Theodor die Stunde des Abschieds von Wien gekommen. Schon am 12. März hatte ihm Castelli aus Anlaß seiner bevorstehenden Abreise ein vierstrophiges Gedicht gewidmet, worin er, voll Hoffnung in die Zukunft schauend, den hochherzigen Entschluß des Freundes feierte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. versammelte sich sodann eine Reihe von Freunden zur Besprechung der für die nächste Zukunft zu thuenden Schritte in des Dichters Wohnung. Unter ihnen befand sich auch der ihm von Leipzig her bekannte G. Sommer. Diesem zeichnete er im Anschluß an ein „als ein teures Andenken" aufbewahrtes Petschaft, auf dem ein dem durch Wolken verhüllten Sonnenlichte zufliegender Pfeil mit der Unterschrift „Durch" eingraviert war, dasselbe Bild und dieselbe Devise ins Stammbuch, indem er die Worte darunter schrieb: „Dein Leidens-, Freudens- und Kampfgenosse in spe Theodor Körner." Durch die Wolken zur Klarheit: das wurde von jetzt an sein Wahlspruch.

Am folgenden Tage wurde, wie Philipp Veit in dem schon früher erwähnten Briefe vom 28. April 1876 mitteilt, dem Dichter zu Ehren ein Abschiedsmahl gefeiert, bei welcher Gelegenheit er in jugendlichem Uebermute äußerte, er wünsche sich eine recht interessante Schmarre im Gesichte. „Ich glaube," so fügt Veit hinzu, „er bekam sie, und von da an ward er ernst und dichtete die bekannten Lieder mit der Todesahnung." Auch den Abend dieses Tages verlebte er zusammen mit seinen Freunden; dabei widmete er Castelli folgende Zeilen:

„Die Freundschaft hat uns verbunden,
Das Schwert zerschneidet das Land;
Doch was sich im Liede gefunden,
Das bleibt sich im Liede verwandt".

und auch hierunter setzte er das Wort „Durch". Wie sehr er von diesem Wahlspruche eingenommen war, bezeugt auch das um jene Zeit entstandene, in „Leyer und Schwert" aufgenommene Gedicht „Durch", worin er unter dem Hinweis, daß man nun lange genug gezögert, gebetet und unthätig dem Verderben zugeschaut habe, das deutsche Volk zu energischem Handeln auffordert.

„Was soll das ew'ge Zaudern? —
Hier hilft nur rasche That,
Die kraftvoll ohne Schaudern
Das Schlangenhaupt zertrat.
Soll euch die Rüstung schützen? —
Sonst wehrt sie wohl dem Streich;
Jetzt ruft sie nach den Blitzen,
Ruft Rache über euch! —

Nein, frisch! Ein freudig Siegen
Kommt nur nach heißer Schlacht! —
Seht ihr den Pfeil dort fliegen?
Der bricht die Wolkennacht.
Durch muß er, durch! — Der Bogen
Schonte die Sehne nicht;
Der Pfeil ist durchgeflogen,
Schwimmt nun im Sonnenlicht!

Durch, Brüder, durch! — Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz.
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!
Soll uns der Sumpf vermodern? —
Was gilt der Weltenbrand?
Drum laßt den Blitz nur lodern.
Durch! — Dort ist's Vaterland!"

Dieselbe Grundstimmung geht auch durch den bereits im Februar gedichteten Rundgesang „Trost“:

„Und wie wir hier zusammenstehn,
In Lust und Leid getaucht,
So wollen wir uns wiedersehn,
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann frisch, Gesellen! Kraft und Mut!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt. —
Und Du im freien Morgenrot,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ' uns, Herr! wär's auch zum Tod!
Führ' nur das Volk zum Sieg!“

Stiller, aber desto schmerzlicher war der Abschied von seiner Gönnerin, der hochherzigen Frau von Pereira, in deren Hause die Cousine immer noch weilte; am schmerzlichsten jedoch mußten sich die letzten Augenblicke gestalten, die der Sänger mit seiner geliebten Toni verbrachte. Einen Nachklang davon haben wir in den rührenden Zeilen, die sie an seine, ihre Mutter etwas später richtete, nachdem diese der Vereinsamten brieflich Trost gespendet hatte. In tiefgefühlten Worten bedankt sie sich und schildert ihr Weh, daß sie durch ihre Verpflichtungen an das Burgtheater gefesselt sei, während der Gram ihr Herz zerwühle. (S. S. 12 ff.)

Versehen mit Briefen von Humboldt, der ebenso wie Schlegel bei dem Entschlusse Theodors zu Rate gesessen und ihn trotz der Befürchtung, daß er vielleicht von der sächsischen Regierung als Ueberläufer requiriert werden möchte, entschieden gebilligt hatte, verließ der Dichter am 15. März die ihm so lieb gewordene Kaiserstadt. Was Schlegel gefürchtet hatte, geschah wirklich: im „Dresdener Anzeiger für jedermann“ stand am 15. September der Name Carl Theodor Körner, Theaterdichter, auf der Liste der 171 „jungen Bursche“, die der Rat von Dresden öffentlich zur Erfüllung ihrer Militärpflicht, d. h. also zum Kriegsdienste gegen die Verbündeten aufrief. Wie schwer ihm die Trennung geworden ist, das hat er später in dem tief empfundenen Gedichte „Der Abschied von Wien“ poetisch ausgesprochen. Nicht schämt er sich der Thräne, die sich in seinem Auge regen will: über alles geht ihm die Pflicht, und diese ruft ihn zu werben um die Krone, die er so oft im Gesange gefeiert, ruft ihn zu kämpfen für sein Volk und die Freiheit, ruft ihn seiner Kunst ein Vaterland zu erfechten, und gälte es auch das eigene Blut. Mit heroischem Entschluß reißt er sich los, wenn auch das Herz vor Wehmut ihm brechen will.

„Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe:
Es giebt ja keinen Tod für unsre Liebe.“

Am 18ten May. 1813

Liebe gütige Mutter!

Endlich finde ich einen unbelauschten Augenblick, in dem ich Ihnen für Ihre Güte, Ihren Trost, dem guten Vater für seine Nachschriften, und seinen väterlichen Antheil danken könnte, wie ich es in meiner jetzigen Lage aufrichtig wünsche. Liebe gute Mutter! Es stürmt gewaltig in meinem Herzen: Nie, ich bitte Sie, ein solch Leiden erfahren, wie ich, die ich Kinder, aber keine Mutter, meine Mutter; doch ich ja erst gesehen, daß ich in diesem Augenblicke sehr unglücklich bin. Sein Leben, seine Gesundheit so vielen Gefahren hingegeben, vielleicht hingeopfert dem Tyrannen. O Mutter der Gedanke tödtet mich schon so viele Stunden er wird mich

Brief der Braut Th. Körners an dessen Mutter. (Original im Besitz des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.)

mich und Leben bringend. Ich kann nicht
klagen über meine Gesundheit. Ich
fühle mich nur *schwächlich* [?] kein Schmerz [?],
ich esse *tüchtig* [?] aber auch [?] Ich bin
so schwach, so matt. Aber Spazierengehen [?]
ist angenehm erfrischt, im Ganzen bin
ich also sehr schwächlich, aber ich hoffe
es soll nicht bleiben. Später hat mich
gebeten [?] mich zu schonen, und lieber [?]
es auch wirklich. Ich bin den Tag
im Zimmer [?], arbeite viel spiele
fast alle Tage, und zerstreue [?]
mich so sehr ein [?] möglich aber
in der Seele wird's nicht
ruhig. Ich sehe so viele Leute
um mich, und so wenig Menschen.
Die Sorgen um mich oder gleichgültig [?]
sten kleinen Nachrichten, die mich

zu baden denken, und die sie selbst
nicht glauben, mit einer Sicherheit,
einer Oberflächlichkeit, die mich
erstaunt macht. [illegible] [illegible]
[illegible] hat auch Schwimmen gelernt,
dennoch war ich glücklich. Nun hat
sie kein Fieber mehr, und ich bin
vergnüglich. Ich kann Dir immer viel
schreiben, weil meine Augen so
brennen. Doch alles trägt sich und
gewöhnt sich, nur das nicht, daß
meine Mutter manchmal an mich
denkt, mich versteht, und mich bedauert.
Ach Gott wie traurig ist die gute liebe
Frau. Meine Tante ist gut, sie sucht
Alles möglichst mich zu zerstreuen
und aufzuheitern, aber sie ist ihr
doch nicht verwandt, sie fühlt keine
schönen Gedanken, ihre Lebensart,
Character ist so ganz wie ihr, und meine
Mutter. Und welch großer Unterschied

mich zärtlicher unserm Geschicke fortsch-
lenken Sie endlich aufgehoben
ist nun auch gut gemacht worden
es ist doch auch durchzuführen, jede
Tugend, jedes Talent hat meine
gute Mutter zu erhalten, zu üben
gesucht, den göttlichen Funken in seiner
Seele, hat sie angezündet ~~gepflegt~~ genährt
Ich aber, ich habe ihn ein schrecklich
Opfer, und ging er ein Traum
an meinem schönen Himmel auf
der nach düsteren Wolken
verdeckte. Ich glaubte früher zuweilen
zu sehen und Gott sey Dank! er
strafte den Frevel des Gottes-
läugnung nicht er sandte mir
Schwäne, und machte mich selig.
O könnte ich ihn kindlich verdienen.
Und dieses Kreuz Alles, mein Leben,
meine Seele ist in Gefahr! — Lieben
Sie auch liebe gute theure Mutter und
denken Sie mit Liebe an Ihren einen Sohn

Sein nächstes Ziel war Breslau, der „Brennpunkt des heiligen Krieges“. Hier hatte der Major Adolf von Lützow bereits am 19. Februar sein Werbebureau für das mit königlicher Erlaubnis zu bildende Freicorps errichtet. Scharnhorst hatte dem Könige schon im Januar vorgestellt, wie wichtig es wäre, daß auch für die patriotisch gesinnten Männer der noch unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen ein Centralpunkt geschaffen würde. Dazu wäre es am besten, leichte Corps zu bilden. Ganz in diesem Sinne hatte Lützow im Vereine mit den Majoren von Petersdorff und von Helden-Sarnowsky am 9. Februar bei dem Könige ein Immediatgesuch eingereicht und darin gesagt, es hätten ihn Männer, die nicht mehr zum Dienste herangezogen werden könnten und doch von dem höchsten Eifer beseelt wären, für das Wohl des Staates mit eintreten zu dürfen, aufgefordert, von dem Könige die Erlaubnis zu erbitten, daß sie sich zu besonderen leichten Corps vereinigten und mit Ausländern vermehrten. Sie würden sich selbst vorschriftsmäßig kleiden und remontieren. Die Organisation dieses Corps würden frühere preußische Offiziere übernehmen, damit keiner der aktiven der Armee entzogen würde.

Darauf erfolgte am 18. Februar an die Bittsteller, mit denen inzwischen im Auftrage des Königs namentlich Hardenberg und Scharnhorst in Verbindung getreten waren, nachstehende Kabinetts-Order:

„Ich erteile Ihnen auf Ihr Schreiben vom 9. d. Mts. sehr gern die Erlaubnis, ein Freicorps unter folgenden, von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen zu errichten, nämlich:

1. daß Sie die Mannschaft selbst durch Freiwillige, vorzüglich von Ausländern, anwerben, einkleiden und remontieren, von seiten des Staates also nichts geliefert wird als die Waffen für diejenigen, welche sich selbst keine brauchbaren Büchsen und Kavallerie-Seitengewehre anschaffen können;

2. daß Sie die Besoldung nur immer für den gegenwärtigen Bestand verlangen und nicht eher eine zweite Compagnie oder Eskadron zu errichten anfangen, als bis die erste vollzählig ist;

3. daß Sie, wenn Ihr Corps nicht zu der Stärke kommen sollte, um es für sich gebrauchen zu können, dasselbe zu den Bataillonen oder Kavallerie-Regimentern, gleich den Jäger-Detachements, verteilen wollen;

4. willige Ich ein, daß das Corps, gleich den leichten Truppen, außer der Linie gebraucht und schwarze Montierung, jedoch nach der Ihnen noch zu gebenden Vorschrift, trage und

5. genehmige Ich, daß verabschiedete untadelhafte Officiere, vorzüglich aus dem Auslande, zur Anstellung bei dem Corps Mir in Vorschlag gebracht werden dürfen.

Sein nächstes Ziel war Breslau, der „Brennpunkt des heiligen Krieges“. Hier hatte der Major Adolf von Lützow bereits am 19. Februar sein Werbebureau für das mit königlicher Erlaubnis zu bildende Freicorps errichtet. Scharnhorst hatte dem Könige schon im Januar vorgestellt, wie wichtig es wäre, daß auch für die patriotisch gesinnten Männer der noch unter französischer Herrschaft stehenden deutschen Provinzen ein Centralpunkt geschaffen würde. Dazu wäre es am besten, leichte Corps zu bilden. Ganz in diesem Sinne hatte Lützow im Vereine mit den Majoren von Petersdorff und von Helden-Sarnowsky am 9. Februar bei dem Könige ein Immediatgesuch eingereicht und darin gesagt, es hätten ihn Männer, die nicht mehr zum Dienste herangezogen werden könnten und doch von dem höchsten Eifer beseelt wären, für das Wohl des Staates mit eintreten zu dürfen, aufgefordert, von dem Könige die Erlaubnis zu erbitten, daß sie sich zu besonderen leichten Corps vereinigten und mit Ausländern vermehrten. Sie würden sich selbst vorschriftsmäßig kleiden und remontieren. Die Organisation dieses Corps würden frühere preußische Offiziere übernehmen, damit keiner der aktiven der Armee entzogen würde.

Darauf erfolgte am 18. Februar an die Bittsteller, mit denen inzwischen im Auftrage des Königs namentlich Hardenberg und Scharnhorst in Verbindung getreten waren, nachstehende Kabinetts-Order:

„Ich erteile Ihnen auf Ihr Schreiben vom 9. d. Mts. sehr gern die Erlaubnis, ein Freicorps unter folgenden, von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen zu errichten, nämlich:

1. daß Sie die Mannschaft selbst durch Freiwillige, vorzüglich von Ausländern, anwerben, einkleiden und remontieren, von seiten des Staates also nichts geliefert wird als die Waffen für diejenigen, welche sich selbst keine brauchbaren Büchsen und Kavallerie-Seitengewehre anschaffen können;
2. daß Sie die Besoldung nur immer für den gegenwärtigen Bestand verlangen und nicht eher eine zweite Compagnie oder Eskadron zu errichten anfangen, als bis die erste vollzählig ist;
3. daß Sie, wenn Ihr Corps nicht zu der Stärke kommen sollte, um es für sich gebrauchen zu können, dasselbe zu den Bataillonen oder Kavallerie-Regimentern, gleich den Jäger-Detachements, verteilen wollen;
4. willige Ich ein, daß das Corps, gleich den leichten Truppen, außer der Linie gebraucht und schwarze Montierung, jedoch nach der Ihnen noch zu gebenden Vorschrift, trage und
5. genehmige Ich, daß verabschiedete untadelhafte Officiere, vorzüglich aus dem Auslande, zur Anstellung bei dem Corps Mir in Vorschlag gebracht werden dürfen.

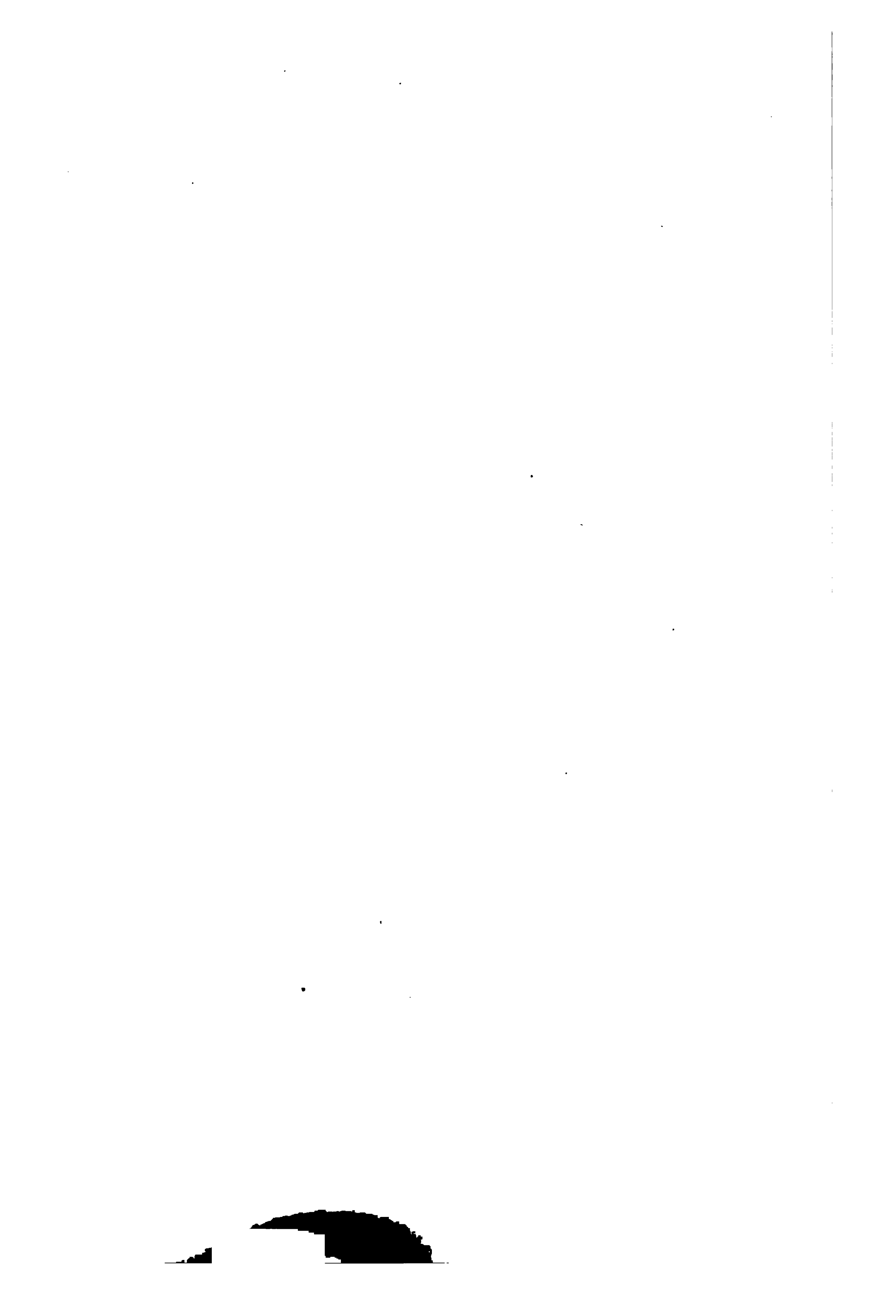
Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Prinz und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit habe ich
ganz unterthänigst zu melden, daß
Majestät der König allergnädigst
haben mir die Erlaubniß zu
ein Kriegs-Corps zu errichten. Ich
mich nun der Pflicht diese Ew. Kö
Hoheit anzuzeigen schuldig, um
Allerhöchstdieselben unterthänig
mich in meinem Vorhaben aller
zu unterstützen, da ich mit Gew
die Unterstützung aller wohlgesin
Patrioten, insbesondere aber
Ew. Königlichen Hoheit gerechnet ha
mir Allerhöchstdero Eifer für
land nur zu bekannt und ewig
lich bleiben wird.

In der Zuversicht keine Fehl
zu haben und in der Schmeichelhaf
durch Ew. Königlichen Hoheit Gna
Unternehmen zum Wohl des Vat
nun so eher gedeihen zu sehen,
ich in tiefster Ehrfurcht .,

Ew. Königlichen Hoheit

allerunter





Adolf von Lützow, Chef des kgl. preußischen Freicorps. Von 1782 bis 1834.
Nach dem Oelgemälde von Walter Witting.

Sie werden sich durch den Eifer, welchen Sie auf die Zusammenbringung dieses Corps verwenden, ein Verdienst um das Vaterland erwerben, und Ich fordere Sie um so mehr auf, alles aufzubieten, um Ihr Vorhaben auszuführen, da Ich Mir versprechen darf, daß das Corps unter Ihrer Führung sehr nützliche Dienste leisten wird. gez. Friedrich Wilhelm."

So war das Lützowsche Corps, das offiziell „Königlich preußisches Freicorps" hieß, ins Leben gerufen. Sofort wurde mit der Organisation begonnen. Lützow selbst übernahm die Bildung der Kavallerie, Petersdorff die der Infanterie, während von Helden-Sarnowsky nach wenigen Tagen aus dem Verbande ausschied, da seine Versetzung in den Generalstab der Armee erfolgte.

Zu den Männern, die sich zunächst um das Lützowsche Corps, das alle deutschen Brudervölker mit einem innigen Bande umschlingen sollte, teils durch Sammlung freiwilliger Beiträge zur Ausrüstung der Unbemittelten, teils durch ihre organisatorische Thätigkeit Verdienste erwarben, gehören der Gymnasiallehrer (nachherige Geheimrat) Lange, Hofrat Heun (H. Clauren), Prof. Carl Müller (im Bureau des Ministers von Stein beschäftigt), Hofrat Dr. Dorow, Graf Dohna-Wundlaken, der Schwager Lützows, und namentlich Dr. Ludwig Jahn, die später alle, mit Ausnahme von Heun, kürzere oder längere Zeit dem Corps selbst als Mitglieder angehörten. Ueber seine Thätigkeit läßt sich besonders Jahn am 19. Februar in einem an den Oberkonsistorialrat Natorp zu Potsdam gerichteten Briefe aus:

„Meine Abreise von Berlin war so schnell und mußte so eilig sein, daß ich nicht einmal schriftlich von Ihnen Abschied nehmen konnte. Es geht mir wohl, so wohl, wie es mir lange nicht gegangen ist, und bald, hoffe ich, soll beginnen, was ich jahrelang wünschte. Unser König hat die Errichtung einer leichtbewaffneten und leichtbeweglichen Freischar aus Freiwilligen, vornehmlich Ausländern, genehmigt. Alte versuchte Schillsche und andere Hauptleute werden sie führen. Unter ihnen und mit ihnen werde ich meinen ersten Feldzug machen. Bis jetzt bin ich Werber, Betreiber, kurzweg ein Ausrichter namenloser und zahlloser Geschäfte. Was unsere Schar für die Zeit und das Vaterland sein will, sollen Sie nächstens im Druck lesen. Sobald meine Sammlung „Wehrlieder" heraus ist, erhalten Sie dieselbe. Wir haben gleich ein Singechor eingerichtet. Ein Schüler von Zelter ist Vorsteher davon. Nun eine Bitte. Sie haben weitreichende Bekanntschaften und können unserer Schar gewiß manchen patriotischen Beitrag zuwenden. Wir nehmen dankbarlichst an, was uns gegeben wird: Geld, Pferde, Tuch und Büchsen."

Als Formationsort des Corps war zunächst Breslau, der Mittelpunkt der nationalen Erhebung angegeben. Im „goldenen Scepter" war hier das Werbebureau aufgeschlagen, und bald strömten von allen Seiten Freiwillige, zunächst

von den Universitäten, dann aber aus allen Berufsklassen und Altersstufen zusammen.

Karl Immermann, der die Lützowsche Freischar „die Poesie des Heeres" nennt, giebt über deren Zusammensetzung folgende Schilderung: „Ist der alte Blücher der erdgeborne Mut, die erfolgbringende Thatkraft, so tritt in einem anderen Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare, innerlich aber ebenso bedeutende Potenz jenes Kampfes besonders hervor. Die Jugend und Frische des deutschen Gesamtlebens war in seinen zartesten Nerven von der fremden Ueberziehung angetastet worden; deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dargeliehenen oder aufgedrungenen Geistesformen weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüte der Jugend aus dem Hörsaal, der Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit. Diese Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Geistes, welche ihr anheimfallen sollte, auf dem Spiele stehe. Der Atem dieser Jugend durchdrang erfrischend das Heer; überallhin waren ihre Sprossen gepflanzt; nirgends aber stand der junge grüne Hain so dicht, als in der Lützowschen Freischar. Hier war der Student der Nebenmann des jungen Geistlichen; Aerzte, Künstler, Lehrer, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Teil schon hochgestellte Beamte von besonderem Schwunge des Wirkens, Gelehrte und Forscher mancher Art waren an die wenigen Compagnieen und Schwadronen verteilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufwachen sollten, das farblose Schwarz trugen. Unsere Sinnes- und Geistesart war gewissermaßen dort in einer gedrängten und übersichtlichen Gruppe nach ihren verschiedensten Formen sichtbar. Ein kühner, freisinniger Führer hielt diese eigenartigen Persönlichkeiten, diese wundersame Genossenschaft unter den schwierigsten Umständen in Sieg und Niederlage zusammen. Ich nenne einige wenige Namen, wie sie mir einfallen, und ohne damit andeuten zu wollen, daß sie das Ganze auch nur annähernd bezeichnen können — die Namen: Friesen, Graf zu Dohna, Reil, Vietinghoff, Eckstein, Dorow, Beuth, Helmenstreit, Ennemoser, Kruckenberg, Petersdorff, Jahn, Berenhorst, Meckel, Förster, endlich Theodor Körner."

Bereits am 26. Februar war eine vollständig ausgerüstete Jägercompagnie — 15 Oberjäger, 3 Hornisten, 182 Jäger, in Summa 200 Mann — und eine Schwadron — 15 Oberjäger, 3 Trompeter, 132 Jäger, in Summa 150 Mann — gebildet. Als vorläufiger Standort war auf Grund einer Verfügung der Breslauer Regierung vom 18. Februar für die Infanterie das Städtchen Zobten und für die Kavallerie das drei Kilometer nördlich davon gelegene Dorf Rogau-Rosenau bestimmt. Die Uniform der Infanterie bestand in der kurzen, aus schwarzem Tuch hergestellten, mit zwei Reihen von je acht gelben erhabenen

Knöpfen versehenen Litewka, einer Art Waffenrock, hinten mit Falten, ohne Schlitz. Der schwarze Stehkragen, sowie die gleichfalls schwarzen Aufschläge und Achselklappen hatten eine schmale Einfassung von rotem Tuch, welche vorstoßartig auch an der vorderen Kante der Litewka angebracht war. Die Kopfbedeckung glich der für das einstige Schillsche Corps vorgezeichneten Form: sie bestand in einem mit Agraffe, Fangschnüren und einem seitwärts herabfallenden schwarzen Haarbusch gezierten schwarzen Tschako. Weiter war die Infanterie versehen mit einem an schwarzem Riemen getragenen Tornister, über welchem Mantel und Kochgeschirr aufgeschnallt wurden, mit einer hellen, an besonderem Leibgurt oder an einem Riemen über die Schulter getragenen Patronentasche und endlich mit einem Bandelier, dessen Tasche für den Hirschfänger oder das allerdings meist fehlende Seitengewehr bestimmt war. Als Hauptwaffe sollte eins von den damals gebräuchlichen Gewehren dienen. Neben diesen „Flintenjägern" — so nannten sich die das Gros der Infanterie bildenden Füsiliere, unter die alle ohne Beschränkung aufgenommen wurden, selbst, da alle Jäger sein wollten — gehörten aber zu den Fußtruppen die aus den besseren Ständen sich rekrutierenden Jägerdetachements, aus denen gemäß höherer Order nach Umständen Offizier- und Unteroffizierstellen besetzt werden sollten, wenn die Betreffenden diese Anstellung wünschten, sich dazu eigneten und sich die Gelegenheit dazu böte. Demgemäß sollten alle Besitzer größerer Landgüter und Staatsdiener, die Räte waren oder doch Ratsrang hatten, bei ihrem Eintritt in die Jägerdetachements die Offiziersuniform des gewählten Corps tragen dürfen, alle anderen jungen Männer aber das Offiziersportepee erhalten. Die freiwilligen Jäger, welche von vornherein die Offiziersuniform tragen durften, hießen Volontäroffiziere; es konnte aber jeder freiwillige Jäger nach einer Dienstzeit von zwei bis drei Monaten auf Grund der Wahl der Jäger der betreffenden Detachements zum Volontäroffizier ernannt werden. Die Beförderung von Volontäroffizieren zu wirklichen Offizieren blieb der königlichen Entscheidung vorbehalten. Die Uniform dieser Jägerdetachements, von denen zu jeder Compagnie eines gehören sollte, unterschied sich in nichts von der der übrigen Infanterie; auch hier also war die Grundfarbe schwarz im Gegensatz zu den durch den Aufruf vom 3. Februar gebildeten freiwilligen Jägercorps, welche eine dunkelgrüne Kleidung trugen. Statt des Gewehres aber hatten sie eine Büchse; daher nannten sie sich „Büchsenjäger". Zu der Infanterie gehörte schließlich auch eine allerdings erst etwas später sich bildende Artillerie, die gleich den übrigen uniformiert war.

Die Kavallerie sollte aus Husaren-, Ulanen- und Jägerschwadronen bestehen. Während die letzteren hinsichtlich der Litewka sich in nichts von den Jägerdetachements zu Fuß unterschieden, hatten die Husaren und Ulanen statt dessen einen schwarzen Dolman, dessen Kragen bei den Unteroffizieren gerade so wie

bei der Infanterie mit goldenen Tressen geziert war. Die Offiziere trugen schwarze Pelze. Der Tschako der Kavallerie bestand aus grauem Filz, ja häufig nur aus Pappe, mit gelben, gewölbten Schuppenketten und einem schwarzen, ledernen Kinnriemen. An Stelle der Achselklappen traten hier geschuppte Epaulettes. Zu ihrer Ausrüstung gehörten eine Patronentasche von dunklem Leder mit vergoldetem Adler und schwarzem Bandelier und schwarzlederne Handschuhe. Ihre Bewaffnung bestand aus einem Säbel und zwei Pistolen, zum Teil aus Karabinern. Die Ulanen trugen Lanzen.

Die Offiziere des gesamten Freicorps hatten Kragen und Aufschläge von schwarzem Sammet und statt der damals üblichen Epaulettes gleichfalls schwarze Achselklappen, deren äußerer Rand mit einer silbernen Litze eingefaßt war. Die sogenannten Volontär- oder Corpsoffiziere hatten an Stelle der silbernen goldene Litzen; jedoch wurden hier auch Epaulettes getragen. Die Auszeichnung der Oberjäger endlich bestand in einer silbernen Tresse quer über die Mitte der Achselklappe.

Die Formation des Freicorps schritt inzwischen rüstig vorwärts. In Breslau leitete Friedr. v. Petersdorff die Herbeischaffung der Mittel und die Annahme der Freiwilligen, sowie deren Einteilung, während Lützow selbst seinen Aufenthalt wechselte, um alles selbst zu sehen und anzuordnen. Angesichts des immer stärker werdenden Zuflusses an Mannschaften bat Lützow schon am 4. März das allgemeine Kriegsdepartement, man möchte ihm die Mobilmachungsetats für sein Corps mitteilen. Auf den hierauf erfolgenden Bescheid, er solle zunächst über die Stärke und über die Art und Weise der Formation Ausdruck geben, berichtete er am 9. März, daß sein Corps jetzt die Stärke von drei Compagnieen und einer Schwadron erreicht habe; letztere sei zwar noch nicht komplett an Pferden; doch erwarte er in diesen Tagen deren 120, worauf dann die erste Schwadron nicht nur an Leuten und Pferden vollzählig sei, sondern auch noch ein bedeutender Stamm zur Bildung einer zweiten Schwadron überschießen werde, deren völlige Formation neben der der vierten Compagnie er möglichst beschleunigen werde; so bitte er denn nun, da das Corps in der Stärke von jedenfalls einem Bataillon und zwei Schwadronen ausrücken werde, um Ausfertigung des Mobilmachungsetats auf diese Stärke. Als hierauf das Kriegsdepartement die Einreichung der speziellen Stärkenachweisung verlangte, erfolgte am 17. März die Eingabe, daß die Infanterie, in 4 Compagnieen eingeteilt, aus 10 Offizieren, 56 Oberjägern, 12 Spielleuten, 1 Chirurgen und 627 Jägern, die in 2 Schwadronen formierte Kavallerie aber aus 5 Offizieren, 26 Oberjägern, 6 Trompetern und 204 Jägern bestehe. Als Offiziere der ersten Compagnie, in die alsbald auch Theodor eintrat, waren angegeben: Chef: Major v. Petersdorff, Sekondlieutenant v. Dittmar und Sekondlieutenant v. Heyligenstädt; unter den Führern der zweiten Compagnie

war u. a. auch „Volontäroffizier Jahn“ aufgeführt; die dritte Compagnie befehligte Stabskapitän v. Helmenstreit, dessen besonderer Leitung die Bildung der Infanterie anvertraut worden war. Die Kavallerie kommandierte Lützow; vier Offiziere standen ihm zur Seite, und vier weitere waren seinem Corps attachiert, darunter namentlich der Premierlieutenant Joseph Fischer (1745—1820), der zu Ende des siebenjährigen Krieges als gemeiner Husar in die Armee eingetreten und wegen seiner Tapferkeit nach und nach zum Offizier aufgerückt war.

Am 19. März erfolgte sodann der Befehl zur Mobilmachung von drei Compagnieen und einer Schwadron in der Effektivstärke, und tags darauf wurde auch die Mobilmachung der noch nicht vollständigen vierten Compagnie ausgesprochen.

Das war das Corps, in welches Theodor einzutreten beschlossen hatte. Was von so vielen im großen angestrebt und ersehnt war: hier, in diesem „Corps der Rache“, war es im kleinen zur Wirklichkeit geworden, und wenn auch die thatsächlichen Erfolge, die diese kühne Schar errang, nicht den allgemein gehegten Erwartungen entsprachen, immerhin war das Beispiel, das die zusammengewürfelte Schar mit ihrem kühnen Wagemut gab, ein treibender Faktor in der Bewegung, die Preußen aus seiner schmählichen Erniedrigung wieder emporhob.

Am 15. März hatte sich Theodor, wie gesagt, aus Wien aufgemacht, um mit Kurierpferden der schlesischen Grenze zuzueilen. In seiner Begleitung befanden sich nach einem am 17. März von Troppau aus an Frau v. Pereira gerichteten Briefe zwei sonst nicht weiter bekannte Männer, Wenzelmann und der Kaufmann Lomnitz. Möglich, daß sich ihm auch Friedrich v. Olivier, der, 1791 in Dessau geboren, sich damals in Wien einem planmäßigen Studium der Malerei gewidmet hatte und ebenfalls bei den Lützowern eintrat, anschloß; jedenfalls steht sein Name am Ende der Notizen, welche Theodor unter dem Datum des 15. März in das von ihm geführte Feldzugstaschenbuch eingetragen hat. Dieses Taschenbuch, in welchem der Dichter, mit dem 15. März beginnend, abgesehen von dem größeren Teile der in „Leyer und Schwert“ aufgenommenen Dichtungen, kurz alles von ihm fast bis zu seinem Tode Erlebte und Durchgemachte verzeichnet hat, bildet selbstverständlich für die Darstellung seines Lebens und Wirkens während des Feldzuges die wichtigste Unterlage.

Seine Erlebnisse bis Troppau erzählt uns Theodor selbst in dem schon erwähnten Briefe an Frau v. Pereira vom 17. März aus Troppau:

Teuerste Freundin!

„Glücklicherweise sind keine Pferde zu bekommen; wir bleiben ein paar Augenblicke hier, und ich habe Zeit, Ihnen zu schreiben. Als ich noch in Wien war, hab ich mich oft im Stillen darauf gefreut; jetzt fühl ich es wohl, was

es für ein stümperhaftes Vergnügen ist, wenn man dagegen an die schönen Momente des freien Gesprächs denkt. — Ich hatte noch eine recht angenehme Ueberraschung; das letzte bekannte Gesicht, das mir in Wien entgegentrat, war Ihr kleiner Kutscher, der wahrscheinlich nach Hitzingen fuhr. Ich trug ihm auf, Sie zu grüßen. — Die ersten Stunden meiner Reise waren sehr traurig und trübe. Ich hatte alle Mühe, mir die Notwendigkeit, Wien und mein ganzes Glück zu verlassen, recht deutlich vorzustellen, um nicht in eine Art von Reue zu fallen, die mir bei allen männlichen Entschlüssen das Widrigste bleibt. — Wir kamen nach Brünn ohne weitere Abenteuer, wo die Langsamkeit der Polizei und Visitierung unserer Pässe uns vier Stunden aufhielt. — Nun galt es Eile, um vor Thorschluß nach Olmütz und wieder hinaus zu kommen. Ein gutes Glück ließ uns einen Kurier einholen, der Wenzelmanns Hauptmann bei Aspern gewesen war. Sein Lieutenant war durch Zufall ein Landsmann und Bekannter von mir; wir aßen zusammen zur Nacht und gelangten dann glücklich zur Festung hinaus. Nun fing das Romantische an eine Rolle in unserer Tagesgeschichte zu spielen. Wenzelmann brachte nämlich vom Festungskommandanten die Nachricht mit, es schwärme eine Räuberbande umher und mache unsere Straße unsicher. Lomnitz fühlte dabei eine große Beängstigung, die uns anderen viel Stoff zum Lachen gab. So kamen wir nach Sternberg. Es war eine wunderschöne Mondnacht; lange hab ich solch einen klaren Winterhimmel nicht gesehen. Ich dachte unaufhörlich an Sie, wie Sie vielleicht meiner mit Marianne und der Gräfin Engel gedächten, und war so mild, als ich es nur immer zwingen kann. Als wir zum Thor hineinfahren wollten, schlug links eine ungeheure Feuersäule auf. Alles schlief in der tiefsten Ruhe. Wenzelmann und ich sprangen rasch vom Wagen; ich warf Geld, Briefe und was uns sonst teuer war, Lomnitzen in den Schoß, und unser Feuerjo! Feuerjo! weckte die unglücklichen Schläfer. Wir stürmten durch die Straßen, spannten uns vor die Spritze und waren die ersten am Feuer. Solch einen Augenblick hab ich noch nie gehabt. Binnen einer Viertelstunde stand eine Straße von vierzehn Scheuern in der fürchterlichsten Glut. Wir waren mit der Spritze zu tief hineingefahren in die Flammen; kaum konnten wir es aushalten; endlich waren nur noch zwei, die mir bei der oberen Stange ziehen halfen. Nach einer Stunde, wo ich fast gebraten war — die Augen glühten mir wie Kohlen —, ward ich abgelöst und sollte die Wasserreihen einrichten. Umsonst verschwendete ich meine glänzende Beredsamkeit; ich mußte ihr endlich mit ungrischen Flüchen und einigen Rippenstößen zu Hülfe kommen. Nach drei Stunden verschiedener Arbeit war ich so ermüdet, daß ich zurückgehen mußte. Das Feuer nahm ab. Trotz meinem Eifer habe ich doch einige göttlich-komische Momente aufgefaßt: Bürger, die sich im ersten Schrecken in der losesten Kleidung auf dem Markte herumtrieben, Mädchen und Weiber, die aus ganz sicheren

Häusern mit alten Töpfen und Stühlen flüchteten, Faustkämpfer aller Art und alle Lächerlichkeiten einer kopflosen Menge. Auch manches Rührende begegnete mir. Ein Mann, der, auf seinem Dach kletternd, fürchterlich jammerte, antwortete mir auf meinen Trost, wir würden schon helfen, ein: „Da kann nur Gott helfen!" und als darauf der Wind sich wunderbar schnell wendete, rief er mir voll Zuversicht entgegen: „Er hat geholfen!" Lomnitz, der unterdes des Wagens gehütet hatte, war mit einem alten Bürgersmann bekannt geworden, der uns in sein Haus aufnahm und uns Kaffee kochen ließ. Er hatte ein paar zierliche Töchter; eine Guitarre lag auf dem Tische, und das ganze Zimmer sprach uns recht patriarchalisch an. Die alte Mutter deckte ein altväterliches Kaffeetuch von blauem Damast auf einen kleinen Pfeilertisch, wo eine Gesellschaft von schön geputzten Herren und Damen weiß ausgewebt in einer Lattenlaube saß und Kaffee schlürfte. In jeder Ecke des Tuches war ein liebendes, Kaffee trinkendes Paar. So saßen wir bis gegen drei Uhr. Drauf schieden wir von unseren freundlichen Wirten und setzten uns in den Wagen, um ein wenig zu schlafen. Lomnitz, der als Kaufmann wahrscheinlich viel Geld eingepackt hat, schien dieselben Grundsätze bei unserer Einquartierung zu befolgen. Wir wurden auf der hohen Kante in die Chaise gepreßt, ich unglückliches Schlachtopfer in die Mitte. Wenzelmann mit seinem spitzen Ellenbogen bohrte mir in die Brust, und Lomnitz schien mich mit einem zwar weichen, aber noch unedlen Teile (honeste verzeihe!) platt drücken zu wollen. Ich erwartete vor Tagesanbruch zu den ledernen Dukaten zu gehören; an Schlafen war gar nicht zu denken. Endlich kamen die Pferde, und wir fuhren ins Gebirge hinauf, wo uns der Winter in seiner ganzen Häßlichkeit mit Schneegestöber und Sturmwind empfing. So haben wir uns bis hierher durchgewunden und hoffen, morgen um zwölf Uhr mittags in Breslau zu sein. — Grüßen Sie alles, was meiner denkt! Die neunte Stunde hab ich nie ohne Lächeln schlagen hören. Ich hoffe, bald in Reih und Glied zu stehen und dann, von dem äußeren Leben geräuschvoll gepackt, in dem inneren zu der Art Ruhe zu kommen, die zu einer klaren Erinnerung gehört. Ich habe unendlich viel Liederträume gehabt, aber keine Ausführung, keine Ordnung, kein Licht! — Meinen herzlichsten vollsten Gruß der lieben Marianne, deren Andenken ich recht oft und lebhaft feire, auch der trefflichen Engel die Versicherung meiner Verehrung. Ach Gott, wer doch heut abend wieder an dem lieben runden Tisch sitzen und den Lichtschirm rücken dürfte! — Denken Sie meiner freundlichst, schönste, liebenswürdigste Frau! Ich küsse in Gedanken die teuren Hände.

Ihr Theodor Körner."

Als nächste Station wird das ebenfalls noch an der Grenze gelegene Jägerndorf angegeben.

Am folgenden Tage begeisterte ihn der preußische Grenzadler, den er auf

der Poststraße kurz vor Neustadt erblickte, zu dem ersten, in dem Taschenbuche niedergeschriebenen Gedichte:

Sei mir gegrüßt im Rauschen Deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in Deinem Zeichen.
Durch, edler Aar! Die Wolke muß Dir weichen;
Fleug rächend auf von Deiner Toten Hügel!
Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute seh' ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen:
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.
Bald werd' ich unter Deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich Dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zu Sturm, zu Freiheit wehen.
Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde!

Ueber Neustadt führte die Fahrt noch an demselben Tage bis Neiße und am folgenden (19.) über Ohlau nach der Hauptstadt Schlesiens. Mehr und mehr fühlt sich der Dichter, je näher er dem ersehnten Ziele kommt, von dem Ernste des Augenblicks ergriffen, wo er eintreten soll in die Reihen der mit Gott für König und Vaterland streitenden Kämpfer: vor seinen Augen erscheint das Bild der königlichen Dulderin Luise, die mit Heldensinn das furchtbare Unglück Preußens ertragen, aber ihre und der Ihrigen Demütigung nicht hatte verwinden können. Jetzt, wo der Tag der Rache da ist, wo Preußens Adler zum Kampfe die Schwingen hebt, wo das Volk sich jubelnd zur Fahne drängt, bittet er die „Heilige", nicht länger zu weinen, sondern ihrer Kinder Flehen zu hören: ihr Bild soll auf den Fahnen des deutschen Volkes schweben und ihm durch die Nacht zum Siege leuchten:

„Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!"

In Breslau angekommen, begab er sich sofort nach dem Werbebureau Lützows, um sich zum Eintritt in die schwarze Schar zu melden. Im „Goldenen Scepter" herrschte ein reges Leben; dort besorgte des Majors eigene Gattin, Elise v. Lützow, geb. Reichsgräfin v. Ahlefeldt, in Abwesenheit ihres Gemahls das Einrollieren der Freiwilligen. Gar manchen Bekannten und Gönner aus früherer Zeit, sowie manchen Freund des väterlichen Hauses fand Theodor in der schlesischen Hauptstadt wieder; darunter auch Jahn und Friesen, die beide als die ersten Freiwilligen in das Lützowsche Corps eingetreten waren. Gleich zu Anfang hatte Jahn, dessen rastlosem Mühen und Drängen nicht zum wenigsten der große Zufluß von Freiwilligen, namentlich aus studentischen Kreisen, zu danken war,

wie uns schon bekannt (S. 14) einen Sängerchor eingerichtet. Friesen, der zusammen mit Theodor dem Lützowschen Corps eine besondere Weihe gab, da in ihnen die deutsche Jugend die Verkörperung ihrer Ideale erblickte, wird von Jahn, wie folgt, geschildert:

„Er war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich lieb hatte, ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz: rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend, ein riesiger Reiter, in allen Sätteln gerecht, ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankte.“



Friedrich Friesen. Von 1785 bis 1814. Nach der einzigen Originalzeichnung (aus dem Besitz des Oberstlieutenant v. Vietinghoff). Original im Körnermuseum.

Da sich Theodor nach des Vaters Zeugnis für den Dienst zu Fuß durch mineralogische Wanderungen abgehärtet und dadurch, wie durch öftere Uebungen im Schießen dazu gut vorbereitet hatte, trat er bei den Büchsenjägern ein. Bei dem großen Andrang war aber die Equipierung nicht leicht, und eine ganze Reihe von Tagen verging, ehe er völlig ausgerüstet war. Fast dauerte ihm die Zeit zu lange, bis er nach dem für die Infanterie bestimmten Standorte, dem Städtchen Zobten, abgehen konnte. Schnell waren die letzten Gänge besorgt, schnell auch mit Bleistift die fünf Strophen des seine todesmutige Begeisterung bekundenden Jägerliedes in das Tagebuch niedergeschrieben: da ging's unter Gesang hinaus aus Breslau dem kleinen Bergstädtchen zu. Nachdem unter dem Jubel der Bevölkerung das Ziel erreicht war, wurden die Quartiere bezogen. Ließen diese, ebenso wie die Verpflegung auch manches zu wünschen übrig: die Stimmung blieb davon unberührt. Von seiner äußeren Erscheinung im Soldatenrock und von dem, was ihn innerlich bewegte, spricht der Dichter in einem am 22. März noch aus Breslau an Frau v. Pereira gerichteten Briefe:

„Teuerste Freundin! Guten Morgen, schönste Frau! Die Sonne hat mich heut zum letzten Male in einem Bette überrascht. Von nun an wird's wohl überall nur wie Streu aussehen. Hier bin ich vorgestern glücklich angelangt, ohne weitere Abenteuer, und ward sogleich durch alle, die ich zu Rate zog — meine angebetete Freundin wird mir wohl vergeben — bestimmt, zum Freicorps zu gehen. Im nächsten Briefe soll die Zeichnung folgen; lassen Sie mich jetzt eine kleine Beschreibung machen, wie Ihr Freund aussieht. Ein schwarzer, kurzer Waffenrock mit rotem Vorstoß, gleichfarbige Pantalons, ein Tschako, Schuhe und Gamaschen bedecken den Körper notdürftig. Eine Büchse auf dem Rücken, Hirschfänger und Pistolen im Gürtel, Pulverhorn, Feldflasche und Dolch auf der Brust machen die Bewaffnung und Verproviantierung aus. Ein Schnurrbart giebt dem Gemälde die letzten militärischen Drucker; das Ränzel und der Mantel auf dem Rücken bezeugen die Sorgsamkeit des Trägers. So ziehe ich heut aus gen Zobten, wo unser Hauptquartier ist. In wenig Tagen, vielleicht morgen schon, marschieren wir, und in zehn Tagen stehen wir vor dem Feind. — Mein Herz dreht sich gewaltig um, wo ich nur eine Büchse blinken sehe. Gott! was ist es für eine große herrliche Zeit! Alles geht mit so freiem, stolzem Mute dem großen Kampfe fürs Vaterland entgegen; alles drängt sich, zuerst für die gute Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte: Sieg oder Tod! bekommt eine neue heilige Bedeutung. — — Wird meiner wohl abends noch gedacht?

Ihr Theodor Körner."

Sein erstes Nachtlager im Kriegsdienst war in der That eine Streu. Wie er dann am anderen Tage sich die Stelle als Flügelmann in der Compagnie zu sichern wußte, erzählt Karl Horn, einer seiner Kriegskameraden, in einem nachmals geschriebenen Briefe: „Früh riefen dann," so schreibt er, „die Hörner zum Sammeln auf den Markt hin; zwei Jägercompagnieen sollten sich hier bilden. Als ich hinzutrat, geriet ich zu der ersten. Man rief mir zu: »Anstellen, messen!« Siehe da — ich schien ein wenig größer als der Flügelmann; dieser, etwas bestürzt, reichte mir freundlich die Hand mit den Worten: »Kamerad, überlaß mir die Stelle; ich habe mich sehr darauf gefreut; wir wollen auch gute Kameradschaft halten.« Ich blickte in sein fröhliches Auge, sagte zu und stellte mich neben ihn. — Wer er war, wie er hieß, wußte ich noch nicht, wie die meisten es nicht wußten, welche sich in die Compagnie eingereiht hatten, und deshalb nicht ohne einiges Murren verblieben, da mir ja nach ihrer strengen Ansicht der Vorrang in Leibesgröße gebührte. Das Murren störte mich nicht; ich blieb bei meiner Zusage, und bald erfuhr ich auch, wem ich sie gemacht. Es wurden sofort lange Zettel in Grün und Rot verteilt, auf denen das Lied: »Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink, die Büchse von der Wand!« gedruckt stand." Als der Appell beendet und die Ein-

Friedrich Friesen: Jauer, Ende März 1813 an Helden v. Sarnowsky. Handschrift im Körnermuseum.



Die Freiwilligen vor König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Nach dem Oelgemälde von Jul. Scholz.

stellung der einzelnen Jäger erfolgt war, begannen auch alsbald die Exerzier- und Schießübungen. In einem vom 26. März datierten Briefe läßt sich der Dichter darüber aus: „Hätten Sie mich gestern exerzieren gesehen, rechts um, links um, Guer (so) bei Fuß, marsch, halt! Sie haben nie etwas Komischeres gesehen, als einen Hoftheaterdichter, der auf dem Kirchhof zu Zobten exerzieren muß." Allergrößte Eile war ja geboten, da der Befehl zum Aufbruch gegen den Feind sehr bald zu erwarten stand. Gleichwohl scheinen die Uebungen nicht allzu anstrengend gewesen zu sein; bei dem großen Andrang der täglich neu eintreffenden Freiwilligen konnte nur geringe Zeit auf ihre Ausbildung verwendet werden. So sehr sich daher auch Theodor seinen Obliegenheiten widmete, wurde es ihm doch möglich, noch an demselben Tage Urlaub zu einem Besuche bei dem Grafen Geßler in dem drei Meilen von Zobten entfernten Reichenbach zu erhalten. Am 24. machte er sich in der Frühe auf. Der alte Freund des Elternhauses, der mit Rat und That an der Errichtung und Bewaffnung der Landwehr teilnahm, war durch den Besuch auf das freudigste überrascht und ließ es weder an Küche und Keller noch an heiterer Laune fehlen, um dem angehenden Freiheitskämpfer den kurzen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Am 26. März scheint ein Ruhetag gewesen zu sein, denn an dem Tage fand unser Held reichlich Zeit zum Briefschreiben. Drei Briefe mit diesem Datum sind erhalten. Der eine ist an eine seiner Gönnerinnen gerichtet, deren Persönlichkeit sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt. „Wie doch das Glück spielt!" so heißt es darin. „Erst Bergmann, darauf relegierter Student, verbannt, verstoßen aus dem Vaterlande, dann auf dem Gipfel der Freude, Theaterdichter, im wärmsten Sonnenscheine mich bewegend, und nun — Flügelmann von der Büchsencompagnie des Freicorps! . . . . Die Mannschaft singt schon eine Menge Lieder, die aus meiner Feder geflossen sind. Auch für morgen bin ich schon thätig gewesen. Morgen nämlich werden wir in der evangelischen Kirche zu Rochau (d. i. Rogau) feierlich eingesegnet und müssen den Kriegseid schwören und enden dann den Gottesdienst nach gehaltener Predigt mit dem alten guten Liede: Ein' feste Burg ist unser Gott. Den Anfang der Feierlichkeit macht ein Lied von mir, das ich Ihnen senden werde, sobald es gedruckt ist. . . . . Uebermorgen marschieren wir nach Sachsen. Zwar ist meines Bleibens beim Corps nicht lange Zeit mehr, ich werde anderweit gebraucht werden, und so Gott will, sollen Sie bald von mir hören. Das Glück verfolgt mich manchmal recht unverschämt. — Erschrecken Sie nicht über die schreckliche Form des Briefes; hier in Zobten ist kein anderes Papier zu haben. Das Nest sollten Sie kennen! Aber man vergißt alles, wenn man den allgemeinen Geist des Corps betrachtet, wie gewaltig er aller Herzen gefaßt hat. Es ist nun bei allen Schwarzen zur Ueberzeugung gekommen, daß der zweite Mann verloren ist; aber es rührt sie gar nicht. Ich habe in einem

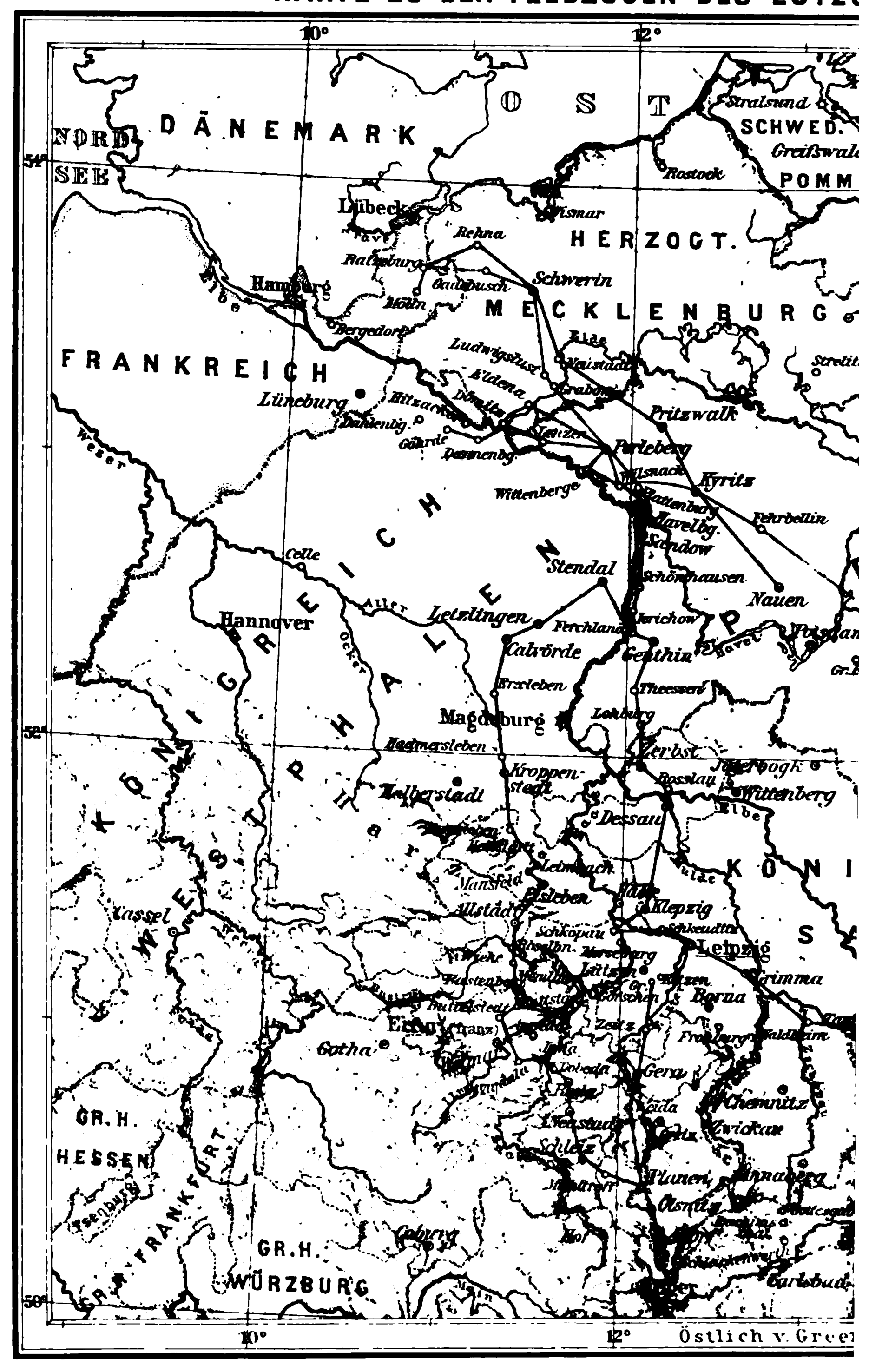
Liebe ihnen vorgehalten, daß wir keinen Pardon kriegen könnten; des freut sich die entmenschte Schar und meinten, sie wollten's den Fransch schon ersparen."

Der zweite Brief ist an Frau v. Pereira gerichtet: „Teuerste Freundin! Da wir übermorgen marschieren, so wird das wohl der letzte Brief sein, den ich Ihnen in Ruhe schreiben kann. Ich bin zwar zum Kugelngießen kommandiert; aber es wird wahrscheinlich auch ohne mich gehen, und so sitz ich denn hier — ja, was das betrifft, das hier muß ich Ihnen noch erst ausmalen. Ich bin nämlich beim Riemenmeister Schindler (wenn Sie ihn kennen sollten) in der schönen Stadt Zobten einquartiert. Die ganze Wohnung des rechtschaffenen Mannes besteht aus einer kleinen Stube. Wie wir des Tags fertig werden und Platz haben, wäre zu schwer zu beschreiben; lassen Sie sich aber ein Nachtstück zeichnen! Obenan am Fenster liegt der Meister, neben ihm auf zwei Stühlen sein vierter Erbe. An sein Bett stößt das der Frau Meisterin, die die Wiege mit dem fünften Erben zur Seite schaukelt. Drauf kommt die Thür; dann liegt der Poet auf einer Streu zwischen dieser schlechtverschlossenen Thür und einem glühenden Ofen, zu seinem Haupte in der sogenannten Hölle der dritte Erbe, neben diesem im rechten Winkel die beiden ältesten Kinder, Nr. 1 und 2, in einem großen Verschlag; den Zug schließt der Geselle, ebenfalls auf einer Streu, mit den Füßen an dem zweiten Fenster, so daß ein schnarchendes Hufeisen von Schlummernden gebildet wird.

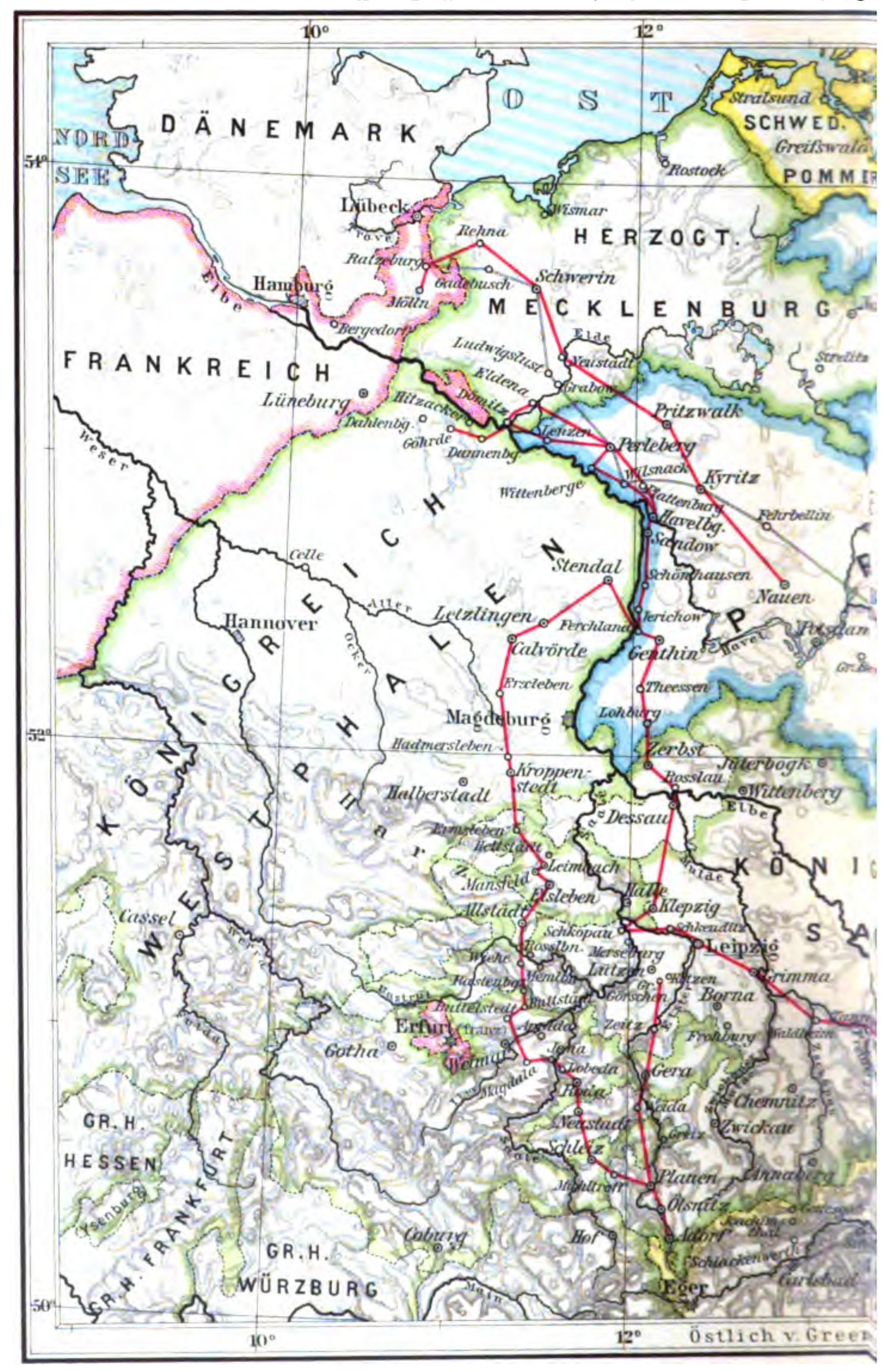
„Frühmorgens muß ich nun zuerst für mein deutsches Vaterland und für die gute Sache meine Schuhe einschmieren, dann die Litewka auskehren, Inseltpflaster für die Büchse streichen und was der patriotischen Handlungen mehr sind. Dann wird zu Appell geblasen, worauf wir uns am Hauptmannsquartier versammeln und unsere Namen vorlesen hören müssen. Nach dieser ausnehmend interessanten Lektüre werden wir in den schwierigen Bewegungen des Rechts- und Linksum geübt; dann geht's zu Tische. Ich speise mit meinem Riemer voll der besten Laune eine Suppe und einen Hirsebrei. Um zwei Uhr ist Scheibenschießen, wo zur Errettung deutscher Nation ein namhaftes Pulver verknallt wird. Darauf wird wieder Appell geblasen; der Feldwebel wiederholt die Morgenlektüre, und nun darf man durch Feld und Wald streifen, bis die Retraite um neun Uhr alles in die Quartiere ruft. — Das war die Nachtseite; nun muß ich aber doch auch die Morgenseite vorbringen. Denken Sie sich einen Haufen von 1500 jungen Leuten, alle aus einem Trieb, aus Haß, aus Rache gegen den Tyrannen und voll der glühendsten Begeisterung für die gute Sache des Volkes, zu den Waffen geeilt, die letzten sorglosen Minuten eines ruhigen Lebens keck und frei genießend: — — — Der zweite Mann muß verloren sein, ist der allgemeine Glaube, und das Schillersche:

> Und kommt es morgen, so laßt uns heut'
> Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!

KARTE ZU DEN FELDZÜGEN DES LÜTZ(

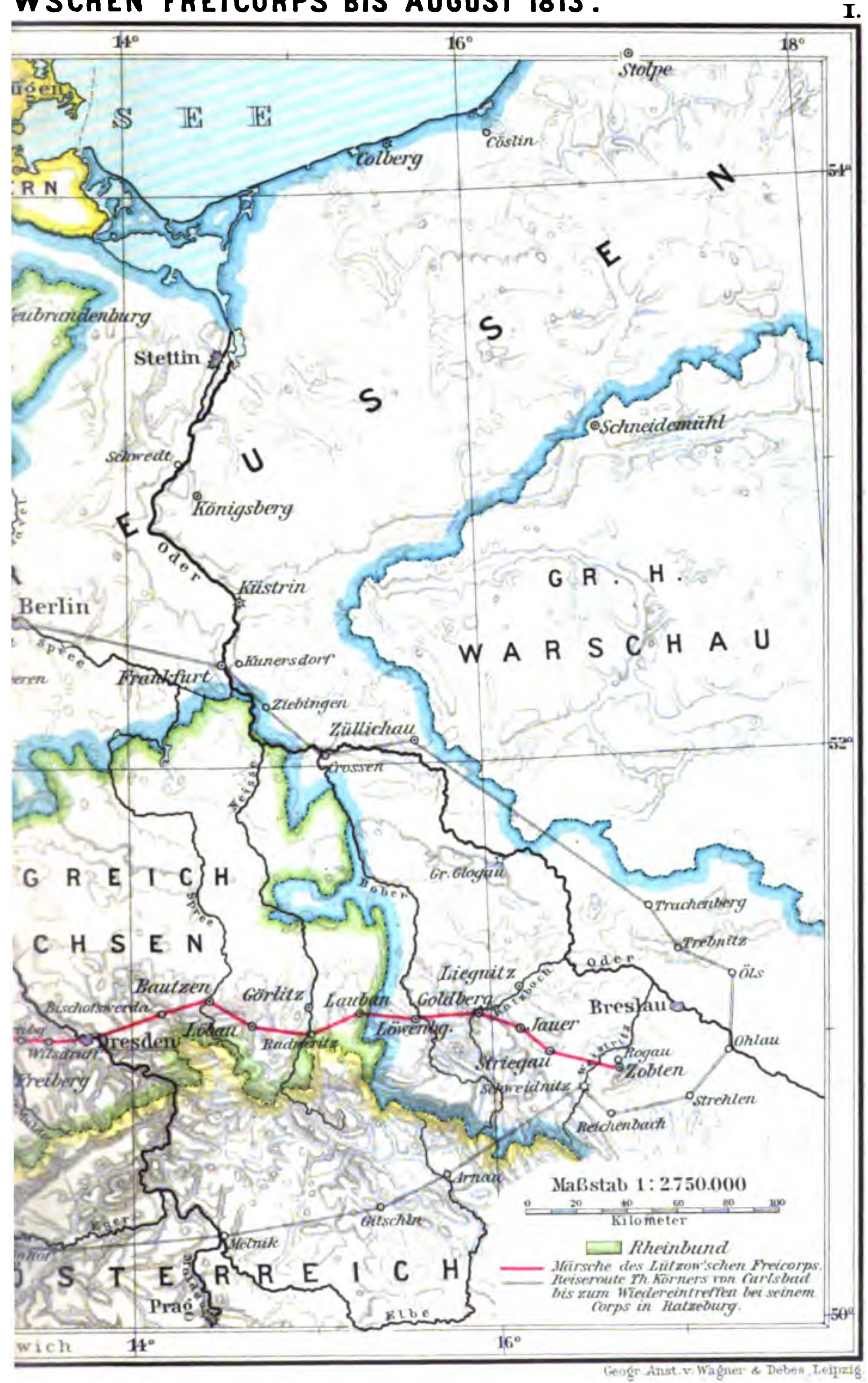


KARTE ZU DEN FELDZÜGEN DES LÜTZOW



WSCHEN FREICORPS BIS AUGUST 1813.

I.



Gott schütz Euch! Glück auf! Uebermorgen marschieren wir; morgen werden wir in der Kirche eingesegnet."

Am 27. März abends um sechs Uhr zog die gesamte, auf 900 Mann sich belaufende Infanterie unter Glockengeläut und der von Bürgermitgliedern ausgeführten Feldmusik in der schönsten Ordnung und mit feierlicher Stille aus Zobten hinaus nach dem nahegelegenen Rogau, wo sie sich auf dem Platze vor der Kirche mit der daselbst bereits aufgestellten Kavallerie — 200 Mann stark — vereinigte. Zunächst wurden hier die preußischen Kriegsartikel vorgelesen. Die Sonne war unterdessen untergegangen, und die kleine, „einfach, aber geziemend geschmückte" Dorfkirche war „anständig" erleuchtet. Benachbarte, angesehene Familien und viele Zuschauer, selbst aus Breslau, hatten sich bereits darin versammelt. Jetzt wurden zunächst die verschiedenen Abteilungen der Infanterie mit Waffen und Gepäck in musterhafter Ordnung in die Kirche geführt. Ein von dem Kirchenorchester gespielter Marsch empfing sie und dauerte so lange fort, bis auch die Kavallerie eingezogen und jeder Platz besetzt war. Dann schwieg der Marsch, und mit voller Orgel- und Instrumentalbegleitung wurde in sichtbarer Andacht von sämtlichen Truppen das von unserem Dichter verfaßte, auf grüne Zettel gedruckte „Einsegnungslied" gesungen, das in den Kehrreim ausklang: „Dem Herrn allein die Ehre!" Bei der letzten Strophe des Liedes trat Pastor Peters, der Prediger des Ortes, vor den Altar, in dessen Nähe die Offiziere des Corps in einem Halbkreise standen, und hielt in kräftiger Sprache eine Herzen ergreifende Rede, die mit der Aufforderung zum Treueid endigte: „Wollen Sie als Menschen Ihre Menschlichkeit, als Bürger Ihr Vaterland, als Soldaten Ihren König, als Christen Ihren Glauben nie verleugnen in der geltenden Stunde? Dann ersuche ich Sie, mir einmütig und laut und mit emporgehobener Rechten die Worte nachzusprechen: Wir schwören es".



Pfarrer Georg Gottl. Peters.
Von 1770 bis 1837.

Nach diesen Worten erhoben sich mehr denn tausend Arme, und mehr denn tausend Stimmen riefen in dumpfer Rührung: „Wir schwören es". Fast zu erschütternd fiel ein Paukenwirbel im Crescendo und ein Trompetenstoß in der gedämpften Septimenharmonie ein. Hierauf warf sich Peters auf die Knie und sprach das Gebet für die dem Kampf ums Vaterland Geweihten.

„Bei dem Allmächtigen,“ so äußerte sich Theodor über den weiteren Verlauf des Weiheaktes brieflich gegen Frau v. Pereira, „es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und »Eine feste Burg ist unser Gott« machte das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühle hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich vorausweiß, sie sind unter den ersten, die der Würgengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren, bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen, im Augenblicke der Gefahr, lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild, wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Teuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermut in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Unterganges jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.“

Nach Beendigung der Feierlichkeit verließen die einzelnen Abteilungen unter den Klängen eines zweiten vom Orchester gespielten Marsches die Kirche. Die Kavallerie wurde in die Quartiere entlassen, während die Infanterie unter dem Geläute der Glocken und dem Klange der Trommeln und Signalhörner den Rückmarsch antrat. An der Rogau-Zobtener Grenze wurde sie von der Zobtener Bürgergarde, welche ihr unter Anführung des Magistrates mit fliegenden Fahnen entgegengezogen war, unerwartet und mit Pauken- und Trompetenschall begrüßt. Von hier ging es dann unter Begleitung einer Feldmusik und Abfeuerung der vor dem Schweidnitzer Thor aufgepflanzten Böller in die Stadt zurück, wo das Corps durch Erleuchtung der Fenster überrascht und mit lauten Vivatrufen empfangen wurde. Auf dem Ringe brachte die Bürgerschaft Sr. Königl. Majestät, dem kommandierenden Hauptmann v. Helmenstreit, sowie den übrigen Offizieren ein feierliches Hoch aus, worauf sich jeder in sein Quartier verfügte. Danach wurden die Offiziere mit einem Abendbrot bewirtet; ein Kommers, der bis nach ein Uhr dauerte, bildete den Schluß des weihevollen Tages.

Unter Glockengeläute erfolgte am 28. März zwischen acht und neun Uhr der Auszug der Lützowschen Infanterie aus Zobten. Vor dem Schweidnitzer Thore hatte sich die Bürgerschaft mit fliegenden Fahnen und einer Feldmusik versammelt, und obwohl die Einwohner von der für manchen Hausvater drückenden Last der Einquartierung nunmehr befreit wurden, so flossen doch beim Scheiden manche Thränen, ein hinlänglicher Beweis für die musterhafte Führung des

Corps in der Zeit seiner Organisation und zugleich ein Zeichen der herzlichen Teilnahme an dem ferneren Schicksale der todesmutigen Kriegerschar.

Die Hoffnung der Freiheitskämpfer, rasch an den Feind zu kommen und ihren Thatendurst zu befriedigen, sollte nicht so bald in Erfüllung gehen. Der kühne Plan Scharnhorsts, wonach die verbündeten Heere ungesäumt die Grenze Sachsens und des nördlich davon bis an die Elbe reichenden Königreiches Westfalen überschreiten sollten, um Napoleon zuvorzukommen, ehe dieser ein neues Heer aufstellen und heranführen konnte, scheiterte teils an der noch unvollkommenen Ausrüstung der preußischen Landwehr, teils an der Unzuverlässigkeit der russischen Heerführung. Der Mangel an Selbstvertrauen und Thatkraft, durch den die französische Armee bei ihrem Rückzuge aus Rußland vor der völligen Vernichtung bewahrt geblieben war, machte sich auch jetzt wieder geltend. Man trug Bedenken, sich allzuweit von der Rückzugslinie nach Polen zu entfernen und mit den noch von den Franzosen besetzten Festungen im Rücken bis weit nach Westen über die Elbe hinaus vorzuwagen. Dazu kamen politische Beweggründe, die vornehmlich an dem deutschfeindlichen Fürsten Kutusow, dessen Oberbefehl die verbündeten Heere unterstellt waren, ihren eifrigsten Vertreter hatten. Rußland lag mehr an dem Wiedergewinn der Herrschaft über Polen, als an der Befreiung Deutschlands, und nur die Erkenntnis, daß ein starkes Preußen das beste Bollwerk gegen die Herrschergelüste Napoleons sei, hatte Alexander I. bestimmt, mit Friedrich Wilhelm III. gemeinsame Sache zu machen. Ein weiteres Hemmnis für die Führung des Krieges lag in dem Umstande, daß Preußen wohl oder übel sich dem Anspruch der Russen auf den Oberbefehl hatte fügen müssen, so daß die zu raschem Vorgehen entschlossenen Heerführer der Preußen in der Freiheit ihres Willens beschränkt waren. Trotzdem fehlte es anfänglich nicht an kleineren Erfolgen, die die Hoffnung auf größere belebten. Ein Streifcorps unter dem Befehl des russischen Obersten Tettenborn verjagte die Franzosen schon Ende Februar aus Berlin, drang am 13. März bis nach Lauenburg vor und rückte am 18. in Hamburg ein, nachdem St. Cyr mit der schwachen Besatzung die Stadt geräumt hatte. Ein anderer Heerhaufen unter der Führung von Dörnberg, Benkendorf und Czernitschew warf den Feind am 19. März aus Lüneburg, wo die Preußen unter Major Borcke nach blutigem Straßenkampfe die erste glänzende Waffenthat mit der Gefangennahme des französischen Generals Morand vollführten.

Schon Ende Februar hatte der Vicekönig Eugen sein Hauptquartier Stettin verlassen, um sich nach der Elbe hin zurückzuziehen. Am 9. März verlegte er sein Hauptquartier nach Leipzig. Am 11. ritt Fürst Wittgenstein mit seinen Kosaken in Berlin ein, am 17. folgte York mit den von ihm befehligten Preußen, und am 24. hielt König Friedrich Wilhelm seinen Einzug in die wiedergewonnene

Residenz. Nach Scharnhorsts Plane sollte die Hauptmacht der Russen, mit dem Yorkschen Corps vereinigt, durch die Mark über die Elbe gegen Hannover vorrücken und die schlesische Armee durch die Lausitz die Richtung nach Leipzig und Thüringen nehmen, um dann mit jener vereint dem anrückenden Feinde eine Schlacht anzubieten. Ueber die Führung der beiden Hauptheere hatten sich die verbündeten Herrscher dahin verständigt, daß die Nordarmee von dem Fürsten Wittgenstein, die schlesische Armee von Blücher befehligt werden sollte.

Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung Preußens. Als sich die ersten Vortruppen Blüchers in der Lausitz zeigten, wich der König von Sachsen der drohenden Kriegsgefahr aus und verlegte nach Einsetzung einer Regierungskommission seinen Hofhalt nach Plauen. Die Verbündeten hatten anfänglich auf den Beitritt Oesterreichs und Sachsens gerechnet, sahen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht. Seit 1809 wehte in Wien ein anderer Wind. Der Erzherzog Karl, der Mann der That und rascher Entschlüsse, war in den Hintergrund gedrängt und Metternich nicht der Mann, um Gefühlspolitik zu treiben, so günstig auch die Umstände lagen, für die Demütigung des Hauses Habsburg an dem Sieger von Austerlitz Vergeltung zu üben. Er bestimmte den schwachen Kaiser Franz, eine zuwartende Stellung einzunehmen. Die „bewaffnete Neutralität“ sollte als Mittel dienen, um im gegebenen Augenblick zwischen die Kämpfenden treten und den Frieden mit einem erklecklichen Nutzen für Oesterreich vermitteln zu können.

Für diese Politik kühler Berechnung suchte Metternich auch den König von Sachsen zu gewinnen, während die Verbündeten (König Friedrich Wilhelm durch ein verbindliches Handschreiben) sich bemühten, ihn zu sich herüberzuziehen und mit ihm das sächsische Volk zur Erhebung gegen den Bedrücker und Verwüster Deutschlands zu bewegen. Friedrich August stand bereits im zweiundsechzigsten Lebensjahre. Von gutmütiger Sinnesart, aber zaghaft und ängstlich einer so gewaltigen Persönlichkeit gegenüber, wie die Napoleons war, dazu von seiner Umgebung übel beraten, konnte sich nicht zu dem kühnen Gedanken aufschwingen, jetzt das Joch einer unnatürlichen Bundesgenossenschaft zu brechen und mit den ihm noch zu Gebote stehenden Mitteln für die Befreiung Deutschlands einzutreten. Der Weg, den ihm Metternich wies, schien ihm der vorteilhaftere und sicherere zu sein. Der einzige männliche Entschluß, zu dem er sich aufraffte, der auch mit der Politik der bewaffneten Neutralität im Einklang stand, war die Trennung der sächsischen Truppen von den Franzosen. Auf seine Anordnung zog das sächsische Corps unter General Lecoq ab nach Torgau, und der Kommandant dieser Festung, General Thielmann, erhielt den gemessenen Befehl, niemandem, wer es auch sei, anders als auf ausdrückliche Anweisung des Königs die Thore zu öffnen. Vielleicht war auf den Entschluß zu dieser Abschwenkung der Um-

stand nicht ohne Einfluß gewesen, daß Davoust am 19. März die prächtige Elbbrücke sprengen ließ, um der feindlichen Macht den Uebergang zu erschweren, eine in den Augen der Dresdner Bürger barbarische Unthat, die deren Unmut im höchsten Grade erregt hatte. Die Politik der Furcht und des Kleinmuts, von der sich der sächsische Hof leiten ließ, blieb nicht ohne Nachwirkung auf die Haltung des Landes. Die Patrioten in den mittleren und höheren Gesellschaftskreisen waren zu gering an Zahl, um die Massen in Bewegung zu bringen, ganz abgesehen davon, daß das Bewußtsein der Sprach- und Stammesgemeinschaft und das Gefühl der erduldeten Schmach bei der Bevölkerung nicht lebendig genug war, um sie scharenweis zu den Fahnen Blüchers zu treiben. Der an das sächsische Volk gerichtete Aufruf verhallte fast wirkungslos. Am 31. März rückten die Verbündeten in Dresden ein und überschritten am 3. April auf einer Notbrücke die Elbe, um ihre Heersäulen nach Chemnitz und Altenburg zu führen. Um dieselbe Zeit hatte die Nordarmee die Ufer der Elbe erreicht, zwang den von Magdeburg sich ihr entgegenwerfenden Vicekönig in dem Treffen bei Möckern am 5. April zum Rückzuge und überschritt am 8. bei Roßlau die Elbe.

So war der Stand der Dinge, als die Freicorps so weit organisiert waren, um an den Kriegsereignissen thätigen Anteil zu nehmen.

Am 30. März hatten die Lützower das Städtchen Jauer auf ihrem Marsche über Striegau erreicht und erhielten dort die Mitteilung, daß sie voraussichtlich binnen einer Woche vor dem Feinde stehen würden. Im unmittelbaren Anschluß an diese Kunde schreibt der Dichter an Frau v. Pereira: „Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutsches Herz, verbluten kann. Das walte Gott! ich bin bereit... Seit der Todesweihe im Gotteshause zuckt mir immer eine Ahnung durchs Herz. Denken Sie meiner immer freundlich, ohne Groll, und vergessen Sie über der ganzen Wildheit und Unbändigkeit eines glühenden Herzens so mancher stillen guten Blume nicht, die ich doch gewiß im Heiligtum meiner Brust verwahre!" Die wehmütige, von Todesahnungen beklommene Stimmung des Dichters zieht sich auch durch die „am Hedwigsbrunnen zu Jauer" gedichteten Verse und durch die an seine Eltern gerichteten Briefe. Sie hatte aber keine allzutiefe Wurzel in der ganz von Thatendurst erfüllten Jünglingsseele. Es fehlte auch, um den Trübsinn zu verscheuchen, nicht an freundlichen Erlebnissen und Anregungen auf dem Weitermarsche des Corps. So gab's in Goldberg, wo es am 31. März eintraf, „eine Komödie und eine Redoute". In Goldberg entstand das gewaltigste aller Kriegslieder des

Dichters, dessen volltönende Strophen in der Jugend Deutschlands ein lautes Echo fanden:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
‚Der Freiheit eine Gasse!‘ — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!“

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

„So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
Oft ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Mehr und mehr näherte sich das Lützowsche Corps der sächsischen Grenze. Bei schönem Wetter verließ es am 1. April unter „Sang und Klang“ Goldberg. Unterwegs wurde manövriert und im Walde bivouakiert; um Mittag überschritt man den Bober bei Löwenberg, wo Theodor seine Ernennung zum Fourier erhielt. Zugleich erging an ihn die Aufforderung, einen neuen Aufruf an das sächsische Volk zu verfassen, von dem man sich jetzt um so mehr Erfolg versprechen dürfe, als das Land so gut wie ganz von den Franzosen geräumt war.

Am 2. April erfolgte, nachdem Theodor eine „schändliche Nacht“ durchgemacht, der Einmarsch in Sachsen. Das Wiederbetreten des heimatlichen Bodens setzt ihn in „gute Stimmung“; bei der Erinnerung an alles das, was ihm das

Vaterland einst gewesen und geboten, löst sich seine Zunge, und er hält unterwegs eine Rede „über Freiheit“. In Lauban, wo Halt gemacht wurde, arbeitete er den „Aufruf“ aus, der dann von Radmeritz aus als Flugblatt in Tausenden von Exemplaren durch ganz Sachsen verbreitet wurde. Am 12. April erschien der Aufruf in der Leipziger Zeitung, aber in einer mehrfach von der ursprünglichen Fassung abweichenden, offenbar durch den Vater veranlaßten Form. In der ersten Gestaltung lautet das Schriftstück:

„Brüder! Landsleute!

Durch dreifache Bande des Blutes, der Sprache, der Unterdrückung an euch gekettet, kommen wir zu euch. Oeffnet uns (eure) Herzen, wie eure Thüren. Die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht; die Morgenröte einer besseren Zeit soll uns verbunden finden. Landsleute sind wir, Brüder sind wir; im festen Vertrauen auf eure Rückkehr zu der guten, zu der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen sich viele unter uns, euch anzugehören, in eurem Kreise geboren, in eurer Sitte auferzogen zu sein. Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch eure Thäler wandern; wem wäre die heimatliche Erde, dies eine große Vaterhaus aller deutschen Herzen, nicht heilig? wem liegt mehr an der Sicherheit, an dem Wohlstande eines Landes, für dessen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geschworen haben? — Ja! für die Freiheit dieses Landes wollen wir fechten und, wie Gott will, siegen oder sterben. — Soll die fremde Tyrannei länger eurer heiligen Gesetze, der ehrwürdigen Ueberlieferungen eurer Väter spotten? Soll der fremde Gerichtshof sich auf eure Rathäuser drängen und die angeborene Sprache denn nicht mehr gelten, die ihr seit Jahrtausenden bewahrt habt? Sollen eure Speicher und Keller noch länger die Despotenknechte füttern, eure Weiber und Bräute und Töchter noch länger ihrem zügellosen Frevel preisgegeben sein, eure Söhne für die Raserei eines schamlosen Ehrgeizes noch länger geschlachtet werden? — Denkt an die Thaten eurer Väter, denkt an die Sachsenkriege gegen den großen Karl, denkt an die goldenen Zeiten eurer Altvorderen unter der Ottonen segensreichem Scepter, denkt an die Helden eures Volkes, an eure Heinriche, an euren Luther, an euren Moritz! Die Zeit ist geneigt, glänzende Namen aus eurer Mitte zu verkündigen; eure Väter haben ihre heilige Schuld bezahlt: laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden! Wollt ihr den freien deutschen Hals schwach und kraftlos unter das Henkerbeil der fremden Unterdrücker legen? Seht nur auf euch, was ihr jetzt seid! Ein geopfertes Volk, dem ruchlosen Willen eines einzigen Barbaren verkauft. Euer Wohlstand ist vernichtet, euer Handel ist zerstört, eure Fabriken zu Grunde gerichtet, eure Kinder laßt ihr zu Tausenden würgen, laßt sie in den fürchterlichsten Qualen einer losgelassenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdürsten, verwinseln und verzweifeln. Von all den Söhnen, die euch der Wüterich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück, und diese bringen noch den Tod in das Herz eures Landes, den Keim der Seuche streuen sie in eure gesunden Hütten und pflanzen die Qual und den Tod, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimatlichen Fluren. Und könnt ihr denn auch Schonung, könnt ihr Treue von denen verlangen, die ein fremdes, falsches Land geboren, die nicht die Liebe, nicht das Recht, die nur Selbstsucht und viehische Begierde zu euch brachten? Ist ihnen denn je etwas heilig gewesen, haben sie nicht Kirchen und Klöster geschändet, Meineide geschworen und meuchlings gemordet? haben sie nicht aus feigem Uebermut jüngst den Stolz eurer Hauptstadt zerschmettert? — Und ihr solltet ruhig sein und die Qual unvergolten lassen und den Frevel ungebüßt und die Schande ungerächt? — Nein, nein, du gutes,

wackres Volk, nein, das sollst du, das kannst du nicht. Hast du den Moskowiten gesehen, der den Fackelbrand in seine Paläste wirft? siehst du den Preußen jetzt, deinen nächsten Bruder und Bundesgenossen, wie er sich rüstet, Landwehr und Landsturm, alle waffenfähigen Männer, eins in dem beschworenen Entschlusse, zu sterben oder frei zu sein, — und du wolltest feige zaudern! Nein, du zauderst nicht: auch du wirst aufstehen und deine Ketten schütteln, und die welke Raute wird herrlich aufblühen, eine Blume der Freiheit. Sieh unsere mutige Schar! wir haben's im Gotteshaus beschworen, zu kämpfen, und sterben für unsere, für eure Freiheit; der Segen der Kirche ist mit uns und die Wünsche aller treuen, redlichen Herzen. Sammle dich zu uns, wehrbare Jugend des unterjochten Sachsenlandes! sammelt euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes! Eure Brüder in Westfalen erwarten uns; Preußens Adler und Rußlands Bären kämpfen mit uns, und Gott hilft uns siegen. Es ist in unserer Schar kein Unterschied der Geburt, des Standes, des Landes: wir sind alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenossen und wollen sie ersäufen, wär's auch mit unserem Blut. Nicht Söldner (sind) wir: der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zusammenführen; der einsame Pflug erhält seinen Führer, die leeren Hörsäle ihre Schüler, die verwaisten Gerichtsstätten ihre Beamten, die verlassenen Hallen ihre Arbeiter zurück. Wenn der Feind daniederliegt, die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins rauchen und das deutsche Banner im Hauche französischer Lüfte flattert: dann hängen wir, Gott dankend, das Schwert an die Eichen des befreiten Vaterlandes auf und ziehen heim in Frieden. — Nun, so der Himmel will, es wird bald gethan sein; Gott ist ja mit uns, und die gerechte Sache, und eine feste Burg ist unser Gott! Amen."

Leider erfüllten sich die Hoffnungen, die man auf diesen Aufruf gesetzt hatte, nicht ganz. Doch konnte schon in Bautzen, wo das Corps bald darauf eintraf, ein zweites Jägerdetachement von hundertzweiunddreißig Büchsenjägern gebildet werden. Des Dichters Name bekam seitdem einen volkstümlichen Klang. Wie er die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß, so mehrte sich auch die Zuneigung, die er bei seinen Kriegskameraden infolge seines heiteren Wesens und seiner angeborenen Liebenswürdigkeit fand. Einen thatsächlichen Beweis dieser Zuneigung erhielt er in Lauban durch die einstimmige Wahl zum Oberjäger. Von der Bürgerschaft der Stadt wurde den Lützowern zu Ehren eine Festlichkeit veranstaltet. Das Gleiche geschah bei ihrem Eintreffen in Radmeritz, von wo aus Theodor einen Ausflug nach Görlitz machte, um einige ihm von 1809 her befreundete Familien zu besuchen. Am 5. April brach man nach Löbau auf, Theodor in der Eigenschaft eines Marschkommissars an der Seite des Majors Friedrich von Petersdorff.

Ueber Löbau und Bautzen gelangte der Dichter am 6. April früh um vier Uhr nach Dresden. Hier galt es zunächst, Dienstgeschäfte zu erledigen; erst dann, vier Stunden später, konnte er zu den Eltern eilen. „Und große Freude," schrieb er später an Frau von Pereira, „sah ich und viele Thränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir; die anderen weinten."

Der Zustand der Stadt hatte sich inzwischen einigermaßen verändert. Die

Franzosen und die sächsische Besatzung waren abgerückt und an ihre Stelle Russen und Preußen getreten. Der König hatte seinen Hofhalt erst nach Plauen und bei dem Vorrücken der Verbündeten nach Regensburg verlegt, von wo er, nachdem er am 17. April einen Schutz- und Trutzvertrag mit Oesterreich abgeschlossen hatte, am 20. April nach Prag übersiedelte. Von den Kriegsnöten, die der Stadt viele Opfer auferlegten, hatte sie nach wie vor zu leiden; nur daß das preußische Kommando mildere Formen zeigte und Sachsen nicht als Feindesland behandelte. Der Anblick der gesprengten Elbbrücke gab dem Mißmut der Bürger über die französische Wirtschaft immer neue Nahrung. „Die Dresdner Brücke,"



Ernst Moritz Arndt. Nach einem Stiche.

schrieb Theodor an Frau von Pereira, „macht einen abscheulichen Eindruck auf jeden, der sie in der Zerstörung sieht. Sie ist jetzt mit Holz ausgebessert. Darüber ließe sich ein gutes Gleichnis machen."

Ueber die in der Bevölkerung damals herrschende Stimmung äußert sich Theodors Vater in einem Briefe an B. Weber, der sich auch auf seine interessante Einquartierung bezieht. In seinem Hause kehrte damals, als Theodor bei den Seinen weilte, auch Ernst Moritz Arndt ein. Arndt war nach dem Untergange der „großen Armee" mit dem Freiherrn v. Stein von St. Petersburg nach Deutschland zurückgekehrt und nun mit diesem zu gemeinsamer Thätigkeit in dem Central-

verwaltungsrate verbunden, dessen Aufgabe es war, in den von den verbündeten Truppen besetzten Landesteilen die Verwaltung zu organisieren und den Anschluß aller Gutgesinnten an das Befreiungswerk herbeizuführen. Arndt sah es als eine besondere Gunst des Schicksals an, Dr. Körners Gast zu sein, ebenso wie dieser, den von rastlosem Eifer für die Befreiung Deutschlands glühenden Schriftsteller und Dichter in seinem Hause zu beherbergen und zu bewirten. Von dem Dichter hatte er früher freilich nicht allzuviel gehalten, wie aus einem Briefe an Theodor (19. Juni 1812) ersichtlich ist: „Aus den Gedichten von Arndt geht eine interessante Persönlichkeit hervor. Nur herrscht das Subjektive zu sehr, und da der Gedichte viel sind, giebt dies eine Monotonie. Auch wird man oft durch eine gewisse Bitterkeit des Dichters verstimmt, der seine wirklichen Verhältnisse nicht vergessen kann. Im Versbau sind zuweilen Härten.“ Die Härten des Versbaues waren gewiß etwas Nebensächliches gegenüber der Kraft und Wucht des sprachlichen Ausdruckes. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, lieh auch dem Dichter die Herbheit und Schärfe, die den Geist des ganzen Volkes erfüllte und erfüllen mußte, um die Fremdherrschaft abzuschütteln.

Arndt fühlte sich zu dem „bravsten Manne der Stadt“, wie er ihn in einem Briefe an seinen Bruder nennt, nicht nur wegen der geistigen Verwandtschaft hingezogen, die zwischen ihnen herrschte, sondern vor allem wegen der gleichartigen Gesinnung, die sich vor allem darin aussprach, daß Körner seinen einzigen Sohn, „einen tüchtigen Sänger und Krieger“, in die Reihen der Freiheitskämpfer gestellt hatte.

In die Tage, wo Arndt in Dresden weilte, fiel auch ein Besuch Goethes, der auf seiner Reise nach Teplitz am 25. April bei Körners vorsprach. Goethes Standpunkt gegenüber dem gewaltigen historischen Drama, dessen Katastrophe immer näher rückte, war bekanntlich grundverschieden von dem des preußischen Patrioten. Ueber sein kühles Verhalten spricht sich Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein“ an der Stelle aus, wo er seines Aufenthalts im Körnerschen Hause gedenkt: „Körner war ein ausgezeichneter, sehr gebildeter und wissenschaftlicher Mann, an Kenntnissen den besten Deutschen ebenbürtig, an Gesinnung und Treue fürs Vaterland den meisten überlegen. Hier war Speise und Weide für Kopf und Herz. Der brave Körner hatte mit dem Jüngling Schiller bei dessen Morgenrötenaufgang frühe Freundschaft geschlossen, hatte dessen erste Thüringer und Leipziger Jahre mit treuester Hilfe und Rat gestützt und geschützt; sein Sohn war jetzt im Lützower Waffenrock, war Schillers und meines Freundes, des Grafen Geßler, Pate. Er selbst war Schriftsteller. Nun ging in den vielen, dies Haus Besuchenden mit den einen Mut und Freude, mit den anderen Furcht und Sorge in und durch dieses gastfreundliche Haus. Hier sah ich Goethe nach vielen langen Jahren auch ein-

mal wieder. Sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Ruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel wies: »O, ihr Guten! schüttelt immer an euren Ketten; ihr werdet sie nicht zerbrechen; der Mann ist euch zu groß!«"

Es ist begreiflich, daß, wie Arndt, so auch Körner von Goethes Auffassung der Bürgerpflicht wenig erbaut war, und, wie es scheint, rührt von dieser Zeit die Erkaltung der Freundschaft her, die die beiden Männer bisher verbunden hatte. Einige Wochen später fanden sie sich in Teplitz zusammen. Von dort schreibt Körner an Friedrich Schlegel über seinen Verkehr mit Goethe: „Ueber das, was mich jetzt interessiert, läßt sich mit ihm nicht sprechen. Er ist zu kalt für den Zweck, um zu hoffen. Jede Entbehrung und Unruhe ist ihm daher ein zu kostbares Opfer. Um seine und vieler anderen klugen Leute höhere Weisheit beneide ich niemanden."

Nach dieser Abschweifung nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Die Hoffnung der Lützower, in den nächsten Tagen auf den Kriegsschauplatz zu kommen, erwies sich wiederum als trügerisch. Einigen Trost für die Thatenlosigkeit gewährte Theodor der tägliche Verkehr im elterlichen Hause, wo er, so oft es der Dienst gestattete, zu finden war. Emma ließ es sich natürlich nicht nehmen, das Bild des schmucken Kriegers in einer Kreidezeichnung festzuhalten — es sollte das letzte Bildnis sein, zu dem er saß.

Am 9. April war das Gros der Freischar über Bautzen und Bischofswerda in Dresden eingetroffen; am 12. stand das Corps marschbereit mit dem Zuwachs von etwa fünfhundert Mann, den es dem Werbebureau im „Goldnen Helm" zu danken hatte.

Schon am zweiten Marschtage erhielt Theodor einen Brief von seinem Vater, worin dieser nachholte, was er bei der Eile des Aufbruchs nicht hatte erledigen können, um den Sohn vor möglichen Geldverlegenheiten zu sichern:

„Lieber Sohn!

Ich benutze eine Gelegenheit, Dir noch meinen besten Segen nachzurufen. Gott schütze und erhalte Dich! Er gebe Dir Kraft und Gedeihen zu Deinem Werke und führe uns fröhlich wieder zusammen! — Nach Deinem Abschiede war die Mutter sehr angegriffen, und es wurde mir sehr schwer bei ihrem Anblick, nicht weich zu werden. Doch hat sie Kraft gehabt, diesen Nachmittag eine halbe Stunde ins Freie zu gehen, und dies wird ihr wohl thun. Ihre Gesundheit ist jetzt weit stärker als vor ein paar Jahren, und ich hoffe, daß sie auch diese Probe aushalten wird.

Es fiel mir ein, daß es doch gut wäre, Dich gegen alle Geldverlegenheiten sicher zu stellen, wenn Du etwa die mitgenommene Barschaft durch einen Zufall

einbüßen solltest. Es könnten Dir unerwartete bedeutende Ausgaben vorfallen; Du kannst verwundet oder krank werden, und in diesem Falle bei einigem Aufwande vielleicht bessere Pflege in einem Privathause zu erwarten haben, als in



Theodor Körner. Kreidebildnis, gezeichnet von Emma Körner im April 1813.
Original im Körnermuseum.

dem Spital. Uns würde es alsdann sehr schmerzen, wer
Erleichterung oder Hilfe versagtest, die durch Geld zu
Grundsatz, den ich ehre, daß Du vor Deinen Kamer

ist auf diesen Fall nicht anwendbar. Mit der Krankheit oder bedeutenden Verwundung hören die Dienstverhältnisse auf, und es tritt bloß die Pflicht ein, nichts zu verabsäumen, was irgend dienen kann, Dich Deiner Toni und uns und selbst der Sache, für die Du kämpfst, zu erhalten. Damit Du nun immer über eine bedeutendere Summe disponieren kannst, habe ich folgende Anstalten getroffen. Mit dem Wachtmeister Friesen, den ich aufgesucht habe, bin ich übereingekommen, daß Du von der Kasse des Corps eine beliebige Summe Dir auszahlen lassen kannst, deren Betrag sodann auf mich angewiesen wird. Zugleich schicke ich Dir einen Kreditbrief auf dreihundert Thaler, der auf ein Haus in Leipzig gestellt ist. Von diesem Hause kannst Du Dir dagegen einen Kreditbrief von gleichem Betrage auf alle die Orte geben lassen, die Du etwa berühren könntest. Da Dresden kein Wechselplatz ist, mithin es an unmittelbaren Verbindungen mit mehreren Orten fehlt, so mußte dieser Ausweg gewählt werden. Wahrscheinlicherweise kommst Du selbst nach Leipzig oder kannst wenigstens den Kreditbrief zu einem solchen Austausch an Wilhelm Kunze schicken, der Dir ihn sodann ins nächste Quartier übermachen würde.

Lächle nicht über unsere Sorgfalt! Dir schadet sie nicht, und uns gereicht es zur Beruhigung, wenn wir Dir irgend eine Verlegenheit ersparen oder zu irgend einer Erleichterung behilflich sein können.

Friesen hat mir sehr wohl gefallen. Bei aller Festigkeit, mit der er seinen Zweck zu verfolgen scheint, hat er viel Toleranz für Ansichten, die von den seinigen abweichen.

Wir haben einige Pässe, Briefe, Gedichte u. s. w. in einem Papier zusammengewickelt gefunden, die Dir gehören, die Du aber absichtlich zurückgelassen zu haben scheinst. Wenigstens habe ich nichts darunter gefunden, was Du jetzt vermissen könntest. Sollte dies aber der Fall sein, so schreib mir, was ich Dir davon schicken soll!

Unsere Gedanken sind immer bei Dir, und die Erscheinung jedes Briefes von Dir wird ein heller Punkt in unserem jetzigen Leben sein. Sobald es bedenklich wird, den Ort Deines Aufenthaltes zu nennen, so schreibe nur mit ehester Gelegenheit ein paar Zeilen, daß Du wohl bist, bloß mit der Bemerkung des Monatstages!

Diesen Morgen suchte Dich ein tüchtiger junger Künstler aus Mecklenburg, Kersting, auf, weil er zu dem Corps gehen wollte. Ich wies ihn an Friesen.

Und nun drücke ich Dich nochmals innig an meine Brust. Lebe recht wohl! Tausend herzliche Grüße von Mutter, Emma, Tante und Schönberg."

Drei Tage später schrieb der Vater im Anschluß an den vorhergehenden Brief folgende Zeilen:

einbüßen solltest. Es könnten Dir unerwartete bedeutende Ausgaben vorfallen; Du kannst verwundet oder krank werden, und in diesem Falle bei einigem Aufwande vielleicht bessere Pflege in einem Privathause zu erwarten haben, als in



Theodor Körner. Kreidebildnis, gezeichnet von Emma Körner im April 1813. Original im Körnermuseum.

dem Spital. Uns würde es alsdann sehr schmerzen, wenn Du Dir irgend eine Erleichterung oder Hilfe versagtest, die durch Geld zu verschaffen wäre. Der Grundsatz, den ich ehre, daß Du vor Deinen Kameraden keinen Vorzug verlangst,

ist auf diesen Fall nicht anwendbar. Mit der Krankheit oder bedeutenden Verwundung hören die Dienstverhältnisse auf, und es tritt bloß die Pflicht ein, nichts zu verabsäumen, was irgend dienen kann, Dich Deiner Toni und uns und selbst der Sache, für die Du kämpfst, zu erhalten. Damit Du nun immer über eine bedeutendere Summe disponieren kannst, habe ich folgende Anstalten getroffen. Mit dem Wachtmeister Friesen, den ich aufgesucht habe, bin ich übereingekommen, daß Du von der Kasse des Corps eine beliebige Summe Dir auszahlen lassen kannst, deren Betrag sodann auf mich angewiesen wird. Zugleich schicke ich Dir einen Kreditbrief auf dreihundert Thaler, der auf ein Haus in Leipzig gestellt ist. Von diesem Hause kannst Du Dir dagegen einen Kreditbrief von gleichem Betrage auf alle die Orte geben lassen, die Du etwa berühren könntest. Da Dresden kein Wechselplatz ist, mithin es an unmittelbaren Verbindungen mit mehreren Orten fehlt, so mußte dieser Ausweg gewählt werden. Wahrscheinlicherweise kommst Du selbst nach Leipzig oder kannst wenigstens den Kreditbrief zu einem solchen Austausch an Wilhelm Kunze schicken, der Dir ihn sodann ins nächste Quartier übermachen würde.

Lächle nicht über unsere Sorgfalt! Dir schadet sie nicht, und uns gereicht es zur Beruhigung, wenn wir Dir irgend eine Verlegenheit ersparen oder zu irgend einer Erleichterung behilflich sein können.

Friesen hat mir sehr wohl gefallen. Bei aller Festigkeit, mit der er seinen Zweck zu verfolgen scheint, hat er viel Toleranz für Ansichten, die von den seinigen abweichen.

Wir haben einige Pässe, Briefe, Gedichte u. s. w. in einem Papier zusammengewickelt gefunden, die Dir gehören, die Du aber absichtlich zurückgelassen zu haben scheinst. Wenigstens habe ich nichts darunter gefunden, was Du jetzt vermissen könntest. Sollte dies aber der Fall sein, so schreib mir, was ich Dir davon schicken soll!

Unsere Gedanken sind immer bei Dir, und die Erscheinung jedes Briefes von Dir wird ein heller Punkt in unserem jetzigen Leben sein. Sobald es bedenklich wird, den Ort Deines Aufenthaltes zu nennen, so schreibe nur mit ehester Gelegenheit ein paar Zeilen, daß Du wohl bist, bloß mit der Bemerkung des Monatstages!

Diesen Morgen suchte Dich ein tüchtiger junger Künstler aus Mecklenburg, Kersting, auf, weil er zu dem Corps gehen wollte. Ich wies ihn an Friesen.

Und nun drücke ich Dich nochmals innig an meine Brust. Lebe recht wohl! Tausend herzliche Grüße von Mutter, Emma, Tante und Schönberg."

Drei Tage später schrieb der Vater im Anschluß an den vorhergehenden Brief folgende Zeilen:

Am 25. April traf Napoleon in Erfurt ein, am 28. stand er in Weimar und am 29. in Naumburg. An demselben Tage fand das erste Gefecht zwischen den feindlichen Vortruppen bei Merseburg statt, und am 1. Mai zog sich Wintzingerode vor dem gegen ihn anrückenden Marschall Ney über die Saale nach Lützen zurück. Am folgenden Tage fielen die Würfel. Die Schlacht bei Groß-Görschen hatte trotz der heldenmütigen Tapferkeit der Preußen einen unglücklichen Verlauf. Die Verbündeten gaben Leipzig auf und nahmen ihren Rückzug auf Dresden.

Noch am 23. April hatte sich Scharnhorst mit dem Gedanken getragen, das Lützowsche Corps durch das nördliche Thüringen nach dem Harz und dem Sollinger Wald zu werfen zur Organisierung eines von der Volkserhebung unterstützten Parteigängerkrieges im Rücken des Feindes. Dahin lautete auch sein Befehl, demzufolge das Freicorps am 25. April nach Schkeuditz aufbrach und am 26. bis an die Saale bei Schkopau vorrückte. Aber schon tags darauf mußte man sich überzeugen, daß an ein unbemerktes Durchschlüpfen zwischen den beiden Flügeln der feindlichen Armee nicht mehr zu denken war, da der Vicekönig Eugen mit seinen Truppen bereits von Magdeburg her auf Halle heranrückte. Lützow entschloß sich daher zu einer Abschwenkung nach rechts in der Richtung auf Dessau. Ehe wir aber das Schicksal der Freischar weiter verfolgen, wenden wir uns noch einmal zurück nach Leipzig.

So wenig unserem Dichterhelden die abermalige Ruhepause auf seiner kriegerischen Laufbahn gefiel, so sehr behagte ihm doch der Aufenthalt in der Stadt, an die sich von seiner Studentenzeit her so viele freundliche Erinnerungen knüpften, und wo er bei lieben alten Freunden herzliches Entgegenkommen fand. „Es war eine wunderbare Empfindung für mich," schreibt er an Frau v. Pereira, „da in kriegerischer Pracht einzuziehen, woraus ich vor drittehalb Jahren flüchten mußte." Sein Quartier wurde ihm seinem Wunsche gemäß in dem befreundeten Kunzeschen Hause angewiesen. Der Dienst ließ ihm nicht allzuviel freie Zeit, da er zeitweise Feldwebeldienste zu verrichten hatte. Sein Bild aus damaliger Zeit zeichnet uns der alte Freund des Vaters, Amadeus Wendt, dem wir auch die erste Lebensbeschreibung Theodors verdanken: „Ein männlicher Ernst gab seinem Wesen eine festere Haltung; er war noch immer jugendlich lebhaft, aber konzentrierter sein Auge, klarer sein Blick. Vor ihm schien stets das hohe Gebilde der deutschen Freiheit zu schweben, dem er unverrückt ins Auge sah; sein ganzes Wesen schloß sich auf, wo ihm auf seiner Bahn Freundschaft, Kunstsinn und Freiheitsbegeisterung sich nahte. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tiefgreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingsgesang anstimmte. Aber ebenso eifrig lernte er die Signale der Hörner und besorgte er mit pünktlichem Eifer den Kriegsdienst."

aber es gibt gar

sich ihren Zeiten Geltung,

hat sich folgende ...

Mittheilungen ...

... an ... zu ...

mittelbar ... zu

... sich an

Unter ..., alle

...

~~...~~ ... Eingang

~~...~~

~~...~~

Major und ... der

Am 25. April traf Napoleon in Erfurt ein, am 28. stand er in Weimar und am 29. in Naumburg. An demselben Tage fand das erste Gefecht zwischen den feindlichen Vortruppen bei Merseburg statt, und am 1. Mai zog sich Wintzingerode vor dem gegen ihn anrückenden Marschall Ney über die Saale nach Lützen zurück. Am folgenden Tage fielen die Würfel. Die Schlacht bei Groß=Görschen hatte trotz der heldenmütigen Tapferkeit der Preußen einen unglücklichen Verlauf. Die Verbündeten gaben Leipzig auf und nahmen ihren Rückzug auf Dresden.

Noch am 23. April hatte sich Scharnhorst mit dem Gedanken getragen, das Lützowsche Corps durch das nördliche Thüringen nach dem Harz und dem Sollinger Wald zu werfen zur Organisierung eines von der Volkserhebung unterstützten Parteigängerkrieges im Rücken des Feindes. Dahin lautete auch sein Befehl, demzufolge das Freicorps am 25. April nach Schkeuditz aufbrach und am 26. bis an die Saale bei Schkopau vorrückte. Aber schon tags darauf mußte man sich überzeugen, daß an ein unbemerktes Durchschlüpfen zwischen den beiden Flügeln der feindlichen Armee nicht mehr zu denken war, da der Vicekönig Eugen mit seinen Truppen bereits von Magdeburg her auf Halle heranrückte. Lützow entschloß sich daher zu einer Abschwenkung nach rechts in der Richtung auf Dessau. Ehe wir aber das Schicksal der Freischar weiter verfolgen, wenden wir uns noch einmal zurück nach Leipzig.

So wenig unserem Dichterhelden die abermalige Ruhepause auf seiner kriegerischen Laufbahn gefiel, so sehr behagte ihm doch der Aufenthalt in der Stadt, an die sich von seiner Studentenzeit her so viele freundliche Erinnerungen knüpften, und wo er bei lieben alten Freunden herzliches Entgegenkommen fand. „Es war eine wunderbare Empfindung für mich," schreibt er an Frau v. Pereira, „da in kriegerischer Pracht einzuziehen, woraus ich vor drittehalb Jahren flüchten mußte." Sein Quartier wurde ihm seinem Wunsche gemäß in dem befreundeten Kunzeschen Hause angewiesen. Der Dienst ließ ihm nicht allzuviel freie Zeit, da er zeitweise Feldwebeldienste zu verrichten hatte. Sein Bild aus damaliger Zeit zeichnet uns der alte Freund des Vaters, Amadeus Wendt, dem wir auch die erste Lebensbeschreibung Theodors verdanken: „Ein männlicher Ernst gab seinem Wesen eine festere Haltung; er war noch immer jugendlich lebhaft, aber konzentrierter sein Auge, klarer sein Blick. Vor ihm schien stets das hohe Gebilde der deutschen Freiheit zu schweben, dem er unverrückt ins Auge sah; sein ganzes Wesen schloß sich auf, wo ihm auf seiner Bahn Freundschaft, Kunstsinn und Freiheitsbegeisterung sich nahte. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tiefgreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingsgesang anstimmte. Aber ebenso eifrig lernte er die Signale der Hörner und besorgte er mit pünktlichem Eifer den Kriegsdienst."

Entwurf zu einem Aufrufe, den Wagner kurz [illegible]
Leipzig im April 1813 schrieb

Aufforderung an alle Gebild[eten]

Der ~~Großherzog~~ [illegible] König von Preußen [illegible]
Aufzeichnen die Jünglinge aller Stä[nde]
die freiwillig sich entschließen, für
des Vaterlandes Gut und Leben
zu wagen an dem großen [illegible]
dem Leib und das Geist [illegible]
Vaterland unsere Länder. Sein[illegible]
auch, an Verhältnisse gel[illegible]
Ausrüstung und Hülfsmittel[illegible]
und allen Theil Aufgebot [illegible]
begegnen zu werden [illegible]
stehen [illegible] zu der Luft,
~~einige~~ vaterländische ~~freiwillige~~ bekla[illegible]
Magistrat zu Leipzig und
zugesandt
bereitwillig, [illegible]

Es sind bis jetzt schon 300 [illegible]
[illegible]

[illegible], die gern [illegible] [illegible], wenn

Gelegenheit [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]. [illegible] [illegible]. [illegible]

[illegible] [illegible], [illegible]

[illegible]

[illegible], [illegible] [illegible], [illegible]

[illegible] [illegible].

[illegible]. Major – [illegible].

[illegible] Commandant [illegible]

[illegible].

[illegible] Major [illegible] Commandant

Was ihm während des unfreiwilligen Aufenthaltes in Leipzig besonders am Herzen lag, war der Druck seiner Kriegslieder. Mit ihrer Veröffentlichung hoffte er einen ähnlichen Erfolg bei seinen Landsleuten zu erzielen, wie einst Tyrtäus mit seinen Schlachtgesängen bei den Lakedämoniern, und bis zu einem gewissen Grade haben auch die volkstümlichsten dieser Lieder, in wirkungsvolle Musik gesetzt, zweifellos die Volksseele zur Erhebung und zur Thatkraft angespornt und namentlich die heranreifende Jugend mit Begeisterung erfüllt. Kunze übernahm es, für den Druck zu sorgen. Die Zueignung an das deutsche Volk, mit dem die Sammlung eröffnet werden sollte, schrieb der Dichter am 24. April nieder. Wohin er zielte, sagt er in der zweiten Stanze des Gedichtes:

„Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
›Ihr Sänger, vor! und schützt das deutsche Wort!‹
Das kühne Herz läßt sich nicht länger mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter klingen.
Heraus, mein Schwert! magst auch dein Liedchen singen!"

Am Nachmittage desselben Tages entstand auf dem Schneckenberge am Schwanenteich, da, wo jetzt das neue Leipziger Stadttheater steht, das nachmals so viel gesungene und noch immer nicht ausgesungene Lied von Lützows wilder Jagd, das wie eine Vorahnung späterer Erlebnisse erscheint. Es sollte den Abschluß der Sammlung bilden, für die anfänglich der Titel „Freie deutsche Gedichte" ausersehen war, an dessen Stelle später der bezeichnendere „Leier und Schwert" trat. Das Erscheinen des Bändchens sollte der Dichter freilich nicht mehr erleben. Er legte die Veröffentlichung in Kunzes Hand. Vermutlich hinderten die Kriegswirren, in die Leipzig bald darauf hineingezogen, und die abermalige „Franzosenzeit", die über die Stadt verhängt wurde, die Drucklegung bis zum November des Jahres, nachdem die Macht Napoleons vor ihren Thoren zu Boden geschmettert war.

Mit unermüdlichem Eifer suchte Theodor in Leipzig für seine Lützower zu werben und zu wirken. So wandte er sich u. a. mit einem Flugblatt „Aufforderung an alle Gutgesinnten" (s. das Faksimile) an den Wohlthätigkeitssinn der Bürger zur Unterstützung unbemittelter Freiwilliger. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er am 24. April zum Lieutenant befördert. Kunze schenkte ihm dazu das Abzeichen seiner neuen Würde in Gestalt eines Säbels, gegen den er den bisher von Theodor getragenen Hirschfänger als Andenken eintauschte.

Am 28. April langten die Lützower auf ihrem Flankenmarsche in Dessau an. Hier lag der Stab des Generals v. Bülow, dessen Corps unter dem Ober=

„Kersting, der Dir diesen Brief überbringt, hat noch so viel aufgetriebeu, um auf eigene Kosten zum Corps gehen zu können. Kügelgen und Friedrich mögen ihn wohl unterstützt haben. Meinen ersten Brief wirst Du durch den Maler Meyer erhalten haben, den ich auf dem Bureau traf, als ich Friesen vergebens aufsuchte, und der sich anbot, ihn mitzunehmen. Er enthielt einen Kreditbrief auf Leipzig. Einen Brief von der Toni habe ich Müller gegeben, der ihn durch Friesen fortschicken wollte. — Die Mutter ist gesund und geht fleißig spazieren. Mit Arndt wird unser Verhältnis immer freundschaftlicher. Er hat uns gestern einen Teil seiner Kriegsgeschichte vorgelesen, der sehr interessant war. Heute erhielt ich von ihm den zweiten Teil seines Geists der Zeit. Die geschriebenen Arndtschen Gedichte hast Du zurückgelassen. Ich lege sie bei, da Du sie vielleicht ungern entbehrst. — Gestern sollten wir durch ein Versehen des Billetir-Amtes zwei russische Offiziere und sieben Mann Einquartierung bekommen, es ließ sich aber noch abwenden. — Müller sagte mir, der Minister Stein hätte Dich sehen wollen, und er, Müller, habe zu spät daran gedacht, Dich zu ihm zu führen. — Heute erfahren wir, daß die Bayern, die mit Durutte in Dresden waren, von einem preußischen Offizier v. Helwing, der sich schon 1806 ausgezeichnet hat, bei Langensalza überfallen worden sind und fünf Kanonen verloren haben. — Die Russen rücken in Menge vorwärts. Mirilad owitsch soll über 20 000 Mann stark sein. Heute kamen etliche tausend Mann von diesem Corps, Kavallerie, Infanterie und reitende Artillerie. — Von unserem König ist noch keine Antwort da. Thielmann soll gut gesinnt sein.. Stein hat hier außer einer Geldforderung noch keinen entscheidenden Schritt gethan. In Wien hat das Volk sehr laut seinen Franzosenhaß zu erkennen gegeben, als der neue Gesandte ausgefahren ist. Es scheint, daß unser König sich an den Wiener Hof anschließen will. Halbe Maßregel, more consueto.

Kersting hat den Brief nicht abgeholt; ich schicke ihn also durch Arndt, der heute in Blüchers Hauptquartier geht. — Wegen Oesterreich treffen Nachrichten von mehreren Orten ein, die seinen Beitritt zur guten Sache wahrscheinlich machen. — Lebe recht wohl! Tausend Grüße vom ganzen Hause."

Das nächste Ziel des Lützowschen Corps war Leipzig, wo es über Waldheim und Grimma am 17. April eintraf. Auch jetzt ruht Theodors Briefwechsel mit seiner mütterlichen Freundin in Wien nicht. Auf ihre Bitte um Uebersendung seiner jüngsten Gedichte erwidert er am 13. von Steinbach aus: Wohl arbeite er mancherlei; das meiste aber sei — und damit spricht er den ursprünglich von ihm gewollten Zweck seiner kriegerischen Gesänge aus — so auf den Augenblick berechnet, daß es wohl selten einen Anklang in anderen Herzen finden dürfte, wenn sie sich nicht ganz in diesen Wirbel von Gefühlen versetzen wollten, der eine lied- und waffenfrohe Brust bestürme, zumal bei denjenigen, die, wie er, das

Leben weggeworfen und das, was sie davon wiedererhielten, als ein liebevolles Geschenk von der Huld des Schicksals betrachteten, alle Nebel der bürgerlichen Verhältnisse zurückträten. Und wieder wünscht er, daß es ihm verstattet sein möchte, bald dem Feinde in offener Feldschlacht gegenüberzutreten.

Der Brief endet mit einem melancholischen Wortspiel: „Nun, wenn ich nicht mehr auf der Grünangergasse sein darf, vielleicht bin ich bald auf dem grünen Anger und recht ruhig."

Den Verdruß, den er über die Langsamkeit des Vorrückens empfand und zu dem er im weiteren Verlaufe der Ereignisse immer neuen Anlaß findet, klingt schon in diesem Briefe an, deutlicher noch in einem anderen an die Seinen gerichtet: „Wir liegen hier und schneiden — Speck, und keine Seele ruft uns weg! Obendrein Rasttag und vier Stunden von Dresden ... Wir sind so frei, dem General Gersdorf seine Hasen wegzuschießen. Der Soldat will auch leben. Glück auf!"

In Leipzig erhielt das Freicorps einen neuen Zuwachs durch eine zweite Husarenschwadron, die der Rittmeister a. D. v. Bismarck in der Altmark zusammengebracht hatte. Außerdem wurde ihm auf Antrag Lützows von dem russischen General v. Wintzingerode eine Abteilung Kosaken, 50 Mann stark, unter dem Befehl des Majors v. Ellwangen überwiesen, wogegen die Russen sich einen mit Land und Leuten genau bekannten Freiwilligen — den Oberjäger Wilhelm Beuth — für den Erkundigungsdienst ausbaten.

Volle acht Tage, bis zum 25. April, lag das Corps unthätig in Leipzig. Die Verbündeten hatten inzwischen mit diplomatischen Verhandlungen, die auf Sprengung des Rheinbundes hinausliefen, auch infolge der lässigen Kriegführung der Russen die rechte Zeit versäumt, um die von Napoleon mit fieberhafter Eile betriebene Aufstellung eines neuen Heeres und sein Vordringen gegen die Elbe zu vereiteln. Am 17. April erschien Napoleon bereits in Frankfurt, um die am Main unter Bertrand gesammelten Truppen nach Thüringen in Bewegung zu setzen und vereint mit der nordwärts zwischen Rhein und Weser angesammelten Heeresmacht, die sich auf Magdeburg zu bewegte, den Verbündeten entgegenzuwerfen. Im ganzen standen ihm 150 000 Mann Fußtruppen, 8000 Reiter und 350 Geschütze zu Gebote, während die Verbündeten ihm wohl an Reiterei (25 000 Mann) und Geschützen (650) überlegen waren, aber über nur 98 000 Mann Fußtruppen verfügten. Inzwischen hatten zwar die Festungen Thorn und Spandau kapituliert; aber Wittenberg hatte dem Ueberrumpelungsversuche Wittgensteins am 17. April erfolgreichen Widerstand geleistet, und Torgau blieb in Feindes Händen, nachdem General Thielmann, dessen Begeisterung für Napoleon seit dem russischen Feldzuge ganz und gar ins Gegenteil umgeschlagen war, vergeblich versucht hatte, seine Offiziere für die Sache Deutschlands zu gewinnen.

befehle des Generals v. Kleist stand und zu der von Wittgenstein geführten Nordarmee gehörte.

Schon unterwegs hörte man in südwestlicher Richtung starkes Geschützfeuer:

Lützows wilde Jagd.
Leipzig am April.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen,
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Berg zu Bergen.
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.

Aus Theodor Körners Kriegsliedern („Lützows wilde Jagd“).
Handschrift im Körnermuseum.

die preußischen Truppen waren in der Nähe von Halle vom Feinde angegriffen worden. Als am Abend die Nachricht hiervon in Dessau einlief, ließ General von Kleist seine Truppen alarmieren und rückte auf Köthen vor. An Major

Jan[illegible]

and. le[illegible] [illegible]
from [illegible]
[illegible]

befehle des Generals v. Kleist stand und zu der von Wittgenstein geführten Nordarmee gehörte.

Schon unterwegs hörte man in südwestlicher Richtung starkes Geschützfeuer:

Lützows wilde Jagd.
Leipzig am April.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen,
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.
Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen.
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.

Aus Theodor Körners Kriegsliedern („Lützows wilde Jagd").
Handschrift im Körnermuseum.

die preußischen Truppen waren in der Nähe von Halle vom Feinde angegriffen worden. Als am Abend die Nachricht hiervon in Dessau einlief, ließ General von Kleist seine Truppen alarmieren und rückte auf Köthen vor. An Major

Ihr Lieben.

Mitteilung Theodor Körners an die Seinen vom 28. April 1813. Nach

[illegible] II, S. 51.

[illegible] R. Nachschrift

an Herrn Kaufmann Wilhelm
Rüng

[illegible]

in

Leipzig

...der Schiffer

...73.

v. Lützow erging zugleich der Befehl, wenigstens für den Tag, an welchem Dessau von anderen Truppen ganz entblößt war, den dortigen Brückenkopf an der Mulde besetzt zu halten.

Wie gern wären die Lützower ebenfalls mit ausgezogen, um sich an der Schlacht zu beteiligen. Man hoffte aber, wenigstens am folgenden Tage, wo voraussichtlich der Kampf mit größeren Truppenmassen wieder aufgenommen werden würde, ins Gefecht zu kommen. Diese Hoffnung drückt sich auch in den Briefen aus, die Theodor am selben Tage nach Leipzig an Kunzes (s. d. Faksimile) und an Frau v. Pereira nach Wien richtete. Sie sollte sich aber nicht erfüllen. Das Corps erhielt vielmehr die Anweisung, weiter nach Norden zu ziehen und dort an geeigneter Stelle den Uebergang über die Elbe zu bewerkstelligen. Von seiner Stellung als Lieutenant fühlte sich der Dichter weniger befriedigt, als man hätte annehmen sollen. In seinen Briefen klagt er, daß „mit dem Lieutenantswesen das Handwerksmäßige des Standes beginne“. Am 30. April finden wir ihn in Zerbst, wo er in demselben Hause einquartiert wurde, das ehedem seiner Tante Ayrer gehört hatte und das ihm von seiner Kinderzeit her in allen Winkeln bekannt war.

Das Ziel, welches Lützow von Dessau aus ins Auge gefaßt hatte, war zunächst das nordwestlich von Genthin gelegene Oertchen Ferchland. In der Nähe mündete dort der Plauensche Kanal in die Elbe; hier hoffte man, wieder das linke Flußufer gewinnen und dann, von den Feinden gar nicht oder nicht allzusehr behelligt, nordwärts weiterziehen zu können. Am 1. Mai marschierte man über Lohburg bis in die Gegend von Theesen und Stresow, wo das Corps in verschiedenen Dörfern Quartier bezog. Tags darauf wurde Genthin erreicht. Von hier aus ritt Lützow mit einer Kavallerieabteilung nach Ferchland, fand aber das gegenüberliegende Elbufer vom Feinde mit 5000 Mann und mehreren Geschützen besetzt. Der Plan, hier den Fluß zu überschreiten, mußte deshalb aufgegeben werden. Man beschloß, die Elbe noch weiter abwärts zu ziehen und bei Lenzen den Uebergang zu versuchen. Nach eingezogenen Erkundigungen waren dort wegen der vorhandenen Kähne und Fähren die Schwierigkeiten am leichtesten zu überwinden, zumal da eine feindliche Besetzung des linken Ufers nicht zu erwarten war.

Der Aufenthalt des Dichters in Genthin ist durch „Das Gebet“ (Hör' uns, Allmächtiger) bezeichnet, das er den Seinigen mit der Bemerkung übersandte, das Lied werde eben zur Morgenandacht nach der Melodie O sanctissima gesungen.

Da der Uebergang bei Lenzen, wie man in Havelberg durch Kundschafter erfuhr, nicht ausführbar erschien, so bog Lützow etwas von der Elbe ab und erreichte am 7. Perleberg. Die Compagnie Theodors dagegen schlug behufs Rekognoszierung der Elbufer eine mehr westliche Richtung ein und gelangte an demselben Tage nach Wittenberge, wo dieser Teil des Corps bis zum 9. verblieb.

[illegible]

…n Herrn Kaufmann Wilhelm
Runge

[illegible]

in

Leipzig

v. Lützow erging zugleich der Befehl, wenigstens für den Tag, an welchem Dessau von anderen Truppen ganz entblößt war, den dortigen Brückenkopf an der Mulde besetzt zu halten.

Wie gern wären die Lützower ebenfalls mit ausgezogen, um sich an der Schlacht zu beteiligen. Man hoffte aber, wenigstens am folgenden Tage, wo voraussichtlich der Kampf mit größeren Truppenmassen wieder aufgenommen werden würde, ins Gefecht zu kommen. Diese Hoffnung drückt sich auch in den Briefen aus, die Theodor am selben Tage nach Leipzig an Kunzes (s. d. Faksimile) und an Frau v. Pereira nach Wien richtete. Sie sollte sich aber nicht erfüllen. Das Corps erhielt vielmehr die Anweisung, weiter nach Norden zu ziehen und dort an geeigneter Stelle den Uebergang über die Elbe zu bewerkstelligen. Von seiner Stellung als Lieutenant fühlte sich der Dichter weniger befriedigt, als man hätte annehmen sollen. In seinen Briefen klagt er, daß „mit dem Lieutenantswesen das Handwerksmäßige des Standes beginne“. Am 30. April finden wir ihn in Zerbst, wo er in demselben Hause einquartiert wurde, das ehedem seiner Tante Ayrer gehört hatte und das ihm von seiner Kinderzeit her in allen Winkeln bekannt war.

Das Ziel, welches Lützow von Dessau aus ins Auge gefaßt hatte, war zunächst das nordwestlich von Genthin gelegene Oertchen Ferchland. In der Nähe mündete dort der Plauensche Kanal in die Elbe; hier hoffte man, wieder das linke Flußufer gewinnen und dann, von den Feinden gar nicht oder nicht allzusehr behelligt, nordwärts weiterziehen zu können. Am 1. Mai marschierte man über Lohburg bis in die Gegend von Theesen und Stresow, wo das Corps in verschiedenen Dörfern Quartier bezog. Tags darauf wurde Genthin erreicht. Von hier aus ritt Lützow mit einer Kavallerieabteilung nach Ferchland, fand aber das gegenüberliegende Elbufer vom Feinde mit 5000 Mann und mehreren Geschützen besetzt. Der Plan, hier den Fluß zu überschreiten, mußte deshalb aufgegeben werden. Man beschloß, die Elbe noch weiter abwärts zu ziehen und bei Lenzen den Uebergang zu versuchen. Nach eingezogenen Erkundigungen waren dort wegen der vorhandenen Kähne und Fähren die Schwierigkeiten am leichtesten zu überwinden, zumal da eine feindliche Besetzung des linken Ufers nicht zu erwarten war.

Der Aufenthalt des Dichters in Genthin ist durch „Das Gebet“ (Hör' uns, Allmächtiger) bezeichnet, das er den Seinigen mit der Bemerkung übersandte, das Lied werde eben zur Morgenandacht nach der Melodie O sanctissima gesungen.

Da der Uebergang bei Lenzen, wie man in Havelberg durch Kundschafter erfuhr, nicht ausführbar erschien, so bog Lützow etwas von der Elbe ab und erreichte am 7. Perleberg. Die Compagnie Theodors dagegen schlug behufs Rekognoszierung der Elbufer eine mehr westliche Richtung ein und gelangte an demselben Tage nach Wittenberge, wo dieser Teil des Corps bis zum 9. verblieb.

Während dieser Zeit traf hier die niederschlagende Kunde von dem Ausgange der am 2. Mai bei Groß-Görschen geschlagenen Schlacht und dem Rückzuge der Verbündeten ein. Die Stimmung, die sich bei dieser Meldung des Dichters bemächtigte, fand ihren Ausdruck in dem Liede „Letzter Trost (Rundgesang für die Kapelle)“. Der unverzagte Mut, der edle Trotz einer opferfreudigen Seele spricht aus jeder Zeile des Gedichtes:

Und galt es früherhin Mut und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn,
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

An die Seinen aber schreibt der Dichter: „Ihr Lieben! Ich hoffe zu Gott, Ihr habt die Gewißheit gehabt, daß ich am 2. und 3. nicht mit dabei war; denn ohne Not sollt Ihr Euch doch nicht ängstigen. Mich schmerzt es sehr, daß ich an diesen großen Tagen gefehlt habe. Derweile sitze ich hier an der Elbe und rekognosziere und finde nichts, sehe nach Westfalen über und sehe nichts, lade meine Pistolen und schieße nichts! — Soeben komme ich mit meiner Compagnie, mit der ich hierher zur Bewachung des Elbufers kommandiert bin, aus der Kirche. Wir haben kommuniziert. Der Prediger sprach als Mann und deutscher Christ. Die Leute schienen sehr gerührt. Wir marschieren in wenig Augenblicken von hier nach Lenzen. Was dort geschehen wird, ob wir übergehen werden oder nicht, weiß niemand. Uns allen brennt es unter den Sohlen. — Die Elbe ist hier sehr breit, die Ufer aber niedrig und nur durch die vielen Abwechselungen in den Farben der Gebüsche und ihren freundlichen Dörfern angenehm. Havelberg aber, wo wir einen Rasttag hatten, ist sehr romantisch und schön. Der alte gotische Dom, der aus Ziegelsteinen sehr keck gebaut ist, macht einen sehr hehren Eindruck, und die ungemeinen Krümmungen der Havel erhöhen das Wunder-

liche der Gegend um vieles. — Grüßt die Freunde! Gott sei mit Euch! Glück auf!"

Während Lützow mit dem Gros seiner Freischar am 7. und 8. Mai in Perleberg stand, traf bei ihm von General Wallmoden ein Schreiben ein mit der dringenden Aufforderung, weiter stromabwärts nach Dömitz zu ziehen und dort über die Elbe zu gehen, um dann im Verein mit dem Corps Dörnbergs, der inzwischen, allerdings mit wenig Glück, wieder einige Streifzüge auf dem linken Ufer bis nach Lüneburg und Celle hin unternommen hatte, eine Diversion in den Rücken des Feindes zu machen. Die Lage der Dinge hatte sich inzwischen auch in Norddeutschland zu Ungunsten der Verbündeten geändert. Der Feind hatte in einer Stärke von 6000 Mann unter Vandammes Kommando bereits Harburg besetzt, während Davoust mit etwa 12 000 Mann gegen Lüneburg im Anzuge war. Jetzt galt es vor allen Dingen, das bedrohte Hamburg zu retten.

So folgte denn Lützow dem Ansuchen des Generals Wallmoden und ließ zunächst einige Reiterabteilungen über die Elbe setzen, die die Aufgabe hatten, in der Altmark den Feindeskräften möglichst Abbruch zu thun, sei es durch Aufhebung öffentlicher Kassen oder durch Wegnahme von Lebensmitteltransporten und anderen Kriegsbedürfnissen oder durch Auffangung von Kurieren u. s. w. Der Major selbst brach am 9. von Perleberg auf und gelangte über Lenzen, wo auch Theodor mit seiner Compagnie wieder zu ihm stieß, am folgenden Tage nach Dömitz. Am 11. überschritt man die Elbe und gelangte über Dannenberg nach der Göhrder Forst, wo in der Nähe des Jagdschlosses Göhrde bivouakiert wurde. Von hier entsandte Lützow nach der Vereinigung mit dem Dörnbergschen Corps am Morgen des folgenden Tages, wo ein Zusammentreffen mit den Feinden, deren Wachtfeuer man bereits in der Nacht hatte leuchten sehen, erfolgen mußte, zur Sicherung seiner rechten Flanke eine Infanterieabteilung von hundert Mann nach Hitzacker an der Elbe. Unter diesen befand sich zu seinem großen Leidwesen auch die Compagnie Theodors, der auf diese Weise wieder um seine Hoffnung auf den Kriegslorbeer betrogen wurde.

Die vereinigten Freischaren setzten sich alsbald auf dem Wege nach Dahlenburg in Marsch, um in der Richtung auf Lüneburg einen Vorstoß gegen den äußersten rechten Flügel der im Anzuge gegen Hamburg begriffenen Armee Davousts auszuführen. Bald stießen sie auf eine aus zwei Bataillonen und etwa sechzig polnischen Ulanen bestehende feindliche Kolonne, die über Oldendorf anrückte. Zunächst entspann sich ein kurzes Tirailleurgefecht; darauf ging die französische Infanterie zum Angriff vor. Bald aber machte sie, von zwei Geschützen beschossen und von den Kosaken umschwärmt, in der Richtung, in der sie gekommen, Kehrt. Wohl gelang es der Kavallerie Lützows, die Reiterei des Feindes abzuschneiden und gefangenzunehmen; eine weitere Verfolgung aber mußte wegen

der morastigen Gegend aufgegeben werden. So glückte es den Franzosen, mit einem Verluste von 40 bis 50 Toten und Verwundeten Oldendorf wieder zu erreichen. Von den erbeuteten Waffen fielen 50 Infanteriegewehre der Lützowschen Freischar, von der nur 4 Mann verwundet worden waren, zu. Trotz dieses Erfolges glaubte Dörnberg, der Führer der Expedition, mit seiner immerhin nur geringen Truppenanzahl einen Angriff auf einen in der Nähe sich konzentrierenden größeren Teil des Davoustschen Heeres auf dem linken Elbufer nicht wagen zu dürfen und gab noch an demselben Tage den Befehl, bei Dömitz wieder über den Fluß zurückzugehen, indem er dem Lützowschen Corps für den 13. Quartiere in und um Eldena — nordöstlich von Dömitz — anwies. Unter Zurücklassung einer Schwadron, die den Feind am linken Ufer beobachten sollte, folgte der Major dieser Anweisung seines Vorgesetzten.

Während der Kampf ausgefochten wurde, befand sich Theodor, wie bereits erwähnt, mit seiner Compagnie in Hitzacker. Voll Verdruß berichtet er nach Wien: „Was soll ich Ihnen schreiben? — meinen Mißmut? — Was soll ich Ihnen vertrauen? — meinen Grimm? — Er wühlt gräßlich in mir! — Vor ein paar Tagen war eine elende Affaire; das ist alles, was ich bis jetzt erlebt habe. Die Franzosen hielten trotz der Uebermacht nicht Stich; an 100 Tote und Gefangene waren die Beute des Tages; ich hätte recht hübsch wirken können, wenn die Hunde Mut gehabt hätten. Wir waren nämlich zu einer großen Rekognoszierung über die Elbe bei Dömitz gegangen. Nach viel beschwerlichen Märschen nnd Heulägern trafen wir endlich die Franzosen. Ihre Wachtfeuer leuchteten zu uns herüber. Als früh das Treffen kaum anfing, ward ich mit 100 Mann an eine Brücke kommandiert, mit dem Befehl, hier den möglichen Rückzug der Unsrigen zu decken und mich bis auf den letzten Mann zu halten. Meine Leute brannten vor Begierde; aber die Franzosen wurden geworfen; die Unsrigen gingen vor, und ich zog leer ab. — Nun sind die Dänen und Schweden an der Niederelbe: wir werden dadurch entbehrlich und gehen wo anders hin; wohin, scheint niemand bestimmt zu wissen. Hätte ich heut früh nicht einen Sonnenblick durch einen Brief von Ihnen und Marianne dem Schicksal abgetrotzt, ich ärgerte mich krank, was bei der oft so schlechten Kost und den Erdlagern im Regen ohnehin nicht schwer sein müßte." —

An diesen Vorgang knüpft sich das „Bundeslied vor der Schlacht", das der Dichter in Hitzacker niederschrieb. Seine und seiner Kameraden Kampfesstimmung findet ihren poetisch verklärten Ausdruck in der ersten Strophe:

Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.

In der nächsten Stunde Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Lose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu so zum Tod als zum Leben gesellt!

Mit Rücksicht auf das Vordringen der Hauptarmee Napoleons nach der Groß-Görschener Schlacht und den Rückzug der Verbündeten hatte Lützow schon vor diesem Streifzuge sein Corps dem am äußersten rechten Flügel der Nordarmee stehenden General v. Wallmoden zur Verfügung gestellt und ihm zugleich Vorschläge gemacht, wie nach seiner Ansicht die Priegnitz durch reguläre Truppen in Verbindung mit der Landwehr und dem Landsturm verteidigt werden könnte. Seinem Anerbieten wurde um so lieber willfahrt, als der zum Schutze der Marken, namentlich zur Deckung Berlins ausersehene General v. Bülow durch die Uebermacht leicht ins Gedränge kommen konnte.

Bülow selbst hatte sich auch schon um Unterstützung an Wallmoden gewendet und diesen gebeten, zur Verteidigung der Havel mitzuwirken, da sich bei weiterem Vordringen der Gegner die niedere Elbe doch nicht werde halten lassen. Wallmoden konnte sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließen und mußte den Gedanken, Hamburg vor der drohenden Kriegsgefahr zu retten, wenn auch mit schwerem Herzen, fallen lassen. So zog denn die Freischar am 14. Mai von Eldena über Mankmus nach Perleberg. Hier, wo es am 15. eintraf, erhielt Lützow auf seine bereits erwähnten Vorschläge hin die Mitteilung, daß zwei Landwehrbataillone und zwei Schwadronen Kavallerie demnächst als „Soutien" seines Corps an der Elbe eintreffen würden. Das geschah nun freilich nicht, da Bülow alle verfügbaren Truppen zur Deckung Berlins an sich zog. Aber Lützow glaubte doch, seine Infanterie in der Priegnitz lassen zu müssen; mit der Kavallerie dagegen beschloß er, über die Elbe zu gehen und diese, der ursprünglichen Bestimmung des Freicorps entsprechend, zunächst die damals zum Königreich Westfalen gehörende Altmark in einzelnen Abteilungen durchstreifen zu lassen. So rückte er denn mit der Reiterei am 17. von Perleberg aus und gelangte zwei Tage später über Wittenberge, Wilsnack, Sandow, Schönhausen, Jerichow und Ferchland nach Stendal.

Die bis zum 19. in Perleberg unter dem Major v. Petersdorff verbliebenen Fußtruppen brachen über Plattenburg nach Havelberg auf, wo längere Zeit Halt gemacht wurde; zugleich wurde hier alles, was die Streifzüge auf dem linken Elbufer an Freiwilligen, Pferden und Geld lieferten, zur Vermehrung der Infanterie und zur Errichtung einer vorläufig aus drei Kanonen bestehenden Batterie verwendet, während der Rittmeister Fischer aus denselben Mitteln in

Tangermünde eine fünfte Schwadron von zunächst siebzig Mann und ein Kavalleriedepot bildete.

Wie aus dem Tagebuche hervorgeht, war Theodor nicht bei dem Gros der Fußtruppen geblieben, sondern hatte mit einem Detachement bereits am 17. Perleberg verlassen, um bei Sandow, das er über Wilsnack am folgenden Tage erreichte, das dortige Elbufer zu beobachten und zu bewachen. Dort blieb er bis zum 23. Der immer lauter in seinem Innern sich regenden Mißstimmung über die passive Rolle, die der größere Teil der Lützower zu spielen berufen schien, lieh er hier Worte in dem mit „Mißmut“ überschriebenen Gedichte, das wie mit einem Seufzer ausklingt:

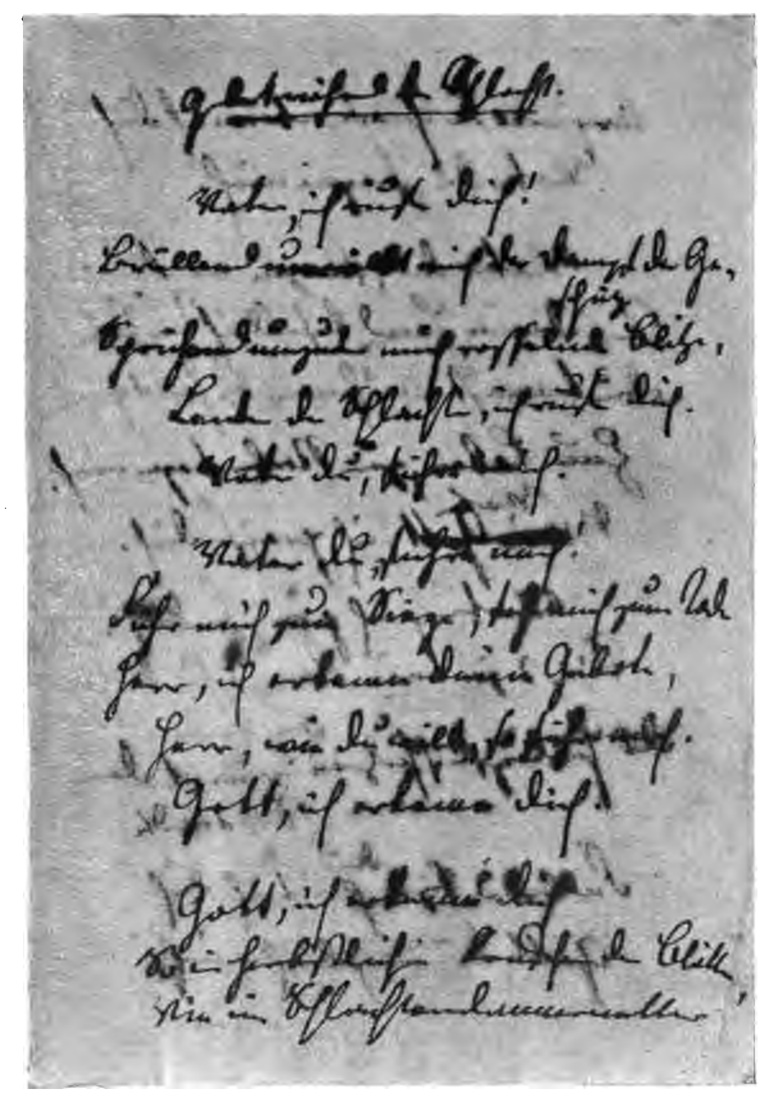
„Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Zimbeln schmettern drein:
Deutschland wirft um seine Kronen,
Und hier soll ich ruhig wohnen
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du, Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!“

Kurz vorher muß auch das berühmte „Gebet während der Schlacht“ entstanden sein, das so viele Tonkünstler zu Kompositionen begeistert hat.

In der Zwischenzeit hatten sich die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze in Sachsen zwar zum Nachteil der Verbündeten entwickelt, aber das Siegen war Napoleon doch nicht mehr so leicht geworden, wie vordem. Der Erfolg bei Groß-Görschen hatte ihm keine Trophäen eingebracht, wohl aber die Erkenntnis, daß er es mit einem hartnäckigen Gegner zu thun habe, zu dessen Vernichtung es der Zusammenfassung seiner ganzen Macht bedürfe. Das mochte der Grund sein, weshalb der Marschall Ney, der am 7. Mai die Elbe bei Wittenberg und Torgau überschritten hatte, auf die Besetzung Berlins verzichtete und sich mit seinem ganzen Heere nach der Lausitz wandte, wo es aller Voraussicht nach zu einem neuen Zusammenstoße kommen mußte.

Unter diesen Umständen, die dem General v. Bülow wieder Luft verschafften und die darauf schließen ließen, daß die Gegend zwischen der Elbe und dem Harz nur noch schwache feindliche Besatzungen aufzuweisen habe, nahm Major v. Lützow den Gedanken, mit Streifcorps in das Königreich Westfalen einzubrechen, von neuem auf. Ein besonderer Antrieb dazu entsprang aus dem günstigen Ergebnis des bisher nur von einer kleinen Reiterschar vorgenommenen Beutezuges, wodurch es möglich geworden war, die Fußtruppen des Corps auf 2000 Mann zu bringen. Man trug sich auch mit der Hoffnung, neuen Zuzug von Freiwilligen zu gewinnen,

die Civilbehörden zur Mitwirkung heranziehen und, wo man festen Fuß fasse, eine militärische Verwaltnng organisieren zu können. Zu diesem Zwecke wurde eine



Aus Theodor Körners Kriegsliedern („Gebet während der Schlacht“).
Handschrift im Körnermuseum.

Kommission gebildet, der auch Theodor zugeteilt wurde. Lützow plante indes ein kühneres Unternehmen mit seiner gesamten Reiterei, die sich seit dem Ausmarsch

aus Leipzig um 60 Pferde verstärkt hatte und jetzt 400 Köpfe zählte. Er wollte nach Ueberschreiten der Elbe sich südlich nach dem Thüringer Walde wenden und von dort aus im Rücken der Hauptmacht Napoleons den Parteigängerkrieg organisieren. In Verfolgung dieses Planes sandte er den Lieutenant v. Reiche aus, um seinen Reitern, die seit ihrer Ankunft in Stendal die Gegend in der Richtung nach Lüneburg, Celle, Braunschweig und Magdeburg in größeren oder kleineren Trupps durchstreiften, Nachricht zukommen zu lassen mit der Weisung, sich nunmehr wieder in Stendal zu sammeln. Der Auftrag wurde mit großem Glück ausgeführt, und am 28. Mai war die gesamte Reiterei beisammen und des Winkes ihres Führers gewärtig.

Auch Theodor war inzwischen über Schönhausen, von wo aus er am 24. den Seinigen sein Wohlbefinden meldete, in Stendal eingetroffen, jedoch nicht, um sein Amt als Kriegskommissar auszuüben, sondern, um sich der Kavallerie und ihrem Zuge anzuschließen. Er trug dem Major seinen Wunsch vor, in die Reiterei übertreten zu dürfen, um endlich seinen Thatendurst befriedigen zu können, und der Major, der den feurigen Jüngling zu schätzen wußte und gern um sich sah, gewährte nicht nur die Bitte, sondern ernannte ihn am 28. Mai sogar zu seinem Adjutanten.

Bevor wir die 400 Lützower auf ihrem abenteuerlichen Ritt begleiten, werfen wir einen Blick auf den Lauf der Ereignisse in Sachsen und das damit verknüpfte Schicksal der Familie Körner.

Am 3. Mai erhielt König Friedrich August einen Drohbrief von Napoleon, der ihn an seine Pflicht als Rheinbundsgenosse mahnte. Der König, immer noch auf die Hilfe Oesterreichs bauend, verhielt sich ablehnend und richtete von neuem an General Thielmann den Befehl, Torgau gegen jedermann zu halten. Aber schon wenige Tage später wandte sich das Blatt. Napoleon rückte am 8. Mai in Dresden ein, und der von Metternich im Stich gelassene König mußte sich vor dem Gewaltherrscher demütigen, da für ihn bei einem weiteren Siege der Franzosen die Krone auf dem Spiele stand. Am 12. Mai stellte sich Friedrich August in Dresden ein, Torgau öffnete seine Thore, nachdem Thielmann das Kommando niedergelegt und sich in das Feldlager der Verbündeten begeben hatte, und die sächsischen Truppen leisteten dem Unterdrücker Deutschlands abermals Heeresfolge.

Für den Vater Körner war unter den obwaltenden Umständen keines Bleibens im sächsischen Staatsdienste. Aus seiner politischen Gesinnung hatte er zu wenig Hehl gemacht, um nicht die Rache Napoleons fürchten zu müssen, und seine innerste Seele sträubte sich gegen den Gedanken, Zeuge der jammervollen Demütigung zu sein, zu der sein engeres Vaterland von neuem verurteilt war. So brach er denn schon am 6. Mai, als das demnächstige Eintreffen Napoleons

in Dresden sicher zu erwarten stand, mit seiner Familie nach Teplitz auf. Für die Wahl gerade dieses Ortes mag der Gesundheitszustand seiner Frau mitbestimmend gewesen sein. Wohl hatte sich diese von der Aufregung, worein sie die Sorge um Theodors Schicksal versetzt hatte, wieder erholt; aber im allgemeinen fühlte sie sich durch die unruhigen Zustände in Dresden und besonders in ihrem Hause recht angegriffen. Der Vater ließ in den drängenden Zeiten den Mut nicht sinken und wie in besseren Tagen, so gedachte er auch auf der Reise vor allem der Braut in Wien, die in bangen Aengsten um Theodor schwebte. Er ließ „der lieben Toni" mit einem herzlichen Gruße die beruhigende Nachricht bringen, daß Theodor nicht an der Schlacht von Groß-Görschen teilgenommen habe. Am 8. Mai in Teplitz angelangt, benutzte Körner die Mußezeit, die ihm reichlich zu Gebote stand, um auch seinerseits fördernd in die große Bewegung zur Befreiung Deutschlands einzugreifen. So erschien denn in jenen Frühlingstagen im Verlage von Hartknoch in Leipzig als ein beredtes Zeugnis seiner deutschen Gesinnung eine Flugschrift unter dem Titel „Deutschlands Hoffnungen".

Anhebend mit dem Gedanken, daß man sich bei dem Ausbruch des großen Kampfes, zu dem auch er durch diese Schrift sein Scherflein beitragen wolle, nicht durch ängstliche Sorgen bestimmen lassen dürfe, malt er aus, was für herrliche Blüten und Früchte aus dem inneren Reichtum des Vaterlandes von selbst hervorgehen würden; sobald es die eiserne Hand nicht mehr fühle, die jetzt die edelsten Keime zerknicke. Selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen hätten einzelne Deutsche durch Geist, Kraft, Ernst und Gemüt in irgend einer Gattung von Thätigkeit großes geleistet, und großes sei auch von neuem zu erwarten, sobald der Aufschwung der Geister nicht mehr durch fremde Uebermacht gehemmt werde! Mit Begeisterung entwirft er dann ein Zukunftsbild von dem deutschen Lande nach vorangegangenem Siege.

Blieb auch später die Wirklichkeit weit hinter dem idealen Traume Körners zurück: die hier niedergelegten goldenen Worte, in welchen sich die Hoffnung auf ein geeintes Deutschland ausspricht, zeigen deutlich, welcher Geist in dem Körnerschen Hause herrschte, und was Theodor auch in dieser Beziehung den Seinen zu verdanken hatte.

Nach dem Einrücken Napoleons in Dresden glaubte Metternich, die Zeit sei gekommen, wo Napoleon mit sich reden lassen werde. Die Lage, in der sich der Sieger von Groß-Görschen befand, schien nicht übergünstig zu sein. Es fehlten ihm offenbar die Mittel, um den Sieg durch eine unausgesetzte Verfolgung der Besiegten auszunutzen. Zu den Verlusten an Toten, Verwundeten und nebenbei auch an Gefangenen kam die Erschöpfung seiner Truppen und der Mangel an Reiterei; auch durch die Herbeiziehung des sächsischen Corps aus Torgau war

seiner Streitmacht nur zum Teil aufgeholfen. Indes schien es ihm vorteilhafter, statt mit Oesterreich mit den Russen zu unterhandeln. Aber Graf Nesselrode war seinen Anträgen unzugänglich und verwies den Unterhändler auf Oesterreichs Vermittelung. So verstrich die Zeit bis zum 20. Mai, an welchem Tage die zweitägige Schlacht bei Bautzen ihren Anfang nahm. Ihr Ausgang war ähnlich wie der der Groß-Görschener Schlacht. Barclay de Tolly, dem der Oberbefehl über die verbündeten Heere übertragen worden war, konnte das Schlachtfeld zwar nicht behaupten, aber der Rückzug nach Schlesien wurde ohne nennenswerte Verluste bewerkstelligt, ja Blücher machte durch den Ueberfall der französischen Vortruppen bei Haynau 400 Gefangene und erbeutete 11 Kanonen.

Unterdes trat an Napoleon immer dringender die Besorgnis heran, daß Oesterreich aus der Vermittlerrolle heraustreten und zu einem Angreifer werden könne. Daß Metternich mit Rußland und Preußen in Verhandlungen stand, konnte ihm kein Geheimnis sein. Sobald aber Oesterreich eingriff, war seine rechte Flanke von Böhmen her bedroht, und die Erwägung lag für ihn nahe, ob es nicht geraten sei, auf einen Waffenstillstand einzugehen, sowohl um seine zum großen Teile aus rasch zusammengerafften, wenig disciplinierten jungen Soldaten bestehende Armee in eine bessere Verfassung zu bringen, als auch um weitere Verstärkungen heranzuziehen. Aber auch die Verbündeten waren in einer mißlichen Lage, insbesondere Preußen, das jederzeit eine Lockerung des russischen Bündnisses zu befürchten hatte und deshalb darauf bedacht sein mußte, die eigene Rüstung zu vervollständigen, die durch die Schlachten in den Reihen seiner Kämpfer gerissenen Lücken zu füllen und die aufgebotene Landwehr mit Waffen und Munition zu versehen. So kam am 4. Juni, nachdem die verbündeten Heere, dem Ansuchen Oesterreichs nachgebend, näher nach der böhmischen Grenze zu, um Schweidnitz herum, Aufstellung genommen und Breslau den Franzosen preisgegeben hatten, der Waffenstillstand von Poischwitz zu stande. Seine Dauer sollte sich bis zum 20. Juli erstrecken mit einer sechstägigen Kündigungsfrist; eine neutrale Zone zwischen den gegnerischen Heeren wurde abgegrenzt, und bis zum 12. Juni sollten auf beiden Seiten die Truppen hinter die Grenzlinie zurückgezogen werden.

Wir kehren nun nach Stendal zurück, wo wir die Lützower am 28. Mai verlassen hatten. Was in dem Major hauptsächlich den Entschluß zu dem kecken Wagnis, zu dem er sich anschickte, gereift hatte, waren Nachrichten aus Thüringen und aus dem bisher zur Krone Preußen gehörigen Bayreuth, wonach er auf den kräftigsten Beistand der dortigen Bevölkerung rechnen durfte, falls es ihm gelingen sollte, bis gegen die obere Saale vorzudringen. Dazu kam die wachsende und durch Gerüchte genährte Hoffnung auf den Beitritt Oesterreichs zu dem preußisch-

russischen Bündnis. Aber selbst, wenn mit dieser Hoffnung nicht zu rechnen war, glaubte Lützow sich und seine Schar nicht gefährdet, da ihm bei der Entblößung der vorliegenden Landstrecken von größeren feindlichen Truppenkörpern der Rückweg durch die Gebirgsgegenden nach dem Unterharz offen stand.

Am 29. Mai rückten die Lützower Reiter von Stendal aus und kamen am folgenden Tage über Calvörde und Erxleben bis in die Nähe von Halberstadt, wo in dem Dorfe Kroppenstedt bivouakiert wurde. Unterstützt durch die patriotische Gesinnung der Bevölkerung und unter Beobachtung der größten Vorsicht und Wachsamkeit gelang es der Truppe, sich der feindlichen Beobachtung zu entziehen und unbemerkt sich ihrem Ziele zu nähern. Ein anstrengender Marsch brachte sie am 31. über Ermsleben und Mansfeld bis nach Eisleben.

Das nächste Ziel Lützows war Weimar. Hier hoffte er durch einen Handstreich die von dem Feinde zurückgelassene Etappenbesatzung überfallen zu können. So ging es denn am 1. Juni zunächst nach Allstädt. Von hier aus entsandte er Theodor und Reiche mit zwanzig Mann nach dem zwischen Roßleben und Memleben an der Unstrut gelegenen Schloß Wendelstein, um dort die dienstbrauchbaren Pferde des sächsischen Gestütes aufzuheben. Während Lützow selbst in südlicher Richtung weiterzog und bis Wiehe gelangte, entledigten sich die beiden Lieutenants, vom Glücke begünstigt, ihres Auftrages. Ueber Rastenberg und Buttstädt ging dann der Zug am 2. Juni weiter bis Buttelstedt (10 km nördlich von Weimar), wo man gegen Mittag eintraf. Hier aber erhielt man die Nachricht, daß Weimar und, wie sich alsbald herausstellte, auch einige Ortschaften zwischen Weimar, Apolda und Jena mit mehr oder minder starken Truppenabteilungen der Feinde belegt waren. Der geplante Ueberfall mußte infolgedessen aufgegeben werden; ja, die Freischar sah sich sogar genötigt, vor einer gegen sie andringenden feindlichen Macht von mehreren tausend Mann in den Wald von Rastenberg zurückzuweichen. Da sie sich hier den Tag über verborgen hielt, so glaubten die Franzosen, sie sei über die Unstrut zurückgegangen.

In der darauffolgenden sehr finsteren Nacht brachen die Lützower von neuem in südlicher Richtung auf. Bei dem Dorfe Osmanstedt, das von dreihundert Mann feindlicher Infanterie besetzt war, gelang es ihnen, in lautloser Stille die Ilm zu passieren und am Morgen des 3. Juni bei Hohlstedt die von Weimar nach Jena führende Militärstraße zu überschreiten. Jenseits davon stießen sie in dem Walde zwischen Schwabhausen und Magdala auf den Rittmeister v. Colomb, der seit Mitte Mai mit etwa hundert Reitern vom brandenburgischen Husarenregiment in kühnen Zügen auf dem linken Elbufer bis zum Vogtlande herumstreifte und damals über Rudolstadt gerade in jene Gegend gekommen war. Die Begegnung der beiden Corps war für beide Teile ein freudiges Ereignis. Behufs gemeinsamer Besprechungen wurde in dem Walde gerastet, zumal da Leute und Pferde der

auch gegen Theodor im Moniteur eine Achtserklärung erlassen, die Lützower aber pflegte er mit Vorliebe als brigands noirs zu bezeichnen. Kein Wunder, wenn der rücksichtslose Despot, der menschliches und göttliches Recht mit Füßen zu treten gewohnt war, jedes Mittel guthieß, das dazu diente, den verhaßten Freiheitskämpfern den Garaus zu machen. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, seinen Haß gegen alles, was mit Lützow zusammenhing, zu sättigen, und es ist wohl kaum ein Zweifel darüber, daß, wenn nicht auf seine persönliche Anordnung, so doch mit seiner stillschweigenden Genehmigung die Vorbereitungen zu dem heimtückischen Anschlage getroffen wurden, der die Freischar mit einem Schlage vernichten sollte.

Um die Bestimmung im § 10 der zwischen den Kriegführenden abgeschlossenen Uebereinkunft nachträglich (da der Räumungstermin längst vorüber war) erfüllen zu können, gab es für Lützow nur zwei Wege. Der einfachste und bequemste wäre der gewesen, über die Grenze nach Böhmen zu gehen, in der Erwartung, daß Oesterreich freien Durchmarsch gewähre oder schlimmsten Falles Entwaffnung verlangen werde. Der andere Weg führte durch Sachsen oder Thüringen nach der preußischen Grenze, war aber nur gangbar, wenn der Freischar ungefährdeter Durchzug zugesichert wurde. Lützow wählte den Weg durch Feindesland, leider aber, ohne sich seine und der Seinigen Sicherheit verbriefen zu lassen, in seiner Arglosigkeit auf die loyale und ritterliche Gesinnung bauend, die er auch bei den Feinden glaubte voraussetzen zu dürfen. Er blieb zwar von Zweiflern nicht ungewarnt, aber der Umstand, daß der Hauptmann Montbé, der Ueberbringer der amtlichen Mitteilung vom Abschluß des Waffenstillstandes, ihm in dem Lieutenant v. Gößnitz einen Marschkommissar überwies, der bei der Verpflegung des Corps auf dem Durchzuge die erforderlichen Dienste leisten sollte, wiegte ihn in volle Sicherheit.

Theodor teilte selbstverständlich mit seinem Corpsführer, ebenso wie alle seine Kameraden, die bitteren Empfindungen, die durch die unerwartete Wendung der Dinge in ihnen wachgerufen waren. Allgemein regte sich die Besorgnis, daß dem Stillstande der Waffen ein fauler Frieden folgen und das preußische Volk und die, die zu ihm hielten, um ihre Hoffnungen betrogen werden würden. Vor dem Abmarsche von Plauen gab er den Seinigen in wenigen Worten Nachricht unter Beischluß eines längeren für seine Braut bestimmten Briefes, den die Eltern vor Absendung lesen sollten: „er giebt Euch ein Bild meines Lebens ... wie ich im Stillen grimmig bin, sage ich nicht“. Daß gleichwohl seine Stimmung nicht allzu hoffnungslos war, läßt das tags vorher in schnellfüßigen Jamben niedergeschriebene Reiterlied erkennen, das in ein frohes Gottvertrauen ausklingt:

Drum, wie sie fällt und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir schauen's ruhig an.

Für deutsche Freiheit woll'n wir stehn!
Sei's nun in Grabes Schoß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n:
Wir preisen unser Los.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott! —
Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

Am 15. Juni trat der Major mit seiner Schar den Rückmarsch von Plauen an. Bei Langenwetzendorf (10 km von Weida entfernt) wurde am Abend ein Bivouac bezogen. In der Frühe des folgenden Tages brach man in der Richtung nach Gera auf. Als man sich der Stadt, in welche kurz vorher 3000 Franzosen eingerückt waren, näherte, erfuhr Lützow, daß der freiwillige Jäger Schmidt, den er am 13. dorthin geschickt hatte, um zwei, nach anderen Berichten drei, noch vor dem Bekanntwerden des Waffenstillstandes eingebrachte französische Gendarmen wieder abzuliefern, gefangen gehalten werde. Um Aufklärung über die Gründe dieser Maßregel zu erhalten, schickte er die Lieutenants v. Kropff und v. Gößnitz in die Stadt und folgte ihnen bald darauf in eigener Person. Der Stadtkommandant Graf Carion erwies sich als ein Mann von guter Sitte, gab den Gefangenen frei und lud den Major sogar zum Mittagsessen ein; dagegen lehnte er es ab, ihm einen französischen Marschkommissar mitzugeben, da der sächsische genüge. Zugleich ließ er das Corps selbst, während der Führer bei ihm war, nach einem allerdings mit diesem getroffenen Uebereinkommen an der Stadt vorüberziehen, jedenfalls, um sich über die Stärke der Freischar, die er für viel bedeutender gehalten haben mochte, zu vergewissern und dann eine Meldung darüber nach Leipzig an den Herzog von Padua abgehen zu lassen.

Diese dienstliche Meldung wurde, wie es scheint, von dem Grafen Carion ohne Hintergedanken befördert; denn aus dem weiteren Verlauf der Thatsachen geht hervor, daß er nicht wußte oder nicht wissen wollte, daß man es in Leipzig auf eine Gefangennahme des Freicorps abgesehen hatte. Und diese war allerdings von dem Herzoge von Padua ins Auge gefaßt infolge eines gemessenen Befehls von Napoleon, auf alle noch im Rücken der Armee herumstreifenden Parteigänger zu fahnden, insbesondere auf den von „einem preußischen Major v. Lützow kommandierten“ Teil des Tschernitschefffschen Corps. In Ausführung dieses

die Leute bereitwilligst ein; ja, ein Teil davon trat sogar in die Dienste Lützows, der sich bei den nahen Gebirgen von dieser neu geschaffenen Infanterie manchen Nutzen versprach. Inzwischen war das ganze Freicorps nach dem Exerzierplatz geritten. Nachdem auch Lützow und Körner sich dorthin begeben, wurden die Einwohner verpflichtet, die Verpflegungsportionen der Truppen zu liefern; zugleich aber wurde hier ein auf eine ganze Reihe von Wagen verteilter Lieferungstransport von Korn und Mehl, der, von zwei Altenburger Gendarmen begleitet, nach Erfurt unterwegs war, aufgehoben und sofort unter den in großer Menge aus der Stadt und Umgegend herbeigeströmten Scharen Neugieriger versteigert. Die Versteigerung war noch im besten Gange, als von den auf der Straße nach Jena aufgestellten Wachtposten die Nachricht einlief, daß ein großes feindliches Corps im Anzuge sei. Alarmsignale ertönten; das ganze Lager wurde mobil. Nach einer kurzen Beratung mit seinen Offizieren beschloß Lützow, bei der Uebermacht der nahenden Truppen, die auf 4000 Mann geschätzt wurden, und bei dem für Kavallerie ungünstigen Terrain von einem voraussichtlich erfolglosen Widerstande Abstand zu nehmen und über Ulrichswalde und Erdmannsdorf nach Neustadt an der Orla zu ziehen.

In Neustadt, das man am 4. Juni unbehelligt erreichte, vergönnte Lützow seiner Schar einen Ruhetag, dessen Leute und Pferde dringend bedurften, da sie in den letzten sechs Tagen unter steten Gefahren, teils auf schlechten Straßen, teils sogar auf schwer zu passierenden Wegen durch die Felder, einen Marsch von vierunddreißig Meilen zurückgelegt hatten. Am 5. begann der Weitermarsch. In Schleiz mußten hundert Mann Kontingentstruppen die Waffen strecken; auch diese traten zum großen Teil der vorher erwähnten Infanterieabteilung bei, deren Stärke bereits in der nächsten Zeit auf dreihundert Mann angegeben wird. Ueber Mühltroff wurde am folgenden Tage Plauen im Vogtlande erreicht.

So war das Corps glücklich, ohne mit dem Feinde handgemein zu werden, in die Gegend gekommen, die für die Ausführung des beabsichtigten Ueberfalles in Aussicht genommen war. Abgesehen von diesem besonderen Zwecke erschien Plauen auch der geeignetste Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu sein, sei es nun, daß man nach Bayreuth oder nach Thüringen Streifzüge ins Werk setzen wollte. Das Nächste, was jetzt zu thun ratsam erschien, war, sich über die Lage der Sachen in Oesterreich Gewißheit zu verschaffen. Deshalb entschloß sich der Major, einige Tage Rast zu machen, stationierte aber zugleich zwei Detachements in Neustadt und Reichenbach und ließ sämtliche Straßen der Umgegend durch Patrouillen beobachten. Er selbst brach dann am 8. mit drei Schwadronen über Oelsnitz gegen die böhmische Grenze auf und erreichte am Abend Adorf. Etwa in der Mitte zwischen Oelsnitz und Adorf wurde unterwegs bei dem Dorfe Eichigt bivouakiert.

Ebenfalls am 8. setzte sich auch der Premierlieutenant v. Kropff mit der Ulanenschwadron, sowie die Infanterie unter Reiche gegen Hof in Bewegung, um diesen für die Verbindung mit Bayreuth wichtigen Platz durch Ueberrumpelung der dort stehenden feindlichen Truppen zu gewinnen. Zunächst blieb Lützows Zug selbst erfolglos. Denn schon am Abend des 8. erfuhr er in Adorf, daß die erwarteten polnischen Truppen andere Wege eingeschlagen hätten. Er ging deshalb am folgenden Tage nach Oelsnitz zurück. Auf dem Marsche erhielt er die Nachricht von dem am 4. Juni abgeschlossenen Waffenstillstande. Da aber die offizielle Bestätigung noch fehlte, so beschloß Lützow zunächst, nähere Erkundigungen einzuziehen und vorerst wieder Aufstellung in Plauen zu nehmen. Inzwischen hatte Lieutenant v. Kropff seine Sache gut geführt, die Vorstadt von Hof war genommen, zwei Offiziere und zwanzig Mann zu Gefangenen gemacht, und er stand eben im Begriff, mit stürmender Hand vorzugehen, als ein Parlamentär von dem Platzkommandanten erschien, um ihm die Meldung vom Abschluß des Waffenstillstandes zu überbringen. Kropff gab infolgedessen seine Gefangenen frei, zog sich auf Regnitz-Lossa zurück und schickte gleichzeitig eine Ordonnanz an Lützow, um diesem von der Veränderung der Sachlage Kenntnis zu geben und weitere Befehle zu erbitten. Die Botschaft erreichte den Corpsführer erst am 11. Juni. Um volle Gewißheit zu erlangen, sandte er einen Oberjäger nach Dresden an das sächsische Generalkommando und erhielt daraufhin erst die amtliche Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes und den darin festgesetzten Vorschriften. Das war am 14. Juni, also viel zu spät, um das vertragsmäßige Einrücken hinter die neutrale Zone zur rechten Zeit bewerkstelligen zu können. Nach dem Vertrage hätte er bereits am 12. Juni Sachsen geräumt und seine Mannschaften jenseits der Elbe auf preußisches Gebiet geführt haben müssen.

Es war ein schwerer Schlag, der die Freicorps durch diesen unerwarteten Zwischenfall traf; denn sie waren eben auf dem besten Wege, dem Feinde erheblichen Schaden zufügen zu können. Nicht bloß die Lützowschen Reiter schwächten die Stellung und die Hilfsquellen in seinem Rücken und zogen immer mehr Kämpfer in ihre Reihen, auch die in Perleberg zurückgebliebene größere, hauptsächlich aus Fußtruppen bestehende Abteilung war inzwischen unter Führung des Majors Petersdorff über die Elbe herangerückt und stand am 7. Juni, unterstützt von russischer Kavallerie, in der Nähe von Leipzig, wo die gegen sie ausgesandte Reiterei des Herzogs von Padua eine empfindliche Schlappe erlitt und außer Toten und Verwundeten 18 Offiziere und 550 Gefangene einbüßte.

Es ist bekannt genug, von welchem tiefen Haß Napoleon gegen die „Aufwiegler“ (Tugendbund) erfüllt war, die mit Wort und Schrift die Jugend zur Abschüttelung des französischen Joches aufboten. Wie gegen Jahn, so hatte er

auch gegen Theodor im Moniteur eine Achtserklärung erlassen, die Lützower aber pflegte er mit Vorliebe als brigands noirs zu bezeichnen. Kein Wunder, wenn der rücksichtslose Despot, der menschliches und göttliches Recht mit Füßen zu treten gewohnt war, jedes Mittel guthieß, das dazu diente, den verhaßten Freiheitskämpfern den Garaus zu machen. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, seinen Haß gegen alles, was mit Lützow zusammenhing, zu sättigen, und es ist wohl kaum ein Zweifel darüber, daß, wenn nicht auf seine persönliche Anordnung, so doch mit seiner stillschweigenden Genehmigung die Vorbereitungen zu dem heimtückischen Anschlage getroffen wurden, der die Freischar mit einem Schlage vernichten sollte.

Um die Bestimmung im § 10 der zwischen den Kriegführenden abgeschlossenen Uebereinkunft nachträglich (da der Räumungstermin längst vorüber war) erfüllen zu können, gab es für Lützow nur zwei Wege. Der einfachste und bequemste wäre der gewesen, über die Grenze nach Böhmen zu gehen, in der Erwartung, daß Oesterreich freien Durchmarsch gewähre oder schlimmsten Falles Entwaffnung verlangen werde. Der andere Weg führte durch Sachsen oder Thüringen nach der preußischen Grenze, war aber nur gangbar, wenn der Freischar ungefährdeter Durchzug zugesichert wurde. Lützow wählte den Weg durch Feindesland, leider aber, ohne sich seine und der Seinigen Sicherheit verbriefen zu lassen, in seiner Arglosigkeit auf die loyale und ritterliche Gesinnung bauend, die er auch bei den Feinden glaubte voraussetzen zu dürfen. Er blieb zwar von Zweiflern nicht ungewarnt, aber der Umstand, daß der Hauptmann Montbé, der Ueberbringer der amtlichen Mitteilung vom Abschluß des Waffenstillstandes, ihm in dem Lieutenant v. Gößnitz einen Marschkommissar überwies, der bei der Verpflegung des Corps auf dem Durchzuge die erforderlichen Dienste leisten sollte, wiegte ihn in volle Sicherheit.

Theodor teilte selbstverständlich mit seinem Corpsführer, ebenso wie alle seine Kameraden, die bitteren Empfindungen, die durch die unerwartete Wendung der Dinge in ihnen wachgerufen waren. Allgemein regte sich die Besorgnis, daß dem Stillstande der Waffen ein fauler Frieden folgen und das preußische Volk und die, die zu ihm hielten, um ihre Hoffnungen betrogen werden würden. Vor dem Abmarsche von Plauen gab er den Seinigen in wenigen Worten Nachricht unter Beischluß eines längeren für seine Braut bestimmten Briefes, den die Eltern vor Absendung lesen sollten: „er giebt Euch ein Bild meines Lebens . . . wie ich im Stillen grimmig bin, sage ich nicht“. Daß gleichwohl seine Stimmung nicht allzu hoffnungslos war, läßt das tags vorher in schnellfüßigen Jamben niedergeschriebene Reiterlied erkennen, das in ein frohes Gottvertrauen ausklingt:

Drum, wie sie fällt und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt:
Wir schauen's ruhig an.

Für deutsche Freiheit woll'n wir stehn!
Sei's nun in Grabes Schoß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n:
Wir preisen unser Los.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott! —
Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

Am 15. Juni trat der Major mit seiner Schar den Rückmarsch von Plauen an. Bei Langenwetzendorf (10 km von Weida entfernt) wurde am Abend ein Bivouac bezogen. In der Frühe des folgenden Tages brach man in der Richtung nach Gera auf. Als man sich der Stadt, in welche kurz vorher 3000 Franzosen eingerückt waren, näherte, erfuhr Lützow, daß der freiwillige Jäger Schmidt, den er am 13. dorthin geschickt hatte, um zwei, nach anderen Berichten drei, noch vor dem Bekanntwerden des Waffenstillstandes eingebrachte französische Gendarmen wieder abzuliefern, gefangen gehalten werde. Um Aufklärung über die Gründe dieser Maßregel zu erhalten, schickte er die Lieutenants v. Kropff und v. Gößnitz in die Stadt und folgte ihnen bald darauf in eigener Person. Der Stadtkommandant Graf Carion erwies sich als ein Mann von guter Sitte, gab den Gefangenen frei und lud den Major sogar zum Mittagsessen ein; dagegen lehnte er es ab, ihm einen französischen Marschkommissar mitzugeben, da der sächsische genüge. Zugleich ließ er das Corps selbst, während der Führer bei ihm war, nach einem allerdings mit diesem getroffenen Uebereinkommen an der Stadt vorüberziehen, jedenfalls, um sich über die Stärke der Freischar, die er für viel bedeutender gehalten haben mochte, zu vergewissern und dann eine Meldung darüber nach Leipzig an den Herzog von Padua abgehen zu lassen.

Diese dienstliche Meldung wurde, wie es scheint, von dem Grafen Carion ohne Hintergedanken befördert; denn aus dem weiteren Verlauf der Thatsachen geht hervor, daß er nicht wußte oder nicht wissen wollte, daß man es in Leipzig auf eine Gefangennahme des Freicorps abgesehen hatte. Und diese war allerdings von dem Herzoge von Padua ins Auge gefaßt infolge eines gemessenen Befehls von Napoleon, auf alle noch im Rücken der Armee herumstreifenden Parteigänger zu fahnden, insbesondere auf den von „einem preußischen Major v. Lützow kommandierten" Teil des Tschernitscheffschen Corps. In Ausführung dieses

Befehls hatte der Herzog schon am 9. Juni aus der in Leipzig zusammengezogenen württembergischen Infanterie und Kavallerie vier Marschkolonnen gebildet. Diese sollten nach allen Seiten das Land durchkreuzen, um die Freicorps aufzuheben und nach Leipzig zu bringen. An der Spitze einer der Abteilungen traf Oberstlieutenant von Kechler am 15. Juni in Zeitz ein und erhielt hier durch den vom Grafen Carion abgesandten Kurier die Kunde, daß sich das Lützowsche Corps in der Nähe von Gera befände. Sofort ließ er den dortigen Kommandanten benachrichtigen, zu welchem Zwecke er ausgesendet wäre; er wolle selbst in der Nacht, falls es gewünscht würde, mit seiner Kolonne nach Gera kommen und mit den Franzosen zusammen das Lützowsche Corps angreifen. Der als Bote abgesandte Jäger kam aber nachmittags fünf Uhr, ohne ein Schreiben vom Kommandanten mitzubringen, nach Zeitz zurück; er hatte nur einen Zettel von Gößnitz bei sich, der Kechler benachrichtigte, daß Lützow den Waffenstillstand anerkannt habe und im besten Einverständnis mit den Franzosen an Gera vorbeimarschiert sei, um noch in Zeitz Nachtquartier zu nehmen, am anderen Morgen aber ungesäumt den Marsch auf dem nächsten Wege fortzusetzen. Auch der nunmehr von Kechler nach Gera gesandte Lieutenant von Reischach brachte nichts Schriftliches mit. Graf Carion hielt es eben nicht für ehrenhaft, „Lützow zu stellen“.

So sah sich denn Kechler genötigt, auf eigene Hand zu operieren. Er gab seinen Vorposten den Befehl, die Preußen, wenn sie ankommen sollten, nicht passieren zu lassen, sondern sie zurückzuweisen und, falls sie sich nicht abhalten lassen sollten, auf sie Feuer zu geben; zugleich schickte er seinen Adjutanten nach Leipzig an den Herzog von Padua und ließ ihm die Sachlage melden.

Inzwischen war das Lützowsche Corps von Gera weitergezogen. Auf der nach Zeitz führenden Straße wurde am Abend das Bivouac aufgeschlagen.

Ueber den Ort selbst gehen die Nachrichten auseinander. Theodor giebt in dem Tagebuche das im südlichen Teile von Altenburg gelegene Dorf Golma (d. i. Gorma) an. Von hier aus mag er wohl auch durch einen Boten nach dem nahen Gnandstein an Einsiedels folgenden Zettel geschickt haben: „Meinen herzlichen Gruß, lieber Alexander, liebe Julie! Ich bin frisch und wohl und war nur um die Eltern besorgt. Einsiedel giebt mir aber gute Hoffnung. Der Waffenstillstand macht mich wütend. Gott halte Euch gesund! Ich will schon durchkommen.“

Früh am Morgen des 17. brachen die Lützower aus ihrem Bivouac auf. Als sie bald darauf in die Nähe von Zeitz gelangten, schickte der Major den sächsischen Kommissar in die Stadt, um unter der Zusicherung, daß er den Waffenstillstand anerkenne, auch den Kommandanten der württembergischen Truppen von seiner Marschrichtung in Kenntnis zu setzen: er werde, ohne die aufgestellten Vorposten zu berühren, an Zeitz vorbeipassieren, um den nächsten Weg zur Elbe zu

nehmen; er hoffe, daß ihm nichts Feindseliges zugefügt werden werde. Kechler, von der friedfertigen Absicht der Lützower nunmehr überzeugt und in dem Glauben, daß jetzt, nach Anerkennung des Waffenstillstandes, die Voraussetzungen, unter denen er abgesandt worden, nicht mehr zuträfen, antwortete dem Kommissar, er werde, da sich die Sache so verhalte, das Corps nicht inkommodieren: der Major solle nur zumaschieren. Zugleich aber schickte er einen neuen Kurier mit einer schriftlichen Meldung über alles, was bisher vorgefallen, nach Leipzig. Gegen Mittag, als die Lützower längst weitergezogen waren, kam der zuerst abgesandte Adjutant von Leipzig wieder in Zeitz an. Es war ihm nur aufgetragen worden, seinem Obersten zu sagen, er solle den preußischen Major, wo er ihn fände, stellen und auffordern, nicht weiterzumarschieren, sondern den Offizier, den ihm der Herzog von Padua zu seiner Führung schicken würde, abwarten. Weiter wurde der Oberst davon benachrichtigt, daß General Normann mit einer Kolonne gegen Pegau aufgebrochen sei. Nunmehr verließ auch Kechler mit seiner Heeresabteilung Zeitz, um dem Freicorps in der Richtung auf Leipzig nachzufolgen.

Die Lützower waren unterdes weitergezogen. Zwischen fünf und sechs Uhr passierten sie die Gegend von Groß-Görschen. Theodor ritt mit dem Major an der Spitze der Vorhut. Seitwärts der Straße lagen seit der vor kurzem hier geschlagenen Schlacht viele Grabstätten. Von Lützow auf eine solche hingewiesen, sprengte der Adjutant darauf zu: da sank sein Pferd mit den Vorderfüßen tief in den lockeren Erdboden ein. „Es war mir," so schrieb er später, „eine unangenehme Empfindung, und etwas verstimmt kam ich zum Major zurück. Ich sagte ihm, mir wäre zu Mute, als ging's uns heute noch schlecht — die französischen Vorposten hatten wir schon von weitem gesehen —; er lachte mich aus und bat mich, die Poesie aus dem Leben zu verjagen."

Gegen sechs Uhr erreichte Lützow mit der Vorhut das etwa 20 km südwestlich von Leipzig entfernt liegende Dorf Kitzen. Kaum war er in dem Flecken angelangt, als ihm gemeldet wurde, daß von hinten eine feindliche Kolonne heranziehe. Er schickte darauf den Lieutenant v. Kropff als Parlamentär ab und erfuhr bei dessen Rückkunft, daß der Führer der feindlichen Reiterei der Oberstlieutenant v. Kechler sei, und daß ihn dieser um eine Unterredung ersuchen lasse. Bei dieser Zusammenkunft erfuhr der Major, daß der Herzog von Padua ihn einladen lasse, Halt zu machen, da er ihm einen Offizier senden werde, um seinen Weitermarsch zu leiten. Lützow, dem jeder Argwohn fern lag, erklärte sich damit einverstanden, und die beiden Führer gaben sich gegenseitig das Ehrenwort, nichts Feindseliges gegeneinander unternehmen zu wollen. Darauf wurden Kropff und Gößnitz nach Leipzig geschickt, um sich mit dem Herzog von Padua ins Vernehmen zu setzen.

Die beiden waren kaum unterwegs — Kropff wurde in Leipzig sofort als

Gefangener behandelt —, als dem Major gemeldet wurde, daß sich eine Staubwolke auf der Straße von Leipzig her vorwärtsbewege. Nun stieg bei Lützow doch ein leiser Argwohn auf. Unverzüglich hieß er seine Leute, die schon — es war bei Sonnenuntergang — die Vorbereitungen zum Bivouakieren getroffen und die Pferde abgezäumt hatten, wieder aufsitzen und sich marschbereit machen. Dann ritt er selbst dem Feinde entgegen, der in zwei Abteilungen von Waffengattungen aller Art, wie sich herausstellte, Aufstellung genommen hatte, im ganzen gegen 5000 Mann. Gleichzeitig sprengte ein Offizier der feindlichen Reiterei vor, um dem Corpsführer eine Meldung zu machen. Aus dieser Meldung ging hervor, daß die erste Abteilung der feindlichen Heerschar aus Württembergern bestand und von dem General Grafen v. Normann kommandiert wurde. Der General ließ Lützow über die feindseligen Absichten der anrückenden Truppen nicht im unklaren, ließ ihm zugleich aber auch in wohlmeinender Absicht durch den vorgesandten Offizier den Rat erteilen, sich schleunigst mit seinen Mannschaften in Marsch zu setzen, weil hier nicht er, Normann, sondern der französische General Fournier das Oberkommando habe, und er, wenn von diesem dazu kommandiert, Lützow anzugreifen genötigt sein werde. Noch immer auf eine loyale Auslegung der Bestimmungen des Waffenstillstandes bauend und sich auf das ihm von Kechler gegebene Ehrenwort verlassend, nahm Lützow den Rat nicht an, beschloß vielmehr, sich selbst bei dem das Oberkommando führenden General Aufklärung über dessen Absichten einzuholen. Nur von dem Lieutenant v. Oppeln-Bronikowski und seinem Adjutanten nebst zwei Trompetern begleitet, ritt er auf die zweite Truppenabteilung des Feindes zu, hatte dabei aber das Unglück, daß sein Pferd, „der beste Renner des ganzen Corps", als er über einen kleinen Graben setzte, fehlsprang und stürzte. Nur mühsam arbeitete sich der Major wieder hervor. „Ich aber hatte," so schreibt Theodor, der Zeuge dieses Vorganges war, „das unangenehme, peinliche Gefühl eines nahen Unglücks zum zweiten Male."

Bei der Begegnung mit den inzwischen schon weiter vorgerückten württembergischen Truppen erhielt Lützow nochmals, wenn auch in verblümter Weise, ein Warnungszeichen von dem General Normann, indem dieser seine Leute die Säbel ziehen ließ, als wolle er angriffsweise gegen ihn vorgehen. Der Major verstand aber den Wink nicht, ritt mit seiner Begleitung weiter und erreichte den Höchstkommandierenden erst ganz am Ende der Marschkolonne hinter dem letzten Bagagewagen. Er stellte diesem seine Lage vor und ersuchte ihn, seinem Vormarsch nach der preußischen Grenze kein Hindernis in den Weg zu legen. Hierauf versicherte ihm Fournier auf Ehrenwort, daß er nichts Feindliches gegen die Lützower zu unternehmen gedenke, wenn sie ruhig auf der Straße nach Leipzig abzögen, wohin er mit seinem Corps ihnen folgen würde. Daraufhin schickte der Major im vollen Vertrauen auf das Ehrenwort des französischen Generals den Lieutenant

v. Oppeln zu seinen Truppen mit der Weisung zurück, sie sollten, zu dreien abgebrochen, auf der Straße nach Leipzig sich in Bewegung setzen, dabei aber jeden Schein einer Feindseligkeit vermeiden, ein Befehl, der auch sogleich ausgeführt wurde. An der Spitze fuhren die Gepäckwagen; dann folgte die auf dem Streifzuge neu gebildete Infanterie; ihr schlossen sich die Kosaken und russischen Husaren und weiter die Ulanenschwadron, sowie die beiden Husarenschwadronen (4. und 1.) an; den Schluß endlich bildete das Jägerdetachement.

Bald traf auch der Major im Geleite Körners bei seinen Truppen wieder ein und setzte sich an die Spitze der vierten Husarenschwadron. Ungestört erreichte die Spitze des Zuges das nächste an der Chaussee nach Leipzig gelegene Dorf Klein-Schkorlopp; schon näherten sich die Jäger den ersten Gebäuden, als sich die feindliche Kavallerie über eine links von der Chaussee sich hinziehende Wiesenfläche in Trab setzte, und General Normann, dem inzwischen Fournier falsche Angaben über die Absichten und die geplante Marschrichtung der Lützower gemacht und im Anschluß daran den Befehl gegeben hatte, den Major gewaltsam an der Ausführung seines Planes zu hindern, an die letzte Schwadron mit der Aufforderung, die Waffen zu strecken, heransprengte. Die Offiziere, eingedenk der ihnen gegebenen Weisung, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, ermahnten in dem Glauben, daß ein Mißverständnis vorliege, ihre Leute, die Säbel in der Scheide zu lassen, ließen aber die Kolonne, die immer noch zu dreien marschierte, Halt machen. In dem Augenblick fielen Schüsse, und zugleich stürmten von allen Seiten die Feinde auf das Corps ein. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß es auf einen verräterischen Ueberfall abgesehen war: die Jäger zogen blank und setzten sich todesmutig zur Wehr. Bei der Ueberzahl der Feinde und der durch den plötzlichen, unvermuteten Angriff entstandenen Verwirrung konnte von einem erfolgreichen Widerstande keine Rede sein. Wer konnte, suchte sich durch die Flucht zu retten, alle übrigen wurden niedergemacht oder gefangen genommen.

Etwas später als auf die Jäger erfolgte der Angriff auf die Husarenschwadronen. Kaum hatte der Major bemerkt, daß die feindliche Reiterei im Galopp sich der Spitze der Kolonne nähere, als er dem Rittmeister v. Bornstädt befahl, traben zu lassen.

Als Lützow gleich darauf Schüsse fallen hörte, ließ er Halt machen, wollte aber immer noch nicht glauben, daß Verrat und Hinterlist im Spiele sei. Um Aufklärung über die Sachlage zu erhalten, schickte er Theodor zu dem in der Nähe haltenden General Fournier ab. Auf die Frage des Adjutanten, ob dies der auf Ehrenwort versprochene Waffenstillstand sei, lautete die schnöde Antwort: „L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“

Zu spät gingen dem ritterlichen Führer der kühnen Schar die Augen auf. Man setzte sich in dem letzten Augenblicke zwar zur Wehr, erlag aber bald der

Uebermacht. Die Lage der Reiterei war um so schlimmer, als nach der Seite, wo ein Entkommen möglich gewesen wäre, Häuser und eingezäunte Gärten der Flucht Hindernisse in den Weg legten. So bedeckten denn bald viele der tapferen Reiter die Walstatt; über dreihundert gerieten in Gefangenschaft. Was von dem wortbrüchigen französischen General beabsichtigt war: die Vernichtung oder Gefangennahme der ganzen Freischar und ihres Führers, sollte dieser gleichwohl nicht erreichen. Der Befehl zum Einhauen auf die Husaren war offenbar zu früh erfolgt, ehe man die vorausstrabenden Kosaken und Ulanen von der Flanke gefaßt oder überflügelt hatte. Dazu kam, daß die Dunkelheit hereinbrach und das Entkommen erleichterte. Diesen Umständen verdankte auch Lützow seine Rettung. Im Handgemenge mit den Dragonern wurde ihm der Tschako vom Kopfe geschlagen und er selbst vom Pferde gerissen. Zweifellos würde er gefangen genommen worden sein, wenn die feindlichen Offiziere sich nicht um sein schönes Pferd gestritten und ihn selbst dabei außer acht gelassen hätten. Im entscheidenden Augenblicke kam ihm Hilfe von den Ulanen. Der den letzten Zug führende Oberjäger Beczwarzowsky warf sich mit diesen auf den Feind und drängte ihn für eine kurze Zeit zurück. So gewann Lützow Zeit, sich aufzuraffen, trat, von der Dunkelheit begünstigt, in ein nahe gelegenes Haus, schlüpfte durch dieses und durch Gärten hindurch und verbarg sich in den hinter dem Dorfe gelegenen Getreidefeldern. Spät in der Nacht traf er mit einigen Offizieren, die sich gleichfalls gerettet hatten, in der Schenke des Dorfes ein. Bald war er auch wieder im Besitze eines Pferdes; aber erst nach mehreren Tagen glückte es ihm, auf Umwegen und unter mancherlei Fährlichkeiten die Elbe zu erreichen.

Auch für Theodor war der perfide Ueberfall von traurigen Folgen begleitet. Kaum hatte er von Fournier die verhängnisvolle Antwort erhalten, als er auch schon, bevor er noch den Säbel gezogen, durch drei Hiebe schwer am Kopfe verwundet, oder, wie er selbst später schrieb, zerfleischt worden war. Auf den Hals seines Pferdes gesunken, raffte er sich zwar sogleich wieder auf; aber nur einem schnellen Sprunge des Tieres hatte er sein Leben zu verdanken, sonst hätte ihn ein vierter auf ihn gezielter Hieb, der jetzt bloß seinen Mantel traf, „vollends abgefertigt“. Kurz entschlossen und keinen anderen Weg zur Rettung sehend, drückte er seinem „Braunen“ die Sporen in die Seiten und erreichte glücklich ein (jetzt verschwundenes) Gehölz. Mit Hilfe einiger Kameraden, die sich ihm angeschlossen, konnte er seine Wunden mit einem Notverbande versehen. Noch damit beschäftigt, sah er einen feindlichen Trupp auf sich zureiten. Auch jetzt verließ ihn die Geistesgegenwart nicht, mit lauter Stimme rief er in den Wald hinein: „Die vierte Eskadron soll vorrücken!“ Die Folge davon war, daß die Feinde zuerst stutzten, dann aber, um einem für Reiter sehr mißlichen Waldgefecht auszuweichen, sich zurückzogen. So war unser Held aus der unmittelbaren Gefahr

gerettet, mußte aber gleichwohl auf seine fernere Sicherheit bedacht sein. Auch lag ihm daran, die Kriegskasse, die er als Adjutant in seinem Mantelsacke mit sich führte, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. So schwer es ihm wurde, schwang er sich von neuem auf sein Roß, um in nordöstlicher Richtung davonzujagen. Es glückte ihm denn auch, den Wald des an der Elster etwa anderthalb Meilen von Kitzen entfernt gelegenen Dorfes Groß-Zschocher zu erreichen. Hier aber verließen ihn die Kräfte. Zu Tode verwundet und hilflos daliegend, glaubte er sein Ende nahe. Die Sinne vergingen ihm: ohnmächtig verfiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am Morgen wieder erwachte. Kaum ins Leben zurückgekehrt, noch erschöpft von dem schweren Blutverluste, regte sich bei ihm das Bedürfnis, seine Gedanken und Empfindungen in poetische Form zu kleiden. So entstand das von ihm mit zitternder Hand in sein Tagebuch eingetragene Sonett „Abschied vom Leben“, dessen ursprünglicher Wortlaut in den „Berlinischen Nachrichten Nr. 100 vom Sonnabend, den 21. August 1813“, zuerst veröffentlicht wurde:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Ich stehe an den Marken meiner Tage!
Gott, wie Du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumlied wird zur Totenklage.
Auf, brechend Herz! was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort drüben ewig mit mir leben.

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte —

Als einen Seraph seh' ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt es den Geist zu sonnenklaren Höhen.

Kurz nach seinem Erwachen kam dem Dichter die kaum noch erwartete Rettung. Nicht weit von der Stelle, wo er niedergesunken war, befand sich ein Mühlenwehr, zu dessen Ausbesserung sich frühmorgens einige Arbeiter eingefunden hatten. Diese hatten vermutlich das Schnaufen des Pferdes gehört und den als Wehraufseher angestellten herrschaftlichen Gärtner des Gutes Groß-Zschocher, Johann Friedrich Häuser, darauf aufmerksam gemacht. Ohne Zaudern traf der brave Mann alle Vorkehrungen für die Rettung und Genesung des Verwundeten. Zunächst ließ er aus seiner Wohnung einen Gärtneranzug herbeiholen, um Theodor eine ihn vor Verfolgung schützende Kleidung zu verschaffen, wusch ihm die Wunden und legte einen frischen Verband an. Die Lützower Uniform wurde in der Nähe des Wehres verborgen und der Dichter in ein Kämmerchen der Gärtnerwohnung

gebettet, wo sich dann die Gärtnersfrau mit voller Hingabe seiner Pflege widmete. Dieser edelmütige Samariterdienst verdient um so mehr Anerkennung, als die Beteiligten sich im Falle der Entdeckung schwerer Strafe an Leib und Leben aussetzten; denn der Herzog von Padua hatte durch einen Erlaß jedermann untersagt, mit russischen oder preußischen Truppen in irgendwelche Beziehung zu treten. Für die erste chirurgische Hilfe sorgte der mit in das Geheimnis gezogene Dorfbader, Namens Dietze.

Die nächste Sorge Theodors war, als er sich einigermaßen erholt hatte, den Seinigen Nachricht zukommen zu lassen, um sie aus der bangen Ungewißheit über sein Schicksal zu befreien. Außerdem lag es für ihn nahe, an seinen Freund Kunze zu denken, von dem er jegliche Unterstützung zu erhalten gewiß sein konnte. Da die äußerste Vorsicht bei Beförderung von Briefen geboten war, so erbot sich die Frau Häuser, das Schreiben Theodors an Kunze nebst dem Briefe an seinen Vater in ihren Strumpf zu stecken und so durch die Vorpostenkette nach Leipzig durchzuschmuggeln. Immerhin war es aber nicht ausgeschlossen, daß der Brief an den Vater unterwegs in falsche Hände kommen und zum Verräter werden konnte. Aus diesem Grunde gab ihm der Dichter eine möglichst unverfängliche Fassung. Sie lautete:

„Ohnfern Leipzig, am 18. Juni 1813.

Euer Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit, zu melden, daß, da Sie durch mancherlei Nachrichten über meinen Zustand in Besorgnis sein dürften, ich Ihnen beteuern kann, ich sei gesund und noch mein eigener Herr. Ich denke, von hier, aus dieser Versicherungskasse meines Ichs, nach meinem zweiten Vaterlande, doch bis jetzt nur nach Karlsbad zu wandern. Ich bitte Euer Wohlgeboren, dieses meiner lieben Frau nach Wien zu melden, da mir vielleicht die Gelegenheit dazu fehlen sollte. Lassen Sie sich also durch kein Gerücht schrecken; ich lebe jetzt bei vortrefflichen Leuten, die mir jeden Schmerz vergessen machen. Genehmigen Sie mit Ihrer ganzen Familie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Lorenz Juranitsch.“

Kunze, der schon seit zwei Monaten nichts mehr von Theodor gehört hatte, hielt es nach Empfang des Zettels für das beste, sich an den in der Stadt wohnenden Besitzer des Gutes Groß-Zschocher, an Heinrich v. Blümner zu wenden. Bei diesem fand er aber wenig Entgegenkommen. Aengstlich und nur auf sein eigenes Heil bedacht, sah Blümner den Liebesdienst seines Gärtners für einen unbedachten Streich an und verlangte die schleunigste Fortschaffung des Verwundeten aus seiner Besitzung. Nach dieser Abweisung begab sich Kunze nunmehr zu einem Freunde der Familie Körner, zu Professor Dr. Wendler, einem allgemein geachteten Arzte, und fand bei diesem williges Gehör und die Zusicherung seiner Hilfsbereitschaft. Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, den Verwundeten

Großzschocher, am 18. Juni 1813.

Liebster Wilhelm!

Du würdest mir einen sehr großen Freundschaftsdienst
erweisen, wenn Du zu mir herein, zum Gärtner
vom Gutsherrn, kämst. Ich liege stark verwundet,
doch keineswegs gefährlich. Deiner [illegible],
tausend herzliche Grüße. Verschwiegenheit
brauch ich Dir wohl nicht erst anzuempfehlen.

Dein [illegible]

Theodor.

Mitteilung des verwundeten Theod. Körner an Wilhelm Kunze, Groß-Zschocher den 18. Juni 1813.
Handschrift im Körnermuseum.

aus dem Versteck, das ihn bisher geborgen, nach Leipzig zu schaffen. Wenn auch die Ueberführung mit Schwierigkeiten verbunden war, so glaubte man, sie doch ins Werk setzen zu müssen, da Theodor bei der Größe der Stadt hier eher vor Entdeckung und Verrat geschützt war. Am ratsamsten schien die Benutzung des Wasserwegs auf der Elster. Man versicherte sich zu dem Ende eines Fischers, auf dessen Treue und Verschwiegenheit man sich verlassen zu können glaubte, und ließ Theodor durch seine Pflegerin Kleidungsstücke und eine Perücke zukommen, um seine Verkleidung zu vervollständigen. Am folgenden Tage wollte man ihn dann an einer bestimmten Stelle im Walde erwarten und abholen.

So fuhren denn am 19. Juni Kunze und Wendler in der Morgendämmerung auf dem Kahne nach dem Dorfe Schleußig, einem damals als Ziel bei Spazierfahrten auf dem Wasser sehr beliebten Orte. Dort wurde pro forma gefrühstückt; dann ging man in den Wald und traf alsbald an der bezeichneten Stelle Theodor in seiner Verkleidung. Wenn auch die Veranlassung des Wiedersehens eine traurige war, so überwog doch die Freude über das bisher glücklich von statten gegangene Rettungswerk. So rasch, als Theodors Zustand es gestattete, schaffte man ihn in den Nachen, ruderte auf dem das Holz durchkreuzenden Wasserlaufe (jetzt zum Teil zugeschüttet) zwischen Pleiße und Elster bis zur Nonnenmühle und landete an einer Wiese hinter dem ehemaligen Rudolphischen Garten (gegenüber der Pleißenburg, da, wo jetzt die katholische Kirche steht). Hier lag Dr. Wendlers Besitztum, wo der Dichter in einer Dachkammer verborgen gehalten und durch chirurgische Behandlung und Pflege so weit wiederhergestellt wurde, daß er nach sechs Tagen im stande war, Leipzig zu verlassen und die Reise nach Karlsbad, wo er sich vollends zu erholen hoffte, anzutreten.

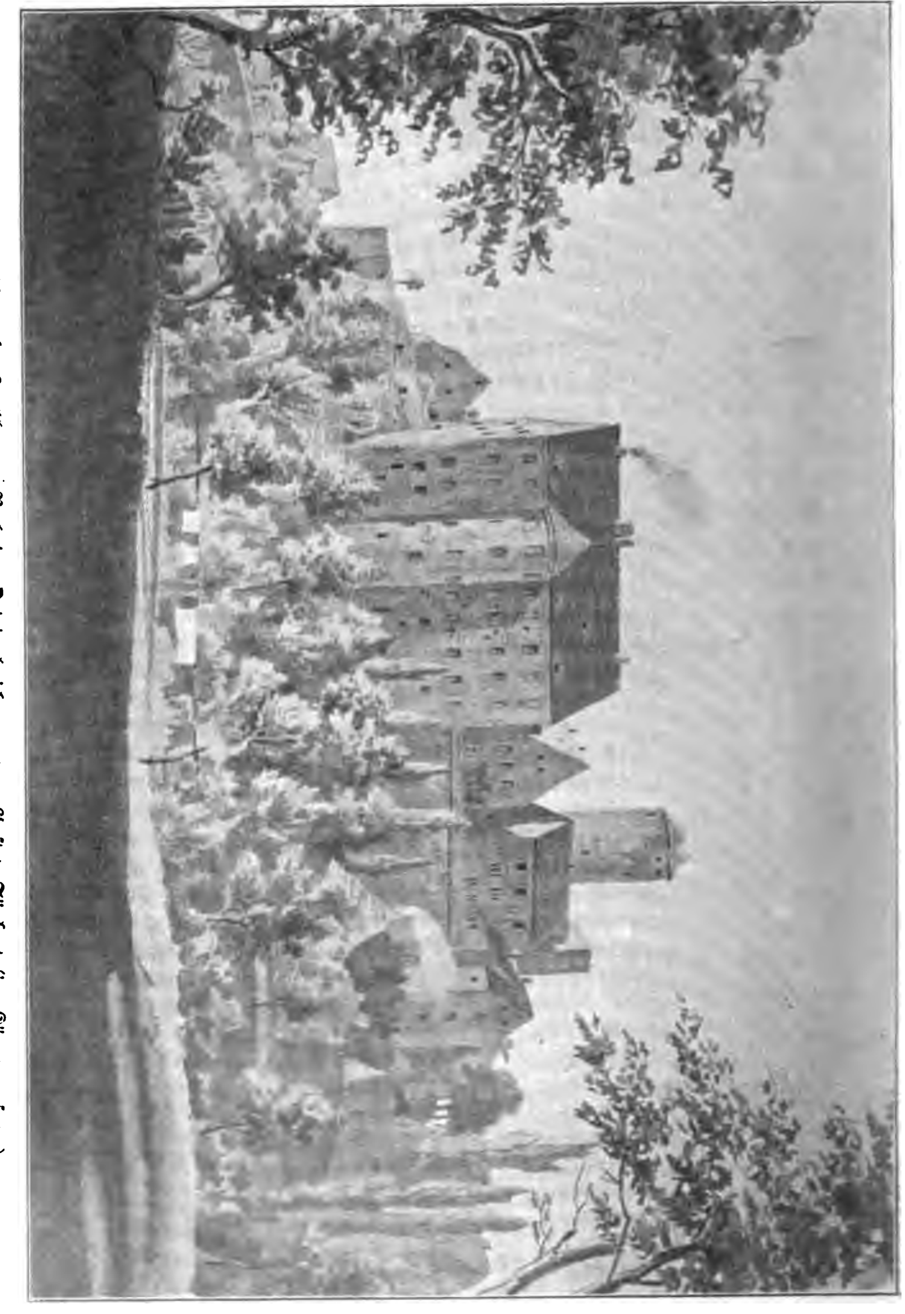
Inzwischen war auch zu den Eltern nach Teplitz die Nachricht von dem verräterischen Ueberfall bei Kitzen gelangt. Da sie schon seit längerer Zeit keine Kunde von dem Sohne erhalten, hatte sich der Vater am 14. Mai an Herrl mit der Bitte gewandt, ihm, sobald er oder Toni etwas von Theodor erführe, gleich Mitteilung davon zu machen. Anfang Juni traf dann von Toni ein Brief ein mit den Nachrichten, die Theodor am 15. Mai Frau v. Pereira hatte zukommen lassen. Nähere Angaben über den Streifzug Lützows erhielt Körner durch Herrl, der zu diesem Zwecke einen „umständlichen Brief“ Theodors abschrieb. „Die letzte Expedition von Theodor,“ so schreibt Körner darauf am 21. Juni an Herrl, „kann ihm sehr nützlich sein. Er hat dabei von seiner Brauchbarkeit Beweise gegeben, manches in seinem jetzigen Fache gelernt und seinen Körper abgehärtet. Von künftigen Strapazen haben wir daher weniger zu besorgen. Auch ist der Dienst zu Pferde für den Offizier im ganzen weniger beschwerlich.“ Von den Briefen, die Theodor seit Anfang Mai nach Hause gerichtet hatte, war keiner in die Hände der Eltern gelangt.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes, der dem Vater ganz unbegreiflich erschien, richtete er bis zum 21. Juni zwei Briefe an den Sohn: hoffentlich werde es ihm nunmehr wieder möglich sein, an die Seinen Nachrichten über Dresden oder über das Hauptquartier gelangen zu lassen; er selbst werde bis Anfang Juli in Teplitz bleiben; nach Dresden, wo man jetzt für Napoleon eine Sommerwohnung aussuche, zurückzukehren, habe er keine Lust. „Dresden ist jetzt ein Lazarett, ein Stall und ein Kloak (so). Es graut mir vor diesem Aufenthalte, und wenn es irgend möglich ist, ziehen wir gleich auf den Weinberg. Auf den Straßen und in den Häusern stehen Pferde; der Dünger bleibt liegen, und natürliche Bedürfnisse werden ohne Scheu befriedigt." Zugleich meldet er ihm, daß Thielmann seinen Abschied genommen, sowie daß Cotta mit Rücksicht auf den zur Zeit herrschenden Zustand des Buchhandels wegen des Verlags des „Zriny" Schwierigkeiten mache, weshalb er beschlossen habe, es mit Hartknoch zu versuchen.

Die Nachricht von dem durch die Franzosen bei Kitzen verübten Schurkenstreiche traf die Eltern wie ein Blitz aus heiterm Himmel. In ihrer Besorgnis wandte sich die Mutter sogleich an Kunze mit der Frage, ob er etwas „von einer geliebten Person" gehört habe. Die Antwort war schon unterwegs, ehe der Brief in Leipzig anlangte. Auch von anderer befreundeter Seite erhielten Körners Nachricht über Theodors Rettung und sorgten nun zunächst dafür, daß auch Toni von dem glücklichen Ausgange unterrichtet werde. Die von Theodor auf dem Krankenbette in Groß-Zschocher geschriebenen Zeilen scheinen ihr Ziel nicht erreicht zu haben, da der Vater ihrer in seinem Briefe an Herrl nicht erwähnt.

Am 25. Juni war Theodors Genesung so weit fortgeschritten, daß die Freunde daran denken konnten, ihn aus Leipzig an einen sicheren Ort weiter zu befördern. Während Kunze, bei dem damals württembergische Offiziere in Quartier lagen, in Leipzig zurückblieb, fuhr Wendler mit dem noch immer angegriffenen Freunde in Begleitung zweier Damen, als gelte es eine Spazierfahrt, zum Thore hinaus auf sein nicht weit von Borna gelegenes Gut Kahnsdorf. Um von hier weiter zu kommen, wandte sich Theodor an den Besitzer des nahe gelegenen Schlosses Gnandstein, den treuen Freund seiner Familie Alexander v. Einsiedel, und dessen Gattin Julie: „Ich gehe morgen um sechs Uhr früh hier aus; schnell wird es freilich nicht gehen. Kann ich Euch sehen, und wo? — Ich wollte Euch keine Verlegenheiten machen und schrieb an B. (d. i. Ernst v. Blümner auf Frohburg), unwissend, daß er auf der Stufe zum höchsten Glücke stehe; sonst hätte sich meine Bescheidenheit den schmerzlichen Korb erspart. Wenn Ihr mir behilflich seid, so komme ich vielleicht morgen noch bis K. (d. i. Karlsbad). Der Bote trifft mich unterwegs. Glück auf!"

Wie aus diesem Schreiben hervorgeht, war Theodors ursprüngliche Absicht gewesen, die nächste Station in Frohburg zu machen. Da aber Blümner sich in



Schloß Gnandstein bei Frohburg. Nach der Originalzeichnung von Gustav Täubert (im Körnermuseum).

eben jenen Tagen mit Luise v. Funck verheiratete, hatte der Dichter den „schmerzlichen Korb“ erhalten. Selbstverständlich willfahrten Einsiedels ohne Zaudern seiner Bitte, und er erfüllte auch die ihrige, indem er sich für einen Tag ihre Gastfreundschaft gefallen ließ. Nach einem herzlichen Abschiede fuhr er in der Frühe des 28. weiter und sandte unterwegs durch einen Boten noch einen Gruß zurück an seine liebe Jugendfreundin:

„Gnandsteins Gebieterin grüßt noch mit herzlichem Dank

C. T. Körner.“

Auf die Rückseite des Zettels schrieb er die Distichen:

„Lebe wohl, du freundliches Schloß, wo die Schwester mir weilet,
Die mit melodischem Ton lieblich den Wandrer begrüßt;
Süß, wie des Frühlings Pracht auf deiner Flur mich umfangen,
So, an des Gatten Herz, blüh' ihr ein ewiger Lenz!“

Das nächste Reiseziel war Chemnitz. Dort war er an eine dem Namen nach nicht bekannte Familie empfohlen, wie aus einem Berichte des um Theodors Durchkommen verdienten Buchhändlers Wilhelm Starke hervorgeht. Eine Strecke vor der Stadt verließ Theodor den Wagen, um sich als Fußgänger weniger bemerkbar zu machen. Was ihm dann weiter begegnete, wollen wir uns von Starke erzählen lassen:

„Es war am 28. Juni 1813 vormittags, an einem schönen, warmen Tage, als ich zu einer befreundeten Dame gerufen wurde. Sie teilte mir mit, daß ihrem Manne, der aber verreist sei, von einem Freunde in Leipzig ein preußischer Offizier, Namens Körner, der in dem Ueberfall bei Kitzen verwundet worden, empfohlen wäre, um ihn sicher nach Karlsbad zu bringen. Sie bat mich um Rat, wie dies auszuführen wäre, und erwähnte, daß er sich in Karlsbad unter den Schutz der Herzogin von Kurland und ihrer Schwester, der Frau v. d. Recke, welche dort verweilten und mit seinem elterlichen Hause befreundet wären, begeben wolle. Obgleich eine Reise bis an die Grenze nicht ohne Gefahr war, da französische Marodeurs umherstreiften, so entschloß ich mich doch, ihn durch meine Begleitung sicher nach Annaberg, der größeren Strecke des Weges, zu bringen und dazu Extrapost in meinem Namen zu bestellen und dort das Erforderliche zu seiner weiteren Reise zu besorgen.

Ich fand im Nebenzimmer einen großen, schlanken Mann von edler Haltung und Gesichtsbildung in dunkler Kleidung, der von einem geschickten Wundarzte aus der Nachbarschaft verbunden wurde .... Es war Theodor Körner, der Dichter und beliebte dramatische Schriftsteller, jetzt Offizier und Adjutant im Lützowschen Freicorps oder der schwarzen Legion, wie es damals genannt wurde. Er war mit einer Perücke versehen, teils zum Schutze der Wunden, teils um sich un-

kenntlich zu machen .... Ich sagte ihm, was ich mit meiner Freundin über seine Weiterbeförderung verabredet hätte, und empfahl mich dann, um das Erforderliche in meinem Geschäfte zu besorgen und die Extrapost zu bestellen. Nach Tische, nachdem er zu mir gekommen, die Postchaise vorgefahren war und meine Frau uns zur Labung mit Kirschen versehen hatte, fuhren wir ab. Unterwegs unterhielten wir uns sehr angenehm. Er erzählte mir von seinem Leben und seiner Familie, auch sprachen wir über Litteratur und seine theatralischen Schriften, die bereits Epoche gemacht hatten. Auf der Hälfte des Weges vor Ehrenfriedersdorf machten wir Halt, um sowohl uns zu restaurieren, als auch die Pferde füttern zu lassen, da es eine Station von vier starken Meilen war und dazumal noch keine Chaussee existierte. Nach einiger Zeit kam ein sächsischer Gendarm, der, da er eine Extrapost vor der Thür traf und zwei noble Herren, die sich mit Kaffee regalierten, in der Stube fand, nicht nach den Pässen fragte, die wir auch gar nicht hatten. Bald darauf ging es weiter, und wir kamen ohne Gefährde glücklich nach Annaberg und fuhren nach dem Posthause, wo ich gleich wieder rasche Pferde als Extrapost nach Karlsbad bestellte. Während dies besorgt wurde, gingen wir zu einem Kaufmann, an den Körner von dem Chemnitzer Hause durch ein mitgebrachtes Schreiben empfohlen war. Dieser Herr unterhielt sich mit ihm und empfahl ihm, sobald er die Grenze passiert habe, sich der österreichischen Behörde zu erkennen zu geben. Wir begaben uns dann nach der Post zurück, wo alles bereit war. Körner dankte mir mit herzlichen Worten für alles, was ich für ihn gethan hätte; wir schüttelten und drückten uns die Hände, und nach einigen Wünschen einer glücklichen Beendigung seiner Reise unter Gottes Schutz stieg er in den Wagen und fuhr davon."

Noch an demselben Tage erreichte Theodor spät abends bei Gottesgab die sächsisch-böhmische Grenze. Auf dem Grenzamte, wo er sich dem ihm erteilten Rate gemäß zu erkennen gab, erhielt er folgenden Geleitschein:

„Es erscheint heute nachts zwölf Uhr im Eintritt über die Grenze Hr. Theodor Körner, angeblicher preußischer Lieutenant, mit einer Wunde am Kopfe, mit dem Anbringen, nach Karlsbad zur Herstellung seiner Wunde zu reisen, ohne jedoch mit einem Passe versehen zu sein. Da derselbe nach Ausweis der hierortigen Vermerkbücher am 8. Juli 1810 über dieses Kgl. Amt nach Karlsbad eintrat, mithin bekannt geworden, so wird besagter Herr Lieutenant Körner an den K. K. Herrn Officiale in Joachimsthal zur gehörigen Meldung hiermit angewiesen.

Kgl. Grenzamt Gottesgab, 28. Juni 1813.

Zu passieren bis Karlsbad. L. S. Zaubitzner.

Schlackenwerth am 29. Juni 1813.

Kirzy, Major."

Am folgenden Tage setzte Theodor über Joachimsthal und Schlackenwerth seine Reise nach Karlsbad fort. Dort traf er befreundete Seelen, die sich sogleich

seiner annahmen: Elisa v. d. Recke und ihre Schwester, die Herzogin von Kurland. Die mit aller Hast betriebene Reise war der Heilung seiner Wunden nicht gerade förderlich gewesen. Ruhe und gute Pflege waren die Haupterfordernisse für einen gedeihlichen Fortgang seiner Genesung. Deshalb nahm er das Anerbieten der beiden Damen, ihn in ihrer Wohnung pflegen zu wollen, mit Dank an, entzog sich aber allen sonstigen ihm von den Kurgästen zugedachten Aufmerksamkeiten. Zunächst erfüllte er nun seine vornehmste Pflicht, indem er seinen Angehörigen von seinen Schicksalen Nachricht zukommen ließ. „Ihr Lieben," so lautet das vom 29. Juni datierte Schreiben an seine in Teplitz weilenden Eltern, „ich bin frei und in Sicherheit, war verwundet, aber nicht bedeutend. Sulzer kuriert mich, und edler Freunde nehmen sich viele meiner an. Könnt ich das Fahren ertragen, ich käme zu Euch; ich bin aber zu angegriffen von der Reise hierher, um mir nicht, ob auch unwillig, einige Tage Ruhe zugestehen zu müssen. Habt keine weitere Sorge um mich! ich nehme mich in acht" .... „Man hat mich verschiedentlich tot gesagt," heißt es in einem anderen Schreiben, „doch lebe ich noch und bin frei und in Sicherheit. Meine starke Kopfwunde verbietet mir einen ausführlichen Bericht über mein Schicksal; diesen also später. Gefahr ist nicht, und Ruhe und gute Pflege werden mich bald wiederherstellen ... Ich bleibe hier, bis die Wunde vernarbt ist." Wenige Tage später schrieb er an die Familie Parthey in Berlin: „Ich lebe und bin frei; das ist das Beste, was ich von mir zu sagen habe. Verwundet bin ich, zwar nicht bedeutend, aber doch genug für meine Wünsche. Die Nichtswürdigkeit, das teuflische Bubenstück, dem ich dies Vergnügen verdanke, wird Ihnen bekannt sein. — Ich hoffe, Sie bei meiner Reise zum Corps, die ich sogleich nach meiner Heilung antrete, in Berlin zu sehen. Anfangs hatte ich Lust, die Reise nach Berlin zu wagen; ich hätte sie aber nicht vollenden können; die Schurken standen zu dick ... Jetzt leb ich bei der trefflichen Recke, die die zarteste Mutterliebe gegen mich äußert und mir wie ein Engel des Himmels in meine Schmerzen hereinstrahlt. — Ich denke, in vierzehn Tagen hergestellt zu sein; dann geht's sogleich zu meinen geliebten Fahnen."

Am 1. Juli, einen Tag vor dem Geburtstage des Vaters, lief in Teplitz folgender Brief ein: „Liebster Vater! Meinen herzlichen Wunsch, treuer Freund, zu Deinem Geburtstage; Gott gebe Dir, Dein nächstes Fest im freien Vaterlande zu feiern! Mit mir geht es immer besser. Ich schlafe die Nächte gut, und die Schmerzen sind sehr unterbrochen und dann auch in der That unbedeutend. Die nichtswürdige Geschichte Dir ausführlich zu erzählen, erspare mir, bis wir uns sprechen; nur so viel, daß ich verwundet ward, als ich, ohne den Säbel zu ziehen, die Schurken fragen sollte, ob das der versprochene Waffenstillstand wäre. Die Recke überhäuft mich mit mütterlicher Sorgfalt. Im ganzen hat mich das Interesse

sehr gefreut, das hier allgemein mir bewiesen wurde. — Sobald ich geheilt bin, seh ich Euch in Teplitz; ich würde jetzt keinen Augenblick zaudern, wenn ich durch das Fahren der Heilung nicht zu sehr entgegenarbeitete . . . Allen Freunden einen Gruß, Dir einen tüchtigen deutschen Händedruck und die heilige Versicherung, daß ich auch in den furchtbarsten Augenblicken der vergangenen Tage der guten Sache auch mit keinem Gedanken untreu geworden bin."

Auch des Vaters Antwort möge hier eine Stelle finden: „Lieber Sohn! Mein erster Gedanke ist heute an Dich. Ein besseres Geburtstagsgeschenk konnte mir nicht zu teil werden, als daß ich Dich außer Gefahr und in der besten Pflege weiß. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er Dich aus einer der größten Gefahren auf eine fast wunderbare Weise errettet hat. Von Dir und mir wird noch viel gefordert, da wir so große Wohlthaten empfangen haben, und wir wollen leisten, was unsere Kräfte vermögen. — Die Mutter wünschte gestern, da wir die Nachricht aus Karlsbad erhielten, sogleich zu Dir zu reisen; aber ich habe sie abgehalten. Dauerte mein Urlaub nur noch acht Tage, so würde ich nicht einen Augenblick angestanden haben. Aber Montag, als den 5., früh, muß ich spätestens in Dresden sein. Also hätte die Mutter wenigstens zwei Nächte reisen müssen, wenn sie nur einen Tag bei Dir bleiben wollte, und dies darf ich jetzt mit ihr nicht wagen, da sie zwar nicht krank, aber durch ängstliche Sorgen um Dich äußerst angegriffen ist. Auch würde ich von einer solchen Reise keine wohlthätige Wirkung für sie erwarten. Sie fände Dich etwa blässer und Deine Wunden bedeutender, als sie gedacht hätte, und dies wäre eine Quelle von neuen Sorgen. Jetzt weiß sie Dich in einer Pflege, die fast in dem elterlichen Hause nicht besser sein könnte. Und sehen soll sie Dich, aber erst, wenn Deine Genesung weiter vorgerückt ist. Denn sobald es nur möglich ist, reisen wir von Dresden aus zu Dir nach Karlsbad. Die Ferien fangen zwar erst mit dem 26. Juli an, und so lange möchtest Du nicht in Karlsbad bleiben wollen, wenn Du so bald hergestellt wirst, als Frau v. Recke hofft. Aber ich werde Mittel finden, vor Anfang der Ferien von Dresden wegzukommen, wenn ich nur jetzt zu rechter Zeit dort eintreffe. Indessen schreib mir von Karlsbad, wie lange Du dort bleibst, und wie es mit Deiner Gesundheit geht! Erwähne die Wunde nicht und überhaupt nichts vom Gefechte; denn da jetzt eine haute police in Dresden ist, so werden auch wahrscheinlicherweise die an mich eingehenden Briefe aufgemacht. Unterschreibe Dich Theodor und adressiere den Brief nach Teplitz, abzugeben bei Herrn Kreiskommissarius Hoch! Mit diesem habe ich deshalb Abrede genommen. — Ueber den Vorfall bei Leipzig bin ich sehr auf genaue Nachrichten begierig. — Empörend ist besonders der Umstand, daß es Deutsche waren, die zu einem solchen verräterischen Ueberfalle sich brauchen ließen. Es fällt auf, daß weder preußischer- noch französischerseits etwas darüber im Publikum erscheint.

— Von Dresden schreibt man, daß Graf Metternich dort gewesen ist und eine Unterredung von sechs Stunden mit Napoleon gehabt hat. Von dort ist er auf dem Wege nach Gitschin wieder abgereist. — An Dich muß ein großer Stoß von Briefen teils im Hauptquartier, teils bei dem Corps liegen, weil ich jede Gelegenheit benutzt habe, Dir zu schreiben und Dir Briefe von Toni zu schicken. Von T(oni) habe ich auch Briefe und Nachrichten durch Herrl. Mit ihrer Gesundheit geht es jetzt gut, und im Julius wird sie auf dem Lande in Weidlingen leben . . .

Die Heilung der Wunden nahm längere Zeit in Anspruch, als Theodor gedacht hatte. Ueber diese Tage giebt ein Brief vom 4. Juli an Frau von Pereira nähere Auskunft: „Teuerste Freundin! Sie versprachen mir einmal, mich zu pflegen, wenn ich verwundet wäre. — Schade, daß ich nicht in Wien bin; Sie hätten die beste Gelegenheit dazu, und ich wäre gewiß früher am Ziele der Heilung. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß mich Frau v. d. Recke mit echter mütterlicher Sorgfalt und Zartheit wartet. Ach! es thut gar so wohl, aus den Händen fremder, kalter Menschen in den Kreis so lieber, teilnehmender Freunde zu kommen. Es geht übrigens recht leidlich mit mir; nur daß mich ein leidiges Kopfweh wohl bis zur völligen Heilung rechtschaffen plagen wird. In vierzehn Tagen gedenke ich zum Corps abzureisen. Gott gebe nur keinen Frieden, damit ich mich erst gräßlich rächen kann!

„Ich sehe sehr komisch aus. Der halbe Kopf ist ganz glatt geschoren, und ein schwarzes Pfaffenkäppchen steht mir sehr possierlich. Gott sei Dank, daß ich heute eine neue Uniform bekomme; denn in dem langen Philisterrocke, der den Franzosen den preußischen Offizier verstecken mußte, nahm ich mich gar zu niederträchtig aus . . .“

Gegen Mitte des Monats Juli war Theodor so weit genesen, daß er sich stark genug fühlte, seinen Dienst wieder anzutreten. Er spricht davon in einem am 14. an seine Eltern gerichteten Briefe: „Morgen früh reis ich mit dem Major Sarnowsky zur Armee. Wir sind am 19. im Hauptquartier, und wenn sich mein militärisches Schicksal nicht ändert, so bin ich am 23. in Berlin bei Parthey. Meine Wunde ist heil, und da wir nicht die Nacht reisen, so ist durchaus kein Bedenken für meine Gesundheit . . . . Unsere Korrespondenz wird wieder etwas ins Stocken geraten; Parthey mag sehen, wie er Briefe durchbringt; er ist für künftighin mein Postmeister. Hof bleibt für jetzt der einzige Weg; nur scheinen keine Briefe herausgelassen zu werden, da ich seit dem 4. keine Nachricht von Euch habe und wahrscheinlich ohne dieselbe abreisen muß. Aengstigt Euch nur nie, wenn die Nachrichten ausbleiben! Gott hat mich so weit gebracht, er wird mich weiter bringen, und denkt nur, daß ich eine heilige Pflicht erfülle, und daß ein rechtlich deutsches Herz auf alles gefaßt sein muß. — Durch! — Mit

Geld bin ich reichlich versehen, doch danke ich für den gütigen Zuschuß. Ich habe die Corpskasse gerettet und mir also die bewußten zweihundert Thaler auszahlen lassen können. — Die Recke hat als eine liebende Mutter an mir gehandelt. Die Herzogin ward durch ihr französisches Verhältnis verhindert, thätig mir zu helfen, außer daß sie mir zehn Louisdor aufgedrungen hat, die ich gern ausgeschlagen hätte. Die *** hängt jetzt mit niedriger Begeisterung an der feindlichen Sache, und das Herz empörte sich bei jedem Worte, das sie sprach. — Von Toni hab ich Nachricht; sie ist auf dem Lande und scheint wohl. Es wäre nicht unmöglich, daß ich in eine Generals-Suite bei der großen Armee käme; doch müßten die Bedingungen gut sein, weil ich sonst ungern mein angenehmes Verhältnis mit Lützows Bravheit aufgäbe."

Am 15. Juli verließ der Dichter Karlsbad. Seinen früheren Besuchen des Kurortes verdankte eine ganze Reihe von Gedichten ihren Ursprung; der diesmalige Aufenthalt rief wenigstens zwei ins Leben. Das erste trägt die Ueberschrift: „Der Doppeladler, als ich im Waffenstillstande nach Oesterreich zurückkehrte". Wie er ehemals, von den freudigsten Hoffnungen beseligt, den preußischen Grenzadler begrüßt, so segnet er jetzt, wo der Anschluß des Kaiserstaates an die Verbündeten nur noch eine Frage der Zeit ist, das „heilige Doppelzeichen", das er beim Ueberschreiten der Grenze „in heiterem Stolz und leuchtender" erblickt hat.

Auch das zweite Gedicht „Abschied von Wien" muß in der damaligen Zeit entstanden sein. Jetzt, wo der Dichter wieder auf österreichischem Boden weilte, mochte ihm sein einstiger Aufenthalt in Wien und der ihm so schwer gewordene Abschied von dort wieder lebendig vor die Seele treten. Wieder galt es, zu scheiden von dem Lande, das seine zweite Heimat geworden, wo er Liebe, Freundschaft und Lebensziel gefunden hatte.

Als Theodor am 20. Juli in Reichenbach in Schlesien eintraf, zeigte es sich, daß er sich doch zu viel zugemutet hatte. Regnerisches, kaltes Wetter, dann wieder übermäßige Hitze, dazu schlecht gepflasterte Straßen bei der Fahrt „ohne Mantel auf einer offenen Postkalesche", alles das hatte nachteilig auf die kaum vernarbte Wunde eingewirkt, so daß er sich genötigt sah, in Reichenbach länger zu verweilen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Zum Glück fand er auch hier wieder die liebevollste Aufnahme und Pflege, und zwar bei seinem Paten, dem Grafen Geßler, der seit Beginn des Krieges alles daran setzte, um in Schlesien eine starke Landwehr auf die Beine zu bringen. Bei ihm wohnte Theodor vom 19. bis 31. Juli, solange er in Reichenbach weilte, und zwar, „weil die russische Einquartierung den Platz verengte", mit seinem Gastfreunde auf einer Stube. So sehr dieser Aufenthalt auch dem Dichter „wider Willen und Vermuten" war, so wurde es ihm doch nicht schwer, sich in das Unvermeidliche zu finden, da Reichenbach damals eine Menge „wichtiger und teilweise auch be-

deutender Menschen" in seinen Mauern barg, so daß es keinen Tag an anziehenden Augenblicken fehlte, die ihn für manche leere Stunde entschädigen mußten.

In Reichenbach befand sich damals das Hauptquartier des Königs von Preußen. Hier war am 27. Juni die geheime Konvention mit Oesterreich abgeschlossen worden, die dessen Beitritt zu der osteuropäischen Koalition für den Fall sicherte, daß Napoleon die Friedensvermittelung ablehnen würde. Nach vielen Bemühungen gelang es Metternich am 30. Juni in Dresden, Napoleons Einwilligung zu einem nach Prag zu berufenden Friedenskongresse zu erhalten; doch bedang sich dieser eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 12. August aus, zu der sich Metternich denn auch gegen den Willen Rußlands und Preußens verstand. Ernstliche Friedensabsichten lagen aber Napoleon ganz fern; es kam ihm zunächst nur darauf an, Zeit zu gewinnen, seine Streitmacht zu verstärken und in besseren Stand zu setzen. Der gleiche Vorteil bot sich aber auch für die Verbündeten; namentlich war es für Preußen wichtig, in aller Ruhe die noch sehr mangelhafte Ausrüstung seiner Landwehr betreiben zu können.

Von Reichenbach spannen sich nun die diplomatischen Fäden hinüber nach Prag, wo die diplomatischen Vertreter der verbündeten Mächte (für Preußen Wilhelm v. Humboldt) seit dem 12. Juli vergeblich auf die Ankunft des französischen Bevollmächtigten (Caulincourt) warteten. Erst am 28. Juli traf dieser ein, zugleich mit der Nachricht von dem bei Vittoria erfochtenen glänzenden Siege Wellingtons (21. Juni), die auf Seite der Verbündeten mit großem Jubel aufgenommen wurde. Da die Verhandlungen mit Frankreich nicht vom Fleck kamen (Napoleon hatte sich am 27. Juli absichtlich von Dresden nach Mainz begeben), so stellte Kaiser Franz am 7. August sein Ultimatum unter scharfer Betonung seiner Absicht, am 11. den Krieg zu erklären, falls bis zum 10. keine bestimmte Zusage zu einer Verhandlung auf Grund der österreichischen Vorschläge erfolge. Zur Genugthuung und Freude aller preußisch-deutschen Vaterlandsfreunde, die schon einen faulen Frieden im Anzuge sahen, beharrte Napoleon bei seinem Starrsinn und bei der Bedingung, daß ihm der bisherige Besitzstand gewährleistet werde. So brach denn von neuem der Krieg los: Blücher führte die schlesische Armee gegen den Bober vor, und die Russen rückten in Böhmen ein.

Zu den Männern, die in Reichenbach Theodors Interesse besonders in Anspruch nahmen, gehörten vor allem der Freiherr v. Stein, Arndt, Thielmann und Pfuel. Arndt war seit Anfang Juli hier; was um ihn vorging, und welche Stimmung damals im preußischen Heerlager herrschte, erfahren wir aus seinen „Erinnerungen" am besten. „Viele fürchteten," so schreibt er, „Napoleon, der den Willen und die List der Einheit gegen mehrere hatte, werde die Zeit und das Glück so hinschleppen und durch Ueberlistung gewinnen, was nicht mehr durch

Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Mißstimmungen, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens lasen. Auch Stein war mißgestimmt. Zwar gab es hier viele bedeutende Männer; doch sie litten an demselben Uebel, woran Stein krankte, mehr oder weniger. Andere merkwürdige Personen, Pozzo di Borgo, Stadion, die sächsischen Flüchtlinge Thielmann, Carlowitz und Aster, die preußischen Feldherren Blücher, Gneisenau, Grolmann gingen und kamen. Es war ein Feldlager, wildes, drängendes, oft sehr unbehagliches Leben. Ich fand indessen eine Schar edler Jünglinge, mit welchen ich in der Stadt, mehr noch in den umliegenden Ortschaften, wie in dem feinen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei, öfter zusammentraf: da waren Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, der mit einer schlimmen Wunde den Säbeln der Württemberger entronnen war und hier bei dem Grafen Geßler, seinem Paten, einige Wochen verlebte, Graf K. von der Gröben, zuweilen auch der wilde genialische von der Marwitz."

Auch Arndts Schilderung der merkwürdigen Persönlichkeit von Theodors väterlichem Freunde Geßler möge hier eingeschaltet sein. „Mein einziger rechter Freudenbringer," schreibt er, „war der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meistens in heitere Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außen hin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Das war aber das Anmutigste, daß seine Art Witz dem Steinschen auf eigentümliche Weise zum Wetzstein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die sächsischen Generale und andere wohnten auf seinem Gute Neuendorf, eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft spazieren fuhren. Weil wir alle, und die meisten nur zu viele Muße hatten, woraus bei dem schwebenden, zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Ueberdruß und Verstimmung entstand, so zog er mich heran, und wir lasen Griechisch und Italienisch miteinander. Denn er war ein sehr gebildeter, kenntnisreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals gesehen und eine schöne Bibliothek gesammelt hatte. Ein kleiner Mann, mit den lebhaftesten Bewegungen, mit einem breiten, von Blatternarben zerrissenen Gesicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen; Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim ersten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungestüm und geschwind, hatte er durch beharrliche Uebung die größte Herrschaft über sich gewonnen. Im Gespräch schoß er Pfeil auf Pfeil ab, und wenn er ja einmal hart getroffen hatte, machte seine große Gutmütigkeit es bald wieder gut. Denn eben diese Gutmütigkeit und

eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemütes zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, gebärdete er sich oft wie ein Eisenfresser, besonders wenn er Gutes thun und Wohlthaten erweisen wollte, worin er im Stillen unermüdlich war."

Neben Geßler waren es besonders General v. Thielmann und Oberst v. Pfuel, über deren unerwartetes Wiedersehen der Dichter sich freute. Waren doch beide traute Freunde seiner Familie, und beide standen nun mit ihm auf seiten der guten Sache gegen die Feinde und Unterdrücker Deutschlands.

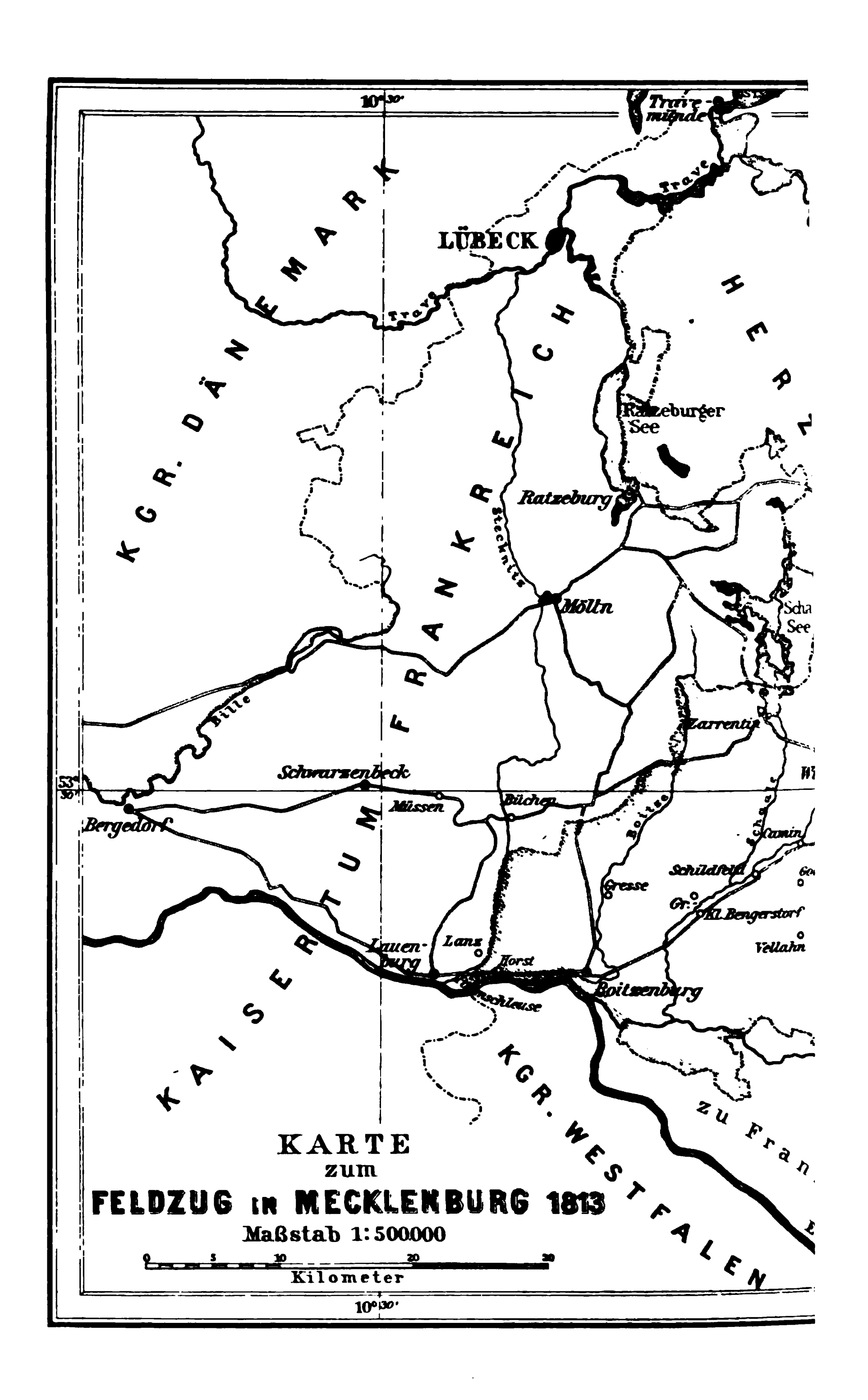
Von besonderer Bedeutung wäre für Theodor beinahe die Wiederbegegnung mit Pfuel geworden. „Es wäre nicht unmöglich," heißt es in einem Briefe von damals, „daß ich mit ihm bei dem künftigen Feldzuge in die genaueste Berührung käme. Vielleicht lösen Verhältnisse meine frühere Verbindlichkeit auf, und dann hat er mir ein sehr angenehmes Leben in seiner nächsten Nähe angeboten."

Einen neuen Freund endlich gewann Theodor während seines Aufenthaltes in Reichenbach in dem schon früher erwähnten Wilhelm Dorow, der in der Schlacht bei Groß=Görschen verwundet worden war und einer Einladung des Landrates v. Prittwitz Folge gegeben hatte, um in der reinen Luft des Riesengebirges sich zu erholen. Täglich waren beide, wie Dorow selbst berichtet, zusammen. „Ich fand an ihm," so schreibt der spätere deutsche Hofrat in seinem Tagebuche unter dem 11. August, „einen lieben, herrlichen Menschen, den ich wohl wieder auf meiner Lebensreise treffen möchte. Ein tüchtig Talent liegt in ihm; obschon es noch lange nicht ausgebildet ist, so möchte es dennoch seinen Kulminationspunkt schon erreicht haben. Wir ritten einmal zu Thielmann hinüber, der ihn sehr freundlich empfing, ihn aber mit seinen Bildchen, Amulettchen und der Art Süßlichkeiten sehr hänselte und bei dieser Gelegenheit auch sehr scharfe Urteile über Novalis in ähnlicher Weise fällte. Novalis sollte, wie bekannt, Thielmanns Schwager werden! — Körners Verwundung, seine Leiden, der schändliche Verrat, welcher an Lützows Corps begangen worden, waren unser Hauptgespräch; wir entwarfen eine Zusammenstellung aus den Rapports, Gerichtsverhören und anderen Aufsätzen über diese Frevelthat, welche wir drucken lassen wollten — doch dazu kam es nicht."

Am 30. Juli verließ Theodor, von den Segenswünschen Geßlers begleitet, die gastliche Wohnung und traf am 4. August in Berlin ein. Wieder hatte die Reise auf die Wunden schädlich gewirkt; denn er blieb bis zum 9. in der Hauptstadt, und zwar bei Parthey, der ihn liebevoll aufgenommen hatte. Sein Sohn erzählt, wie er stolz an der Seite des hohen stattlichen Kriegers, dem seine schwarze Lützowsche Reiteruniform so gut stand, die schattigen Baumgänge des väterlichen Gartens durchwandelt habe. „Körners beide Kopfwunden," fährt er fort, „waren noch nicht geheilt; er konnte nur eine leichte Feldmütze tragen. Das dichte schwarze Haar, dessen Fülle uns bei seinem ersten Besuche in so große Verwunderung gesetzt,

kurz abgeschoren worden; doch konnte er jetzt schon die fatale Perücke entbehren. Ein glücklicher Umstand für uns war es, daß seine kurze Anwesenheit gerade in die Schulferien fiel; wir konnten also den ganzen Tag um den lieben Mann sein, wenn Geschäfte ihn nicht in der Stadt zurückhielten. Abends saß er im traulichen Gespräche an unserem Familientische oder er las uns von seinen Gedichten aus einem kleinen Quartheft vor, das er „Leyer und Schwert" betitelt hatte. Seine tiefe wohlklingende Baßstimme drang bis in das innerste Herz. Obwohl er ein ganz reines Deutsch sprach, so kam doch manchmal der Sachse bei ihm zum Vorschein. Er hat uns das stürmische Freiheitslied „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" mit gewaltigem Pathos vorgelesen. Wir hörten mit Entzücken zu, wußten aber nicht recht, was der „Flamperk" bedeuten solle. Den Dichter gleich danach zu fragen, dazu hatte selbst Fritz nicht den Mut; wir erkundigten uns am andern Morgen bei meinem Vater, der uns belehrte, daß man die alten zweihändigen Schwerter Flamberge genannt. — Wenn von der Fortsetzung und dem Ausgang des Krieges die Rede war, so erhob uns Körner durch seine glühende Begeisterung auf die endliche Befreiung des Vaterlandes. Mehr als einmal äußerte er, daß, wenn es ihm beschieden sei, im Kampfe zu fallen, er nur wünsche, es möchte in einer heißen glorreichen Entscheidungsschlacht geschehen. Wir aber schauten zu dem Heldenjünglinge mit dem felsenfesten Vertrauen empor, er werde alle Gefahren bestehen und wohlbehalten aus dem Felde zurückkehren. Am Morgen des 8. August kam Körner nach der Blumenstraße (1813 noch Lehmgasse genannt), wo sein Pferd, ein tüchtiger Schimmel, eingestellt war, packte seinen Mantelsack und nahm von meinen Eltern und uns einen kurzen herzlichen Abschied. Er schwang sich in den Sattel und ritt die lange Straße hinunter. Wir sahen ihm traurig nach. Ehe er um die Ecke bog, zog er sein Taschentuch heraus und winkte, sich umsehend, uns einen Gruß zu. Sehr wehmütig schlichen wir in das Haus zurück."

Während des Waffenstillstandes hatte Lützow seine versprengten Scharen wieder sammeln können. Er selbst war mit 21 Husaren, die sich ihm in der Nacht nach dem Ueberfall bei Kitzen angeschlossen hatten, den Nachstellungen des Feindes glücklich entronnen und am 26. Juni über Bernburg in Genthin eingetroffen. Dort fand er zu seiner Freude seine Ulanen wieder; sie hatten unter der Führung Beczwarzowskis den Ort schon einige Tage vor ihm erreicht, und der Major konnte nun den ganzen Verlust, den er bei Kitzen erlitten hatte, übersehen. Er belief sich auf 305 Mann, von denen es aber einer ganzen Zahl gelang, wieder aus Leipzig und auch später bei ihrer Transportierung zu entkommen; die übrigen wurden auf Befehl des Herzogs von Padua gemäß höherer Weisung nicht wie Soldaten, sondern wie Straßenräuber behandelt, vielfach wie Sklaven aneinander-



10° 30'
Trave-münde
Trave
LÜBECK
KGR. DÄNEMARK
HERZ
KAISERTUM FRANKREICH
Ratzeburger See
Ratzeburg
Stecknitz
Mölln
Bille
Zarrentin
Schwarzenbeck
53° 30'
Müssen
Büchen
Bergedorf
Boitze
Schaale
Camin
Schildfeld
Gresse
Gr.
Kl. Bengerstorf
Vellahn
Lauen-burg
Lanz
Horst
Boitzenburg
schleuse
KGR. WESTFALEN
zu Fran
KARTE
zum
FELDZUG IN MECKLENBURG 1813
Maßstab 1:500000
0 5 10 20 30
Kilometer
10° 30'

1° Östl. v. Greenw.

OST SEE

11° 30'

Wismar

Grevismühlen

Warin

Rehna

Schweriner See

Gadebusch

Rosenow

Brüsewitz

Käselow

Rosenberg

Eulen-Krug

Friedrichthal

Lützow

Rosenhagen

Gr. Brütz

SCHWERIN

Gottesgabe

Kl.

-Welzin

Gr.

Wittenförden

Neu-Mühle

Drönnewitz

Crivitz

Dreilützow

Warsow

Friedrichsruh

Hülseburg

Gammelin

Lewitz

53° 30'

Harst

Elde

Kraak

Fuhrbinde

Bruch

Parchim

Toddin

Hagenow

Kirch-Jesar

Lüblow

Kloddram

Moraas

Wöbbelin

Neustadt

Sude

Ludwigslust

Grabow

Elde

Eldena

KGR. PREUSSEN

1°

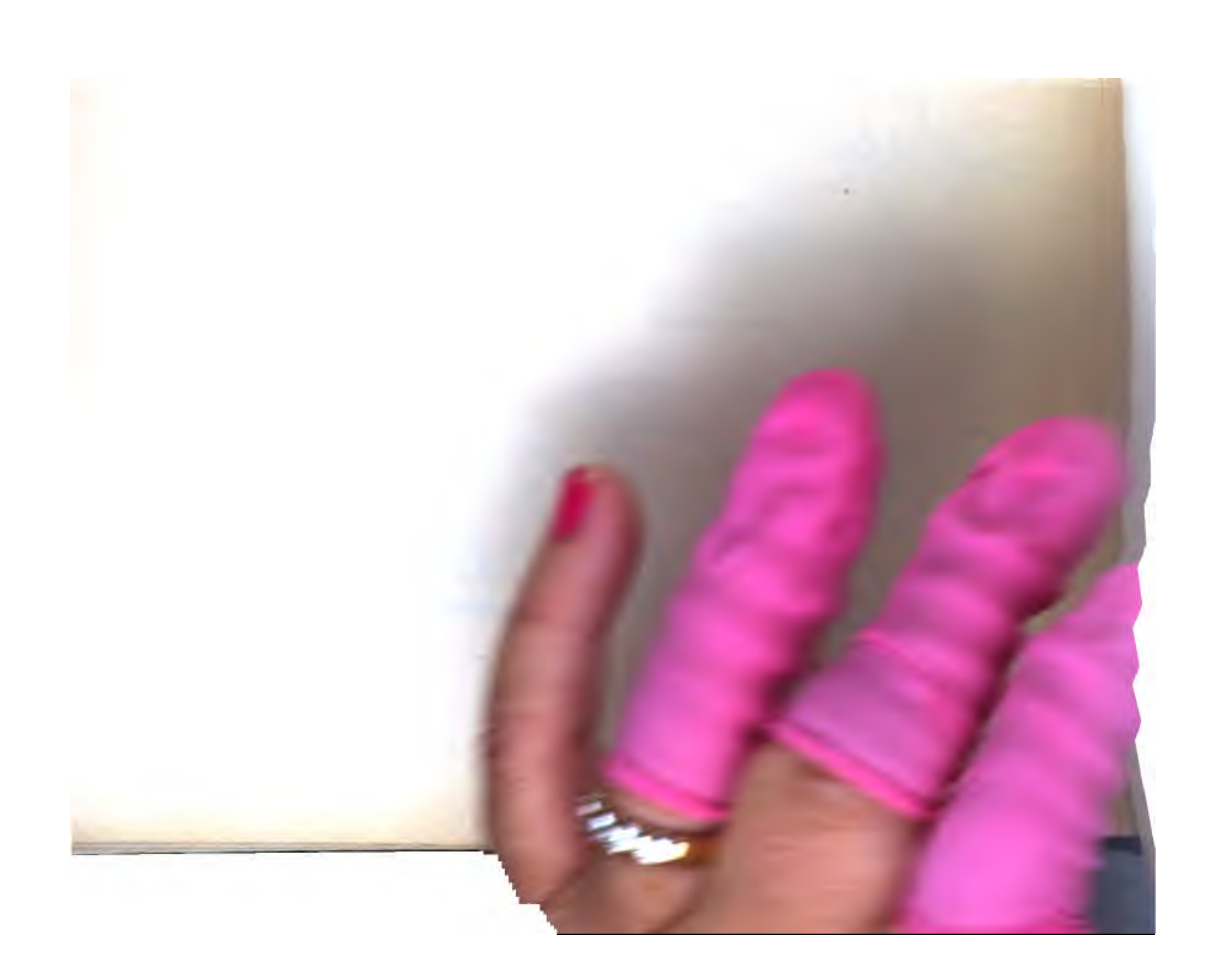
11° 30'

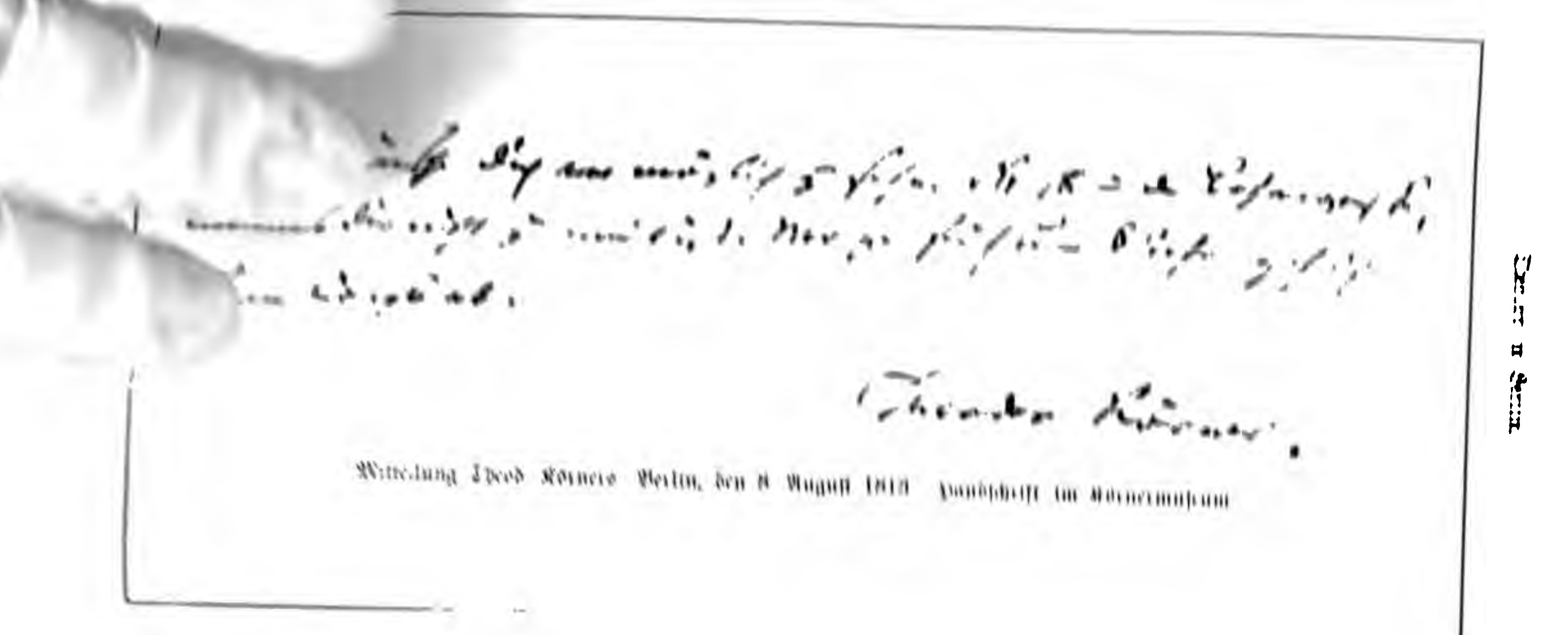
Dömitz

MECKLENBURG

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

Mitteilung Theod. Körners: Berlin, den 8. August 1813. Handschrift im Körnermuseum.

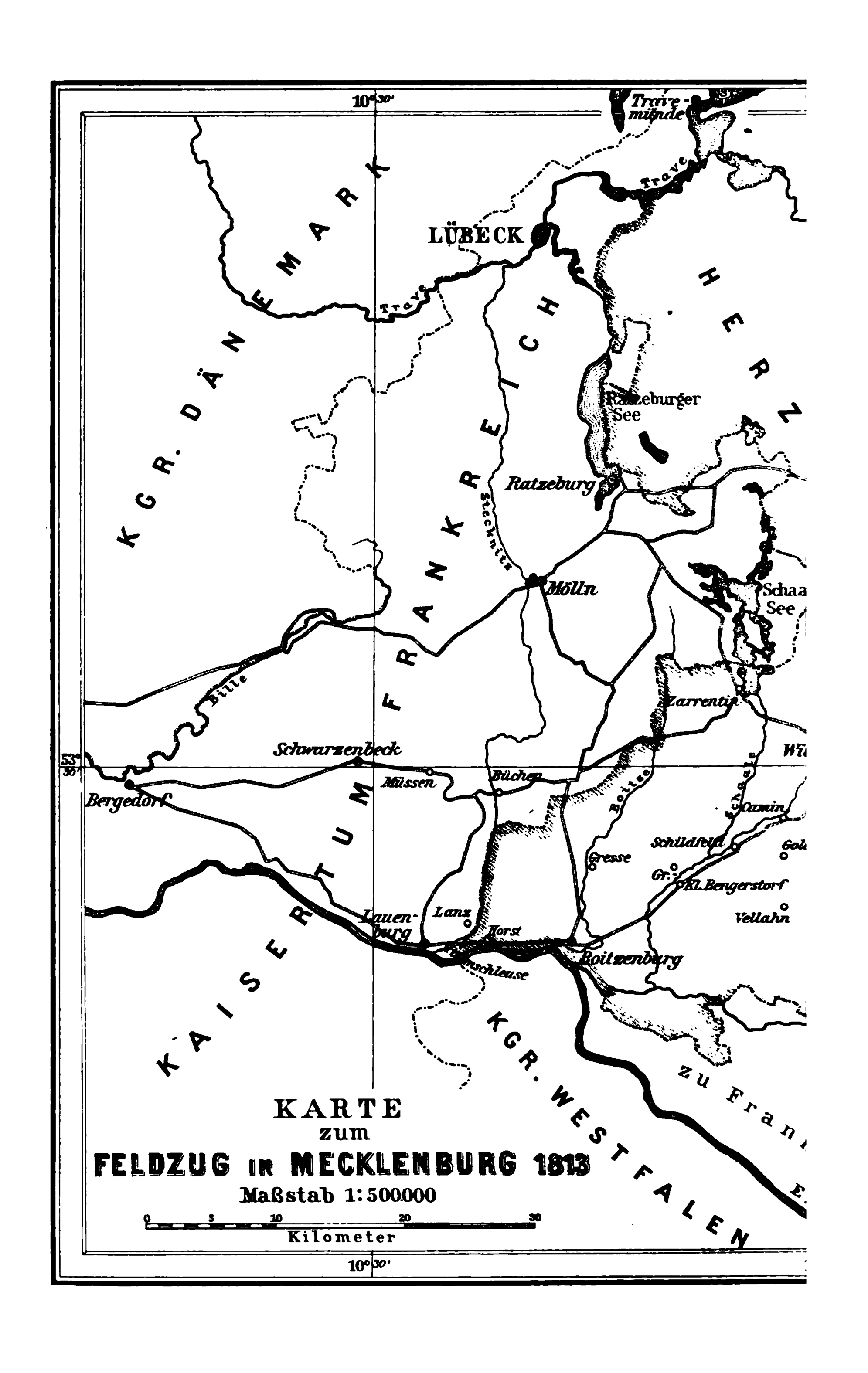




Mitteilung Theod. Körners. Berlin, den 8 August 1813 Handschrift im Körnermuseum

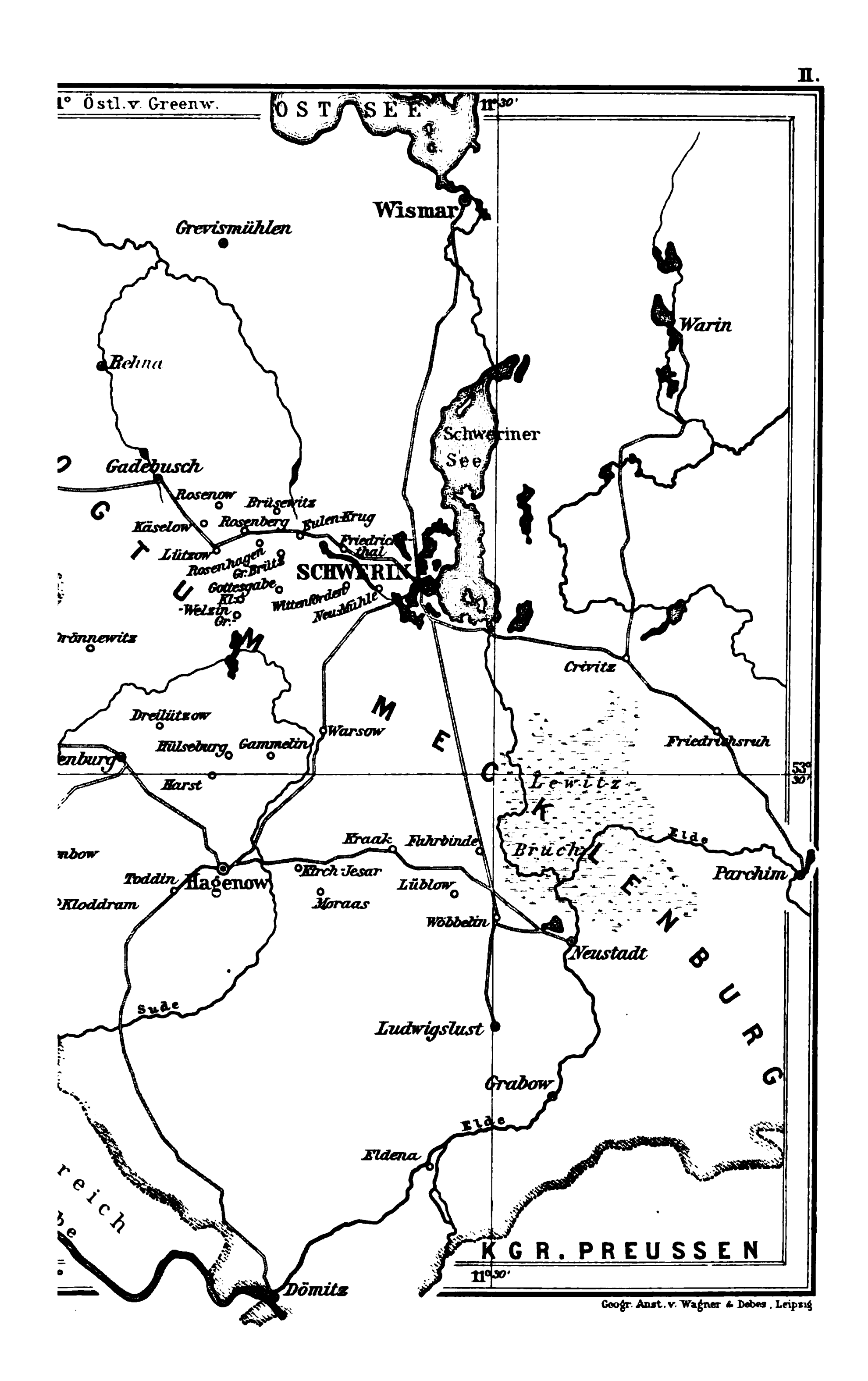
Mitteilung Theod. Körners: Berlin, den 8. August 1813. Handschrift im Körnermuseum.

Mitteilung Theod. Körners: Berlin, den 8. August 1813. Handschrift im Körnermuseum.



10° 30'
Trave-münde
Trave
LÜBECK
K. G. R. D Ä N E M A R K
H E R Z
Ratzeburger See
Ratzeburg
Stecknitz
F R A N K R E I C H
Mölln
Schaal See
Zarrentin
Bille
Schwarzenbeck
Müssen
Büchen
Bergedorf
53° 30'
K A I S E R T U M
Boitze
Schaale
Camin
Schildfeld
Gresse
Gr.
Kl. Bengerstorf
Vellahn
Lauen-burg
Lanz
Horst
Boitzenburg
K G R. W E S T F A L E N
KARTE
zum
FELDZUG IN MECKLENBURG 1813
Maßstab 1:500000
0 5 10 20 30
Kilometer
10° 30'

II.



Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

Mitteilung Theod. Körners: Berlin, den 8. August 1813. Handschrift im Körnermuseum.

gefesselt und in einzelnen Abteilungen nach dem Innern Frankreichs geschleppt, einzelne sogar auf die Galeeren geschickt.

Die nächste Aufgabe für Lützow war natürlich, an die Organisation seines Corps, besonders an die Neubildung einer leistungsfähigen Kavallerie zu denken. Glücklicher und schneller, als er gedacht, ging die Sache von statten. Denn der Nimbus, mit dem die Lützowschen Reiter infolge ihres kühnen Streifzuges und ihres tragischen Geschickes umkleidet waren, wirkte wie ein Zauber auf die vaterländische Jugend. Viele junge Männer eilten nach Havelberg, wo Lützow sich wieder der Haupttruppe angeschlossen hatte, um sich für die schwarze Schar anwerben zu lassen.

Zunächst wurde nun das vom Rittmeister Fischer in Tangermünde errichtete Kavalleriedepot herangezogen; es bot hinreichende Mittel, um alle, die von Kitzen unberitten zurückkehrten, wieder mit Pferden zu versehen. Viele der freiwilligen Jäger rüsteten sich aus eigenen Mitteln zum zweiten Male aus, neue traten ein. Auf diese Weise wurde die zweite Jägerschwadron teils neu formiert, teils ergänzt und die vierte (Husaren-) Schwadron völlig neu gebildet. Die Jägerschwadron wurde dem Kommando des Rittmeisters Gustav v. Petersdorff unterstellt, zum Befehlshaber der Husarenschwadron der Lieutenant v. Bismarck-Schönhausen ernannt. An Stelle der früheren ersten Husarenabteilung trat eine vom Rittmeister Graf Galen formierte Ulanenschwadron. Die Führung der dritten, bei Kitzen glücklich entkommenen Ulanenschwadron, die nur ergänzt zu werden brauchte, erhielt der Lieutenant Obermann, dem es ebenso wie Bismarck glücklich gelungen war, sich bei Kitzen durchzuschlagen. Die fünfte und letzte Husarenschwadron bedurfte keiner Erneuerung; sie hatte sich dem Zuge des Majors Friedrich v. Petersdorff gegen Leipzig angeschlossen und verblieb unter der Führung des Lieutenants Fischer. Die Gesamtstärke der Kavallerie betrug bei Wiedereröffnung des Feldzuges 600 Mann; ihr Führer war, wie bisher, Lützow selbst; unter ihm stand als stellvertretender Kommandant Rittmeister v. Bornstädt.

Die Infanterie unter Major v. Petersdorff, neben dem Kapitän v. Helmenstreit den Oberbefehl führte, war zu derselben Zeit auf 2900 Mann angewachsen. Das aus vier Compagnieen Musketiere und einem Jägerdetachement bestehende erste Bataillon kommandierte Premierlieutenant v. d. Heyde. Das zweite, vollständig neu formierte Bataillon, das sich aus drei Compagnieen Musketiere, aus einer von den beiden Tiroler Lieutenants Riedl und Ennemoser gebildeten Tiroler Jägercompagnie und einem Jägerdetachement rekrutierte, stand unter dem Befehl des Premierlieutenants v. Seydlitz. Das dritte und letzte, dem ersten in seiner Zusammensetzung völlig gleiche Bataillon endlich wurde, wenigstens vorübergehend, von Ludwig Jahn geführt, der wesentlich zu dessen Errichtung beigetragen hatte. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die unter dem Kommando des Premier-

lieutenants Fritze stehende Artillerie auf 120 Mann mit 8 Geschützen gebracht wurde.

Diese Reorganisation des Lützowschen Corps vollzog sich teils in Havelberg, teils in Nauen, wo es vom 24. Juli bis 6. August in der Stadt selbst und in der Umgegend lagerte. Zu gleicher Zeit trat eine wesentliche Veränderung in dem Verhältnis des Freicorps zur Gesamtarmee ein, indem seine Selbständigkeit



Rittmeister Gustav v. Petersdorff. Von 1779 bis 1825. Originalminiaturbildnis, Eisernes Kreuz und Kombattantenmedaille im Körnermuseum.

aufgehoben wurde. Diese Einordnung der Freischar in den Heeresverband schloß keineswegs einen Tadel ihrer bisherigen Leistungen in sich. Sie war durch die völlig veränderte Sachlage geboten. Ihr ursprünglicher Zweck, einen Stützpunkt für die Volkserhebung zu bilden und die nichtpreußischen freiwilligen Kämpfer unter ihre Fahnen zu sammeln, war jetzt gegenstandslos geworden. Die gewaltige Rüstung Preußens, der Beitritt Oesterreichs zur Koalition, der in naher

Aussicht stand, dazu die Hoffnung auf baldige Sprengung des Rheinbundes ließen es zweckmäßig erscheinen, von dem kleinen Kriege mit Streifcorps Abstand zu nehmen.

Am 20. Juli vollzog der König von Preußen die auf die fernere Stellung des Corps bezügliche, an Lützow gerichtete Kabinettsorder folgenden Wortlauts:

„Ich will Sie mit Ihrem Truppencorps für jetzt an das dritte Armeecorps anschließen und trage Ihnen also auf, bis auf weitere Befehle den Anweisungen des Generallieutenants v. Bülow Folge zu leisten.

gez. Friedrich Wilhelm.“

Bülow kommandierte das dritte preußische Armeecorps, das einen Teil der unter Bernadottes Befehl stehenden Nordarmee bildete. Es war keine sonderliche Gunst des Schicksals, die die Lützower bis zu einem gewissen Grade von den Entschließungen des schwedischen Kronprinzen abhängig machte. Der gascognische Emporkömmling, dem nur daran lag, das ihm von dem Kaiser Alexander versprochene Norwegen den Dänen zu entreißen, und der nur deshalb 18 000 Mann schwedische Hilfstruppen stellte, erwies sich im Laufe der Ereignisse als ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse. Die Bestimmung der Nordarmee war, gegen die rechte Flanke des Feindes vorzugehen und auf der einen Seite die Mark gegen das Vordringen der Feinde von Sachsen her zu decken, auf der anderen Seite das rechte Ufer der Elbe zu besetzen und festzuhalten, falls Davoust, dem die Dänen die Stadt Hamburg ausgeliefert hatten, Anstalt machen würde, den Fluß zu überschreiten. Die südliche Abteilung der Nordarmee, bei der Bernadotte selbst sich befand, bestand aus dem preußischen Corps v. Bülow und Teilen des Tauentzienschen Corps, außerdem aus russischen Truppen (21 000 Mann) unter Wintzingerode und Woronzow, sowie aus dem schwedischen Hülfscorps. Sie war südwestlich von Berlin und Brandenburg mit der Front gegen den bei Baruth stehenden Marschall Oudinot und gegen die Festungen Wittenberg und Magdeburg aufgestellt. Gegenüber dem auf Hamburg sich stützenden Marschall Davoust im nordwestlichen Mecklenburg stand auch jetzt wieder General Wallmoden. Sein Corps, dem auch die Lützower eingefügt wurden, wie ein Gleiches zuvor schon mit dem Tettenbornschen und Dörnbergschen Streifcorps geschehen war, hatte bei Beginn des Feldzuges eine Gesamtstärke von 28 000 Mann; es setzte sich aus einer bunten Mischung sehr verschiedenartiger Bestandteile zusammen: aus der vier Kosakenregimenter zählenden Abteilung des Generals v. Tettenborn, dem auch Lützow unterstellt wurde, aus der russisch-deutschen Legion und endlich aus mecklenburgischen, schwedisch-pommerschen, hanseatischen, hannoverschen, englischen und dessauischen Truppen. Im Falle eines überlegenen feindlichen Angriffes sollte sich Wallmoden auf Berlin zu zurückziehen, während die ihm unterstellte schwedische Division Vegesack nebst den ihr zugeteilten mecklenburgischen und hanseatischen

Kontingenten, sowie den preußischen Husaren des Majors v. Schill — alles in allem 6405 Mann Infanterie, 2664 Reiter und 366 Mann Artillerie mit 18 Geschützen — in demselben Falle nach Stralsund gehen sollte, um die dortigen Kriegsdepots unter allen Umständen zu halten.

Am 1. August traf Bernadotte in Nauen ein, besichtigte die Truppen Lützows und sprach dem Major seine Zufriedenheit über den Zustand der Freischar aus. Am 4. erhielt diese den Befehl, nach Schwerin abzurücken, und am 6. erfolgte der Ausmarsch über Kyritz, Pritzwalk und Neustadt nach Schwerin, wo das Corps am 10. einen Tag ausruhte. Hier erhielt es vom General Vegesack den Befehl, sich an seine Division nach Gadebusch und Rehna heranzuziehen, was am folgenden Tage ausgeführt wurde.

Am 13. zogen die Lützower in südwestlicher Richtung nach Ratzeburg und Mölln zu dem Corps Tettenborns, der sie am 14. in Kantonnierungen zwischen Mölln und Zarrentin und am 15. weiter südlich in solche zwischen Büchen und Boitzenburg verlegte.

In Ratzeburg fand sich auch Theodor, der am 9. Berlin verlassen hatte, bei seinen Waffenbrüdern wieder ein. Von hier aus schrieb er an Frau v. Pereira: „In aller Eile ein paar Worte von Ihrem Freunde. Ich bin wieder beim Corps, von allen mit der herzlichsten Liebe empfangen. Soeben marschieren wir; in drei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit. Leben Sie wohl mit allem, was mir zugethan ist! So Gott will, wollen wir als deutsches Volk das edle Hamburg befreien mit unserem Blute. Theodor."

Auf Mitternacht des 16. war der Ablauf des Waffenstillstandes festgesetzt; schon am 17. also hoffte der Dichter, dem Feinde im Kampfe gegenüberzustehen. Sollte schon diese Hoffnung sich nicht ganz erfüllen, so war noch irriger seine jedenfalls damals noch von seinen Waffenbrüdern geteilte Annahme, daß die Armee, der die Lützower zugewiesen waren, offensiv zu Gunsten Hamburgs vorgehen würde. Wohl war auch der Nordarmee, ebenso wie den beiden anderen großen Heeresabteilungen der Verbündeten in erster Linie die Offensive vorgeschrieben. Aber daß es dazu nicht kam, war die Schuld, oder eher noch die Absicht Bernadottes, der schon hier sein zweideutiges Spiel anfing, von dem Hintergedanken geleitet, falls die Sache der Verbündeten schief gehe, sich die Rückkehr unter den Schutz Napoleons offen zu halten. Auch lag ihm daran, seine Schweden soviel wie möglich zu schonen, damit er sie im Falle eines Krieges mit Dänemark ungeschwächt ins Feld führen konnte.

Am 14. erfolgte der Abmarsch der Lützower von Ratzeburg und Mölln in die ihnen von Tettenborn angewiesenen Kantonnements.

Das zur Avantgarde bestimmte Tettenbornsche Corps, das den linken Flügel der Truppen Wallmodens decken und den Uebergang über die Stecknitz verteidigen

sollte, hatte am 15. folgende Stellung. In Büchen und den zunächstliegenden Dörfern waren das Jägerdetachement des 1. Bataillons, das ganze 3. Bataillon, die 5. Schwadron und 5 Geschütze des Freicorps aufgestellt; in Lauenburg lagen unter v. d. Heydes Kommando die beiden anderen Bataillone ohne Jägerdetachements, sowie der Rest der Artillerie; dem Jägerdetachement des 2. Bataillons endlich war Boitzenburg als Standquartier angewiesen. Einige Kosakenpulks waren über die Stecknitz vorgeschoben. Den Rest seiner Kavallerie hielt Tettenborn auf der Ebene hinter Büchen zusammen. Von den weiteren Truppen Wallmodens standen 24 Schwadronen (2494 Mann) und 8 Geschütze unter Dörnberg bei Zarrentin am südlichen Ende des Schaalsees, um einen etwa von den Franzosen geplanten Uebergang über die Stecknitz bei Mölln zu beobachten, nötigenfalls auch um einem über Büchen und Lauenburg vordringenden Feinde in die Flanken zu fallen oder Tettenborn, falls er geworfen würde, aufzunehmen. Die übrigen Truppen Wallmodens endlich kantonnierten bei Wittenburg und Hagenow.

Diesen Truppen der Verbündeten gegenüber verfügte Napoleon auf dem niederelbischen Kriegsschauplatze einschließlich der unter dem Kommando des Prinzen Friedrich von Hessen stehenden Dänen über 30147 Mann Infanterie, 2700 Reiter und 108 Feldgeschütze. Der Befehlshaber dieses (13.) Armeecorps, Marschall Davoust, hatte die Aufgabe, sich mit dem bei Baruth konzentrierenden Heere des Marschalls Oudinot zu vereinigen und mit ihm zusammen gegen Berlin vorzubringen; demzufolge hatte Davoust bereits gegen Ende des Waffenstillstandes sein Corps um Bergedorf — südöstlich von Hamburg — konzentriert; am 16. verlegte er sein Hauptquartier nach Witzhaven, während die Dänen, die den linken Flügel des Corps bildeten, weiter nördlich in Siek kantonnierten. Für den nächsten Tag war der Feldzugsplan folgender: Eine Abteilung von etwa 3000 Mann unter General Lallemand sollte auf Mölln vorgehen. Eine zweite Kolonne, die aus 14 Bataillonen bestehende Division Loison, sollte sich gegen Büchen wenden. Mit dem Rest wollte der Marschall selbst mit Zurücklassung von etwa 5000 Mann in der Gegend von Schwarzenbeck nach Lauenburg vordringen, wohin auch die Dänen von Siek her folgen sollten; die Besatzung von Lübeck endlich sollte in südlicher Richtung Ratzeburg zu erreichen suchen.

Am Morgen des 17. August brach zunächst Lallemand gegen Mölln auf, überrumpelte den Kosakenposten und warf ihn zurück. Von einem weiteren Vordringen aber hielt ihn die Kunde ab, daß bei Büchen ein starkes Corps Tettenborns stehe. So ging er denn am folgenden Tage auf Schwarzenbeck (anderthalb Meilen westlich von Büchen) zurück; dort stieß er auf die Division Loison, welche hier Halt gemacht hatte. Noch am Abend desselben Tages näherte er sich auf drei viertel Meilen Büchen und bezog bei Müssen Quartiere.

Auch Davoust hatte sich mit dem Gros seiner Truppen am 17. August in

der Richtung nach Lauenburg in Bewegung gesetzt. Der hier kommandierende Lieutenant v. d. Heyde hatte von Tettenborn den Befehl erhalten, „Lauenburg so lange zu verteidigen, als es die Klugheit erlaube, dann die Stecknitz zu passieren, das Dorf Horst zu verteidigen, sich ferner, wenn nötig, hinter die Boitze und auf Gresse zurückzuziehen“. Als gegen Mittag der erste Angriff der Franzosen erfolgte, mußten zwar einige kleinere vorgeschobene Abteilungen des Tettenbornschen Corps weichen; im übrigen aber wurde der Feind mit Entschlossenheit zurückgeworfen. Bis zum Abend dauerte der Kampf. Es handelte sich dabei hauptsächlich um Gewinnung und Verteidigung eines trockenen Grabens, der sich einige hundert Schritte vor zwei bereits in den letzten Tagen des Waffenstillstandes westlich von Lauenburg aufgeworfenen Redouten hinzog und die Aufstellung von Schützen außerordentlich begünstigte. Die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende; dem Feinde war es trotz seines Uebergewichtes nicht gelungen, in den Besitz des Grabens zu gelangen; die beiden Bataillone der Lützower hatten an Toten und Verwundeten drei Oberjäger und vierzig Unteroffiziere und Gemeine verloren; als Verstärkung wurde ihnen in der Nacht das bei Boitzenburg liegende Jägerdetachement zugesandt.

Am 18. erneuerte der Feind mit Tagesanbruch seinen Angriff; fast bis Mittag dauerte der Kampf, in welchem die Truppen Davousts große Verluste erlitten. Die Lützower hatten ihre Stellung tapfer verteidigt und behauptet, und gewiß wären sie weiter vorgegangen, wenn sie nicht bei der großen Ueberzahl des Feindes hätten fürchten müssen, umzingelt zu werden.

Während infolge des Zurückweichens der Franzosen das Gefecht um die Mittagszeit mehrere Stunden gänzlich ruhte, erhielt das Jägerdetachement des 2. Bataillons den Befehl, nach Boitzenburg zurückzukehren; zugleich lief die Nachricht ein, daß beim Gegner zwei neue Bataillone, darunter ein dänisches Jägerbataillon, eingetroffen seien. Gleichwohl scheiterten auch jetzt noch alle Versuche des Feindes, sich des Grabens zu bemächtigen; noch am späten Abend wurde ein unternommener Bajonettangriff abgewiesen.

Zwei Tage lang hatte das 1. und 2. Bataillon des Lützowschen Corps einem erheblich überlegenen Feinde Widerstand geleistet und mit kurzen Unterbrechungen im heftigsten Gefecht gestanden. Diese rühmenswerte Ausdauer veranlaßte Wallmoden, in einem am 19. August an Bernadotte abgeschickten Berichte hervorzuheben, daß die Lützower sich auf eine Art gehalten hätten, daß er sie nicht genug der Gunst Seiner Königl. Hoheit empfehlen könne.

Am Abend des 18. traf Tettenborn in Begleitung Lützows persönlich in Lauenburg ein. Zweifellos haben wir auch unseren Dichterhelden in der Begleitung des Majors zu suchen und anzunehmen, daß er während der Gefechts-

tage in Büchen geblieben war. Dort scheinen einige seiner Gedichte entstanden zu sein, wie das „Lied von der Courage" und das „Lied von der Rache". Das

Aus Theod. Körners Kriegsliedern („Männer und Buben").
Handschrift im Körnermuseum.

erstere geißelt in sarkastischem, oft derbem Bänkelsängertone die Feigheit. Das zweite Gedicht atmet glühenden Racheburst und zeigt damit die Stimmung an, die den Dichter seit der Kitzener Schandthat erfüllte:

Heran, heran! — Die Kriegstrompeten schmettern!
Heran! Der Donner braust! —
Die Rache ruft in zack'gen Flammenwettern
Der deutschen Rächerfaust!

Heran, heran zum wilden Furientanze!
Noch lebt und glüht der Molch!
Drauf, Brüder, drauf mit Büchse, Schwert und Lanze,
Drauf, drauf mit Gift und Dolch!

Was Völkerrecht? — Was sich der Nacht verpfändet,
Ist reife Höllensaat.
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet
Mit Mord und mit Verrat?

Sühnt Blut mit Blut! — Was Waffen trägt, schlagt nieder!
's ist alles Schurkenbrut!
Denkt unsres Schwurs, denkt der verrat'nen Brüder
Und sauft euch satt in Blut!

Und wenn sie winselnd auf den Knieen liegen
Und zitternd Gnade schrein,
Laßt nicht des Mitleids feige Stimme siegen,
Stoßt ohn' Erbarmen drein!

Und rühmten sie, daß Blut von deutschen Helden
In ihren Adern rinnt:
Die können nicht des Landes Söhne gelten,
Die seine Teufel sind.

Ha, welche Lust, wenn an dem Lanzenknopfe
Ein Schurkenherz zerbebt,
Und das Gehirn aus dem gespaltnen Kopfe
Am blut'gen Schwerte klebt!

Welch' Ohrenschmaus, wenn wir bei Siegesrufen,
Vom Pulverdampf umqualmt,
Sie winseln hören, von der Rosse Hufen
Auf deutschem Grund zermalmt!

Gott ist mit uns! — Der Hölle Nebel weichen;
Hinauf, du Stern, hinauf!
Wir türmen dir die Hügel ihrer Leichen
Zur Pyramide auf.

Dann brennt sie an! — und streut es in die Lüfte,
Was nicht die Flamme fraß,
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte
Mit überrhein'schem Aas!

Vielleicht dankt auch das „Trinklied vor der Schlacht“ diesen Tagen seine Entstehung.



Th. Körners Laute und Säbel. Im Körnermuseum.

Nachdem sich Tettenborn in Lauenburg über den Stand der Dinge, namentlich über die Truppenzahl der Feinde vergewissert hatte, erteilte er, da Lauenburg danach nicht wohl zu halten sei, den Lützowern den Befehl, im Falle eines abermaligen

ernsthaften Angriffes über die östlich von der Stadt gelegene Palmschleuse, oder im Notfalle auf der Brücke bei Lanz über die Stecknitz zurückzugehen, welcher Befehl am folgenden Tage in der Frühe ausgeführt wurde, als v. d. Heyde die große Ueberlegenheit des anrückenden Feindes festgestellt hatte. Die feindlichen Truppen gingen in Sturmschritt vor, wurden aber von der 2. Compagnie des 1. Bataillons auf der Bergedorfer Straße so lange aufgehalten, bis die übrigen Abteilungen die Stecknitz passiert hatten. Der Versuch, den Gegner an dem Uebergange über dieses Flüßchen zu hindern, mußte bald aufgegeben werden. So zog man sich denn weiter in östlicher Richtung nach Horst zurück; aber auch hier konnte man sich nur bis neun Uhr halten. Zwar eilten um diese Zeit zwei Schwadronen hannoverscher Husaren den Lützowern zu Hülfe; der Feind jedoch erschien mit zwei Bataillonen dänischer Infanterie und einigen Geschützen bei Lanz und entwickelte gegen Horst fünf Bataillone und fünf Schwadronen, zeigte also eine solche Ueberlegenheit, daß nichts anderes übrig blieb, als dem Befehle gemäß den Rückzug nach Gresse anzutreten, der denn auch, da der Feind von einer Verfolgung Abstand nahm, mit Ordnung ausgeführt wurde.

Am Morgen desselben Tages verließ auch das 3. Bataillon seine Stellung in Büchen, da an eine Behauptung dieses Platzes nach der Räumung Lauenburgs kaum noch gedacht werden konnte. Auch die übrigen Truppen seiner Division hatte Tettenborn inzwischen von der Stecknitz zurückgenommen und sie zwischen Gresse und Boitzenburg hinter der Boitze aufgestellt, wo also am 19. das ganze Tettenbornsche Corps sich vereinigte.

Obwohl nun Davoust, der jetzt sein Hauptquartier nach Lauenburg verlegte, den Uebergang über die Stecknitz gewonnen hatte, ging er in dem Glauben, er stehe dem Gros der Armee Bernadottes gegenüber, so zaghaft vor, daß Wallmoden beschloß, trotz seiner geringeren Streitmacht einem Angriffe von seiner Seite standzuhalten; ja, er dachte sogar daran, bei günstiger Gelegenheit selbst zum Angriffe zu schreiten. Er nahm deshalb Aufstellung auf den Höhenrücken zwischen Vellahn und Goldenbow, dehnte aber seinen rechten Flügel bis zu der von Boitzenburg nach Wittenburg und weiter nach Schwerin führenden Straße aus, eine Stellung, die zwar wegen mooriger Wiesengründe das Herankommen des Feindes erschwerte, sonst aber keine besonderen Vorteile bot. Der taktische Zweck der Stellung war, die Hauptstraße nach Berlin und Stralsund zu sperren.

Am 21. nahm Wallmoden sein Standquartier in Kloddram. Das Gros seiner Truppen, das tags vorher durch das Eintreffen des Jägerbataillons v. Reiche einen Zuwachs von 700 Mann erhalten hatte, hielt die oben erwähnten Höhen besetzt; ein russisch-deutsches Infanteriebataillon war nach Camin an die Schweriner Landstraße detachiert; die Kavalleriedivision Dörnberg hielt hinter dem Höhenzuge; die Reserve, eine englisch-deutsche Division unter Generalmajor Lyon, stand in Hagenow.

Erst am Nachmittage rückte Davoust mit etwa 18000 Mann Franzosen und Dänen in drei Kolonnen gegen Camin, Goldenbow und Vellahn vor. Zur Teilnahme an dem nunmehr sich entspinnenden Kampfe sollte auch Theodor berufen sein, der mit seinem Major während der Nacht in Bengerstorf oder Schildfeld im Quartier gelegen hatte. Am 21. ritt er mit Lützow nach Vellahn (in dem Taschenbuche sind hinter der Angabe dieses Ortes zwei sich kreuzende Schwerter gezeichnet), wo aber der Zusammenstoß nicht so rasch, als man geglaubt hatte, erfolgte. Da Davoust keine Lust bezeigte, gegen die Stellung Wallmodens vorzugehen — (vielleicht lag ihm daran, erst über das Vorgehen Oudinots gegen Berlin Nachricht zu erhalten, ehe er sein Heer weiter vorschob) —, so ergriff dieser die Offensive und ließ gegen Abend bei Vellahn drei Kosakenregimenter zum Angriff vorrücken. Diese warfen den Feind zurück, der dabei 400 Mann verlor.

Wallmoden konnte indes nicht hindern, daß der Marschall noch denselben Abend eine Bewegung nach Camin zu ausführte und die Ortschaft gegen neun Uhr besetzte. Ueber Davousts eigentliche Absichten, ob sie auf Stralsund oder auf Berlin gemünzt waren, kamen Tettenborn und Wallmoden erst am folgenden Tage ins klare. Am 22. sammelte nämlich Davoust seine Truppen bei Wittenburg und ließ dadurch erkennen, daß es ihm darum zu thun war, die Straße nach Schwerin zu gewinnen; sonst hätte er nach rechts gegen Hagenow abbiegen müssen, wohin Wallmoden seine Truppen noch in der Nacht vom 21. auf den 22. befohlen hatte, während Tettenborn mit den seinigen nach Toddin marschierte.

Nachdem die Zweifel über die Absichten des Feindes geschwunden waren, kam viel darauf an, ihm beim weiteren Vorrücken die Rückzugslinie über Gadebusch nach Ratzeburg und Lübeck abzuschneiden und zugleich seine Abschwenkung nach der rechten Seite zu verhindern. Zu dem Ende erhielt Tettenborn den Auftrag, sich dicht an dem Feinde zu halten, während General Vegesack von Grevesmühlen aus, wo er stand, nach Wismar aufbrechen sollte, um sich dem Feinde in der Richtung auf Stralsund entgegenstellen zu können.

Am 23. August, an dem Tage, wo General v. Bülow durch den Sieg bei Großbeeren Berlin rettete, rückte Davoust weiter in nordöstlicher Richtung vor und nahm am 24. eine geschützte Stellung zwischen den Seen bei und vor Schwerin ein. Damit war jeder Zweifel darüber abgeschnitten, daß sein Vorhaben auf Stralsund gerichtet war und nicht, wie Napoleon geplant hatte, auf Berlin. Um dem Feinde den Weg südlich vom Schweriner See vollends zu verlegen, rückte Wallmoden nach Wöbbelin vor und lehnte sich mit seinem rechten Flügel an den von dem Flüßchen Stör und dessen Nebenläufen durchzogenen Lewitzer Bruch, während die hanseatische Reiterei die Aufgabe hatte, über Krivitz und Waren die Verbindung mit der Division Vegesack aufrecht zu erhalten.

Th. Körners letzter Brief (an Hofrat Parthey), Kirch=Jesar, den 23. August 1813.
Original in der Rudolf Brockhausschen Sammlung.

Unterdessen war auch Tettenborn mit seiner Reiterei bis nach Warsow vorgerückt und ließ von einer Abtellung Kosaken Schwerin umstellen.



Gottesgabe bei Schwerin. Th. Körners letztes Quartier vom 25. bis 26. Aug. 1813. Oelgemälde von Rob. Kummer. Im Körnermuseum.

So war alles gut angelegt, um den Feind in Schwerin festzuhalten oder zu einer entscheidenden Schlacht zu nötigen. Da erhielt **Wallmoden von Bernadotte,**



Theodor Körner in Kirch=Jesar am 24. Aug. 1813 den Kameraden sein „Schwertlied“ vortragend. Nach dem M. Heidelschen Oelgemälde.

Aus Th. Körners Kriegsliedern („Schwerdtlied"). Handschrift im Körnermuseum.

der seine Stellung von Magdeburg her bedroht glaubte, den Befehl, mit seiner Division nach Brandenburg abzurücken, was denn auch am 26. über Grabow ins Werk gesetzt wurde. Tettenborn war nun auf sich allein angewiesen und hielt es für das geratenste, um die eigene Schwäche zu verbergen, den Feind durch Plänkeleien zu beunruhigen und ihm die Zufuhren abzuschneiden. Dazu war niemand geeigneter als die Kosaken und die Lützower. Mit diesen war Theodor am 23. bis zu dem Dorfe Kirch=Jesar gelangt, von wo er an Parthey einige Zeilen — die letzten vor seinem Ende — schrieb, mit der Bitte, seinen Eltern, wenn möglich, von seinem Wohlbefinden Kunde zu geben. Am 25., wo die Reiterei Tettenborns in Jahrbinde, die Infanterie in den von Wallmoden verlassenen Stellungen bei Wöbbelin stand, erhielt Lützow den Auftrag, mit 100 Husaren und ebensoviel Kosaken sich zu einem Streifzuge im Rücken des Feindes aufzumachen. Mit diesem Reitertrupp erreichte er noch am späten Abend den Flecken Gottesgabe, drei Wegstunden westlich von Schwerin; hier ließ er bivouakieren, um vorab Erkundigungen über die Stellung und Stärke des dänischen Hülfscorps einzuziehen, das, wie er gewußt zu haben scheint, etwa drei viertel Meilen östlich von Gottesgabe bei Wittenförden als Rückendeckung des Feindes lagerte. Dieses Lager am folgenden Tage zu überfallen, war der ursprüngliche Plan Lützows, als er in Gottesgabe Halt machte. Während er sich selbst mit seinen Offizieren in dem dortigen, dem Oberjägermeister v. d. Lühe gehörigen Herrenhause einquartierte, blieben die übrigen Lützower auf dem geräumigen Hofe und im Dorfe; die Kosaken lagerten vor dem Dorfe. Die v. d. Lühesche Familie selbst war abwesend, und so machten denn die sechzehnjährige Caroline Bergner, die vor kurzem in das Haus gekommen war, um sich in der Haushaltung und bei der Erziehung der Kinder nützlich zu machen, und Christian Kräpelin, der als Kandidat der Theologie den Unterricht der Knaben leitete, in der liebenswürdigsten Weise die Wirte. Schnell hatten sie mit den Offizieren Freundschaft geschlossen. Zu heiterer Stimmung angeregt, fragte Theodor, ob nicht ein Instrument im Hause sei, da er sich und die Seinen noch mit etwas Musik erfreuen möchte. Man führte die Gäste nun in den Saal, und bald erklang unter Begleitung des Klaviers des Dichters kräftige Männerstimme durch die weiten Räume. Bei dieser Gelegenheit wurde u. a. auch Theodors Schwertlied, „einer der höchsten Laute unserer Sprache“, vorgetragen, Körners Schwanengesang, den er am 24. August in Kirch=Jesar verfaßt hatte. Die letzte Strophe, aber nur diese, ist wenige Stunden vor Beginn des Gefechtes am folgenden Tage hinzugefügt worden:

„Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut.
Hurra! Die Eisenbraut!
Hurra!“

Nachdem der Major, der an dem bei ihm befindlichen Grafen Theodor v. Hardenberg aus Drönnewitz bei Zarrentin einen ortskundigen Berater hatte, zu dem Hofe Lützow gelangt war, gab er seiner Reiterei in dem Gehölz eine verdeckte Stellung, um vorerst genauer in Erfahrung zu bringen, was an den



Th. Körner am Morgen des 26. August 1813 den Feind erwartend. Von Rich. Knötel auf einem Durchschnitt der Tanne gemalt, bei welcher Th. Körner fiel. Original im Körnermuseum.

Meldungen des Oberjägers Natus Richtiges sei. In Hinsicht auf Rosenberg war das Ergebnis nur ein negatives: in der Frühe des 26. hatte sich hier kein Franzose sehen lassen. Hingegen war der Eulenkrug wirklich von einer starken feindlichen Truppe besetzt Aber auch auf die westliche, nach Gadebusch führende Straße ließ der Major durch einen jenseits Rosenow auf einer Anhöhe aufgestellten

Kosakenposten Umschau halten. Er hatte um so mehr Anlaß dazu, als Graf Hardenberg in dem Dorfkruge durch einen Mann aus Gadebusch, der von einer nach Schwerin geleisteten militärischen Zwangsfuhr zurückkehrte, in Erfahrung gebracht hatte, daß sich tags zuvor in Gadebusch ein für Schwerin bestimmter Train befunden, der mutmaßlich noch heute an seinen Bestimmungsort abgehen werde. Und wirklich wurde um sieben Uhr morgens von den Kosaken das Nahen dieses aus 38 Wagen bestehenden und von zwei Compagnieen Infanterie begleiteten Munitions- und Lebensmitteltransportes gemeldet. Ueberfall und Aufhebung des Zuges war um so leichter auszuführen, als die Absuchung des Geländes ergeben hatte, daß Rosenow ebenso wie Rosenberg vom Feinde unbesetzt waren. Lützows Plan war alsbald gefaßt. Es kam darauf an, daß die Bedeckung zum Stehen gezwungen oder, falls sie die Wagen im Stich ließ, verhindert wurde, sich in die Rosenberger Tannen zu werfen und im Gebüsch Schutz gegen die Reiter zu finden. Um dies zu verhindern, wurde ein Angriff von drei Seiten geplant. Im entscheidenden Augenblicke sollten die Kosaken von Rosenberg her dem Feinde bis hart vor den Tannenwald entgegenkommen, ihm den an das Gehölz stoßenden Fahrweg verlegen und ihn umschwärmen; die Hälfte der Husaren sollte aus dem äußersten, nach Rosenow zu gelegenen Teile der Tannen hervorbrechen und, über den Weg sprengend, die linke Flanke des Wagenzuges umzingeln, während der Major selbst mit den übrigen Reitern in der Richtung Lützow-Rosenow dem Troß von rückwärts in die rechte Seite fallen wollte.

Das Unternehmen nahm indes nicht ganz den vorgesehenen Verlauf. Die Husaren waren zur rechten Zeit zur Stelle, aber die Kosaken kamen zu spät, und so geschah es, daß die ersten Wagen doch den das Gehölz berührenden Weg erreichten und bis nahe an das Kruggehöft Rosenberg vordrangen. Während die Fuhrleute, meist Bauern aus Lauenburg und Holstein, zum Teil auch aus Gadebusch, sich die allgemeine Verwirrung zu nutze machten, die Pferde absträngten und querfeldein jagten, setzte sich das Fußvolk bei dem ersten Ansturm der Reiter tapfer zur Wehr, was ihm durch den Umstand erleichtert wurde, daß die lange Wagenreihe einem geschlossenen Kavallerieangriff hinderlich war und für die Infanterie eine Schutzwehr bildete. So kam es, daß der größte Teil der Bedeckung an den Wagen entlang und zwischen und darunter hinweg sich in das Gehölz retten und von hier aus die Angreifer mit Flintenschüssen zurückweisen konnte. Zum Unglück ließen sich die Reiter nicht abhalten, in das Gehölz zu sprengen, um im Einzelkampfe Mann gegen Mann das Gefecht zum Austrag zu bringen. Die Erbitterung der Kampfeswut stieg noch höher, als die Bedeckungsmannschaften der vorderen Wagen, die im ersten Augenblicke zum Zeichen der Ergebung die Waffen von sich geworfen hatten, jetzt, wo sie den weiter rückwärts geleisteten Widerstand bemerkten, von neuem zu ihren Gewehren griffen und auf die ihnen nahenden Reiter losschossen.

Zu denen, die am kühnsten den Feinden nachsetzten, gehörte Theodor. Schon war er, nachdem er den Major verlassen hatte, mit einer Anzahl Kameraden,



Th. Körners Tod. Oelgemälde von Leonhard Geyh. Original im Körnermuseum.

unter ihnen namentlich Helfritz, an den Nordrand des Gehölzes, wo die vordersten Wagen den Weg beengten und ein beträchtlicher Teil des Fußvolkes schon im Gestrüpp und unter den Bäumen Deckung gefunden, gekommen, als das Signal

zum Sammeln ertönte. In seinem Eifer überhörte Körner das Signal, vielleicht auch ließ er es unbeachtet, um von der Verfolgung der Feinde nicht abstehen zu müssen: da trifft ihn aus dem Busch, den Hals seines Schimmels streifend, die tödliche Kugel.

Ueber die letzten Augenblicke des Dichters gehen die Ueberlieferungen in einer Weise auseinander, daß es fast unmöglich erscheint, das Richtige ausfindig zu machen. So muß es denn genügen, von den Aufzeichnungen der Kampfgenossen Theodors und Augenzeugen seines Todes Kenntnis zu nehmen.

Am zuverlässigsten ist wohl die von dem Sohne des Oberjägers Helfritz nach dessen Aussage veröffentlichte Darstellung des Herganges, da sich Helfritz in der unmittelbaren Nähe des Dichters befand, als dieser, tödlich getroffen, zusammensank. „Nach dem Signal zum Rückzuge wandte sich Körner zu meinem Vater und rief ihm zu: »Bruder Fritz, du kennst meine Jäger besser wie ich; sollen wir noch einmal draufgehen?« Dieser drehte sich zu den Jägern um mit dem Rufe: »Hurra! Jäger! Vorwärts!«. Alles stürmt mit Hurra an, Körner etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte voraus. Da kommt die verhängnisvolle Kugel; der Held sinkt in die Arme meines heransprengenden Vaters mit den Worten: »Da habe ich eins; es schadet aber nichts.« Und in demselben Moment haucht er seine große Seele aus, ein furchtbarer Augenblick für alle."

Aus dem Berichte des Oberjägers Zenker über den Ueberfall entnehmen wir folgende Schilderung: „Im Busche wurden nur zwei Mann erschossen, und mein Pferd bekam einen Schuß in die Brust; es machte noch einen gewaltigen Satz und stürzte dann tot nieder, mich weitab auf einen Stein schleudernd. Ich war hierdurch so zerschellt, daß ich glaubte, durchs Kreuz geschossen zu sein; dazu höre ich Retraite blasen, und meine Kameraden mußten mich alle verlassen. Da schaue ich etwas auf, sehe die Franzosen dicht bei mir; sie bemerken noch Leben in mir und laufen auf mich zu; ich will aufspringen, breche aber wieder zusammen; doch die Gefahr gab mir Kräfte; ich springe auf, haue um mich, und als eine Lücke entsteht, laufe ich davon; die Franzosen geben Feuer hinter mir her; keiner trifft mich, und ich komme zum Walde heraus: da sehe ich Körner mit dem Kameraden Helfritz halten. Körner hatte Retraite blasen hören, will aber nicht gern zurück und sagt: »Wie kann der Major jetzt zurückwollen? Es geht ja alles gut.« Da kommt eine Kugel aus dem Busch, streift den Hals seines Schimmels und geht ihm in den Unterleib. »Da hab ich auch eins weg!« sagte er noch und sank tot vom Pferde. Noch ein anderer Kamerad, ganz nah bei mir, sank, tödlich verwundet, vom Pferde; ich nehme das Pferd, dessen Satteldecke ganz voll Blut war, setzte mich auf und suchte mein Kommando wieder auf, das ich bald fand. Lützow hatte Appell (Retraite) blasen lassen, nur um zu sammeln; von zwei

Seiten drang man nun in den Busch ein, und die Franzosen ergaben sich alle. Wir brachten nun den Transport wieder in Gang, brachten unsere Toten, Körner, Erdsack, Carus und einen Grafen Hardenberg und ein paar Verwundete darauf und traten den Rückmarsch an."

Der dritte Bericht endlich stammt von Probsthan und lautet, soweit er sich auf Körners Ende bezieht, wie folgt: „An einer Stelle, wo einige Kiefern standen, der Schonung vielleicht hundert Schritte gegenüber, sammelten wir uns, während Körner in schräger Richtung, seine rechte Seite der Schonung zugewendet, vor uns hielt. Während wir über die Unmöglichkeit sprachen, in die sehr dichte Schonung einzudringen und die Franzosen daraus zu vertreiben, fiel ein Schuß, und Körner ruft: »Mich haben sie gut getroffen«, legt die Hand in die rechte Seite, neigt sich rücklings nach rechts, fällt vom Pferde und ist sofort — tot."

Auf diese drei Aufzeichnungen darf sich allein eine Darstellung des Todes unseres Dichters gründen. Sie lassen im Grunde genommen nur Zweifel darüber, ob Theodor absichtlich oder unabsichtlich das Signal zum Sammeln unbeachtet ließ. Ob aber das eine oder das andere zutrifft, immer bleibt unserm Helden der unvergängliche Ruhm, im Kampfe für sein deutsches Vaterland sein Leben zum Opfer gebracht zu haben.

Im Namen seiner Freunde und Kameraden widmete ihm Graf zu Dohna-Wundlacken folgenden warmherzigen Nachruf:

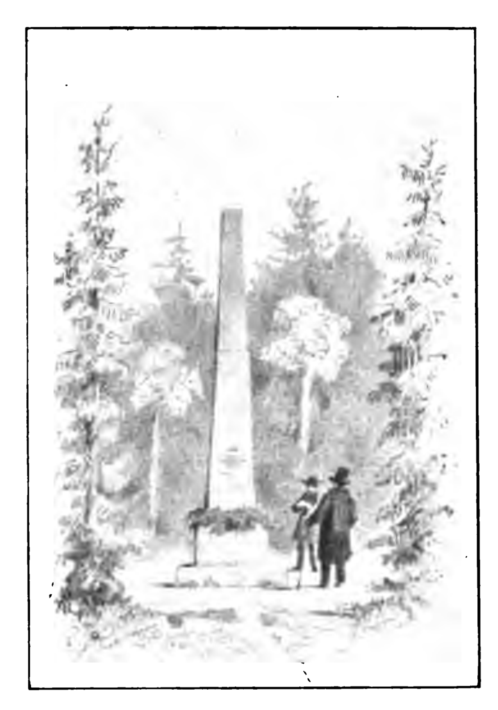
„Am 26. August fand Theodor Körner, Adjutant des Majors von Lützow, gleich zu Anfange eines Gefechtes (wodurch in einem, im Rücken der französischen Armee gelegenen Versteck ohnweit Rosenberg an der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine bedeutende Anzahl Wagen mit der Bedeckung den Franzosen abgenommen wurden), den von ihm oft besungenen schönen Soldatentod. Wir verlieren in ihm einen redlichen Freund, die vaterländischen Waffengefährten, die litterarische Welt einen hoffnungsvollen Dichter, dessen Talent noch in der Blüte stand. Von zwei schweren Kopfwunden, die er bei Kitzen erhielt, kaum hergestellt, hatte er die Waffen mit eben dem edlen Feuereifer wieder ergriffen, mit welchem er den Musen diente. Sein letztes Gedicht an sein Schwert setzte er kurz vor dem erwähnten Gefechte auf und stürzte dann mit hohem, zu stürmischem Mute gegen die feindlichen Bajonette. Eine Kugel, die vorher den Hals seines Pferdes durchbohrt hatte, traf ihn tödlich in den Unterleib, und nach wenigen Minuten hörte er auf zu atmen; die sehr schnell angewandte Hülfe eines Wundarztes blieb leider ohne Erfolg, und wir haben nur die traurige Pflicht erfüllen können, die körperliche Hülle des liebenswürdigen Mannes nach unserem Stabsquartier Lüb(e)low zu befördern, wo sie mit militärischen Ehrenbezeugungen unter einer Eiche bestattet worden ist. Unten folgt sein vorhin erwähnter Schwanengesang.

Wittenburg, den 30. Aug. 1813.

Graf zu Dohna-Wundlacken,
im Namen der Freunde und Waffengefährten
des tapfern Körner."

Die Gesichtszüge des Toten zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Der Leichnam wurde von Helfritz und anderen Freunden aufgehoben, unter fortdauerndem Feuer der Feinde eine kleine Strecke fortgetragen und auf der nördlichen Seite des Fahrweges unter einer Birke auf weichen Rasen gebettet. Ein Wundarzt, der hinzugezogen wurde, konnte nur den Tod bestätigen.

Bald darauf erreichte das Gefecht sein Ende, nachdem alles, was nicht entrann, erschossen, niedergehauen oder gefangen genommen worden war. Eine



Das Körnerdenkmal an Körners Todesstätte bei Rosenberg.
Nach einer im Körnermuseum befindlichen Zeichnung.

weitere Verfolgung der Fliehenden schien nicht ratsam, da das Anrücken feindlicher Hülfstruppen zu befürchten war. So trat denn der Major, um die erbeuteten Fuhren, die Gefangenen und seine Toten sicher unterzubringen, alsbald den Rückmarsch an.

In Wöbbelin wußte er seine Infanterie. Doch konnte er nicht daran denken, diesen Ort auf der kürzesten Linie zu erreichen, weil man die Annäherung an das von den Feinden besetzte Wittenförden vermeiden mußte. So zog er denn von Rosenberg zunächst nach Lützow und von hier in südlicher Richtung über

Seiten drang man nun in den Busch ein, und die Franzosen ergaben sich alle. Wir brachten nun den Transport wieder in Gang, brachten unsere Toten, Körner, Erdsack, Carus und einen Grafen Hardenberg und ein paar Verwundete darauf und traten den Rückmarsch an."

Der dritte Bericht endlich stammt von Probsthan und lautet, soweit er sich auf Körners Ende bezieht, wie folgt: „An einer Stelle, wo einige Kiefern standen, der Schonung vielleicht hundert Schritte gegenüber, sammelten wir uns, während Körner in schräger Richtung, seine rechte Seite der Schonung zugewendet, vor uns hielt. Während wir über die Unmöglichkeit sprachen, in die sehr dichte Schonung einzudringen und die Franzosen daraus zu vertreiben, fiel ein Schuß, und Körner ruft: »Mich haben sie gut getroffen«, legt die Hand in die rechte Seite, neigt sich rücklings nach rechts, fällt vom Pferde und ist sofort — tot."

Auf diese drei Aufzeichnungen darf sich allein eine Darstellung des Todes unseres Dichters gründen. Sie lassen im Grunde genommen nur Zweifel darüber, ob Theodor absichtlich oder unabsichtlich das Signal zum Sammeln unbeachtet ließ. Ob aber das eine oder das andere zutrifft, immer bleibt unserm Helden der unvergängliche Ruhm, im Kampfe für sein deutsches Vaterland sein Leben zum Opfer gebracht zu haben.

Im Namen seiner Freunde und Kameraden widmete ihm Graf zu Dohna-Wundlacken folgenden warmherzigen Nachruf:

„Am 26. August fand Theodor Körner, Adjutant des Majors von Lützow, gleich zu Anfange eines Gefechtes (wodurch in einem, im Rücken der französischen Armee gelegenen Versteck ohnweit Rosenberg an der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine bedeutende Anzahl Wagen mit der Bedeckung den Franzosen abgenommen wurden), den von ihm oft besungenen schönen Soldatentod. Wir verlieren in ihm einen redlichen Freund, die vaterländischen Waffengefährten, die litterarische Welt einen hoffnungsvollen Dichter, dessen Talent noch in der Blüte stand. Von zwei schweren Kopfwunden, die er bei Kitzen erhielt, kaum hergestellt, hatte er die Waffen mit eben dem edlen Feuereifer wieder ergriffen, mit welchem er den Musen diente. Sein letztes Gedicht an sein Schwert setzte er kurz vor dem erwähnten Gefechte auf und stürzte dann mit hohem, zu stürmischem Mute gegen die feindlichen Bajonette. Eine Kugel, die vorher den Hals seines Pferdes durchbohrt hatte, traf ihn tödlich in den Unterleib, und nach wenigen Minuten hörte er auf zu atmen; die sehr schnell angewandte Hülfe eines Wundarztes blieb leider ohne Erfolg, und wir haben nur die traurige Pflicht erfüllen können, die körperliche Hülle des liebenswürdigen Mannes nach unserem Stabsquartier Lüb(e)low zu befördern, wo sie mit militärischen Ehrenbezeugungen unter einer Eiche bestattet worden ist. Unten folgt sein vorhin erwähnter Schwanengesang.

Wittenburg, den 30. Aug. 1813.

Graf zu Dohna-Wundlacken,
im Namen der Freunde und Waffengefährten
des tapfern Körner."



Th. Körners Freunde von den am 26. Aug. 1813 gefallenen Waffengefährten Abschied nehmend. Oelgemälde von Otto Donner v. Richter.
Im Körnermuseum.

Platz an der östlich vom südlichen Ende des Dorfes, seitab der von Ludwigslust nach Schwerin führenden Straße, dort, wo zwei einsame Eichen etwa zwanzig Schritte voneinander entfernt standen. Unter der größeren glaubte man dem Jüngling, der ja so oft die deutsche Eiche als Symbol der Kraft in seinen Liedern besungen hatte, eine seiner würdige Ruhestätte bereiten zu sollen. Neben ihm sollten dann die anderen bei Gadebusch Gefallenen gebettet werden.

Nachdem gegen Mittag alle Vorbereitungen getroffen worden waren, auch die Maler Olivier und Schmidt von dem Toten eine Zeichnung aufgenommen hatten, setzte sich der Trauerzug unter dem gedämpften Schlage der Trommeln in Bewegung. Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Wallmoden, der zufällig mit seinen wieder zu ihren Standorten zurückkehrenden Truppen vorbeimarschierte, gab nebst seinem Stabe dem Gefallenen das letzte Geleit. Die vierte Compagnie des ersten Bataillons, der Theodor einst als Lieutenant angehört hatte, eröffnete den Leichenzug. Unter Anstimmung des Gebetes: „Hör' uns, Allmächtiger!“ wurde der Sarg des Dichters in die Gruft gesenkt, und danach wurden die sterblichen Reste auch der übrigen beigesetzt. Zum Scheidegruß sang man ihnen allen, soweit die von Rührung und Schmerz erstickte Stimme noch reichen wollte, das Lied: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd“. Eine Ehrensalve glaubte man sich wegen der Nähe des Feindes nicht erlauben zu dürfen; dagegen brannte noch der Feldwebel Markwordt Theodors Namen und Todestag mit einem glühend gemachten Ladestocke tief in die Rinde der sein Grab überschattenden Eiche ein. Noch aber war das Grab nicht völlig zugeworfen, als ein bei der Beerdigung mit anwesend gewesener Kosak, der wiederholt von dem Mute und der Tapferkeit des Sängerhelden Proben gesehen hatte, voll Aergers über die Unterlassung der sonst üblichen kameradschaftlichen Ehrensalve zurückgesprengt kam, seine Pistole aus dem Gürtel riß und diese mit einem derben Kosakenwort abfeuerte!

Wir hatten die Eltern Theodors in Teplitz verlassen. Am 4. Juli trafen sie wieder in Dresden ein. Es wurde ihnen, besonders dem Vater, nicht leicht, sich von neuem in die Verhältnisse der Hauptstadt zu finden, in der Napoleon seit kurzem wieder sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Befürchtung Körners und seiner Freunde, daß er den Nachstellungen des Kaisers ausgesetzt sein würde, sollte sich indes nicht bewahrheiten. Daß man ihm in den sächsischen Regierungskreisen nicht abhold sei, bewies der Besuch, den ihm der Kabinettsminister Graf Einsiedel kurz nach seiner Rückkehr abstattete. Im übrigen aber waren die Zustände in Dresden, wie überhaupt in Sachsen, unerfreulicher als je. Kam der seit Abschluß des Waffenstillstandes erhoffte Frieden nicht zu stande, so war vorauszusehen, daß die Stadt wiederum der Mittelpunkt der Kriegsereignisse

werden würde. Alle Maßnahmen Napoleons deuteten darauf hin, insbesondere die aufs neue errichteten Befestigungen. Die Bevölkerung litt zudem schwer unter dem Druck der Steuern, die immer unerschwinglicher wurden, und unter den Lasten, die ihr außerdem aus der fortwährenden Einquartierung erwuchsen. Am Hofe freilich gab man sich der Hoffnung hin, daß bei einem Friedensschlusse Sachsen nicht nur seinen Besitzstand wahren, sondern dazu noch eine Vergrößerung durch schlesische Gebiete erhalten werde. Kein Wunder daher, daß die Dresdner Atmosphäre Körnern und seiner Familie nicht mehr behagte. Sie nahm ihren Wohnsitz daher in Blasewitz, von wo aus Körner am 29. Juli einen Brief an den Sohn richtete, der sich hauptsächlich mit dessen Aussichten auf der militärischen Laufbahn befaßte: „Jetzt bin ich sehr auf eine Nachricht von Dir aus dem Hauptquartiere begierig, um Deinen Entschluß wegen der Zukunft zu wissen, wenn der Krieg, wie ich nicht zweifle, fortgesetzt wird. Eine Stelle bei einem Generalstabe kann unter besonderen Umständen auch manche Vorteile haben, und es giebt dabei nicht bloß Arbeit mit der Feder, die Du nicht liebst. Besonders rühmt man den General York, der auch zeither immer besonders agiert hat und oft glücklich gewesen ist. Indessen begreife ich, daß es Dir schwer werden wird, Dich von Lützow zu trennen. Daß Du die Kasse des Corps gerettet hast, ist mir in mehrerer Rücksicht erfreulich. Ueberhaupt hast Du viel Gegenwart des Geistes bewiesen und Deinen Beruf zum Streiter fürs Vaterland bewährt. Gott hat Dich aus einer großen Gefahr errettet. Deine Freunde haben sich brav bewiesen; aber Du selbst hast durch Besonnenheit Dir gut zu helfen gewußt.

.... Ich wohne unserem Weinberge gerade gegenüber. Das Haus ist klein, aber der Garten geräumig und eine sehr hübsche Einsiedelei in einem Büschchen. Die Aussicht ist äußerst angenehm, und von dem, was Dresden jetzt so widrig macht, hört man hier gar nichts. Es sind wenig Soldaten im Dorfe und diese den Tag über mit Schanzen bei Dresden beschäftigt. Kurz, es behagt mir hier sehr, und ich bleibe, solange mich die Kriegsereignisse nicht nach der Stadt treiben. Unseren Weinberg zu bewohnen war nicht thunlich. Es ist noch ein Lager in der Nähe, von dem man Besuche zu besorgen hat. Auf die Fähre und Kähne kann man unter jetzigen Umständen nicht rechnen, wenn man plötzlich nach der Stadt müßte. Auch sind in Blasewitz einige wirtschaftliche Bequemlichkeiten, die dort fehlen. Napoleon ist vor ein paar Tagen plötzlich von hier nach Leipzig zu abgereist, wie man sagt, nach Mainz."

Am 4. August kehrte Napoleon von seiner Reise nach Mainz nach Dresden zurück, offenbar mit der bestimmten Absicht, dem Kriege seinen Lauf zu lassen, auch trotz des drohenden Eintritts Oesterreichs in die Koalition. In der Erwartung kriegerischer Störungen feierte er schon am 10. im voraus seinen Namenstag mit dem üblichen Pompe; über 80000 Mann hatte er allmählich

Platz an der östlich vom südlichen Ende des Dorfes, seitab der von Ludwigslust nach Schwerin führenden Straße, dort, wo zwei einsame Eichen etwa zwanzig Schritte voneinander entfernt standen. Unter der größeren glaubte man dem Jüngling, der ja so oft die deutsche Eiche als Symbol der Kraft in seinen Liedern besungen hatte, eine seiner würdige Ruhestätte bereiten zu sollen. Neben ihm sollten dann die anderen bei Gadebusch Gefallenen gebettet werden.

Nachdem gegen Mittag alle Vorbereitungen getroffen worden waren, auch die Maler Olivier und Schmidt von dem Toten eine Zeichnung aufgenommen hatten, setzte sich der Trauerzug unter dem gedämpften Schlage der Trommeln in Bewegung. Was im Lager abkommen konnte, schloß sich an; auch Wallmoden, der zufällig mit seinen wieder zu ihren Standorten zurückkehrenden Truppen vorbeimarschierte, gab nebst seinem Stabe dem Gefallenen das letzte Geleit. Die vierte Compagnie des ersten Bataillons, der Theodor einst als Lieutenant angehört hatte, eröffnete den Leichenzug. Unter Anstimmung des Gebetes: „Hör' uns, Allmächtiger!" wurde der Sarg des Dichters in die Gruft gesenkt, und danach wurden die sterblichen Reste auch der übrigen beigesetzt. Zum Scheidegruß sang man ihnen allen, soweit die von Rührung und Schmerz erstickte Stimme noch reichen wollte, das Lied: „Das war Lützows wilde verwegene Jagd". Eine Ehrensalve glaubte man sich wegen der Nähe des Feindes nicht erlauben zu dürfen; dagegen brannte noch der Feldwebel Markwordt Theodors Namen und Todestag mit einem glühend gemachten Ladestocke tief in die Rinde der sein Grab überschattenden Eiche ein. Noch aber war das Grab nicht völlig zugeworfen, als ein bei der Beerdigung mit anwesend gewesener Kosak, der wiederholt von dem Mute und der Tapferkeit des Sängerhelden Proben gesehen hatte, voll Aergers über die Unterlassung der sonst üblichen kameradschaftlichen Ehrensalve zurückgesprengt kam, seine Pistole aus dem Gürtel riß und diese mit einem derben Kosakenwort abfeuerte!

Wir hatten die Eltern Theodors in Teplitz verlassen. Am 4. Juli trafen sie wieder in Dresden ein. Es wurde ihnen, besonders dem Vater, nicht leicht, sich von neuem in die Verhältnisse der Hauptstadt zu finden, in der Napoleon seit kurzem wieder sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Befürchtung Körners und seiner Freunde, daß er den Nachstellungen des Kaisers ausgesetzt sein würde, sollte sich indes nicht bewahrheiten. Daß man ihm in den sächsischen Regierungskreisen nicht abhold sei, bewies der Besuch, den ihm der Kabinettsminister Graf Einsiedel kurz nach seiner Rückkehr abstattete. Im übrigen aber waren die Zustände in Dresden, wie überhaupt in Sachsen, unerfreulicher als je. Kam der seit Abschluß des Waffenstillstandes erhoffte Frieden nicht zu stande, so war vorauszusehen, daß die Stadt wiederum der Mittelpunkt der Kriegsereignisse

des böhmischen Heeres Dresden von zwei Seiten umfaßt werden würde. Der glorreiche Sieg Yorks bei Wartenburg gegen Ney und sein Uebergang über die Elbe war für Napoleon das Signal zum Rückzuge. Am 7. Oktober verließ er mit der alten Garde die sächsische Hauptstadt; eine Stunde später reiste auch Friedrich August, von seiner Gemahlin und Tochter begleitet, ab, während die übrigen Glieder der königlichen Familie in Dresden zurückblieben. Zur Erledigung unaufschiebbarer Angelegenheiten wurde wie bei dem früheren Abzuge des Hofes aus Dresden eine Regierungskommission eingesetzt. Die weiteren Kriegsereignisse bis zu der viel beschriebenen Schlacht bei Leipzig zu verfolgen, hat für uns keinen Zweck. Nur soweit die Körnersche Familie davon berührt wurde, wird das Nachspiel der gewaltigen Katastrophe unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nehmen.

Mit der Flucht Napoleons war auch die unglückliche Rolle ausgespielt, zu der der König von Sachsen in der Hauptsache wohl gegen seinen eigenen Willen sich hatte verstehen müssen. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als sich den Siegern auf Gnade und Ungnade zu ergeben und ihnen zunächst die Verwaltung seines Landes zu überlassen. Bis auf das äußerste ausgesogen, mit zerrütteten Finanzen, dazu im Gefolge des Krieges mit Seuchen bedroht, bedurfte es mehr vielleicht als die übrigen deutschen Länder der Ruhe und Erholung.

Zum Generalgouverneur wurde der mit den deutschen Verhältnissen vertraute russische General Fürst Repnin ernannt, der sein schwieriges Amt aber vorerst nicht im vollen Umfange ausüben konnte, da die Hauptstadt des Landes noch in der Gewalt der Franzosen war. Hier war der Marschall St. Cyr mit einigen 30000 Mann von Napoleon zurückgelassen worden, und von neuem hatte die schwer geprüfte Stadt die Schrecken des Krieges zu gewärtigen. Durch ein russisches Corps unter General Tolstoi blokiert, das am 20. Oktober durch eine österreichische Heeresabteilung unter General Klenau Verstärkung erhielt, wurde die Stadt, die man nicht beschießen wollte, im wahren Sinne des Wortes ausgehungert. Welche trostlosen Zustände sich dadurch entwickelten, erfahren wir am besten aus einem Briefe der Mutter Theodors, die mit den Ihrigen nach dem Abzuge Napoleons dorthin zurückgekehrt war. Der Brief, der uns auch von den Erlebnissen der Familie Kunde giebt, ist an Kunze in Leipzig gerichtet und wieder aus Großenhain vom 3. November datiert: „Was wir seit dem Monat Mai erlitten haben, ist unbeschreiblich. Die Krankheiten nehmen so überhand, daß alle Wochen 150 und 160 Bürger sterben und in den Lazaretten alle Nächte 200 bis 300 Franzosen. Dresden ist ein weites Grab. Der Mangel nahm stündlich zu. Am 29. Oktober mußten wir unsere Vorräte angeben; am 30. erhielten wir den Befehl, uns auf zwei Monate zu verproviantieren oder aus der Stadt zu gehen. Den sächsischen Offizieren wurde, nachdem man sie entwaffnet hatte, die Wahl gelassen, dem Kaiser Napoleon zu schwören oder aus der Stadt zu gehen. Sie entschlossen

bei Dresden und den nächsten Elbübergängen vereinigt. Am 15. brach er nach Bautzen und Görlitz auf, da er den ersten Angriff von Osten her erwartete. In der That war Blücher mit der schlesischen Armee zuerst auf dem Platze, wich aber der Uebermacht vorsichtig aus. Als Napoleon erkannte, daß er die Hauptmacht des Gegners nicht vor sich habe, und am 20. August in Zittau erfuhr, daß diese in Böhmen stehe, eilte er mit seinen Truppen nach Dresden zurück, in der richtigen Voraussetzung, daß die Verbündeten über das Erzgebirge in Sachsen hereinzubrechen beabsichtigten. So geschah es auch, und der Uebermacht gegenüber wäre Napoleon ein verlorener Mann gewesen, wenn die Heeresleitung der Verbündeten in einer festen und sicheren Hand gelegen hätte. Es herrschte aber kein einheitlicher Wille; der strategische Dilettantismus des Kaisers Alexander und das Ungeschick des zum Oberbefehlshaber ernannten Fürsten v. Schwarzenberg brachten es dahin, daß Napoleon in der Schlacht bei Dresden am 27. August nicht nur den Platz behauptete, sondern auch die Gegner zum Rückzuge zwang, an 20000 Gefangene einbrachte und 30 Geschütze eroberte. Trotz dieses glänzenden Erfolges wurde seine Lage freilich mit jedem Tage unsicherer. Von der einen Seite kam die Hiobspost von dem Siege Bülows bei Großbeeren (am 23. August), von der anderen Seite die Nachricht von der Niederlage und Gefangennahme des Generals Vandamme bei Kulm in Böhmen (am 30. August). Als sich dazu die Kunde von der schweren Schlappe gesellte, die Macdonald gegen Blücher an der Katzbach erlitten (am 26. August), ergriff den kaltblütigen, nur an Siegesnachrichten gewöhnten Selbstherrscher eine tiefe Mißstimmung gegen seine Generale und eine Unruhe, die ihn in seinen Entschlüssen schwankend machte. Die meiste Gefahr sah er von der Lausitz her herankommen. Er wußte, daß mit Blücher nicht zu spaßen war, und ging deshalb Anfang September nach dem östlichen Kriegsschauplatze, um dem zerrütteten Heere Macdonalds durch sein Erscheinen und Herbeiziehung neuer Streitkräfte festen Halt zu geben.

Als Blücher die Uebermacht des Feindes und die Gegenwart des Kaisers gewahr wurde, wich er wieder vorsichtig einem Zusammenstoße aus. Napoleon folgte aber seinem Heere nur bis Reichenbach; das erneute Vordringen der böhmischen Armee gegen Dresden nötigte ihn, von der weiteren Verfolgung Blüchers abzustehen. In Stolpen ereilte ihn dann eine neue Schreckensbotschaft: Ney, sein ruhmreichster Feldherr, hatte am 6. September bei Dennewitz eine mit schweren Verlusten verbundene Niederlage gegen die Preußen unter Bülow erlitten. Noch immer nicht gewillt, seine Stellung an der Elbe aufzugeben, obgleich diese von Tag zu Tag unhaltbarer wurde, suchte er seine Streitkräfte in und bei Dresden zu sammeln. Als aber Blücher wieder in die Lausitz vordrang und der Versuch, ihn aufzuhalten, nur geringen Erfolg hatte, lag die Befürchtung nahe, daß die schlesische und die Nordarmee sich die Hand reichen, und daß beim abermaligen Vormarsche

nachricht vielleicht eine dritte und später als der Widerruf? Bei dieser Nachricht ist auch ein Sonett eingerückt, das er nach dem Ueberfall bei Lützen, als er sich dem Tode zu nahen glaubte, gemacht haben sollte. Was ich also wünschte, wäre ein Exemplar von dem Blatte, worin die erste Nachricht, und dann, worin der Widerruf steht, wenigstens eine Abschrift von beiden Artikeln, mit Bemerkung des Datums beider Zeitungsblätter. Haben Sie also die Freundschaft, baldmöglichst mir dies in einem Couvert an Se. Excellenz Herrn Kabinettsminister Grafen von Einsiedel zuzuschicken und diesen Brief dem Herrn Oberhofrichter Baron Werther mit der Bitte zuzustellen, ihn mit ehester Gelegenheit an den Minister zu schicken. Auf diese Art bekomme ich die Antwort am schnellsten und sichersten. Zugleich bitte ich, durch einen Freund in Berlin beiliegendes Avertissement in die dortige Zeitung einrücken zu lassen, und, wenn darauf eine Antwort erscheint, mir sie auf eben diesem Wege zu übersenden. Tausend Grüße an B(etty). Körner."

Der beiliegende Zettel enthielt folgende Aufforderung:

„Der verwundete Lieutenant Theodor Körner bei dem von Lützowschen Corps wird dringend gebeten, über sein Befinden entweder selbst oder durch einen seiner Freunde einige Nachricht in diese Blätter einrücken zu lassen, da hierüber auf dem Wege der Post vorjetzt keine Auskunft zu erlangen ist."

Erst am 8. November erhielt die Familie durch Parthey einen von dem Adjutanten Beuth abgefaßten Bericht über Theodors Tod, dem, was man bei dem Gefallenen gefunden hatte, beigefügt war mit Ausnahme von zwei Ringen, die zwei Kameraden als Andenken an sich genommen hatten. Der Vater wappnete sich mit seiner ganzen Willenskraft, um seines Schmerzes Herr zu werden. „Es ist mir," schreibt er an Kunze, „gelungen, das Schlimmste der Mutter und Schwester nach und nach beizubringen. Es ergriff sie heftig; aber ihr Schmerz fand doch bald die Linderung der Thränen, und ihr Körper soll hoffentlich nicht leiden .... Ich selbst fühle mich durch die göttliche Gnade wunderbar gestärkt. Mein Schmerz ist sanft, und sein Tod hat für mich eine seelenerhebende Wirkung. Als einen Schutzgeist werde ich ihn ehren und den Rest meines Lebens alles anwenden, um seiner wert zu sein, um für die große Sache, der er sich geopfert, auch in meinem Wirkungskreise nach meinen Kräften etwas zu leisten. Uns allen ist es eine große Beruhigung, daß sein Ende so schmerzlos gewesen ist."

Die nächste Sorge Körners war nun, die Trauerkunde zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Zu dem Ende widmete er dem Sohne in der Leipziger Zeitung folgenden Nachruf:

„Am 26. August dieses Jahres fiel unter den Kämpfern für Deutschlands Rettung mein Sohn Karl Theodor Körner, Lieutenant bei dem von Lützowschen Freicorps, in einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, nachdem er in

seiner kurzen Laufbahn — er hatte das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der Seinigen gewesen war. Ungeachtet einer Todesanzeige in den Berliner Zeitungen blieb mir nach späteren Nachrichten immer noch einige Hoffnung übrig, bis ich gestern die traurige Gewißheit erhielt.

Diese Bekanntmachung darf daher nicht länger anstehen, und ich rechne dabei auf das Mitgefühl aller, die den Verstorbenen gekannt haben.

Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat. Gott wird auch die Mutter und Schwester stärken.

Großenhain, am 9. November 1813. Dr. Christian Gottfried Körner,
Königl. Sächs. Appellationsrat."

Weiterhin lag es Körnern am Herzen, den Acker, auf dem Theodor die letzte Ruhestätte gefunden hatte, käuflich zu erwerben und dort ein Grabmal errichten zu lassen. Da das Grundstück zu einem herzoglichen Kammergute gehörte, wandte er sich an die mecklenburgische Regierung, während die Herzogin von Kurland sein Gesuch durch ein Schreiben an den Erbprinzen unterstützte. Der Erbprinz hätte es, wie aus seiner teilnahmsvollen Antwort hervorgeht, lieber gesehen, daß die sterblichen Ueberreste der in Wöbbelin beerdigten Freiheitskämpfer nach Ludwigslust übergeführt worden wären, da der „Platz zur Erhaltung des äußeren Angedenkens nicht geeignet sei", und schrieb auch in diesem Sinne an den Vater. Dieser beharrte aber aus begreiflichen Gründen bei seinem Wunsche, dem Sohne an der Stelle, wo er von seinen Waffengefährten beerdigt und die sinnigerweise durch eine Eiche bezeichnet worden war, ein Ehrendenkmal zu errichten. Sein Gesuch wurde ihm dann, und zwar in Form einer Schenkung, von dem Großherzoge Friedrich Franz auf das huldvollste gewährt unter dem ausdrücklichen Hinzufügen, „weil Theodor Körner als ein Retter des Landes gefallen sei". Die Eiche nebst einem Flächenraume von 48 Quadratruten wurde ihm erb- und eigentümlich überlassen, auch wurden ihm Steine und Kalk zur Aufführung einer gemauerten Einfriedigung unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Das Grabdenkmal wurde nach dem Entwurfe des Dr. Körner befreundeten sächsischen Hofbaumeisters Thormeyer ausgeführt und in der königlichen Eisengießerei in Berlin gegossen. Es stellt einen vierseitigen Altar dar, auf dem Leier und Schwert von einem Eichenkranz umwunden liegen. Auf der Vorderseite steht die Inschrift:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.



Th. Körners Grab zu Wöbbelin im Jahre 1813. Aquarelle vom Lützower Ernst Welcker. Im Körnermuseum.

seiner kurzen Laufbahn — er hatte das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der Seinigen gewesen war. Ungeachtet einer Todesanzeige in den Berliner Zeitungen blieb mir nach späteren Nachrichten immer noch einige Hoffnung übrig, bis ich gestern die traurige Gewißheit erhielt.

Diese Bekanntmachung darf daher nicht länger anstehen, und ich rechne dabei auf das Mitgefühl aller, die den Verstorbenen gekannt haben.

Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat. Gott wird auch die Mutter und Schwester stärken.

Großenhain, am 9. November 1813. Dr. Christian Gottfried Körner,
Königl. Sächs. Appellationsrat."

Weiterhin lag es Körnern am Herzen, den Acker, auf dem Theodor die letzte Ruhestätte gefunden hatte, käuflich zu erwerben und dort ein Grabmal errichten zu lassen. Da das Grundstück zu einem herzoglichen Kammergute gehörte, wandte er sich an die mecklenburgische Regierung, während die Herzogin von Kurland sein Gesuch durch ein Schreiben an den Erbprinzen unterstützte. Der Erbprinz hätte es, wie aus seiner teilnahmsvollen Antwort hervorgeht, lieber gesehen, daß die sterblichen Ueberreste der in Wöbbelin beerdigten Freiheitskämpfer nach Ludwigslust übergeführt worden wären, da der „Platz zur Erhaltung des äußeren Angedenkens nicht geeignet sei", und schrieb auch in diesem Sinne an den Vater. Dieser beharrte aber aus begreiflichen Gründen bei seinem Wunsche, dem Sohne an der Stelle, wo er von seinen Waffengefährten beerdigt und die sinnigerweise durch eine Eiche bezeichnet worden war, ein Ehrendenkmal zu errichten. Sein Gesuch wurde ihm dann, und zwar in Form einer Schenkung, von dem Großherzoge Friedrich Franz auf das huldvollste gewährt unter dem ausdrücklichen Hinzufügen, „weil Theodor Körner als ein Retter des Landes gefallen sei". Die Eiche nebst einem Flächenraume von 48 Quadratruten wurde ihm erb- und eigentümlich überlassen, auch wurden ihm Steine und Kalk zur Aufführung einer gemauerten Einfriedigung unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Das Grabdenkmal wurde nach dem Entwurfe des Dr. Körner befreundeten sächsischen Hofbaumeisters Thormeyer ausgeführt und in der königlichen Eisengießerei in Berlin gegossen. Es stellt einen vierseitigen Altar dar, auf dem Leier und Schwert von einem Eichenkranz umwunden liegen. Auf der Vorderseite steht die Inschrift:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.



Th. Körners Grab zu Wöbbelin im Jahre 1813. Aquarelle vom Lützower Ernst Welcker. Im Körnermuseum.

Auf der Rückseite stehen folgende Worte:

Karl Theodor Körner,
geboren zu Dresden am 23. September 1791,
widmete sich zuerst dem Bergbau,
dann der Dichtkunst,
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.
Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützowschen Freischar
wurde er bei einem Gefecht
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getötet.

Die Inschriften der beiden übrigen Seiten sind Stellen aus den Gedichten des Verstorbenen. Auf der einen Seite steht:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte,
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

auf der anderen:

Vaterland! Dir woll'n wir sterben,
Wie Dein großes Wort gebeut,
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen!

Wenn Körner in seinem Kummer etwas hätte trösten können, so wäre es die allgemeine Teilnahme gewesen, mit der die Trauerbotschaft weit über die nächsten Kreise der Freunde hinaus aufgenommen wurde. All überall fand das, was Deutschland an dem Heldenjünglinge verloren, in Wort und Schrift wehmütigen Ausdruck. So singt unter anderen Ernst Schulze im achten Gesange seines epischen Gedichtes „Cäcilie“:

So sankst auch du jüngst in der heil'gen Schlacht,
O Theodor, du Zweig aus Deutschlands Siegeskrone!
An edler Kühnheit reich und reich an Liedesmacht,
Nahmst du für Lieb' und Lust den schönen Tod zum Lohne!
Was weinst du, Vaterland, dem tapfern Heldensohne?
Er schlummert sanft und kühl in grüner Eichen Nacht:
Er schlummert nur, auch in den fernsten Jahren
Wird Schwert und Leier stets sein Leben uns bewahren.

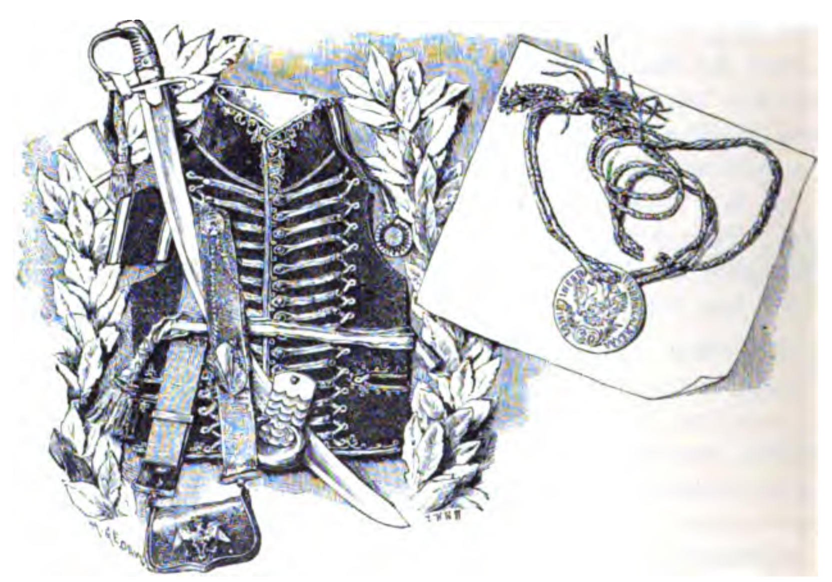
Auch bei der Einweihung des Denkmals, die am 29. September 1814 stattfand, zeigte sich von neuem, welche Verehrung die deutsche Volksseele dem allzufrüh hingerafften Sängerhelden zollte. Von nah und fern kamen Leidtragende herbei, sein Andenken zu ehren. Ein überaus rührendes Zeichen des Mitgefühls fanden Theodors Eltern bei dieser Gelegenheit in Gestalt einer an den Stamm der das Grab beschattenden Eiche gehefteten Elegie von unbekannter Hand. Eine der vier Strophen, aus denen sie besteht, ließen die Eltern auf einer Tafel an den Stamm befestigen.

Von den Ehrungen, die dem für das Vaterland gefallenen Dichter zu teil wurden, seien nur folgende hervorgehoben. Die Veranlassung zu der einen scheint der Führer der schwarzen Schar gegeben zu haben, indem er in einem Immediatberichte vom 18. Februar 1815 vorschlug, das ruhmwürdige Andenken des gebliebenen Dichters zu erhalten. So steht denn sein Name auf der einen von den beiden Gedächtnistafeln, die am 31. März 1817 in der Predigerkirche zu Erfurt von den dort stehenden 25. und 31. Linien-Infanterie-Regimentern aufgestellt wurden. Sie enthalten die Namen sämtlicher Ritter des Eisernen Kreuzes, sowie der für König und Vaterland gefallenen, bereits mit demselben Orden gezierten oder doch dazu bestimmten Krieger.

In Dresden, das an dem 50jährigen Erinnerungstage an Körners Tod die vom Hochgefühle des Stolzes begleitete Freude empfand, daß es ein Sohn der Stadt war, der überall gefeiert wurde, regte gerade damals Emil Peschel die Aufstellung eines Denkmals, bald danach die Gründung eines Körnermuseums an. Am Ostersonntage 1875 wurde dieses, nachdem ihm Peschel seine Privatsammlungen überwiesen hatte, in dem Geburtshause des Dichters eingeweiht. Es sollte nach des Begründers Plan alles enthalten, „was auf Theodor Körner, auf seine Familie und deren großen Freund Schiller, sowie auf des ersteren Kampfgenossen authentisch Bezug hatte“. Zuerst war es nur im Erdgeschoß des Hauses untergebracht, allmählich aber wuchs „diese Ruhmeshalle der deutschen Jugend“ so, daß sich die ursprünglichen Räume als zu eng erwiesen. Von großer Bedeutung für das Museum war der Besuch des nachmaligen Kaisers Friedrich III. im Februar 1876. Dadurch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt, und fortan unterstützte auch der Staat die Sammlung, um sie der Heimat zu erhalten. Völlig gesichert aber war das Museum erst im Jahre 1885, als die Stadtverwaltung von Dresden die Sammlung übernahm.

Viel früher war es gelungen, das Denkmal in der Vaterstadt zu enthüllen. Am 18. Oktober 1871 wurde das von Julius Hähnels Meisterhand geschaffene, aus erobertem französischen Geschützmaterial gegossene Standbild auf dem Georgsplatze vor dem neuen Gymnasium zum heiligen Kreuze eingeweiht.

Die zehn Fuß hohe Figur stellt den 22jährigen Sänger dar, wie er seinen Kameraden das Schwertlied vorträgt. Das jugendlich schöne Haupt ist in Begeisterung erhoben, die Rechte hält eine Rolle mit Liedern, die Linke drückt die Eisenbraut inbrünstig ans Herz. Der weit offene Reitermantel bildet mit seinem kühnen Faltenwurfe den Hintergrund der schlanken, lebhaft vorwärts bewegten Heldengestalt.



Erinnerungen an Th. Körner vom 26. August 1813. Im Körnermuseum.



VIII.

Die Familie Körner nach Theodors Tode.

Von Großenhain aus hatte Dr. Körner am 9. November 1813 die offizielle Anzeige von dem Tode seines Sohnes in die Leipziger Zeitung rücken lassen. Zwei Tage später kapitulierte Dresden, und bald darauf siedelte der von den Verbündeten zum vorläufigen Verwalter des Königreiches Sachsen ernannte Gouvernementsrat von Leipzig, zunächst allerdings ohne den Fürsten Repnin, nach der Hauptstadt über. Auch die schwergeprüfte Familie Theodors traf noch im November wieder in Dresden ein und erhielt hier von allen Seiten die innigsten, herzlichsten Beileidsbezeugungen. Wie die Angehörigen des Heldensängers ihren Verlust ertrugen und wie sie sich zum Teil, wenigstens äußerlich, darein zu finden wußten, darüber geben die Briefe Auskunft, welche sie selbst in dieser Angelegenheit als Antwort auf Beileidsschreiben an Freunde ihres Hauses, oder welche andere, die in jener Zeit mit ihnen zu verkehren Gelegenheit hatten, an Bekannte richteten. An Frau von Pereira schrieb der Vater gegen Ende des

Jahres: „Mein Schmerz fängt an, sich in Wehmut aufzulösen. Ich schwanke nicht mehr zwischen gewaltsamer Abhärtung und augenblicklicher Schwäche. Sein Bild erscheint mir in einem milden Glanze und erhebt mich in eine höhere Region. Ich lerne mich selbst vergessen und das Beneidenswerte seines Loses begreifen. Ihnen darf ich dies schreiben. Denn Sie haben seinen Wert erkannt und fühlen mit mir seinen Verlust. Aber das Ueberirdische seines Wesens kann uns der Tod nicht rauben, und es bleibt uns für eine bessere Welt aufbewahrt."

Ueber den Vater selbst berichtet der scharfe Beobachter, Graf Geßler, an Frau v. Wolzogen: „Seit etwa sechs Tagen bin ich wieder in Dresden in einem Trauerhause. Körner, der mit edler Fassung das Aergste, was ihm widerfahren konnte, erträgt, hat um zwanzig Jahre gealtert. Er empfängt von allen Seiten Beweise von Teilnehmung an seinem Sohne, die seine Wunden wieder aufreißen. Aber keine Klage kommt über seine Lippen. Er sagte mir nur, als wir allein waren, mit einem freundlichen Ton und Gesicht: »Es war eine schöne Erscheinung, die nun dahin ist«. Die ganze Familie fängt jetzt ein neues Leben an, in das sie sich schwer finden wird." Und vierzehn Tage später richtet er an dieselbe Freundin folgende Zeilen: „Gewiß nicht ohne Grund war ich für das Schicksal meiner Freunde, an denen auch Sie innigen Anteil nehmen, besorgt. Ich fand Körner besonders so bedeutend gealtert, daß mir besonders für ihn sehr bange war, und schwerlich würde er den Folgen eines in sich geschlossenen Grams entgangen sein, schwerlich würde er sich durch eigene Kraft von dem Feinde losgerungen haben, der sein Leben, ihm selbst unbemerkt, verzehrte, wenn ihm nicht ein Impuls von außen zu Hilfe gekommen wäre."

Fürst Repnin, der in Dresden eingetroffen war, überreichte nämlich Dr. Körner zur Anerkennung für seine deutsche Gesinnung und für alle Opfer, welche er der großen nationalen Sache gebracht hatte, den russischen Annenorden zweiter Klasse; zugleich wurde er zum Gouvernementsrat ernannt.

In seinem neuen Dienstverhältnis wirkte Körner viel Gutes. Daneben wurde er, der ursprünglich Mitglied der Loge Minerva in Leipzig war, im Dezember einstimmig zum Vorsitzenden der Dresdner Loge gewählt und blieb Meister vom Stuhl der Loge „zu den drei Schwertern und wahren Freunden" bis zu seinem Scheiden aus Dresden. Seine Reden und Ansprachen zeugen von dem Ernste und der Treue, womit er seines Amtes waltete und das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte.

Endlich wurde er noch zum Mitglied der Kommission ernannt, die über eine Ersparnis in den Ausgaben für die Hofkapelle, sowie für die italienische Oper und das deutsche Schauspiel in Beratung treten sollte, und zwar erhielt er die Aufsicht über das deutsche Theater. Da war seine Zeit vollauf in Anspruch genommen. In welcher Weise er als Theaterintendant zu wirken gedachte, sprach

er Ludwig Tieck gegenüber aus: „Das Geschäft ist nicht undankbar, da ich mehr Eifer bei den Schauspielern und mehr Empfänglichkeit bei dem jetzigen Publikum wahrnehme, als ich erwartete. Mein Wunsch ist, nach und nach den nassen Jammer von dem hiesigen Theater zu verdrängen und das Publikum nach und nach an eigentlichen Kunstgenuß zu gewöhnen. An Tragödien fehlt es uns nicht; aber gute Lustspiele sind äußerst selten. Inmittelst müssen sogenannte Spektakelstücke, Zaubereien und dergleichen mit aushelfen, die mir immer lieber sind als Ifflands platte Moral. — Neulich war der Vorschlag, den Sommernachtstraum einzustudieren und das ganze Feenvolk mit Inbegriff von Oberon und Titania durch Kinder zu besetzen. Die Idee ist gewagt, und ich möchte wissen, was Sie dazu sagten. Wahr ist's, daß wir jetzt einige sehr brauchbare Kinder bei dem Theater haben. — Andere Stücke von Shakespeare habe ich auch für die Zukunft in petto und gern möchte ich mit Ihnen darüber beratschlagen. Nur kann nicht alles auf einmal geleistet werden, da jetzt noch manche Schwierigkeiten zu heben sind."

Auch nachdem noch im Laufe des Jahres 1814 sämtliche Kunstinstitute in Dresden zu einem Hoftheater vereinigt waren, behielt Körner den Gedanken, das eigentliche Lustspiel wieder emporzubringen, fest im Auge.

Aber nicht die angestrengte Thätigkeit allein half dem Vater leichter über seinen Verlust hinweg: erhebenden Trost fand die ganze Familie in den Erfolgen der deutschen Heere. Schon kurz nach dem Empfange der Todesnachricht hatte der Vater geschrieben: „Daß wir an dem Siege der guten Sache nicht mehr zweifeln dürfen, ist die größte Beruhigung bei jedem Opfer." Immer wieder durchhallt der Jubelruf von neuen Siegen die Lande; am 31. März ziehen die Verbündeten in Paris ein, und der Gegner muß in die Verbannung gehen.

Zugleich freilich mußten die Gedanken an all das Große, was nun erreicht war, von neuem auch die Erinnerung an alle Opfer, welche der Krieg gefordert hatte, wachrufen. Kein Wunder daher, wenn gerade in jenen Tagen, wo die siegreichen Heere zurückkehrten, in dem Körnerschen Hause der Schmerz mit neuer Macht sich regte. „Wir leben," so schrieb Emma, „ohne Hoffnung und ohne Freude einen Tag wie den anderen, und nur die Ueberzeugung, daß die Freiheit unseres deutschen Vaterlandes durch den großen Kampf, der uns so viel kostete, gesichert worden ist, kann uns aufrecht erhalten. Die gegenwärtigen Tage sind am wenigsten dazu geeignet, unseren Schmerz milder zu machen. Die Rückkehr so vieler Glücklicher in die Heimat, wo nach so mannigfachen überstandenen Leiden ihre Angehörigen sie mit dem größten Jubel empfangen können, reißt alle Wunden von neuem auf; denn uns kehrt niemand zurück." Die Anstrengung der einzelnen Glieder der Körnerschen Familie, sich gegenseitig ihren Schmerz zu verbergen, half ihn ihnen tragen.

Viele Freunde baten sich Andenken an den Gefallenen aus. Emma erfüllte in trüber Freude die meisten Wünsche, und so wurden selbst wichtige Gegenstände weit verstreut. Jetzt ist ein großer, ja der größte Teil davon nach mannigfachen Wanderungen wieder im Körnerhause in Dresden, an der Geburtsstätte Theodor Körners, vereinigt.

Besonders schwer litt der Vater Körner unter der traurigen, fast trostlosen Lage seines engeren Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Leipzig war der unglückliche König Friedrich August unter russischer und preußischer Eskorte nach Berlin gebracht worden. Dr. Körner, der ja nie aus seiner deutschen Gesinnung ein Hehl gemacht, der stets die große nationale Sache im Auge gehabt und für diese die größten Opfer gebracht hatte, galt manchem für einen Vaterlandsverräter, und wenn er jetzt im Dienste des Generalgouvernements bei allem, was er that, nicht von kleinlichen Gesichtspunkten sich leiten ließ, ohne dabei das Wohl seines engeren Vaterlandes aus den Augen zu verlieren, so mußte seine Stellung immer unerfreulicher werden. Deshalb wünschte er sich einen anderen Wirkungskreis. Das Ziel seiner Sehnsucht war Preußen, das mit mannhaftem Mute den Kampf gegen den Erbfeind aufgenommen und opferfreudig durchgeführt hatte.

Als endlich das Schicksal Sachsens entschieden war, war seines Bleibens in Dresden, in einer Umgebung, mit deren Ideenkreis er nicht harmonierte, in einer Atmosphäre, die für ihn „sehr drückend“ war und ihn ersticken mußte, nicht mehr lange. „Ich bin mehr Deutscher als Sachse,“ so schrieb er damals; „aber der Zustand des Landes, wo ich geboren bin und viele glückliche Tage durchlebt habe, kann mir nicht gleichgültig sein. Ob es zur Erhaltung der Ruhe von Europa aufgeopfert werden mußte, mögen diejenigen beantworten, die den Entschluß des Kongresses geleitet haben. Ueber Dinge, die ich nicht ändern kann und nicht zu verantworten habe, zu seufzen oder in Klagen auszubrechen, ist wider meine Natur. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich dahin zu stellen, wo ich unter jetzigen Umständen nützlicher sein kann. Und dies ist nicht Dresden, sondern Berlin. Pflicht und Neigung treffen hierbei zusammen.“

Inzwischen war von Dr. Körners Freunden, namentlich von W. v. Humboldt, alles geschehen, um ihm den Uebertritt in den ersehnten preußischen Dienst zu ermöglichen, und so erhielt er denn, noch ehe er selbst seinem Wunsche nach einer Versetzung Ausdruck verliehen hatte, am 3. März 1815 von Preußen her folgenden, noch aus Wien datierten Antrag:

„Die Verdienste, welche sich Ew. Wohlgeboren durch Ihre ebenso einsichtsvolle als thätige Teilnahme an der Sache Ihres Vaterlandes, besonders auch durch Ihre Arbeiten an dem Königl. General-Gouvernement erworben haben, und die Verhältnisse, in welche Sie durch die Ereignisse versetzt worden sind,

legen mir die Pflicht auf, Ihnen mit dem Anerbieten, Sie in den preußiſchen Staatsdienſt aufzunehmen, entgegenzukommen.

In der Vorausſetzung, daß Ew. Wohlgeboren auch noch fernerhin Ihre Kräfte der Wohlfahrt des Vaterlandes widmen werden, habe ich Ihnen die Stelle eines Staatsrates im Königl. Miniſterium des Innern beſtimmt und erſuche Sie um Ihre gefällige Erklärung, ob dieſes mit Ihren Wünſchen übereinſtimmt, oder in welcher anderweitigen Art Sie in den preußiſchen Staatsdienſt zu treten geneigt ſind. C. F. v. Hardenberg."

Dr. Körner beſann ſich nicht lange, das ehrenvolle Anerbieten anzunehmen; erhielt er doch bereits nach drei Wochen folgendes neue Schreiben aus Wien:

„Auf den Wunſch Ew. Wohlgeboren habe ich die Einleitung getroffen, daß Sie, ſobald Sie in Rückſicht auf Ihre Privatverhältniſſe Dresden verlaſſen können, in die Ihnen beſtimmte Stelle im Königl. Miniſterium des Innern als Rat für den öffentlichen Unterricht mit dem Charakter als Staatsrat und einem jährlichen Gehalte von 2400 Thalern eintreten. Der Herr Staatsminiſter v. Schuckmann als Miniſter des Innern iſt von mir heute deshalb benachrichtigt und wird wegen Ausfertigung Ihrer Beſtallung, Ihrer Verpflichtung und Einführung das Erforderliche veranlaſſen, ſobald Ew. Wohlgeboren Ihre Ankunft in Berlin ihm melden.

Das Gehalt von 2400 Thalern habe ich vorläufig und ſo lange, bis es auf den Etat des Königl. Miniſterii des Innern gebracht werden kann, auf das Königl. Gouvernement in Dresden angewieſen.

Ich wünſche dem Preuß. Staate Glück, Ew. Wohlgeboren unter die Zahl ſeiner würdigen Geſchäftsmänner aufnehmen zu können, und ich werde den aufrichtigſten Anteil nehmen, wenn dieſe Veränderung Ihrer perſönlichen Verhältniſſe zu Ihrer Zufriedenheit gereicht.

C. F. v. Hardenberg."

Am 14. April erfolgte ſodann ſeinem Antrage gemäß ſeine offizielle Entlaſſung aus der bisherigen Stellung.

Noch im April traf Körner in Berlin ein und wurde am 22. Mai vereidigt, nachdem er zuvor ſeine offizielle, vom König am 3. Mai zu Wien ausgefertigte und von Hardenberg und Schuckmann unterzeichnete Beſtallung erhalten hatte. Aber noch bevor die Familie nach Berlin übergeſiedelt war, hatte ein neuer furchtbarer Schlag ihr Haus getroffen: die geliebte Tochter, die letzte Hoffnung der Eltern, war dem unvergeßlichen Bruder in die Ewigkeit gefolgt. Durch den Tod Theodors war auch ihre Seele gebrochen; immer wieder und wieder mußte ſie daran denken, was ihr und den Seinen der im Grabe Ruhende geweſen, was ſie durch ihn und in ihm verloren hatte. Noch hatte ſie die Freude gehabt, daß das von ihr gemalte Oelbildnis ihres Lieblings in der Uniform der

Lützower auf der Ausstellung in Berlin von allen Waffenbrüdern Theodors sehr ähnlich gefunden wurde.

Auch der Herzenswunsch Emmas hatte sich erfüllt: sie war mit den Eltern an der Stätte gewesen, wo der Bruder den ewigen Schlaf schlummerte. Auf der Reise gab ihnen die allgemeine große Teilnahme an ihrem Schicksal und die



Emma Körner, gest. d. 15. März 1815. Nach dem von Dora Stock gemalten Originalölgemälde. Im Körnermuseum.

Achtung und Liebe, mit der man sich überall über Theodor äußerte, das Gefühl, als wenn sie in einem großen Kreise lieber Verwandten lebten.

Von Berlin aus schrieb Emma noch an Frau von Pereira: „Beten Sie für uns, daß ich an des Geliebten Grabe noch Kraft behalte, die teuren Eltern zu unterstützen! Ich weiß, mein Schmerz kann dort nicht inniger und tiefer werden, als wie ich ihn stündlich empfinde. Aber oft mildert ihn der schöne

Traum, ich könne ihn auch hier noch wiedersehen. Es ist unmöglich, daß ich ihn ganz verloren habe. Dort, wo seine sterbliche Hülle ruht, wird jeder Traum zerstört und das Unabänderliche unseres Schicksals kalt und streng vor meine Sinne treten."

Von dem Besuche des Grabes giebt sie der Freundin folgenden Bericht: „Das erste Haus von Wöbbelin, wo man vorbeikommt, ist dasselbe, wo Theodor hingebracht wurde und bis zu seiner Beerdigung liegen blieb. Die damaligen Bewohner desselben waren weggezogen, und das Haus stand verödet; aber mehrere Bauern konnten uns den Fleck bestimmt angeben, wo der Teure gelegen, und erzählten in ihrem plattdeutschen Dialekt noch mit der innigsten Rührung davon, wie jeder noch gekommen, um ihn zu sehen, und wie seine Züge so ganz unverändert und heiter gewesen wie in dem süßesten Schlaf. Nicht weit von diesem Haus führt von des Schulzen Haus eine Pappelallee zu der Grabstätte, welche gegen Morgen liegt, und die Eiche, welche sie beschattet, sendet alle Zweige nach ihr hin; ein Zweig besonders wölbt sich gleichsam über dem Grabe, und in der ganzen Gegend sieht man keine zweite solche Eiche. — Ein großer Rasenplatz bedeckte das Grab. Wir haben aber die Stelle, wo der Sarg steht, heute noch besonders erhöhen lassen, da es uns empfindlich war, daß darüber hin und her gegangen wurde. Ein Halbzirkel von allen Arten Blumen und Gewächsen schließt sich an die Eiche an und umgiebt zu beiden Seiten den Rasenplatz mit dem Grabeshügel, vor welchem das Monument steht. Wir fanden die Blumen alle in der schönsten Blüte; auch alle Gesträuche und Bäume standen vortrefflich, und man sah deutlich, daß alles mit großer Liebe und Sorgsamkeit gepflanzt worden ist. An unserem Geschäftsmann hier, dem Oberamtmann Wendt, haben wir einen vortrefflichen, feinfühlenden Mann gefunden, der allen unseren Wünschen zuvorgekommen ist und sich der ganzen Sache mit so viel Wärme und Eifer unterzogen hat, daß wir ihm nicht genug danken können. Das Volk aber, und besonders die Bauern, in Wöbbelin würde Sie innigst rühren durch die ungeheuchelte Teilnahme an unserem Schmerz, und wie sich jeder hinzudrängt, an der Verschönerung der Ruhestätte zu arbeiten und zu ihrer Erfüllung beizutragen. In diesen treuen Händen sind die teuern Ueberreste wohl verwahrt und erwecken auch in rohen Seelen herrliche, begeisternde Gefühle, welche wohlthätig fortwirken auf die ganze Generation. Diese Fortwirkung seines edlen Geistes, die besonders in Norddeutschland mir auffallend erschienen ist, ist der große Trost an seinem Grabe, wenn auch oft das Gefühl zu Boden drückt, daß dieses Häuflein Staub nun alles ist, was wir von ihm besitzen. — Meine teure Mutter ist zwar sehr angegriffen; aber ihre Gesundheit leidet doch nicht bedeutend, und dieses ist mehr, als ich erwarten durfte. Ihre große Seelenstärke unterstützt die physischen Kräfte, und der edle Sinn meines Vaters muß uns alle aufrecht erhalten." —

Körners hatten die Reise, die ihnen selbst von dem Freunde Geßler verdacht worden war, trotz der Anstrengungen gut überstanden. Die Tante hatte das Haus gehütet, da sie bei der fortwährenden Einquartierung in Dresden nützlicher zu sein geglaubt und gefürchtet hatte, durch ihre Kränklichkeit die Sorgen nur zu vermehren. Wenn sie freilich auch meinte, zuerst wieder mit Theodor vereint zu werden, so war es im Rate des Schicksals anders beschlossen.

Aeußerlich gesund war Emma von der Reise aus Mecklenburg zurückgekehrt; aber mehr als zuvor nagte der Schmerz um den Bruder an ihrem Herzen, und nur eines geringen Anstoßes bedurfte es, um die welkende Blume ganz zu knicken. Noch ging sie bei Beginn des folgenden Jahres (1815) daran, eine kleine Kopie des einst von der Tante in Pastell entworfenen Bildes, welches den teuren Toten als Knaben von sieben Jahren darstellte, auf Elfenbein zu malen, um es dem geliebten Vater zum Geburtstag zu schenken: da erkrankte sie Anfang März an den Masern. Zuerst war der Verlauf der Krankheit ein ganz normaler. Dann aber stellte sich plötzlich bei der Kranken ein bösartiges Fieber ein, dem gegenüber sich alle ärztliche Kunst als nichtig und machtlos erwies: schon am 15. März machte ein sanfter Tod ihrem Leben ein Ende. Die Todesanzeige vom 18. März lautet: „Meinem vollendeten Sohne Theodor Körner folgte seine einzige Schwester Emma Sophia Luise am 15. dieses Monats. Der Verlust ihres innig geliebten Bruders hatte ihre Nerven heftig erschüttert. Ein stiller Kummer, den sie unter einer heiteren Außenseite verbarg, untergrub ihre Gesundheit und erzeugte einen tödlichen Stoff, der sich durch einen Ausbruch der Masern entwickelte. Nach einem vierzehntägigen Krankenlager endigte sie schmerzlos im 27. Jahre ihres Alters. Durch Charakter, Geist und Talente verschönerte sie die Tage der Ihrigen und erfreute alle, die sich ihr näherten. Ihr ganzes Leben war eine liebliche Erscheinung, ein Wohllaut, der durch keinen Mißton gestört wurde. Die nun ganz kinderlosen Eltern unterwerfen sich mit zerrissenem Herzen der göttlichen Fügung als Christen. Dr. Christian Gottfried Körner."

Körner stand auf dem Grabe seines irdischen Glückes. Aber er war gefaßt, gefaßter, als nach dem Tode des Sohnes. Damals war er mehr durch die vorangegangenen Ereignisse mürbe gemacht worden und mußte die Todesnachricht verbergen, um seine Frau allmählich vorzubereiten. Ruhe und Trost fand er auch jetzt wieder in der Fülle der ihn ganz in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte, wozu ja noch die Vorbereitungen zu dem nahen Umzuge nach Berlin kamen. Auch die neuesten politischen Ereignisse in Frankreich, die Rückkehr Napoleons von Elba, sein Einzug in Paris und der demnächst zu erwartende Neubeginn des Kampfes hielten ihn in Spannung. „Große Anstrengungen und feste Ausdauer werden erfordert. Gott wird nicht zerstören, was so rühmlich angefangen ist." Das war seine Hoffnung.

Minna Körners Brief an Julie v. Einsiedel. Dresden den 4. April 1815.
Handschrift im Körnermuseum.

Du und Ernst von Blumen
hatte sie geliebt, die Schrift ist der
Ring von Ernsts Gewanden sie
immer trug bis zu dem Tag wo sie
sich legte, die Ohrringe die sie vom
Großvater von Klein erhielt und
Ernsts den Myrthen Ring, den
sie selbst trieb Grab von ihr, und
Blumen die sie selbst von ihrem
Grabe pflückte — ein eigenes
Geschick — Morgen oder Uebermorgen
wird sie neben ihrem Bruder in
Mecklenburg begraben.

Leb wohl in wenig Tagen
gehen wir nach Deutschland — werde
die Tage die wir noch leben

müssen, unter einer Nation
leben, die sie so hoch ehrte – und
ihr einziges Vermächtniß war – und
sie lebt auch mit uns da –
Keine Minute bring ich sie aus
den Gedanken – und immer
quält es mich – vielleicht hätte
sie gerettet werden können; O
hätte ich nur die Gewißheit,
daß es unwiderruflich war;
Gottes Wille gleich, und ich mit
unseren Gottes Segen dich und
deinen Mann.

Ma Simon

Während sich der Vater so in den aus jener traurigen Zeit erhaltenen Briefen nur wenig über die ihn bewegenden Gefühle ausläßt, auch Minna und Dora gegenüber mannhaft den Schmerz niederkämpft, sprechen der Mutter und der Tante trübe Stimmung am deutlichsten die im Faksimile beigegebenen Zeilen an Julie von Einsiedel vom 4. April aus.

Ihrem Wunsche gemäß wurde Emma an der Seite ihres Bruders zur letzten, ewigen Ruhe gebettet. Auf ihrem Grabstein stehen die Worte:

„Durch Charakter, Geist und Talente verschönerte sie die Tage der Ihrigen und erfreute alle, die sich ihr näherten. Den geliebten Bruder betrauerte sie, wie es der deutschen Jungfrau ziemte. Aber indem sich die Seele zu ihm erhob, wurde der Körper allmählich entkräftet."

Daß die Eltern nicht selbst der geliebten Tochter das letzte Geleit geben konnten, lag im wesentlichen an ihrer unmittelbar bevorstehenden Uebersiedelung nach Berlin.

Die folgende Zeit gleicht der ruhigen See: die Stürme haben ausgetobt, und nur hin und wieder deutet eine leis aufsteigende Welle auf die Bewegung und Unruhe, die vor kurzem über das Meer dahingebraust sind.

Zum letzten Male war der Name Tonis genannt worden in einem Schreiben, das Theodor am 14. Juli 1813 an den Vater richtete. „Von Toni," so hieß es daselbst, „hab' ich Nachricht. Sie ist auf dem Lande und scheint wohl."

Die Briefe, die Toni an Theodor gerichtet hatte, verbrannte die Mutter des Dichters später insgesamt, wie sie selbst sagt. Ob die Braut mit den ihr von Theodor zugesandten Briefen ein gleiches gethan, ist nicht gewiß, aber wahrscheinlich; jedenfalls versichert A. v. Arneth („Aus meinem Leben" I, 47), daß ihm und den Seinigen von der Mutter keine Briefe, keine noch ungedruckten Gedichte Körners oder sonstige Reliquien von ihm hinterlassen worden seien. Auch in ihren Erinnerungen aus ihrem Leben geht Antonie nur kurz auf den Tod ihres Bräutigams und den Schmerz, den sie darüber empfunden, ein. „Als Theodor," so schreibt sie, „zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche." Und eine andere ihrer Aufzeichnungen lautet: „Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen Publikums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, atemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüte das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben

werden. Das ist nicht wie glühendes Eisen, ins kalte Wasser geworfen; es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden." — „Diese wenigen, aber für mich ergreifenden Worte," sagt der Sohn, „sind alles, was meine Mutter in ihren freilich nur sehr aphoristischen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Körner und noch dazu erst mehr als vierzig Jahre später während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren sie beide so beglückenden, fast ein Jahr dauernden Brautstand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwischen ihnen, nichts über den schmerzlichen Abschied von ihm, indem sie sich gleichwohl so standhaft und seiner würdig erwies, nichts über die Art und Weise, in der sie die niederschmetternde Todesnachricht erhielt, nichts darüber, wie sie über die nächste Zeit nach derselben hinwegkam. Ja sogar, wenn man das recht ins Auge faßt, was sie fast ein halbes Jahrhundert später niederschrieb, sieht man deutlich, wie schwer es ihr wird, von der glücklichsten und gleichzeitig schmerzlichsten Episode ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Einsilbig wird sie, wenn sie von dem redet, dessen glühende Liebe doch die Blüte dieses Lebens erst recht zur Entfaltung brachte. Und so war es auch, während sie noch unter uns wandelte. Sonst so heiter und so gesprächig, voll geistiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte sie doch fast niemals die Rede auf Körner und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dieses Thema zu berühren. Daher wissen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in seinen und seines Vaters Biographien zu lesen ist. Diese Mitteilungen aber hier einzuflechten, unterlasse ich lieber, wenn auch meine Mutter in ihren, insbesondere in Theodors Worten, nur im herrlichsten Lichte erscheint. Es dünkt mir der edlen Sache am würdigsten zu sein, wenn ich mich hier einzig und allein auf das Wenige beschränke, was meine Mutter selbst hierüber sagt."

Man hat die Vermutung ausgesprochen, Theodors Liebe zu seiner Braut wäre in den letzten Monaten seines Wiener Aufenthaltes erkaltet oder gar völlig erloschen. Soweit man auch nachforscht, ist dafür nirgends auch nur ein Anhalt zu finden.

Woher stammt nun aber die grundlose Verdächtigung? Offenbar aus dem intimen Verkehr, in welchen Theodor zuletzt zu Frau v. Pereira und der in ihrem Hause weilenden Marianne Saaling getreten war. Daß des Dichters Verkehr in diesem Hause, namentlich im Jahre 1813, ein außerordentlich reger gewesen, beweisen deutlich seine zur Zeit noch im Besitze der Gräfin v. Berolдingen (geb. Freiin v. Handel) befindlichen Briefe, welche er vom Kriegsschauplatze an Frau v. Pereira richtete. Aber was ihn immer wieder und wieder dahin

zog, war im wesentlichen die geistige, die seelische Verwandtschaft, die ihm in dem hochgebildeten, ästhetisch feinfühlenden Hause täglich mit neuer Macht entgegentrat. So gern er aber auch daselbst weilte, so angenehm und schnell ihm auch die dort verlebten Stunden verrannen: sein Herz blieb unverbrüchlich treu der geliebten Braut zugethan. Aus jenem Verhältnis nun, so scheint es, wurde von neidischen, böswilligen, vielleicht auch aus Mangel an Verständnis den wahren, eigentlichen Thatbestand falsch beurteilenden Personen die Folgerung gezogen, daß der Dichter mehr und mehr seine Braut vernachlässigt oder ihr gar die Treue, die er ihr geschworen, nicht gewahrt habe. Von solchem Geschwätz gelangte offenbar einiges auch nach Dresden, wo es leider trotz der vielen gegenseitigen Briefe Theodors und Tonis aus dem Jahre 1813, von denen Körners Kunde hatten, bei der Mutter ein geneigtes Ohr fand, und auch die Schwester Emma scheint, offenbar durch sie beeinflußt, schließlich den jedes realen Untergrundes entbehrenden Zuträgereien Glauben geschenkt zu haben. Unerschütterlich fest in seinem Glauben an die nicht wankende Aufrichtigkeit der Liebe Theodors zu Antonie dagegen blieb der Vater, wie er es ja deutlich genug in der Biographie des teuren Sohnes ausgesprochen hat. Wohl versuchten ihn Minna und Emma zu einer Aenderung seiner Ansicht und demzufolge wohl auch des betreffenden Abschnittes in der Lebensbeschreibung zu bestimmen, aber zum Glücke vergeblich. Und eben hier ist es eine Stelle aus dem schon vorher angedeuteten Briefe (14. September 1815), welche der Mutter Ansicht über Theodors erkaltetes Verhältnis zu seiner Braut also zum Ausdruck bringt: „Der Vater hat (in der Biographie Theodors) schön und wahr erzählt; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß er eine Neigung erwähnt, die, so wie ich Theodor kannte, gewiß nicht mehr in der Stärke in seiner Seele lebte. Er hatte das Bessere später gefunden und erkannt, geliebt. Das fühlte meine himmlische Emma und ich — und baten den guten Vater immer, er möchte den jugendlichen Glauben an erste Liebe so ansehen, wie er gewesen war — eine Täuschung! Doch wir beide vermochten es nicht. Ich sage Ihnen das, teure Henriette, weil ich glaube, daß Sie mich verstehen. Die Mutter hatte dies alles geahndet und dem teuren Jüngling vorausgesagt."

Was die letzte Aeußerung der Mutter betrifft, daß sie ihrem Sohne das, was eintreten würde und nach ihrer Ansicht auch thatsächlich eingetreten war, vorausgesagt habe, so steht damit in einem gewissen Widerspruch nicht nur die Thatsache, daß sie unter den zärtlichsten Küssen bei ihrem Aufenthalte in Wien den Bund Theodors mit Toni segnete, sondern viel mehr noch der Brief, welchen sie später, am 27. September 1837, an L. Wiechelt kurz nach Uebersendung des „Reisebüchleins" schrieb. Dort heißt es: „Toni war sehr schön, sehr liebenswürdig, und ihr Ruf tadellos. Ihr Großvater war Schauspieler; ihre Mutter, Wiens Lieblingsschauspielerin und tugendhaft, starb früh. Toni lebte bei einer

Tante unter strengster Aufsicht. Ich gestehe, es kostete mir einen Kampf (aber nur in meinem Gemüte), mich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß mein Sohn könnte glücklich durch diese Verbindung werden. Nie habe ich mir es erlaubt, ein Wort dagegen zu sagen. Der Vater war entzückt wie der Sohn und hatte seine Einwilligung in Wien, wo wir im Jahre 1812 waren, gegeben. — Ein halbes Jahr nach Theodors Tode ging Toni vom Theater und heiratete bald darauf den Inspektor von dem kaiserl. Museum, Arneth. — Mir war es zu früh — dies hat mich gegen sie erkältet. Sie hat sich die Achtung und Anerkennung einer tugendhaften Frau erhalten und wurde vor einigen Jahren von der Kaiserinmutter zur Hofmeisterin eines adeligen Fräuleinstifts ernannt. Sie hat vor zwei Jahren einmal wieder an mich geschrieben, mir von ihrem Ergehen erzählt; sie lobt ihren Gatten und hat drei Kinder, wovon der älteste Sohn achtzehn Jahre alt ist und Theodor sich nennt. Ich bin mit der Schriftstellerin Caroline v. Pichler in Verbindung; sie war Theodors Freundin, und Toni ist von ihr geschätzt und geliebt. Da hör ich von ihr."

Wie die Mutter hier in der zweiten Hälfte, um ihre Erkältung gegen die einstige Braut Theodors zu begründen, geradezu Falsches schreibt, und zwar nicht etwa, wenigstens was die Heirat Antonies anbetrifft, aus Unkenntnis des Thatbestandes, da Frau v. Arneth 1817 dem Vater des Dichters ihre Vermählung angezeigt hatte, so hat dieselbe gewiß auch bereits vorher, von vornherein eingenommen gegen das Verhältnis des Sohnes, leider nur zu willig falschen Einflüsterungen geglaubt und dementsprechend auch in der Folgezeit, so oft Antonie an sie Briefe richtete, ihr gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, wenngleich sie äußerlich in ihren Antwortschreiben, die alsbald angeführt werden sollen, den Ton freundschaftlicher Gesinnung anschlägt. Vorerst aber mögen in kurzen Zügen die Lebensschicksale Antonies von der zweiten Hälfte des Jahres 1813, wo sie die Nachricht von dem Tode Theodors erhielt, bis zu ihrer Abberufung aus diesem irdischen Dasein dem Leser vorgeführt werden.

Am 28. September 1813 brachte die Wiener Theaterzeitung folgendes Gedicht nebst Anmerkung:

„Auf Theodor Körners Grab.*)

So bist auch Du, mein Theodor, gefallen
Im schönen Kampf fürs deutsche Vaterland.
— — — — — — — — — — — — — — — —

*) Theodor Körner, engagierter Theaterdichter bei dem k. k. Hoftheater, den Freunden der Bühne als ein junger, talentvoller Kopf vorteilhaft bekannt, fiel am 26. August 1813, ein Opfer seiner reinen Vaterlandsliebe, bei einem Angriffe des Lützowschen Corps zwischen Gadebusch und Schwerin.

zog, war im wesentlichen die geistige,
hochgebildeten, ästhetisch feinfühlenden
trat. So gern er aber auch dafür
die dort verlebten Stunden verr
geliebten Braut zugethan. Aus
neidischen, böswilligen, vielleicht
eigentlichen Thatbestand fälsch
der Dichter mehr und mehr
die er ihr geschworen,
offenbar einiges auch
Briefe Theodors und
hatten, bei der Mutter
scheint, offenbar du
entbehrenden Zuträg
seinem Glauben a
Antonie dagegen
des teuren Sohn
zu einer Aend
Abschnittes i
Und eben
(14. Septem
hältnis zu
Biograph
daß er
in der
erkannt
guten
wie
Ich

...nmme,
... er —
...nne.

...meiden,
... Immerkranz:
— — — — — —

... Semler.

... die offizielle Anzeige von dem
... längere Zeit, gleich den Eltern,
... Hälfte des Novembers die trau=
... Am 4. November spielte sie noch
... aber erscheint sie erst wieder am 27.
... Weißenthurns Schauspiel „Hermann
... ums Herz war, wie unsäglich sie
... Rollen auftrat, litt, das haben
... November 1814 erhielt sie von seiten der
... „in Anbetracht ihrer schönen Talente,
... ausgezeichneten sittlichen Betragens,
... Hoftheaters machten", eine Personal=
... verliehen worden sei. In demselben Jahre
... Jahre gar nur dreizehnmal die
... Rollen der Thekla, Emilia Galotti, Beatrice
... den Tod ihres Theodor war wohl die
... Theaterdirektion ihre Dienste nur selten
... — zwanzigmal — fand sie 1816, namentlich
... Minna v. Barnhelm und Julie, Verwendung.
... 1817 lernte Antonie im Salon der Caroline Pichler
... kennen, der in der österreichisch=deutschen
... und damals Kustos am k. Antikenkabinett
... meines Vaters," berichtet der Sohn,
... sie galt, eine immer tiefere Wirkung
... mehr die heiße, ja glühende Liebe, welche
... Dichter Körner entgegenbrachte, so war es
... Neigung, die sie dem jungen und ernsten
... dessen sittenreiner Charakter sie mit

ung durchdrang, und von dem sie mit Bestimmtheit annehmen durfte, [illegible] eine bessere, eine treuere und eine sicherere Hand als die seinige ihr [illegible] Lebensschicksal niemals zu legen im stande sein würde."

[illegible] 10. Mai fand die Verlobung und schon am 19. Juni die Vermählung [illegible] Zwei Tage vorher war Antonie, die im Laufe des Jahres noch fünfmal [illegible] Bühne unter allgemeinem Beifall betreten hatte, aus dem Verbande des Burg-[illegible]ters entlassen worden. Ihre Abschiedsvorstellung, für welche sie sich die [illegible]lle der Zertha in Müllners „Schuld" gewählt hatte, beschreibt sie selbst also: [illegible] Zum letzten Male stand ich vor denen, die mir schon als Kind liebreich die Hand boten, um meine Schritte zu leiten, vor deren Augen ich begonnen hatte, als meine arme Mutter enden mußte, weil ihre Krankheit sie frühzeitig ins Grab brachte. Von denjenigen sollte ich dankend Abschied nehmen, die meine Mutter geehrt, geliebt, auf den Händen getragen hatten. Es war eine schwere Aufgabe. Der Gedanke, so gewichtig als er war, hatte noch eine schmerzliche Seite. Ich fürchtete, die Rührung würde mich übermannen und Arneth vielleicht den Gedanken fassen, es sei ein zu großes Opfer für mich. Früher wußt ich es nicht; als aber der Augenblick wirklich da war, als ich hervortrat, mein Wort an diese liebenswürdige Menge richtend, vor welcher ich so oft und in jeder Bewegung jede Faser meines Herzens entwickelt, welche jeden Kummer meiner Seele, jede Hoffnung, jede Freude, jeden Schmerz und jede Anstrengung mit gütiger Teilnahme verfolgt und belohnt hatte, da brach auch jede Schranke, und jede Rücksicht schwand, und mit tausend Thränen, die ich nicht stillen, deren ich nicht Herr werden konnte, sagte ich meinen geliebten Mitbürgern Lebewohl. Meine mütterliche Freundin Pichler hatte mir schlichte, anspruchslose Worte in den Mund gelegt; es ging auch ganz gut bis zu der Stelle, wo ich anerkennend davon sprach, daß ich ja dem Andenken an meine Mutter die Liebe des Publikums verdanke. Da brach ein Sturm des Beifalls los, den ich nur mit dem Sturme meines Gefühles vergleichen kann, der noch jetzt, nach sechsundvierzig Jahren, meine Dankesthränen fließen macht. Habe ich es auch nie nur einen Augenblick bereut, so werde ich doch diesen Tag niemals im Leben vergessen können."

Bald nach der Vermählung — Mitte Juli — reiste Arneth, der zu diesem Zwecke einen längeren Urlaub erbeten und erhalten hatte, mit dem jungen Grafen v. Dietrichstein, dessen Hofmeister er zugleich neben seinem Amte war, nach Italien, während seine Gattin zunächst bei ihren Schwiegereltern auf dem Lande in Leopoldschlag verweilte. Von hier holte sie der Gatte Ende September nach Genf ab, wo das junge Paar bis März 1819 verblieb; hier wurde ihr auch am 16. März 1818 ihr erster Sohn, Franz Hektor, geboren. Einem zweiten, dem bekannten Alfred, schenkte sie bald nach ihrer Rückkehr in die Heimatstadt am 10. Juli 1819 das Leben.

Ruhig und ungetrübt verfloß das weitere Dasein der Familie Arneth. Der Gatte, treu und gewissenhaft seinem Berufe am Antikenkabinett lebend, erhielt im Jahre 1824 von der Studienhofkommission den Antrag, den Professor der historischen Fächer an der Universität zu vertreten, und so las er denn, von Arbeiten fast überbürdet, da schon seine Stellung im Antikenkabinett ihm schwere Pflichten auferlegte, in den Jahren 1824—1828 nebenher noch über Weltgeschichte, österreichische Staatsgeschichte, Heraldik und Diplomatik. 1840 zum Direktor des Münz- und Antikenkabinetts ernannt, erhielt er später als einer der gründlichsten Kenner des Altertums, einen Ruf, den er auch durch viele wissenschaftliche Werke über Numismatik und Archäologie bethätigte, die Leitung der kaiserlichen Kunstsammlungen. Am 31. Oktober 1863 machte ein sanfter Tod zu Karlsbad, wohin er sich zum Besuche seines älteren Sohnes begeben hatte, seinem Leben ein Ende. Vier Jahre später, in der Frühe des ersten Weihnachtstages, verschied zu Wien nach längerem Krankenlager auch Antonie, „eine der einnehmendsten Frauengestalten, welche vielleicht jemals auf Erden gewandelt sind".

„Schon an einer anderen Stelle," so schreibt Arneth (II, 39 f.) „erwähnte ich, daß sie über ihr dereinstiges bräutliches Verhältnis zu Körner nur selten sprach und hierüber in einem gleichsam ehrfürchtigen Stillschweigen verharrte. Aber man würde ihr doch gewaltiges Unrecht thun, wenn man auch nur einen Augenblick glauben wollte, sie habe das, worüber sie schwieg, auch in Vergessenheit begraben. Hier und da brach sich gleichsam wider ihren Willen eine Kundgebung Bahn, aus der sich deutlich ergab, wie erfüllt sie noch war von dem Andenken an den geliebten Toten, und wie sie nur darauf ausging, die Trauer um ihn mit der Treue für den lebenden, von ihr gleichfalls innigst geliebten Gatten zu vereinen. So hatte sie, wie ich eigentlich erst bei der aufmerksamen Durchsicht ihres handschriftlichen Nachlasses erfuhr, im Jahre 1817 über ihre Vermählung an Vater Körner geschrieben. Seine Antwort kam nicht in ihre Hände, und jedermann, der den unangenehmen Eindruck kennt, welchen es allzeit hervorbringt, wenn ein Brief, auf den man besonderen Wert legt, unerwidert bleibt, kann ermessen, wie kränkend dies für meine Mutter gewesen sein muß. Dennoch schrieb sie nach etwa drei Jahren wieder an Theodors Vater, und diesmal erhielt sie auch von ihm eine sehr herzliche Antwort. Es scheinen noch einige Briefe zwischen meiner Mutter und dem älteren Körner gewechselt worden zu sein, bis endlich auch diese Korrespondenz versiegte. Nach Dr. Körners Tode bestand lange Jahre hindurch gar keine Verbindung mehr zwischen seiner Witwe und meiner Mutter; schließlich aber ließ es doch der letzteren keine Ruhe, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, zu hören, daß sie, wie sie selbst sagt, auf dringendes Zureden der Kaiserin Caroline Auguste, »die mein Inneres durch und durch kennt, weil ich kein Hehl vor ihr habe«, und auf deren Rat durch Vermittelung ihrer alten Freundin Pichler an

Theodors Mutter schrieb. — »Trotz meiner sehr glücklichen Ehe,« heißt es in dem zurückbehaltenen Entwurfe dieses Briefes, von welchem ich freilich nicht mit voller Bestimmtheit weiß, ob er vor seiner Absendung nicht wieder geändert wurde, »trotz des ausgezeichneten Charakters meines braven, edlen Mannes, trotz meiner geliebten Kinder empfinde ich es tief, daß ein gewisses Gefühl nur einmal im Leben das Herz erfüllt und nie wieder. Nach achtzehn Jahren schrieb ich zum ersten Male wieder ein Gedicht von Theodor ab, sah zum ersten Male wieder seine Schriftzüge, und für lange, lange Zeit war die Ruhe fort, und ich konnte mich nicht finden in das tägliche Geleise. Alles ist sorgfältig verwahrt als Heiligtum, auch seine erste goldfarbene Locke, die Sie mir einst gaben; aber sehen kann ich es nicht, wenn ich meine Pflichten im Leben ruhig und gefaßt erfüllen soll.« — Eine überaus freundliche Antwort empfing meine Mutter auf diesen Brief; ihr folgte vier Jahre später ein zweiter, noch ausführlicherer, vom 16. Mai 1838 datiert, wahrscheinlich der letzte Brief, den sie überhaupt von Theodors Mutter erhielt."

Der erste Brief, auf den wir uns schon früher einmal bezogen haben, lautete:

„Berlin, den 11. März 1834.

Wohl, meine Teure, ist eine Kluft von beinahe neunzehn Jahren zwischen uns; doch hat sie nicht die Erinnerung verschlungen. Alles Gute und Schöne, was dem verklärten Körner und mir wert war, ist in unserer Seele geblieben. Von Ihnen mußte uns ein schönes Bild bleiben. Wir freuten uns, wenn wir hörten, daß Sie glücklich waren, und ein edler Mann Ihnen zur Seite stand, dessen Lebensfreude Sie machten. In den ersten Jahren unseres Hierseins hörten wir öfters von Ihnen durch Herrn v. Curländer, der zweimal, dünkt mich, hier war, und auch vom Oberstlieutenant Wegner, der immer in Berührung mit Wien geblieben war. Seit Jahren sahen wir diesen letzteren nicht mehr, und so hörten alle Nachrichten von Ihnen auf. Eine liebe Erscheinung blieben Sie immer in unserem Leben, um gewiß zu sein, nie vergessen zu werden. Drei Jahre sind es nun, daß ich allein stehe. Mich Arme, die immer krank war, hat das harte Los getroffen, daß ich alle die Meinen überlebte! Mein himmlischer Freund war noch in voller Kraft seines Lebens in einem hohen Alter. So hart ihn das Geschick getroffen hatte: er hatte wie ein Christ gekämpft und seinen Schmerz überwunden; er war heiter, nahm so lebhaft mit jugendlichem Gemüt teil an allem, was schön und erhaben war. Ich könnte Ihnen tagelang von dem Herrlichen erzählen! Doch Sie kannten und ehrten ihn. Wär mir, der Vielgeprüften, nicht eine reiche Erinnerung der vergangenen Zeit geblieben, was wär mein Leben elend! Ich habe viel einsame Stunden; aber ich arbeite noch viel durch Gottes Gnade. Dies hilft und hält den Geist aufrecht. So ist mir aber

die Hoffnung im Herzen, und sie erhellt die dunklen Stunden meines Lebens, daß die entschwundene Gestalt des Freundes mir wieder begegnen werde, verjüngt und neu geboren in seiner Herrlichkeit. Hinauf zu den Sternen wende ich mein Auge und fühle, daß die Liebe zu meinen Geliebten ewig ist und unvergänglich, und hoffe in freudiger Zuversicht, was die Erde verweigert, das Glück ewiger Vereinigung droben zu finden. Ich bin zweiundsiebzig Jahre alt und bin zum Scheiden bereit. — Möge der Allmächtige Ihnen Ihren teuren Gatten erhalten und Sie nur Freude an Ihren Söhnen erleben lassen! Das ist der innigste Wunsch, den ich Ihnen geben kann. Sie haben einen schönen Wirkungskreis, wo alle Ihre Tugenden ins helle Licht treten, und wo Ihr Wandel als Beispiel viel Herrliches wirken muß. Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Wegen! Gott segne Sie! Gedenken Sie meiner, wie ich Ihrer gedenke.

Maria Körner."

Der andere Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Berlin, den 16. Mai 1838.

Ein achtwöchentliches Unwohlsein hat mich abgehalten, teure Freundin, Ihren gütigen, freundlichen Brief zu beantworten. Wenn man in seinem 77. Jahre steht, so wird es schwer, sich zu erholen, und man muß kräftigere Momente abwarten, um selbst zu schreiben, und dann muß man noch um Nachsicht bitten, wenn man nicht mehr klar ist, wie in der Vorzeit. Ich freue mich Ihres Glückes, das Sie in der Verbindung mit einem so edlen und vortrefflichen Mann, wie der Ruf Herrn v. Arneth sagt, genießen und Sie mir in seiner ganzen Größe bestätigen, im Besitz geliebter Kinder, die Ihnen so reiche Hoffnungen geben. Nehmen Sie dazu, daß eine hohe Frau Sie so achtet und ehrt durch das Vertrauen, das sie durch Ihre Stellung Ihnen zeigt, und dessen Sie so würdig sind! Wer kann sich glücklicher preisen als Sie? Ein schönes, beneidenswertes Leben! O, erkennen Sie diese Glückseligkeit in ihrem höchsten Wert! Möge der Allmächtige es Ihnen bis ins späteste Alter erhalten! — Theodor ist bald 25 Jahre geschieden, Emma 23, der teure Körner 7 Jahre und meine Schwester 6 Jahre. Hätte ich nicht heilige Erinnerungen aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet, die mich stärken und fähig machen, in Glauben, Lieben und Hoffen mein Leben zu wahren, wie elend würde mein Dasein sein! — Um daß ich im Alter nicht vertrockene, habe ich die beiden Söhne meiner Gesellschafterin erzogen; sie sind in meinem Haus geboren, und ich habe alle Sorgen um sie geteilt mit ihren Eltern. Den ältesten, der ein ausgezeichneter Mensch war und zur Eltern Freude schon selbständig, nahm uns Gott wieder im 19. Jahre. Der jüngste ist Forstmann und ein guter Mathematiker, und wir hoffen auf ihn, wenn ihn uns Gott erhält. So geht das Leben dahin, bis der Zuruf kommt: Bis hierher und nicht weiter, und der müde Tag zur Ruhe kommt. Gott hat es in seiner Gnade so

eingerichtet, daß, je mehr wir uns dem Grabe nähern, desto mehr der beschwerliche Pfad für unsern Fuß geebnet wird und erleichtert, und jeden Tag verliert der Tod von seinem finsteren Anblick, je mehr der Schleier von unseren Augen entnommen wird, und wir sinken ihm zuletzt in die Arme, wie ein ermüdetes Kind an dem Busen der Mutter. — Theodor ist eine weltgeschichtliche Person geworden und wird durch alle Zeiten leben. Sein Nachlaß wird in Amerika, wie in Europa gelesen. Der alte Herausgeber hat sieben Auflagen gemacht; der neue Verleger hat bis jetzt vier Auflagen seit vier Jahren herausgegeben, jede, sagt man, von 5000 Exemplaren, man hat mir sogar gesagt von 8000. Größtenteils ist er ins Englische übertragen, und nun übersetzt ihn Herr v. Carnot in das Französische, wie er neulich an unseren Streckfuß schrieb, um einige Erläuterungen von ihm zu erhalten. So sendete man mir vor kurzem einen Zettel aus Hamburg, der enthielt, daß in den ersten Wochen des April der Dreimaster „Theodor Körner“ vom Stapel lief, um nach dem Kap und Jamaika zu segeln. Den 3. Februar feiern die Preußen jedes Jahr den Aufruf des Königs an sein Volk, wo jedesmal Theodors mit Ehren gedacht wird. In diesem Jahr feiert man in jeder bedeutenden Stadt längs des Rheines das Fest der Freiwilligen zum ersten Male. — Ich kann mich nicht erinnern, von Körner je gehört zu haben, daß er Briefe von Ihnen, meine Teure, die Theodor an Sie geschrieben, erhalten hätte; ich habe sie auch nicht unter seinen Papieren gefunden. Die jetzige Wut, Briefwechsel ins Publikum zu bringen, ist mir so empörend, daß mein Gesetz wurde, alle Papiere, was Briefe waren, in Körners Nachlaß zu verbrennen. Die Welt liebt, das Strahlende zu schwärzen und in den Staub das Erhabene zu ziehen. Alles, was Papiere enthält, kommt zwar nach meinem Tode in unseres Streckfuß Hände — er hat Söhne, welche vielleicht nicht so denken wie er. So fing ich mit meinem Briefwechsel mit Körner am ersten an; dann folgten Ihre Briefe an Theodor Körner und mich und alle anderen — ich glaubte, es allen schuldig zu sein. So kann ich Ihnen nichts zurückschicken; also haben Sie keine Sorge! Die alte Frau fühlt sich ermüdet. Ich sage Ihnen ein herzliches Lebewohl fürs Leben. Gott segne Sie mit seinem reichsten Segen, Sie mit dem treuen Gatten und Kindern! Gott segne Sie! Wer weiß, wie bald die Stunde schlägt, die mich hinüber zu den Meinen führt?

Maria Körner.

Die besten Grüße der verehrten Frau v. Pichler! Sie sehen, wie schwer es der alten Frau geworden ist, zu schreiben! Verzeihen Sie!“

„Die erste Mitteilung,“ so fährt A. v. Arneth (S. 40 f.) dann fort, „daß unsere Mutter dereinst die Braut Theodor Körners gewesen sei, den wir schon als Knaben so glühend verehrten, hatten wir von einem Jugendgespielen, dem Grafen Arthur Batthyany, erhalten. Meine Mutter war anfangs ein klein

wenig bestürzt über diese Entdeckung; aber sie besaß durchaus keine triftige Ursache hierzu; denn wir liebten sie deshalb nur noch inniger und bildeten uns noch mehr auf sie ein, als es ohnehin schon der Fall war. Besonders erfreut und stolz aber waren wir dann, wenn sie einmal, was überaus selten geschah, das sonst sorgfältig beobachtete Stillschweigen brach und uns von Theodor erzählte. Ich kann mir denken, wie es meinen Bruder beglückt haben muß, als ihn in der zweiten Hälfte des August 1844 meine Mutter von Maschau in Böhmen aus, wo sie bei der Familie des Grafen Joseph Dietrichstein mehrere Wochen zubrachte, über die Freude schrieb, mit welcher der Plan zu einem Ausfluge nach Dresden, der Geburtsstadt Körners, sie erfüllte. »Ach Gott, wie glücklich wäre ich,« sagt sie da, »wenn dieser Gedanke sich verwirklichen ließe. Wenn ich nach Dresden käme, würde ich mich freuen wie ein Kind. So nahe könnte ich, und vielleicht noch dazu an seinem Todestage, seiner Geburtsstätte sein. Aus Körners Garten brächte ich Dir dann ein Blatt oder einen Stein mit.« — Mein Bruder muß sich jedoch, wie es scheint, gegen diesen Ausflug erklärt haben, und meine Mutter stimmte ihm schließlich sogar zu. »Ich glaube, Du hast ganz recht,« schrieb sie am 1. September 1844, »und es ist besser, wenn ich Dresden nicht sehe.« Gleichzeitig aber berichtete sie ihm über eine Fahrt nach dem Schlachtfelde von Kulm, und, was sie darüber schrieb, zeigt deutlich, wie sehr damals ihr Inneres von der Erinnerung an Körner erfüllt war. »Vielleicht war ich ermüdet,« so lauten ihre Worte, »vielleicht zu sehr aufgeregt, ich weiß es nicht; aber als wir an dem ersten Monument standen, die höchst bewegliche Fürstin Colloredo mir mit der Hand auf das andere zeigte und sagte: »»Das dort wird Ihnen gefallen,«« sich dann umwendete und mit ihrem Begleiter ins Haus ging, als ich da ganz allein vor dem kolossalen Denkmal eines großen Mannes stand, dem die Krieger auf dem blutigen Schlachtfelde selbst dieses Andenken gesetzt, da brach meine ganze Kraft mit einem Male zusammen. Alle Helden sah ich fallen; allen Kriegern galt dies Denkmal. Niemand sah mich; alles war im Hause mit der Fürstin beschäftigt; jeder hatte ein Anliegen; niemand achtete meiner. Dennoch hatte ich nicht den Mut, auf meine Kniee zu sinken und zu beten: Gott nimmt es ja auch stehend an. Unaufhaltsam stürzten meine Thränen hervor; ich schluchzte so schmerzlich, als ob mir meine Brust zerspringen müßte, und war erschüttert wie seit langen Jahren nicht.« — Das im Jahre 1844 gescheiterte Projekt meiner Mutter, Dresden zu besuchen, ging 1852 in Erfüllung. Sie machte damals gemeinschaftlich mit ihrer verehrten Freundin, der Baronin Lilien, eine Herbstreise nach Norddeutschland, wärend deren sie Dresden, Hannover, Hamburg und Berlin besuchte. Da sie aber zu jener Zeit schon lange kein Tagebuch mehr führte und auch keine briefliche Mitteilung hierüber vorhanden ist, vermag ich nichts Näheres über den Eindruck zu sagen, welchen Dresden auf sie hervorbrachte; und ebenso

weiß ich nicht, ob sie in dem nahe gelegenen Loschwitz war..." Im Jahre 1856 aber war Arneth mit seiner Mutter in Loschwitz. „Man geleitete uns", schreibt er, „im Hause umher. Voll innerer Bewegung sah meine Mutter die Zimmer, in welchen Theodor als Knabe gewohnt hatte, und den Garten, den ersten Schauplatz seiner kindlichen Spiele. Den Weinberg und das auf demselben thronende Häuschen zu besuchen, in welchem bekanntlich Schiller als Gast seines Freundes Körner den Don Carlos schrieb, unternahmen wir allein; denn durch den vorhergegangenen Regenguß war dort das Erdreich so aufgeweicht, daß das Hinansteigen nicht gerade angenehm war; außerdem blieben wir ja überhaupt auch am liebsten allein. Nach überstandenem Gewitter war der Abend ganz prächtig, und vom Schillerhäuschen aus sahen wir in gehobener Stimmung einen herrlichen Sonnenuntergang mit an. Ueber das, was meine Mutter dabei fühlte, sprach sie weder damals mündlich noch später schriftlich sich aus; aber, ohne einen sehr tiefen Eindruck zu empfangen, kann sie diesen Besuch in Loschwitz nicht gemacht haben, von dort nicht geschieden sein."

Der Wöbbeliner Erinnerungsfeier im Jahre 1863 blieb Frau v. Arneth fern; sie wollte sich als hochbetagte Frau in ihrem Schmerze um den Dahingeschiedenen den neugierigen Blicken einer großen Menschenmenge nicht aussetzen.

Dr. Körner wurde in Berlin von seinen neuen Kollegen aufs freundlichste aufgenommen. Daß er gefaßt war, haben wir schon berichtet, ebenso, daß sich seine Gattin und seine Schwägerin nur schwer in ihr Leid zu finden wußten. Aus allen ihren damaligen Briefen klingt fast trostlos die Sehnsucht, sterben zu können, sie würden den Tod als eine Wohlthat begrüßen. Der Abschied von Dresden war ihnen leicht geworden, weil sie dort so unglücklich gewesen waren; sie dachten natürlich nur immer das letzte. Des Vaters aber warteten schwere Aufgaben in seiner neuen Stellung, und ihnen widmete er sich mit der ganzen Kraft seines starken Könnens.

In den ersten Zeiten freilich nahmen die letzten Kämpfe der verbündeten Heere seine Aufmerksamkeit in Anspruch; er sah mit froher Zuversicht dem Ende des Weltkampfes entgegen; er hoffte, daß das Uebel nun mit der Wurzel ausgerottet werden würde. Und dann erhielt die vaterländische Gesinnung einen so starken Antrieb, als der Feind endlich ganz niedergeworfen und Napoleon auf die ferne Basaltinsel im weiten Ocean verbannt worden war. Als allerorten Friedensfeste gefeiert wurden, konnte es ja nicht ausbleiben, daß sich die schmerzliche Erinnerung in der Körnerschen Familie lebhaft erneuerte, aber das Mitgefühl, das sich auch in Schriften, wie „Das Geschwistergrab zu Wöbbelin" kundgab, und der Gedanke, daß Theodors Andenken in Heiligkeit fortlebe, gewährte einen

kleinen Trost. Auf die Uebersendung einer ähnlichen wie der genannten Schrift antwortete der Vater einem Kampfgenossen seines Sohnes: „Die Beilage Ihres Briefes hat mir wohl gethan. Jede ähnliche Erwähnung meines Sohnes lindert den Schmerz über seinen Verlust. Meinen Kindern ist wohl, und ich fühle mich durch den Gedanken begeistert, daß sie von einer höheren Stufe auf mein Leben und Wirken herabsehen.“ Immer aber wieder ertönt in den Briefen der Mutter die Klage: „Nur Wiedervereinigung heilt ein Mutterherz.“ Statt aller anderen Aeußerungen stehe hier bloß noch ein Brief der Tante an Vetter B. Weber:

„Berlin, den 11. Oktober 1815.

Wenn ein tiefer, endloser Schmerz jede Kraft der Seele lähmt, wenn selbst die Worte fehlen, um das grauenvolle Schicksal zu schildern, was uns betroffen hat, dann ist es begreiflich, daß man auch seinen liebsten Freunden nicht schreibt. Klagen können nur Erleichterung geben, wenn ein Schimmer von Hoffnung bleibt. Wer könnte uns trösten? wer uns trösten wollen? Unser irdisches Glück umschließen zwei Gräber, und nur, wenn wir mit unseren himmlischen Kindern wieder vereinigt sind, endet unser Schmerz. Körner ist ein Held; keine Klage kommt über seine Lippen, und doch überrasche ich ihn oft auf seinem Zimmer in Thränen. Immer zeigt er uns ein freundliches Gesicht, ergreift mit einem krampfhaften Eifer jede Zerstreuung, und sein Herz blutet. Wie konnten Sie, bester Vetter, glauben, daß meine arme Schwester oder ich Opern und Komödien sehen oder irgend eine Freude aufsuchen werden? Wir leben, weil Gott es will; aber wir leben um unseren Schmerz. Hier hält man uns für getröstet, weil uns unser Kummer zu heilig ist, um in Gesellschaft davon sprechen zu können. Sie interessieren sich für unser trauriges Schicksal, aber nicht für uns. Sie sind begierig, uns zu sehen, wie sie nach einem Trauerspiel gehen würden, und da sie das Schauspiel unseres Schmerzes nicht sehen, werden sie gleichgültig gegen uns. — Unsere Häuser stehen leer in Dresden, und was wir noch daraus ziehen, reicht nicht hin, die fortdauernde Einquartierung zu bezahlen. — Ich lege Ihnen ein Exemplar von „der Geschwister Grab“ bei. Minister Nostitz, Winkler, Kind, Böttiger und noch mehrere andere haben Gedichte gemacht. Es ist eine Auswahl getroffen worden, welche jetzt in Druck herausgekommen sind. — Wie hart müßte das Herz sein, welches unser Unglück nicht gefühlt hätte! — Mehrere haben's gezeigt. — Von Ihrem Bruder habe ich lange keine Briefe, und da ich selten nach Dresden schreibe, erfahre ich auch von dort nichts! — Wir leben hier sehr einsam, und da Partheys noch auf dem Garten sind, vergehen oft acht Tage, ohne daß ein fremder Fuß ins Zimmer tritt. Wir haben die Gaben verloren, Menschen zu unterhalten. Noch habe ich mich wenig mit der Kunst beschäftigen können. Verweinte Augen und eine Phantasie, die mit ganz anderen Bildern beschäftigt ist, sind ein großes Hindernis. Wir sehen mit Sehnsucht der Zeit entgegen, die Sie einmal hierher

führen wird. Wollte Gott, Sie lebten ganz hier! In unserem Alter werden wir keine neuen Freundschaften schließen, höchstens Bekanntschaften machen. Darum bleiben die alten Freunde auf einer hohen Stufe, und Sie sind ja einer der treuesten. — Von Körners herzliche Grüße! Ich hätte weniger schreiben sollen, denn mein Brief muß Ihnen schmerzlichen Genuß geben."

Endlich aber hält die beiden Frauen das Gefühl aufrecht, dem Lebenden zu leben, und sie sind darauf bedacht, ihren Körner zufrieden zu sehen.

Dieser hatte der deutschen Jugend und allen Vaterlandsfreunden noch von Dresden aus ein schönes Geschenk gemacht durch die Zusammenstellung der geistigen Hinterlassenschaft Theodors.

Schon im November 1813 waren durch Wilhelm Kunze, dem Theodor in Leipzig im April einzelne patriotische Gedichte zur Herausgabe anvertraut hatte, „Zwölf freie deutsche Gedichte von Theodor Körner. Nebst einem Anhang" veröffentlicht worden. In den bewegten Zeiten vorher war es ihm nicht möglich gewesen, dies zu thun.

Der Vater, dessen Beifall die Ausstattung des Schriftchens gefunden hatte, gab im Jahre darauf (1814) „Für Theodor Körners Freunde" ein Quartheft von 84 Seiten, heraus: Gedichte an Theodor und dichterische Nachrufe auf ihn, denen sich ungedruckte Dichtungen aus seinem Nachlasse, sein Aufruf an die Sachsen und eine Beschreibung seiner Grabstätte anschlossen, anspruchslose Erinnerungen an den gefallenen Freund.

„Auch für Euch schlug das Herz des Frühvollendeten. Freundlich
Nahmt Ihr vom Knaben schon auf, was er begeistert Euch sang.
Jetzt empfangt mit Liebe die Gabe des Vaters. Das Auge
Blickt gen Himmel, die Hand reicht er den Freunden des Sohnes."

Diese Widmung an Schönberg und Luise enthält des Vaters Wunsch, mit dem er die Gabe verteilte (sieh Band I, S. 140).

Die Werke seines Sohnes sollte Tiedge herausgeben. Doch so lebhaft dieser auch an die Arbeit ging, so konnte er sie doch seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht zu Ende führen und legte die Blätter wieder in des Vaters Hände. Tiedge wollte, wie seine Freundin Elisa v. d. Recke an den Gedichten feilen und manche sogar beiseite lassen; sie hatten dazu des Vaters Zustimmung schon erhalten. Körner selbst aber war weniger kritisch gesinnt. Wenn er auch manche schlimme Besprechung voraussah, so wollte er doch wagen, alles so drucken zu lassen, wie es der Sohn empfunden und zu Papier gebracht hatte, und er that es in dem Glauben, daß unter der deutschen Jugend sich empfängliche Seelen genug finden würden, „die durch die frische Lebenskraft, den hohen Sinn und das rege Gefühl für alles Edle, Schöne und Herrliche in den Werken seines Sohnes ent-

zückt und begeistert werden würden.“ Und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Theodor Körners Werke sind nach und nach in unendlich vielen Ausgaben, rechtmäßigen und unrechtmäßigen, durch die deutschen Lande gegangen.

Zuerst aber ließ der Vater die Kriegslieder erscheinen unter dem Titel: „Leyer und Schwerdt“, den, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, nicht er erst, sondern schon Theodor gegeben hatte. Und als nun Karl Maria v. Weber die Weisen dazu schuf, und diese von kräftigen Männerstimmen unter lautem Beifall in Berlin gesungen wurden, da berichtet es Körner freudevoll den auswärtigen Freunden. Es ist frisches Leben, das die Dichtung und die Musik uns lebendig erhalten, und die Begeisterung in dem befreiten Vaterlande wird immer von neuem angefacht durch die Gesänge des Sohnes, der in den Gemütern der Zuhörer weiter lebt, wodurch auch dem Vater und den Seinen das Leben wieder lebenswert erscheint. Der Vater verfolgt die Aufführungen der Stücke Theodors in den verschiedenen Städten, besonders in Wien und regt neue an; kleinere Stücke von ihm werden häufig komponiert und gefallen.

Die Musik, seine alte Freundin, hat den Staatsrat endlich wieder so weit gebracht, daß er sich als Ausführender, als Bassist, an den Uebungen der Zelterschen Singakademie beteiligt. Das eifrige Mitglied übernahm sogar Solopartieen bei den Uebungen und Privataufführungen. Auch in die Zeltersche Liedertafel wurde er aufgenommen.

Ueber die Art und Weise, wie damals die Körnersche Familie in ihrem Heimwesen lebte, giebt Parthey eingehenden Bericht: „In der Körnerschen Wohnung befand sich ein abgelegenes Zimmer, zu dem nur die Familie Zutritt hatte. Hier lag der Nachlaß von Theodor und Emma, Andenken und Reliquien, von denen die Angehörigen sich nicht trennen konnten. Alljährlich an den Geburtstagen der verlorenen Lieben sättigten sie durch die Erinnerung ihren Schmerz. — Unser freundschaftliches Verhältnis zu Körners wurde durch das Zusammenleben, an dem sonst so manche Freundschaften scheitern, nur noch mehr befestigt. Der Staatsrat, ein eifriger Musikfreund, wirkte gern als Baß bei unseren musikalischen Aufführungen; die Staatsrätin bot wegen ihrer unerschöpflichen Personalkenntnis den älteren und jüngeren Leuten immer eine angenehme Ansprache. Fräulein Stock liebte abends nichts so sehr, als eine Partie Boston, zu der mein Vater sich gern willig finden ließ; an spiellustigen Hausfreunden war kein Mangel, und wenn einmal die vierte Person fehlte, so durfte ich wohl als solche eintreten. — Körners lebten in Berlin sehr eingezogen und sahen nur einen kleinen Kreis von höheren Staatsbeamten und Künstlern bei sich. Mit Vergnügen erinnere ich mich, dort die Zeichnungen des eben aus Italien zurückgekehrten Malers Zimmermann gesehen zu haben. Kunstvereine gab es damals noch gar nicht; die aufstrebenden Talente zeigten also gern, um bekannt zu werden, ihre Entwürfe und Studien in

solchen Kreisen, in denen kunsterfahrene oder kunstliebende Personen sie zu Gesichte bekamen."

Ueber das geistige Leben im damaligen Berlin hören wir Körner selbst berichten:

„Es fehlt auch in Berlin nicht an Schattenpartieen; aber der Neuankommende, der durch keine Familienverhältnisse gebunden ist, hat den Vorteil, sich seinen Zirkel wählen zu können. Für meine Bedürfnisse habe ich fast schon zu viel Bekanntschaften und zufälligerweise Personen von ganz entgegengesetzten Parteien. In einer Stadt, wo so viel geistiges Leben ist, muß man auf lebhafte Opposition zwischen religiösen, politischen, litterarischen und artistischen Parteien sich gefaßt machen. Aus solchen Reibungen entsteht indessen auch manches Gute. Da ich mit meiner Lage zufrieden bin und für mich selbst nichts zu suchen habe, so können diese Spaltungen auf mein Persönliches keinen Einfluß haben und höchstens eine augenblickliche Verlegenheit verursachen, wenn feindselige Mächte sich bei mir zusammentreffen." Und ein andermal führt er den Gedanken in anziehender Weise weiter aus: „Ueberhaupt finde ich hier einen sehr lebendigen Parteigeist, der sich außer der Politik auch auf Religion, Wissenschaft und Kunst verbreitet. Man hört fast bloß von Engeln und Teufeln. Mich setzt dies zuweilen in Verlegenheit, weil ich zufälligerweise mit Personen von entgegengesetzten Parteien Bekanntschaft habe. In den letzten Kriegen war dies vielleicht weniger merklich, weil ein großes Interesse alle Aufmerksamkeit auf sich zog. In der Zeit der Ruhe fängt der innere Krieg wieder an."

An diesem inneren Kriege beteiligte sich Körner nun auch, um zu vermitteln und zu beruhigen, und zwar in der Schmalzischen Angelegenheit. Der Sachverhalt dabei war folgender:

Die Schöpfungen des Wiener Kongresses hatten bei der Mehrheit des deutschen Volkes Unzufriedenheit und Verstimmung erzeugt. Statt eines erhofften, machtvoll nach außen gebietenden Kaiserreiches mit zeitgemäßen Reformen und mit Beteiligung des Volkes an der Gesetzgebung hatte man ein zerstückeltes und gespaltenes Deutschland mit machtloser Bundesvertretung der Regierungen ohne alle Volksrepräsentation erhalten. Von all den Wünschen und Hoffnungen, die man besonders auf Preußen gesetzt hatte, das vor Ausbruch des Krieges dem übrigen Deutschland an freisinnigen und volkstümlichen Einrichtungen vorausgegangen war, das in dem Aufrufe von Kalisch die Wiederherstellung eines einzigen freien Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes verheißen hatte, das nicht nur während des Krieges, sondern auch noch auf dem Wiener Kongreß auf der Bahn der politischen Fortschrittes gewandelt war, hatte sich wenig oder fast gar nichts erfüllt. Unter dem Einflusse der unseligen Metternichschen Politik steuerte das Land der Reaktion zu, und gerade die für Deutschlands Größe und Freiheit

am meisten begeisterten Männer der Freiheitskriege, die Preußen mit Deutschland groß zu machen gesucht hatten, besonders die ehemaligen Mitglieder des Tugendbundes, wurden als Anhänger eines die Grundlage der staatlichen Ordnung bedrohenden Vereines auf das schwerste verdächtigt und auf das ärgste verleumdet. Leider lieh der König den Lobrednern des Rückschrittes ein nur zu geneigtes Ohr: die wahren Vaterlandsfreunde wurden mit Mißtrauen betrachtet und zurückgesetzt, während die verleumderischen Gegner, unter ihnen namentlich der Geheimrat Theodor Schmalz, Professor für römisches und deutsches Recht an der Berliner Universität, ausgezeichnet wurden; wenigstens erhielt Schmalz zu der Zeit, als er in den häßlichen Streit verwickelt war, einen Orden, den die erregte öffentliche Meinung als Belohnung für seine jüngste unselige Thätigkeit ansah. Schmalz hatte nämlich in einer angeblich vom Fürsten Wittgenstein angeregten Broschüre „Ueber politische Vereine" die Denunzationen gegen den Tugendbund eröffnet. Die durch die hier ausgesprochenen, grundlosen Verdächtigungen in allen patriotischen Kreisen hervorgerufene Entrüstung fand in zahlreichen Gegenschriften scharfen Ausdruck.

Auch Dr. Körner fühlte sich durch die kränkende, ungerechtfertigte Tendenz der ersten Schmalzischen Veröffentlichung veranlaßt, in einer kleinen Schrift: „Stimme der Warnung bey dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im Preußischen Staate", seiner Meinung über die unerquickliche Angelegenheit Ausdruck zu geben, so wenig er auch damit von vornherein auf Beifall in Berlin rechnete. Schmalz hatte seine Galle lebhaft erregt; als er abgekühlt war, schrieb er, indem er sich dabei wohl bewußt war, daß es zu zahm erscheinen würde. „Die tapferen Streiter," so beginnt der Verfasser, „denen das Vaterland seine Rettung verdankt, kehren heim, und ihre glorreichen Siege fordern ein würdiges Denkmal. Dies ist die Ausführung des großen Werkes, das auf den Schlachtfeldern gegründet wurde. Für die vereinigten Kräfte Deutschlands giebt es kein höheres Ziel, und bei der Nachwelt haben wir zu verantworten, was in dem jetzigen Zeitpunkte versäumt wird. Auf den preußischen Staat sind vornehmlich alle Augen gerichtet; denn hier erwartet man mit Recht einen edlen Wetteifer unter allen Klassen der Nation und in jedem Wirkungskreise die Früchte der allgemeinen Begeisterung, die durch die Thaten der Krieger bei ihren friedlichen Mitbürgern erzeugt wird." Um so trauriger sei es, daß sich gerade jetzt in eben diesem Staate die Spuren von einem Geiste des Argwohns und der alten Zwietracht zeigten, während das Gerücht von einem Bunde der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs gegen die Fürsten nirgends weniger Wahrscheinlichkeit habe, als gerade in Preußen, wo der Monarch durch die heldenmütigsten Aufopferungen und durch ein unablässiges Bestreben, nicht nur sein Volk von drückenden Uebeln zu befreien, sondern auch seine unerkannten und höheren Bedürfnisse zu befriedigen, sich die allgemeinste Verehrung erworben habe, und wo sich das Volk

durch Treue gegen seinen Beherrscher, auf den es mit gerechtem Stolze und ehrerbietigster Liebe schaue, auszeichne. Dann geht er auf den Grund der jetzt erhobenen Anklagen und unbegründeten Verdächtigungen ein und bedauert die Opfer der Verleumdungen; aber auch die geschmeidigen und um Gunst buhlenden Gegner schont er nicht und widerrät ebenso eine parteiische, vorschnelle Beurteilung der Bestrebungen und Aeußerungen der wahren Patrioten als die reaktionären Versuche, Deutschland wieder so herzustellen, wie es vor den letzten Jahren des Unglückes und der Knechtschaft gewesen. Der innere Gehalt des deutschen und insbesondere des preußischen Volkes habe sich durch vielfache Prüfungen bewährt und begründe seinen Ruf zu einer höheren Stufe; es solle nicht bloß unter den gebildetsten und blühendsten Völkern seinen Platz einnehmen, sondern auf der Bahn zur Vollendung als Beispiel vorangehen. Damit solle aber nicht etwa anmaßend gesagt sein, daß es nunmehr für den Deutschen gelte, jede andere Nation in dem besonderen Vorzuge, wodurch sie sich zeither ausgezeichnet, zu übertreffen; jedenfalls aber könne die Erreichung des angegebenen Zieles nirgends besser gelingen, als wo ein freudiges Gefühl der Kraft und des Sieges das innere und eigentümliche Leben eines Volkes erhöhe und vervielfältige. „Siegekrönt," so lautet der Schluß der kurzen, maßvoll gehaltenen Schrift, „stand Preußen auf dem Schlachtfelde, und neue Kränze sind ihm unten den Palmen des Friedens bestimmt. Heil ihm, wenn es erhaben über äußere und innere Störungen mit festem Heldenschritte die Bahn vollendet, die sein hoher Beruf ihm vorzeichnet! Wohl allen, die ihm angehören, wenn, soweit seine Grenzen reichen, jede Leidenschaft der Persönlichkeit den großen Pflichten, die der jetzige Zeitpunkt auflegt, freudig auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wird!"

Unbefangenheit in der Anerkennung des Wahren und Rechten, des Guten und Schönen, die eine so seltene Erscheinung im Leben ist, hatte sich Körner von jeher zu erringen und zu bewahren gewußt. Trat er hier in dem Kampfe der politischen Gegensätze noch einmal hinaus auf den Plan, so vertraute er Mitteilungen darüber, wie ihm das Leben der neuen Kunst und Litteratur erschien, fast nur seinen Briefen an. Vornehmlich war es jetzt Frau von Pereira, der er sein Herz ausschüttete. Freilich meinte er, man würde ihn, wenn er die Bestrebungen derer verurteilt, die damals in Raphaels Werken den Anfang des Verfalls erblickten, für einen grämlichen Alten ansehen, der über die Gegenwart schmält. Der altdeutsche Geschmack war aufgekommen, und, wie es immer geschieht, wenn neues sich Bahn brechen will, man verwarf auch das gute Alte. Selbst die Körnerschen Frauen wurden lebhaft, sobald sie auf die Boisserées und ihre Kunstschätze oder auf Goethe wegen seines Aufsatzes über altdeutsche Kunst in ihren Briefen zu sprechen kamen. „Ich komme mir da recht albern vor," schreibt bei einer solchen Gelegenheit Minna, „daß ich gedacht habe, ich hätte dreißig Jahre was Gutes gesehen."

Der Bekanntenkreis der Familie in Berlin ist sehr klein; in diesem Alter schließt man kaum noch neue Freundschaften, hält jedoch um so inniger an den früheren. Die Frau von Humboldt ist Körners wie ein tröstender Engel. „Ihr ganzes Sein hat durch die Jahre gewonnen,“ berichtet Minna an Charlotte von Schiller, „und es hat sich ein liebender Sinn mit ihrem Geist verbunden, der für ihre Freunde sehr wohlthuend ist.“ Karl Streckfuß und Friedrich Förster gehörten bald zu den vertrauten Freunden des Körnerschen Kreises. Der eine war gerade auf Körners Veranlassung, nachdem er nach der Teilung Sachsens bei der Regierung in Merseburg Anstellung gefunden hatte, in das Ministerium des Innern berufen worden, und Förster, der ehemalige Waffengefährte Theodors, hatte eine Zeitlang als Lehrer bei der Artillerie- und Ingenieurschule gewirkt, war aber als „demagogischer Umtriebe“ verdächtig aus seinem Amte entlassen worden. Diesem antwortete Vater Körner auf eine Begrüßung bei der Wiederkehr ihres Hochzeitstages, in der er sicher geklagt hatte, daß die Hoffnungen ihres Sohnes und aller Freiheitskämpfer gar nicht erfüllt worden wären, mit folgenden Versen:

„Sehr hat mich, teurer Freund, Dein herzlich Wort
Erfreut. Wir dachten Deiner oft
Und Deiner Laura, sehnten uns, zu wissen,
Wie's Euch ergehen möchte, hätten gern,
Was wir genossen, treu mit Euch geteilt.
Ja, freundlich war die Welt, die uns umgab.
Aus lichten Höhen sah ich manche Wolke,
Die Deinen Himmel trübt, oft unter mir.
Doch solche Höhen giebt es überall.
Erklimmen wir sie nicht, ist's unsre Schuld.
Du wirst mich nicht verkennen. Was Dich drückt,
Begreif' ich wohl und ehre Deinen Kummer.
Nur laß uns nicht vergessen, wie das Edle
In roher Form oft in das Leben tritt,
Das schwache Rohr nicht schont in wilder Hast,
Sein Ziel erstürmt, bei jedem Hindernis
Ergrimmt, nur bösen Willen sieht und dann
Zum Widerstand auch seine Freunde reizt.
Die gute Sache siegt zuletzt, allein
Ob früher oder später, steht in höh'rer Hand.
Ihr dürfen wir vertrauen. Es stellt vergebens
Der Menschen List und Macht sich ihr entgegen.

Nur wen'ge Tage noch verweilen wir
In stiller Heiterkeit bei unsern Freunden;
Dann fängt das alte Leben wieder an.
Ich finde Dich, wo es uns wohl gewesen,
Und meinen Händedruck wirst Du verstehn.“

Fast in jedem Jahre verbrachten Körners einige Wochen auswärts. Da die Mutter fort und fort kränkelte, war der Aufenthalt in freier Natur wenigstens während der heißen Zeit ihr Bedürfnis. So folgte man denn gern den Einladungen der Herzogin von Kurland, die nach und nach von ihrer Bewunderung Napoleons geheilt war. Bei einer solchen Gelegenheit dichtete Körner „auf der Insel im Parke zu Löbichau“ folgende Distichen:

„Freundlich nahmt ihr mich auf und erquickt mich am einsamen Morgen,
Liebliche Schatten! Es weht sanft durch die Linde der West.
Blumen seh' ich umher; doch schöner blühen die Kränze,
Die aus den Bildern des Tages hier die Erinnerung flicht.
Was mir in jenem Gebäude, das diese Zweige verhüllen,
Festliche Stunden gewährt, wird mir im Nachhall erneut.
Holde Gestalten umschweben mich hier und Geister des Wohllauts,
Seelen, durch Edles bewegt, sprechen im Ton und im Blick.
Wenigen gönn' ich hier einen Platz — dann rausche gewaltig
Rings um die Insel ein Strom — fern sei die übrige Welt!“

Eine vielleicht nur ein wenig ausgeschmückte Begegnung bei einem Badeaufenthalte in Alexisbad im Harze ist wohl des Erzählens wert. Dort hatte sich an einem Sommerabende im Salon des Kurhauses eine heitere Badegesellschaft beiderlei Geschlechtes zusammengefunden, welche, ohne einander näher bekannt zu sein, sich mit Gesangsvorträgen die Zeit vertrieb und mit Begleitung eines im Saale befindlichen Klaviers allerlei Chöre und Arien aus den damals beliebtesten Opern und Vaudevilles ertönen ließ. Ein Herr in Civilkleidung, dessen ganzes Aeußere aber sofort den gedienten Militär verriet, hatte, den Arm in einer schwarzen Binde, dem lustigen Kreise sich zugesellt und intonierte, als gerade eine kleine Pause entstanden war, mit wohlklingender Baßstimme „Lützows wilde Jagd“. Ein zweiter, der Gesellschaft ebenfalls unbekannter Herr in einem schwarzen Fracke bemächtigte sich sofort des Instrumentes, und bald erfüllten die Töne des Kriegsliedes die friedlichen Räume des freundlichen Kursaales. Man mochte ungefähr bei dem zweiten Verse angelangt sein, als sich die Eingangsthür öffnete und ein alter Herr mit weißen Haaren darin erschien, der bei den Klängen der an sein Ohr schlagenden Melodie sofort stehen blieb und eine heftige Rührung nicht zu unterdrücken vermochte, welche sich beim Schluß des Liedes sogar in heißen Thränen Luft machte. Als die letzten Töne verstummt waren und die Gesellschaft über das seltsame Benehmen des neu hinzugekommenen Gastes betreten schien, nahte sich dieser mit einer leichten Verbeugung dem bunten Kreise und sagte mit einer von Wehmut und Schmerz erfüllten Stimme: „Sie werden sich vielleicht über die Rührung, welche sich meiner momentan bemeistert, weniger wundern und dieselbe sogar verzeihlich finden, wenn Sie mir gestatten, mich Ihnen vorstellen zu dürfen: ich bin der Vater des Dichters, der königliche Staatsrat Körner.“ War

man nun schon von diesem eigentümlichen Spiele des Zufalls überrascht, so sollte sich diese Ueberraschung noch steigern, als der Herr, welcher den Arm in der Binde trug, dem ehrwürdigen Greise mit ausgestreckter Hand entgegentrat und sich ihm als Kriegskamerad seines heldenmütigen Sohnes zu erkennen gab. Den höchsten Grad des Erstaunens aber erreichte der Moment, als der Herr, welcher den Gesang am Piano begleitet hatte, sich erhob, auf den Greis zueilte und ihn mit dem freudigen Ausrufe: „Und ich bin Carl Maria v. Weber, der Komponist dieses Liedes!“ in die Arme schloß.

Auch dem Grabe seiner Kinder stattete der Vater 1818 noch einmal einen Besuch ab. Dabei dichtete der Vater, in den Anblick der Stätte versunken, die seine Freude und sein Sehnen barg:

„Den Manen der Kinder!

Heil Euch, seliges Paar! Hoch schwebt Ihr über der Erde;
Wir verweilen noch hier, wandelnd auf dornichter Bahn.
Aber in Blumen und Sternen, in jeder Zierde des Weltalls
Sieht der sehnende Blick seine Geliebten verklärt.
Auch in der Eiche, die hier die bethränten Gräber beschattet,
Zeigt, was Ihr waret und seid, uns sich als liebliches Bild.
Nah an der Wurzel entstehn aus dem Herzen des Stammes zwei Aeste;
Kräftig strebt einer empor, ihm schließt der zweite sich an.
Bald, wie durch fremde Gewalt, sehn wir sie gehemmt und vereinigt;
Aber der höhere Trieb siegt über irdische Macht!“

Körners amtliche Thätigkeit befriedigte ihn immer mehr, er fühlte sich vollständig wohl und bedauerte nur, bei der Beschränktheit der Mittel, die dem hart mitgenommenen Staate zu Gebote standen, nicht mehr helfen zu können. Hauptsächlich galt seine Fürsorge den Schullehrern, „die in Dürftigkeit schmachteten“. Im Jahre 1817 trat Körner, ohne daß sein Wirkungskreis eine wesentliche Aenderung erfuhr, mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsrates in das neugebildete Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, nachdem der König ihm schon vorher in Anerkennung seiner Verdienste den Roten Adlerorden dritter Klasse verliehen hatte. Die Leitung jenes Ministeriums wurde dem Freiherrn von Stein zum Altenstein übertragen, der namentlich durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Preußen bekannt geworden ist. Bis zu Körners Tode blieb dieser sein Vorgesetzter. Zwei Jahre später, im Jahre 1819, wurde Körner durch das besondere Vertrauen des Königs auch in das gleichfalls neugebildete Ober-Censurkollegium berufen, das „nach liberalen Grundsätzen Preßfreiheit möglichst erhalten, deren Mißbräuchen aber kräftig steuern“ sollte.

Die Wertschätzung, die Körner als Beamter und als Mensch genoß, fand ihren äußeren Ausdruck bei dem Festmahle, das ihm zu Ehren am 21. Februar 1828 veranstaltet wurde. An diesem Tage nämlich erneuerte ihm die philosophische

Fakultät der Universität Leipzig das vor zehn Lustren erworbene Doktordiplom. Den Verlauf des Festes schildert ein an den Jubilar gerichteter Brief des ihm treu ergebenen Dieterici: „Selten, selten, vielleicht noch nie, teuerster Herr Kollege und Freund, habe ich ein Fest erlebt, das mich so im Innersten ergriffen hätte, als gestern das Ihrige. Die Tiefe und Fülle der Gedanken, die Innigkeit und Herzlichkeit des Gefühls und der Teilnahme in der Anrede des Herrn Ministers von Humboldt Excellenz haben mich ungemein erhoben und gerührt. Sollte es vielleicht sein, daß sie vorher oder nachher aufgeschrieben würde, so gönnen Sie mir, noch einmal sie zu lesen. Ist dies aber nicht, so verzeihen Sie diese Bitte dem tiefen Eindruck, welchen jene Worte auf mich gemacht haben.

Höchst ergreifend, innig verehrter Herr Jubeldoktor, war auch Ihre Antwort. Sie dankten in edler Haltung für bewiesene Teilnahme. Sie dankten als Theodor Körners Vater. Es war schön und rührend; mir kamen die Thränen in die Augen; aber es war recht und trefflich von Herrn von Kamptz Excellenz, und ich werde es ihm dankbar nie vergessen, daß er Ihre Anspruchslosigkeit, mit welcher Sie gar keinen Wert auf Ihre eigene Thätigkeit legten, Ihnen tüchtig bezahlte, Ihnen sagte, wie viel Gutes Sie im Amte für Witwen, Arme und Hilfsbedürftige thun, und Ihnen wünschte, daß Sie zum Heile dieser Bedrängten, was Gott erfüllen wird, das späteste Ziel, das irgend menschlichem Leben gegönnt ist, frisch und gesund erreichen mögen.

Dr. Förster brachte uns darauf zu guter Laune, und so schrieb ich die Anlage in meine Brieftasche. Dichten ist nicht meine starke Seite; dennoch hatte ich mir vorgenommen, zu Ihrem Feste den Pegasus zu besteigen, möge es gehen, wie es wolle. Aber noch in tiefer Trauer um eine zu früh verstorbene Mutter, fünf Nächte hintereinander stundenlang am Krankenbette meines jüngsten Kindes, dabei mit Dienstgeschäften überhäuft, wollte sich keine für das Gemüt irgend freie Stunde finden. — Ihr Fest selbst erst gab mir die gute Stimmung, erheiterte mich und reizte mich, als Rat dem von dem Herrn Direktor betretenen Pfade zu folgen und meinen Witz in schlechten Versen auszulassen. So ist die Anlage entstanden, ein Erzeugnis des Augenblickes, und so also nur zu lesen und zu behandeln. Um Gotteswillen keine Kritik! ich fühle selbst, wieviel sie tadeln müßte! — Rasch, wie es entstanden, sollte mein Produkt auch mit dem Augenblicke entfliehen! Indessen dachte ich, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin, der ich mich gehorsamst empfehle, doch wohl gern von allem Nachricht hätte, was gestern geschehen. Ihr überreiche ich es, milder Beurteilung gewiß."

In seinen Mußestunden beschäftigte sich Körner nach alter Gewohnheit mit der Philosophie. Eine Reihe von kürzeren Abhandlungen ließ er im Jahre 1824 als Frucht davon in der Nicolaischen Buchhandlung unter dem Titel: „Für deutsche Frauen" erscheinen. Die kleinen, innerlich zusammenhängenden Aufsätze, in denen

das auf Liebe, Sittlichkeit und Grazie sich gründende Wesen der Frau betont wird, tragen die Ueberschriften: Weiblichkeit, Schönheit der Seele, Leben, Freiheit, Einheit, Ebenmaß, innerer Friede und endlich Licht und Wärme. Nach der Darstellung des Verfassers ist die deutsche Frau nicht bloß zu einer Athletin für die prosaischen häuslichen Geschäfte bestimmt, sondern auch dazu berufen, begeistert und warm einzutreten für alles wahrhaft Gute, Schöne und Erhabene, mag



Dr. Chn. Gottfr. Körner, gemalt von Ant. Graff.
Originalölgemälde im Körnermuseum.

es sich nun auf die Kunst oder auf das Vaterland oder auf die Religion beziehen.

Die letzten Lebensjahre Körners erhielten eine eigenartige Verklärung dadurch, daß er wieder auf das lebhafteste in die herrlich schöne Zeit zurückgeführt wurde, wo ihn die innigste Freundschaft mit Schiller verband. Im Jahre 1828 unternahm es zunächst Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, von Cotta dazu veranlaßt, ein Lebensbild des großen Dichters zu entwerfen. Selbstverständlich

wurde dazu auch Körners Meinung eingeholt und seine Unterstützung erbeten. Gern machte er ihr aus seinem Briefwechsel mit Schiller Mitteilungen, weil er mit Recht annehmen durfte, daß sie nichts erwähnen würde, was ihn unsanft berühren könnte. Mehrmals hat er sich sonst darüber ausgesprochen, daß man mit der Veröffentlichung von Briefen nicht behutsam genug sein könnte. Er nennt es geradezu ein Leiden der Celebrität, daß von berühmten Verstorbenen alle



Minna Körner, geb. Stock, gemalt von Ant. Graff.
Originalölgemälde im Körnermuseum.

intimen Schriftstücke gedruckt würden. Auch die Briefe an Dalberg aus Schillers frühester Zeit hätten seinem Empfinden nach nicht bekannt gemacht werden sollen. „Unter den gedruckten Briefen Klopstocks,“ sagt er, „sind manche, die einen Schatten auf das Bild werfen, das man sich von ihm gemacht hat. Ein ganz anderer Fall ist bei Briefen zwischen Schiller und Goethe. Von diesem interessanten Dialog wird das Publikum ungern etwas entbehren, und es dürften etwa

nur die Stellen zurückzuhalten sein, wodurch noch lebende Personen kompromittiert werden könnten." War es nicht, als ob er vorausgesehen hätte, daß doch später einer seiner bewährtesten Freunde, der Graf Geßler, durch eine dort nicht getilgte Stelle unangenehm berührt werden würde? W. v. Humboldts Briefwechsel mit Schiller begrüßte er eben deshalb so freudig, weil darin nur das für die Geistesentwickelung des Dichters Wichtige veröffentlicht wurde. In seinen Nachrichten über Schillers Leben hatte Körner schon einiges aus der Korrespondenz des Dichters an den „Dresdner Freund", ohne Nennung seines Namens, aufgenommen; jetzt entschloß er sich sogar auf Bitten der Frau von Wolzogen, als Anhang, gewissermaßen zur Ehrenrettung des Freundes, noch einen weiteren Auszug aus Schillers Briefen zu veröffentlichen. Die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, sprach er in der Vorrede aus, die die geplante Ausgabe begleiten sollte: „Es wird hier ein Nachtrag zu Schillers Briefen geliefert, dessen öffentliche Mitteilung früher bedenklich schien. Was der Freund dem Freunde vertraulich sagt oder schreibt, gehört in der Regel nicht für ein gemischtes Publikum. Wenn man aber bei vielen Lesern der Schillerschen Schriften eine persönliche Anhänglichkeit an den Verfasser voraussetzen durfte, so gab dies Anlaß, ihn über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens, über die Entstehung einiger seiner vorzüglichsten Werke und über seine geistige Entwickelung im allgemeinen selbst sprechen zu lassen. In dieser Absicht wurden in die Nachrichten von Schillers Leben, die der Ausgabe seiner Werke vorgedruckt sind, wenige Stellen seiner Briefe eingerückt. Seit dieser Zeit aber sind Urteile über ihn laut geworden, die seine Freunde verletzt haben. Aus seinen später bekannt gemachten Briefen und anderen Nachrichten haben sich einige Leser ein Bild von ihm gemacht, das einseitig und entstellt ist. Jetzt tritt das Bedürfnis ein, noch einige Fragmente seiner Briefe dem Publikum vorzulegen, aus denen das Eigentümliche seines Gemütes sich ergiebt, das durch zarte Empfänglichkeit, Strenge gegen sich selbst, Milde gegen andere und Reinheit von allen persönlichen Rücksichten sich auszeichnete."

Ueber den ersten Teil der Biographie Schillers schreibt er am 4. Dezember 1830 an Frau von Wolzogen: „Ew. Excellenz bin ich höchst dankbar für das mir gütigst übersendete sehr werte Geschenk. Es war mir nicht möglich, mich davon loszureißen. So viele Umstände, die mir unbekannt geblieben waren, fand ich darin; der Ton der Erzählung war so würdig gehalten; meine Verhältnisse mit Schiller waren so zart und ganz nach meinem Wunsche behandelt; die Schillern eigentümliche Gemütlichkeit ging so deutlich daraus hervor — doch ich darf wohl nicht mehr darüber sagen, da ich selbst so ehrenvoll dabei erwähnt bin. Merkwürdig und zum Teil unerwartet war mir das Verhältnis zu der Frau v. Wolzogen, die Schillern in Bauerbach aufgenommen hatte. Die Tage in Volkstädt mit Schiller müssen Ihnen unvergeßlich sein. An mich schrieb er damals mit vieler

Wärme darüber. Auf den zweiten Band bin ich äußerst begierig, da er gewiß auch viel Neues und Interessantes für mich enthalten wird."

Der Dank für den zweiten Teil vom 24. Januar 1831 ist der letzte Brief, den wir von Körner besitzen: „Der zweite Teil der Biographie, den ich nunmehr Ew. Excellenz Güte verdanke, hat ein eigentümliches Interesse. In den Briefen an seine Gattin ist Schiller äußerst liebenswürdig, und die Nachrichten von seinen letzten Jahren erregen eine sanfte Wehmut, der man sich gern überläßt. An Ihrer Behandlung erfreut die Wärme und Zartheit, wodurch sich auch der erste Teil auszeichnete. Für mich waren einige Briefe neu, besonders der von dem Prinzen von Holstein und dem Minister Schimmelmann. Wohl unserm Schiller, daß er das Unglück des Jahres 1806 nicht erlebte! Wie tief würde es ihn ergriffen haben! — Minister Humboldt läßt Ihnen auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Geist ist frei und lebendig, und sein Gemüt lernt man immer mehr schätzen. Er lebt jetzt immer in Tegel, und täglich wallfahrtet er zum Grabe seiner Gattin. Traurig ist die Schwäche seiner Augen, die ihn am Lesen und Schreiben hindert. — Es wäre recht schön, wenn wir hoffen dürften, Sie einmal hier zu sehen. Was Sie nur wünschten, um hier ganz zwanglos zu leben, würde genau besorgt werden. Die Meinigen sagen Ihnen viel Herzliches und sind sehr dankbar für Ihr Werk.

Körner."

So freudig und gern er nun aber auch die wohlberechtigten Bemühungen der Freunde unterstützte, alles zu veröffentlichen, was zur Gestaltung eines lebenswarmen, wahrheitsgetreuen Bildes des großen Dichters beitragen konnte, so wenig konnte er sich in seltener Selbstlosigkeit und Bescheidenheit auch jetzt, trotz Humboldts Bitten, entschließen, etwas von dem, was er selbst einst an Schiller geschrieben hatte, erscheinen zu lassen. Was aber aus der ganzen übrigen Korrespondenz zwischen ihm und Schiller nach seinem Tode werden sollte, darüber hinterließ er keine bestimmte Verordnung. In dem Zimmer, das die Reliquien an die Kinder enthielt, verwahrte der Vater Körners auch seine Korrespondenz mit Schiller. „Aus edler Bescheidenheit," sagt Parthey (Jugenderinnerungen II, 57), „ergriff er eine halbe Maßregel, indem er seine Frau verpflichtete, die Briefe nach seinem Tode nicht drucken zu lassen." Daher beschäftigt sich Minna schon 1833 lebhaft mit der Frage, was nach ihrem Tode aus den Briefen werden solle; so oft Humboldt bei ihr ist, spricht sie mit ihm darüber. Da ihr Gatte nicht gesagt hatte, daß sie sie vernichten solle, so bleibt es ihr ein Problem, das sie nicht zu lösen weiß (Litt. Nachlaß der Frau Charlotte v. Wolzogen II, 356 f.). Erst am 28. Juni 1843, also kurze Zeit vor ihrem Tode, gab sie ihrem „geliebten Pflegesohne Carl Ullrich" die Erlaubnis, den Briefwechsel ihres Mannes mit Schiller drucken zu lassen. Die Veröffentlichung erfolgte im Jahre 1847. Erst damit wurde dem

größeren Publikum die bedeutsame Rolle, welche Dr. Körner in Schillers Leben gespielt hatte, in ihrer ganzen Tragweite vor Augen geführt.

Ehe Körner selbst aus diesem Leben abberufen wurde, hatte er den Tod vieler Freunde und Freundinnen zu beklagen. Am 20. August 1821 schon war die Herzogin von Kurland in Löbichau verschieden; 1828 stand er am Grabe der Frau von Humboldt; am 20. Mai 1829 starb nach längerem Leiden Graf Geßler. Die Freundschaft, die er der Körnerschen Familie von seiner ersten Bekanntschaft mit ihr treu bewahrt hatte, fand beredten Ausdruck auch in seinem Testamente. Der Universalerbe sollte seinem „alten Freunde, dem Staatsrat Dr. Körner in Berlin“ jährlich 800 Thaler zahlen, eine Summe, die nach dessen etwaigem Ableben seine Frau und nach dieser seine Schwägerin, Fräulein Dorothea Stock, erhalten sollte.

Was die Familie Theodors bei dem Tode des Freundes empfand, dem E. M. Arndt 1858 noch nachrief: „Er ist eine schönste Erinnerung meines Lebens, und wenn sich Geister auf einem anderen besseren Sterne wieder begegnen und wieder erkennen können, diesem würde ich mit Inbrunst ans Herz fallen müssen,“ spricht Körner am 5. Juni in folgenden Zeilen an Frau v. Wolzogen aus:

„Ew. Excellenz werden schon aus den Zeitungen ersehen haben, daß unser Freund Geßler vollendet hat. Sein Ende war schmerzlos, wie mir sein Arzt schreibt, und bei seinem Zustande war ihm ein längeres Leben kaum zu wünschen. Seine Freunde wissen, was sie an ihm verloren haben. Von der unglücklichen Stelle im Briefwechsel (zwischen Schiller und Goethe) hat er ohne Zweifel nicht erfahren, da er seit mehreren Wochen nur einzelne helle Augenblicke hatte. Indessen bleibt es immer ärgerlich für Geßlers Freunde, daß man nicht die Zartheit gehabt hat, eine solche Anekdote über einen achtbaren Mann, die gar nicht für das Publikum gehört, wegzulassen.“

Im Mai 1831 schloß der Freund Schillers die Augen für immer. Am 12. beschäftigte er sich noch frisch und gesund mit den Angelegenheiten seines Berufes; nach kurzer, schmerzloser Krankheit wurde er am Mittag des folgenden Tages, nachdem er die Augen wie zum Schlummer geschlossen, durch einen sanften Tod, dem kein Kampf vorausging, abberufen aus dem Kreise der Seinen, die den Gedanken nicht fassen konnten, daß der, dessen Gesundheit immer ihre besondere Freude gewesen, der bisher in seltener Rüstigkeit seine Amtspflichten treu erfüllt, ja, noch am letzten Vormittage ihnen seine Thätigkeit geweiht hatte, sie nun nicht mehr stützen, ihnen nicht mehr Trost und Stab sein sollte. Aber auch alle, die dem Entschlafenen als Freunde oder Amtsgenossen nahe gestanden hatten, empfanden aufs schmerzlichste den Verlust und standen tief bewegt mit der trauernden Witwe und ihrer Schwester an dem Sarge des Toten. Was Körner ihnen gewesen, das bezeugen zur Genüge die Nachrufe in den Berliner Zeitungen, die Beileidschreiben

der Bekannten und Verwandten und endlich die ehrenden Worte, welche sowohl der Bischof Dr. Neander an seinem Sarge sprach, als auch die des Ministers von Altenstein an Friedrich Förster. Die letzteren lauten:

„Die von Ew. Wohlgeboren im Namen der Frau Geheimen Oberregierungsrätin Körner mir mitgeteilte Nachricht von dem gestern erfolgten Ableben ihres von mir so innig und tief verehrten Gatten hat mich mit dem lebhaftesten Schmerze erfüllt. Es ist sein Dahinscheiden für mich ein unersetzlicher Verlust, da ich seinen großen Wert als Mensch und Staatsdiener so genau kannte, und er mich in seiner Mitwirkung für alles Gute und Edle, für welches er erglühte, vielfach so sehr beglückte. Ich fühle die Größe des Verlustes für die Gattin des



Dr. Chn. Gottfr. Körners Totenmaske. Original im Körnermuseum.

edlen Verewigten unendlich tief. Darf ich es auch nicht wagen, ihr solches und meine innigste Teilnahme selbst zu äußern, so bitte ich Sie doch, derselben, so wie es die Umstände gestatten, mein innigstes, schmerzlichstes Mitgefühl auszudrücken. Es wird mich unendlich beglücken, wenn ich der edlen hinterbliebenen Leidtragenden dieses mein Gefühl zu bethätigen im stande bin."

An demselben Tage richtete W. v. Humboldt aus Tegel folgende Zeilen an Minna und Dora: „Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, verehrteste Freundinnen, wie tief und schmerzlich mich die Nachricht der Trauer erschüttert hat, in die Sie so plötzlich und unvorbereitet versetzt worden sind. Ich weiß aus eigener, zweijähriger Erfahrung und habe immer aus meinem innersten Gefühle gewußt, daß

solche Verluste keine Trostgründe zulassen. Ununterbrochenes Fortleben in dem teuren Angedenken ist das einzige, was, indem es die Wehmut vermehrt, dem Herzen Ruhe und Frieden gewährt. Möge Ihnen bald die Stimmung werden, dies recht lebhaft zu empfinden! Der Dahingegangene hat ein in jeder Art schönes und edles Leben beschlossen; es war auch ein sehr glückliches, am meisten durch das Zusammenleben mit Ihnen, das Sie beide ungestört und ununterbrochen genossen, durch den Ruhm Ihres Sohnes, der der Bitterkeit um ihn etwas Höheres beimischte, dann aber auch durch seine Freundschaft mit Schiller, durch seinen thätigen und lebendigen Anteil an dem Geistes-Großen und -Schönen, das seine Zeit hervorbrachte. So wird sein Andenken fortleben, und so muß es auch Ihnen heiterer und lichtvoller vor der Seele stehen, wenn Sie sich ihn mit den vor ihm dahingegangenen Seinigen vereint denken. In mir wird es nie erlöschen; ich fühle mit unbeschreiblicher Wehmut, daß wieder einer der wenigen dahin ist, die noch aus der unvergeßlichsten Zeit meines Lebens übrig waren, mit denen mich die regste Uebereinstimmung in Meinungen und Gesinnungen verband, und die mir immer die freundschaftlichste und liebevollste Teilnahme schenkten. Es ist mir sehr leid, selbst durch eine Unpäßlichkeit verhindert zu sein, in die Stadt zu Ihnen zu kommen und Sie bitten zu müssen, diese wenigen herzlichen Zeilen anzunehmen. Meine Töchter teilen meinen Schmerz und umarmen Sie in Gedanken. Mit der innigsten Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

Humboldt."

Wie der ehrwürdige Neander die Bedeutung des Verstorbenen nochmals geistvoll zusammenfaßte, ist uns glücklicherweise erhalten: „In einen Trauerkreis eintretend, der sich um einen geliebten Toten versammelt hat, welcher im Leben einer der Besten war, möchte ich mich fragen, wozu es meiner Worte bedürfe, um unserer dankbaren Erinnerung sein ehrwürdiges Bild zu vergegenwärtigen, wozu meiner Worte in den Augenblicken tiefer Bewegung und heiligen Ernstes, wo jedes Herz von seiner Wehmut und Trauer zu reden weiß. Doch eben darum, weil hier an diesem Sarge uns alle nur eine und dieselbe Empfindung erfüllt, ein Schmerz, der durch das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gegen den Entschlafenen gereinigt und veredelt wird, und das bewundernde Andenken an seinen Wert, das uns die Größe unseres Verlustes fühlbar macht, darum will ich aus Ihrem teilnehmenden Herzen den Abschiedsgruß der Liebe dem Verklärten nachsenden. Dem Verklärten — ich entlehne einen Namen aus der künftigen Welt, um zu bezeichnen nicht bloß, was unserem Freunde dort geworden, sondern was er hier gewesen ist, ein Sterblicher, der in der Verehrung des Ewigen und Unvergänglichen auf der Bahn der Vollendung rastlos aufwärts schritt und den Frieden des Himmels in seiner Seele trug. Der Geist eines Weisen wohnte in ihm, und das Herz eines Kindes schlug in seiner Brust. Er faßte die ernste

Bedeutung des Lebens in ihrer ganzen, vollen Tiefe auf; aber darüber ging ihm nie die sanfte Heiterkeit des Gemütes verloren, wodurch jede Beschwerde desselben gemildert und jede Freude verschönert wird. Er wich keiner schmerzhaften Erfahrung aus und sträubte sich gegen kein Mißgeschick; den Mut aber und die Kraft, die ihn aufrecht erhielten, hatte er dadurch gewonnen, daß die Freude an Gott und das Vertrauen und die Liebe zu den Menschen in seiner Seele festgewurzelt war. An ihm sahen wir das Beste der alten und neuen Zeit in seltener Verschmelzung vereinigt, bewunderten an ihm die schmucklose Lauterkeit der Gesinnung, die nur im Umgange mit Gott und der Natur bewahrt werden kann, und den Reiz der edlen Sitte, der sich allein unter den Händen der geselligen Bildung entfaltet. Das Heiligtum der Wissenschaft war seine liebe Heimat, in die er täglich nach vollbrachter Berufsarbeit zurückkehrte, und in den Hallen der Kunst wandelte er wie ein geweihter Priester, der aus dem Menschlichen das Göttliche erschaut. Einem jeden von uns ist er bisweilen erschienen als ein ehrwürdiger Mann des Altertums, vom christlichen Geiste beseelt, gehoben und getragen. Ich gedenke eines Vorzuges, welcher unter allem, was den Menschen auszeichnet, das Höchste ist, der unserem Dasein seine Weihe giebt und uns die Seligkeit des Himmels verbürgt, des Vorzuges, in der That und Wahrheit ein Christ zu sein. Erlösete Jesu nennen wir uns; wer unter uns, wer in dem Kreise unserer Bekanntschaft hätte sich dieses heiligen Namens würdiger gezeigt, als dieser Freund und Verehrer des Herrn? Die Wahrheit, die von oben stammt, hatte ihn frei gemacht, frei von Furcht und Zweifel, frei von Eitelkeit und Sinnenlust, frei von allem engherzigen Wesen und aller sündlichen Liebe zur Welt; und niemals hörte er auf, an dem reinen und ungetrübten Quell des Evangeliums zu suchen und zu finden, was unsere Erkenntnis und Ueberzeugung von göttlichen Dingen an Umfang, Gewißheit und Kraft bedarf. Der christliche Schmerz über schmerzliche Unvollkommenheit und das Bewußtsein, daß wir, ob wir gleich das Wollen haben, doch das Vollbringen des Guten nicht immer finden, war seinem demütigen Herzen stets gegenwärtig, und so folgte er dem Zuge eines tief empfundenen Bedürfnisses in die Arme dessen, der sich um unsertwillen in den Tod gegeben hat und unser Fürsprecher bei dem Vater ist. Im Aufsehen zu dem erhabenen Vorbilde, das uns der Anfänger und Vollender unseres Glaubens zurückgelassen hat, und durch beständige Uebung stärkte er und bildete zur Fertigkeit aus die Kraft, welche die Sünde nicht herrschen läßt im sterblichen Leibe und uns tüchtig macht zu jedem guten Werke. Sein Glauben war zum Leben, zum Leben der Liebe geworden und hatte in ihm den frommen und unermüdlichen Eifer entzündet, wodurch er sich als den wärmsten Teilnehmer an jeder gemeinnützigen Anstalt, an jedem Fortschritte der Bildung, als den willigsten Fürsprecher der Armen und Bedrängten, als den sorgsamsten Pfleger edler Anlagen und Kräfte

bewährte. Wo wird das offene Herz sich wiederfinden, das jeder Bitte der Witwen und Waisen so gern Eingang verstattet, wo der beredte Mund, der das Bedürfnis der Notleidenden so überzeugend geltend zu machen und so dringend zu empfehlen weiß, wo der geübte Blick, der jedes in der entferntesten Möglichkeit noch vorhandene Mittel der Hülfe so glücklich erspäht, wie wir, die wir seine Amtsgenossen waren, dies immer mit Bewunderung an ihm wahrgenommen haben? Die meisten in diesem Kreise sind seine nahvertrauten Freunde gewesen; einige haben im engen Bündnisse mit ihm und festgehalten von seiner treuen Hand einen großen Teil ihrer Laufbahn durchmessen, und wir gedenken vor allem der tiefgebeugten Freundinnen, die sein Heimgang am härtesten trifft, die mit ihm ein Leben und eine Seele ausmachten und in ihm den Schutzgeist ihrer Freude und Zufriedenheit erkannten. Wollen wir nun, wenn es mit Worten geschehen kann, Zeugnis ablegen von dem, was er uns gewesen ist? Wer von uns hat diesem Freunde nicht seine Geheimnisse am liebsten anvertraut? Wer hat nicht mit Zuversicht den Rat aus seinem Munde vernommen? Wer hat den geringsten Zweifel in die Versicherungen seiner Liebe und Treue gesetzt? Wer hat nicht rührende Beweise der aufrichtigsten Teilnahme und uneigennütziger Hingebung von ihm erhalten? Wer hat an seinen belehrenden und erheiternden Gesprächen sich nicht erquickt? Wer ist in seiner Nähe gewesen, ohne an Achtung und Liebe für ihn zu gewinnen und durch sein Thun und Wesen sich gestärkt und erhoben zu fühlen? Ach! warum bist Du nicht länger unser Beispiel und unsere Freude geblieben? Warum hast Du zum ersten Male und so tief uns betrübt, teurer Entschlafener, an dem unser Herz gehangen hat? — Doch nein! weil uns der Freude und des Segens durch Dich so viel geworden ist, weil Dein geliebtes Bild immer mit unauslöschlichen Zügen in unserer Seele stehen wird, und weil Gott Dein schönes Leben durch einen so sanften Tod gekrönt hat, darum soll unsere Klage schweigen. Mit dem glaubensvollen Aufblick zu dem, der alles lenkt, der Trübsal und Freude schafft und den bösen Tag wie den guten zu unserem Heile aufgehen läßt, wollen wir, wie Du es gethan, uns trösten. Die christliche Fassung, die Du unter allen Widerwärtigkeiten behauptetest, mit der Du Deine herbsten Verluste, den Tod Deiner Lieben, ertrugst, der edlen Tochter, die Dein Ebenbild war, und des hochherzigen Sohnes, von dessen Begeisterung die Geschichte reden wird, solange sie der Kämpfe um das Heilige gedenkt: diese christliche Fassung soll uns ein Vorbild sein zum gelassenen Erdulden des Schmerzes, den uns Deine Trennung gebracht hat. Du hast einen guten Kampf gekämpft, und Dir ist beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Auch wir wollen aushalten und treu bleiben bis an das Ende, damit wir empfangen das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbteil, das uns behalten wird im Himmel. Hinauf zu Gott, wo wir Dich wiederfinden wollen, soll unsere Sehnsucht und Hoffnung Dir folgen; hinüber zu der geweihten Ruhestätte, die

sich Dein Vaterherz erkoren, soll unser Segensgebet Dich geleiten! So ziehet hin, teure Ueberreste des Teuersten, ziehet hin, fahret wohl, ruhet sanft! Der Erde gehört, was von ihr genommen ist, dem Himmel, was ihm sich geweiht hat. Amen."

Noch am Abend des 16. Mai ging die Leiche, von Friedrich Förster begleitet, nach ihrem Bestimmungsorte ab, um am 18. feierlich links von dem Hügel seines Sohnes in Wöbbelin beigesetzt zu werden. Dort schläft seinem Wunsche gemäß der Vater Theodors den ewigen Schlaf. Der auf dem Grabe zu seinen Häupten liegende Sandstein trägt die schlichte Inschrift:

Christian
Gottfried Körner,
geb. zu Leipzig
am 2. Juli 1756,
gest. zu Berlin
am 13. Mai 1831.

Die nächste Aufgabe für die so schwer heimgesuchte Witwe war die Ordnung des schriftlichen Nachlasses ihres Gatten. Behülflich hierbei waren ihr namentlich Förster und Streckfuß. Besonders der unermüdlichen Sorgfalt des letzteren ist es zu verdanken, daß so manches, was sonst vielleicht der Nachwelt für immer vorenthalten geblieben wäre, nicht vernichtet, sondern aufbewahrt und zurückgelegt wurde. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hütete Minna vornehmlich, ganz im Einverständnis mit den Ansichten des Verstorbenen, seine verschiedenen Briefwechsel, und wenn sie sich bereits im September entschloß, die Briefe, welche im Laufe der Jahre Humboldt an ihren Gatten geschrieben, dem langjährigen Freunde wieder zuzustellen, so glaubte sie auch hier nur ganz im Einvernehmen mit dem Geschiedenen zu handeln. „Da ich jetzt," so lautet der Brief, den sie am 29. September 1831 an W. v. Humboldt richtete, „mich mit dem so quälenden Geschäft beschäftige, meines verklärten Freundes Papiere zu untersuchen, so finde ich Briefe, die, von Ihrer edlen Hand geschrieben, eine lange Reihe von Jahren meinen Freund beglückt haben. Ich gebe sie der Quelle zurück, woraus sie so geistvoll und schön hervorgingen. Ich glaube, wenn ich es recht bedachte, durch die Zurückgabe den Willen des Verewigten erraten zu haben. — Die jugendlich frische Kraft Ihres geistigen Lebens wird ergötzend auf Sie wirken und hinter dem dunklen Flor der Gegenwart die Vergangenheit mit allen ihren Reizen sehen lassen. — Schmerzvoll vergehen meine Tage, weil ich mich nicht an das Unabänderliche gewöhnen kann. — Gott segne Sie für alle treu bewiesene Liebe! Gott stärke Ihre Gesundheit! Mit der innigsten Dankbarkeit und Verehrung Ihre ergebene

Maria Körner."

Aus demselben Jahre endlich datieren noch zwei von Minnas Hand geschriebene Briefe, die uns nicht nur einen Einblick in das Seelenleben der Greisin gewähren, sondern auch zeigen, wie nunmehr ihre Gedanken mit neuer Lebhaftigkeit bei den Gräbern der Ihrigen in Wöbbelin weilen, zumal da sie erfahren hatte, daß dort nicht alles so war, wie es wohl sein sollte. Am 31. Juli schreibt sie an Förster folgende Zeilen:

„Wenn ich die heitere, fröhliche Jugend nicht stören will im Genuß Ihres glücklichen Lebens, so müßt ich schweigen, meine Freunde. Mir ist der Verlust meines verklärten Freundes noch so nah, als in dem Moment, wo ich ihn unerwartet verlor. Die Fassung, die ich mir in der schrecklichen Stunde erzwang, hat mich längst verlassen, und desto zweckloser und öder ist mein Leben. Ich weiß, ich begreife nicht, warum ich lebe, da mein ganzes Sinnen und Trachten auf ihn berechnet war. Alle Arbeit, alles Lesen ekelt mich an, was, vereint mit dem Himmlischen, meine größte Freude war.

Geschäfte habe ich in Menge und des unangenehmen Schreibens genug. Vor sechs Wochen habe ich an Herrn Wiechelt geschrieben, mit der größten Innigkeit gedankt für alles, was so uneigennützig er für uns gethan hat, und ihm erzählt, was beide Testamente meines Körner mir befehlen, und ihn gebeten, seine Güte noch über uns walten zu lassen, bis alles eingerichtet ist, die Fürsorge für die Gräber zu verwalten, wie er bis jetzt gethan hat. Ich habe keine Antwort darauf erhalten — und der August nähert sich, wo die zwölf Dukaten ausgeteilt werden sollen. Unser Freund Streckfuß hat in dieser Woche an ihn geschrieben und meine Bitten erneuert. Mir ist, mein teurer Freund, als wenn Sie mir gesagt hätten, daß die Wiese in diesem Jahre für 28 Thaler verpachtet worden wäre. Oder hat mir nur lebhaft geträumt? Was hab ich noch alles zu bestehen! Das Durchsehen seiner Papiere und das Verbrennen davon.“ Dann gab es noch manches unangenehme Geschäft: die Bibliothek wurde verauktioniert; eine kleinere Wohnung mußte bezogen werden. Ueberall stand Streckfuß der Mutter helfend zur Seite. Einzelne wenige Freunde kamen teilnehmend fort und fort; alte Kampfgenossen des Sohnes suchten die Damen auf, unter anderen der General von Dörnberg; wenn es auch herzergreifende Augenblicke waren, so thaten sie doch der Mutter wohl, wenn Worte der Liebe und Achtung für ihren Theodor gesprochen wurden, und dankbar berichtet sie darüber. Wohl nennt sie ihr Leben zwecklos und öde, aber sie hält sich fern von Griesgrämlichkeit; sie klagt wohl über ihren leidensvollen Körper, aber nur, um damit zu entschuldigen, daß die Briefe so spät beantwortet werden. „Denn wenn man im Alter gutmütig bleibt,“ sagt sie voll weiser Erfahrung, „dann ist man nicht verlassen.“

Noch teilte des Lebens Mühen und Sorgen in treuer Liebe mit ihr die Schwester Dora; noch ist deren Geist rege und ihre Seele frisch, aber der Körper

ist gebrochen. Wohl spendet sie immer von neuem Trost, aber das Alter hat ihre eigene Gesundheit untergraben, und die Schatten des Todes umfloren ihren Blick, und schneller, als sie selbst es vermutet, wird auch sie abberufen. Noch wenige Tage vor dem traurigen Ereignis hatte Minna zwar voll banger Besorgnis, aber doch ohne die Befürchtung, daß sie so bald ganz vereinsamt dastehen sollte, über das Befinden der Schwester an Vetter Weber berichtet. „Leider hat ihre Schwäche," sagt sie, „immer mehr zugenommen. Es kommen manchmal zwei oder mehrere Stunden, wo es scheint, als ob sie etwas gestärkt wäre; aber immer nehmen ihre Kräfte ab. Wenig Schlaf, Mangel an Appetit, und daß sie durchaus keine medizinischen Mittel nehmen will . . . Wir sind in diesen Tagen ein paarmal ausgefahren, was ihr aber nicht zu bekommen scheint. Solange sie in der Luft ist, geht es; aber beim Heraufbringen der Treppen entsteht ein so gänzlicher Mangel an Luft, was recht angstvoll ist. Künftig werde ich sie rauf und runter tragen lassen." Dann bestellt sie noch Grüße von der Schwester; es war das letzte Mal, daß sie solche übermitteln sollte. Neun Tage später, am 30. Mai 1832, ist Dora verschieden. Auch ihre Leiche wird ihrem Wunsche gemäß nach Wöbbelin überführt. Der später gesetzte Stein trägt die Inschrift:

Hier ruhet
zur Seite der Ihrigen
Johanna Dorothea Stock,
geb. d. 6. März 1760
zu Nürnberg,
gest. den 30. Mai 1832
zu Berlin.

Außer dem Barvermögen hinterließ Dora vierzehn von ihr selbst gefertigte Pastellgemälde. Diese sollte, so lautete eine Bestimmung ihres Testamentes, Streckfuß mit Ausschluß des Porträts ihrer Nichte Emma, das dem General v. Pfuel zufallen sollte, nach dem Tode ihrer Schwester „Sr. Majestät dem Könige anbieten, aber auf keinen Fall irgend eine Bezahlung, Belohnung oder Geschenk dafür angenommen werden". Der König nahm die dreizehn Pastellbilder an und gab dafür 1000 Thaler, weil diese dem Körnerschen Freitisch an der Berliner Universität zu gute kommen sollten, den Minna und Dora gestiftet hatten.

Von der Familie Theodors war nun, nachdem auch ihre beständige Gefährtin seit siebzig Jahren sie verlassen hatte, nur noch die Mutter übrig. Alle die Ihrigen hat sie, die so oft gekränkelt, überlebt: ringsum Gräber und überall Gräber; fast alle Freunde und Freundinnen, die in den Tagen ihres höchsten irdischen Glückes in ihrem Heim verkehrt hatten, sah sie vor sich dahinsterben. Noch über elf Jahre sollte es ihr zu leben vergönnt sein. Ihre Briefe zeigen, womit sich ihre Gedanken am liebsten beschäftigen, wie sie ihren Blick, ihr

weinendes Auge nach der Vergangenheit wendet und, nachdem sie sich Ergebung errungen, mit sich und mit der Welt zufrieden ist. Ihre Zeit füllt sie am Tage aus mit Porzellanmalerei, am Abend mit Lesen. Wenn ihr nur das Augenlicht erhalten bleibt, fleht sie immer wieder, daß sie sich so beschäftigen kann; denn „der ewige Strickstrumpf ist doch zu langweilig", lautet einmal ihr Angstruf. Zu fortwährender Thätigkeit spornt sie sich an, um den Gleichmut zu bewahren. Dann hören wir sie fast epigrammatisch zugespitzt sagen: „Wer seinen Schmerz besiegen will, darf sich keine Muße erlauben; sonst ist es mit dem Frieden der Seele dahin." Gemalte Teller oder andere Gegenstände sendet sie als Geschenke an die Verwandten und Freundinnen und ist glücklich, wenn sie freundlich aufgenommen werden. Ganz besonders dankbar aber ist die Greisin, wenn freundlicher Besuch ihr die Zeit kürzt, sie rechnet geradezu peinlich die Viertelstunden nach, die man ihr gönnt. Rührend ist es zu hören, wenn sie von jüngeren Leuten erzählt, die auf Empfehlung von Näherstehenden hin ihr, der Mutter Theodor Körners, den sie sich als Ideal erkoren haben, ihre Verehrung und Teilnahme bezeigen. Diese Zuneigung betrachtet sie als ein Geschenk des Himmels, das ihr Leben erquickt. Vergangene Schmerzen, die nur ein leichter Schleier verhüllt, wachen freilich dann wieder auf, aber ihre Herbigkeit ist gemildert. „Wenn unsere Geliebten je in ihren seligen Sphären die Neigungen behalten, welche sie auf Erden empfanden, wenn sie einen Anteil nehmen an dem armseligen Treiben dieser Sterblichkeit, und wenn es ihnen vergönnt ist, mit denen, die sie geliebt haben, in Gemeinschaft zu stehen, so glaub ich," so tröstete sich die Mutter, „daß in solchen Momenten der Erinnerung sie uns nahe sind." Von ihrem Fenster aus sah sie auch das Begräbnis des Generals von Lützow, „nämlich Theodors Lützow", fügt sie hinzu, und, auf das tiefste ergriffen, lauschte sie noch lange den dumpfen Trommeln, die ihn zur letzten Ruhe begleiteten.

Oftmals wurde sie freilich von Krankheit heimgesucht; dann denkt sie an den Zuruf des alten Freundes Geßler, den er von seiner Fahrt nach Italien mitgebracht hatte: Pazienza! und will ihn sich zu eigen, zum Wahrspruch machen, sie will sich im Geduldigsein eine glückselige Ewigkeit erwerben. Jedoch auch die Briefempfänger mahnt sie zur Geduld: sie hätte sehr viel zu schreiben, und es ginge ihr nicht mehr so von der Hand wie früher. Wahrlich, es ist eine gar stattliche Reihe von Briefen, die sie in den letzten Jahren geschrieben hat.

In vielen Schreiben spricht sie dankerfüllt von der Familie Ullrich. Dieser gebühren zuletzt wegen der treuen Pflege, die sie der Körnerschen Familie hat angedeihen lassen, einige Worte der Erinnerung. Anfangs hatten die Ullrichschen Eheleute in dem Hause eine dienende Stellung eingenommen, nach und nach aber so das Vertrauen ihrer Herrschaft gewonnen, daß das ursprüngliche Verhältnis ganz vergessen worden war.

Mit besonderer Liebe aber umfing Dr. Körner und namentlich Minna, zumal nach dem Tode Theodors und Emmas, die Kinder, vornehmlich die beiden Söhne des Ullrichschen Ehepaares. Der älteste, Rudolf, im Jahre 1815 geboren und zunächst von Dr. Körner adoptiert und von diesem im fünfzehnten Lebensjahre „als Lehrling in eine der bedeutendsten Apotheken gethan", starb, nachdem er Neujahr 1835 ein „schönes Examen" bestanden hatte und „Gehilfe und selbstständig" geworden war, zum großen Kummer Minnas infolge einer heftigen Erkältung schon am 13. September desselben Jahres. Nunmehr wandte die „Pflegemutter", wie sich Minna, die bei beiden Söhnen Pate gestanden hatte, selbst nannte, ihre ganze Liebe Carl, dem jüngeren, 1821 geborenen Bruder Rudolfs, zu. Nachdem dieser von ihr adoptiert worden war, studierte er Forstwissenschaft und ward preußischer Feldjäger; später quittierte er den Dienst und wurde Kunstverleger. Noch heutigestags lebt er als Partikulier und Hauptmann a. D. in der Gegend von Guben. Gerade an diesem „Pflegesohn" Carl hing Minna mit geradezu abgöttischer Liebe: ganz ihm zu Willen und in allem mit ihm einverstanden, war ihr für ihn nichts zu kostbar, wie deutlich genug die aus den letzten Jahren ihres Lebens an ihn und an C. G. Weber gerichteten hinterlassenen Briefe zeigen. So gab sie auch ohne weiteres ihre Zustimmung, als sich Carl im Jahre 1842 mit Hellenor Yates aus Manchester verlobte. — Außer Rudolf und Carl wird in dem Briefwechsel des öfteren noch eine Stiefschwester von ihnen, Amalie (Malchen) mit Namen, erwähnt. Auch diese wird von Minna ihre „Pflegetochter" genannt. Acht Jahre lang ist sie in ihrem Hause gewesen, während sie früher bei einer Tante in Dresden erzogen worden ist. Im Jahre 1832 war Malchen bereits mit einem gewissen Henckel, der in Mecklenburg-Schwerin, vielleicht in Ludwigslust, seinen Wohnsitz gehabt zu haben scheint, verheiratet.

Außer diesen treuen Menschen war in den letzten Jahren die Förstersche Familie der Staatsrätin besonders nahe, sie war in dasselbe Haus gezogen, und tagtäglich kamen „die Försterschen", wenn auch nur auf einen Husch zu ihr. Im Sommer freilich, wenn Försters ihre Reise machten, klingt hie und da ein Ton der Klage über ihre Einsamkeit in den Briefen. Unter der Beihülfe des anhänglichen Streckfuß giebt sie noch die gesammelten Werke ihres Sohnes heraus; dies und die Sorge für die Pflege der Gräber beschäftigt die Matrone noch in den letzten ihrer Zeilen, die datiert sind.

Wohl finden sich im Körnermuseum noch einige andere Aufzeichnungen, die dem Charakter der Schriftzüge gemäß zweifellos in die letzten Monate der Hochbetagten zu setzen sind; datiert aber sind sie nicht. Zunächst gehören hierher drei Zettel, denen Minna die ihr Inneres in den letzten Tagen ihres irdischen Daseins bewegenden Gedanken anvertraute.

„Wie Rosenpracht schwindet der Könige Zier;
Wie einsame Veilchen vergehen auch wir.
Doch er, der die Schöpfung der Blumen zerstört
Und Wälder zerknickt und Berge verheert,
Der Kronen vernichtet und Scepter zerbricht,
Der schonet die Hütte des Redlichen nicht.

Doch hat er von Schrecken für Redliche nichts;
Er kommt in der Schöne, ein Engel des Lichts,
Und winket uns lächelnd hinüberzugehn,
Wo Kronen uns winken und Palmen uns wehn."

„Das Gebet ist der Schlüssel zum Thore des Himmels. Dies geht nicht leicht auf. Es gehört dazu Kraft angestrengter Uebung, warmer Wille. Aber ist das Thor einmal offen: siehe! da ist keine Scheidemauer mehr zwischen Dir und dem Allmächtigen, und Gottes Engel fahren auf dem Wege auf und ab und dienen dem Menschen."

„Das Alter ist herzensmatt und sturmgeknickt; es ist das verfallene Grabmal der Furcht und Hoffnung. Weshalb noch ängstliche Sorge für die wenigen und abendlichen Stunden, deren ganzes Bestreben nur eben Ruhe heißt. Sie sehen ihren Schatten aufs Grab fallen und bedürfen nur zu rasten hienieden."

Ein viertes, an Carl Ullrich gerichtetes Schreiben endlich, wohl vom 4. August stammend, zeigt, daß Minna bei Beginn des Monats aufs neue von Krankheit heimgesucht ist und ihr Ende nahen fühlt.

„Es ist 12 Uhr, den 4. . . .

Es ist unserem Freunde wieder gelungen, mich zusammenzuflicken um Deiner und Deiner lieben Eltern willen. Der gütige Gott wird mich erhören. Doch sein, nicht mein Wille geschehe! Bleib Du mir ein guter, edler Mensch: so habe ich noch über Dich in der Heimat Freude. Die Nacht war sehr leidlich. Ich hoffte, Dir einen Brief von Hellenor zu schicken; aber es ist noch keiner da. Matt, sehr matt bin ich; doch die Kräfte kommen außer dem Bett besser als im Bett. Mit dem Schreiben geht's nicht besonders. Gott segne Dich, mein Sohn! Deine Eltern grüßen Dich mit mir. Mit Liebe

die Deine
Maria Körner.

Eben habe ich ein Sardellenbrötchen dürfen essen."

Ob sich Minna nochmals auf kurze Zeit erholte, muß dahingestellt bleiben. Am 20. August erlöste sie der Tod, dem sie als einem lang erwarteten Freunde und Tröster furchtlos und gottergeben ins Auge schaute, von ihren irdischen Leiden, um sie mit den Ihrigen zu einem besseren Leben zu vereinigen.

Am 22. August brachte die Spenersche Zeitung folgende Anzeige: „Den heute früh um halb ein Uhr erfolgten sanften Tod meiner innig geliebten Pflege-



Die Gräber der Familie Körner in Wöbbelin. Nach einer Originalzeichnung.

mutter, der verwitweten Geheimen Oberregierungsrätin Körner zeige ich hiermit tiefbetrübt ihren Bekannten und Freunden statt besonderer Meldung ergebenst an.

Berlin, den 20. August 1843.

C. Ullrich, Königl. Feldjäger im reitenden Corps."

Auch Minnas Leiche wurde ihrem Wunsche gemäß nach Wöbbelin gebracht und dort am 23. August rechts von des Sohnes Hügel zur letzten Ruhe gebettet. Ihr Grab, welches, wie das ihres Gatten, mit Rasen gedeckt ist, schmückt ein glatter, weißer Stein mit der Inschrift:

Anna Maria
Jacobine Körner (geb. Stock),
geb. zu Nürnberg
am 11. März 1762,
gest. zu Berlin
am 20. August 1843.

So schlafen denn nun, fern von ihrer engeren Heimat, aber doch auf deutschem Boden, nicht weit von der Stätte, wo einst für seines Vaterlandes Ehre und Freiheit der Sohn seine jugendliche Heldenseele ausgehaucht hatte, wieder vereinigt die Glieder der Körnerschen Familie den ewigen Schlummer, „gegangen — nicht vergangen, gestorben — doch nicht tot,“ umstrahlt von dem Ruhmesglanze des Jünglings, der, zugleich ein Sänger und ein Held, immer mehr zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Nation geworden ist, dem sein Volk in treuer, dankbarer Erinnerung an alles das, was er während seines kurzen Erdenwallens gewirkt und gewollt, den im „Aufruf“ als ernstes Mahnwort ausgesprochenen Herzenswunsch erfüllt hat:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Auch Minnas Leiche wurde ihrem Wunsche gemäß nach Wöbbelin gebracht und dort am 23. August rechts von des Sohnes Hügel zur letzten Ruhe gebettet. Ihr Grab, welches, wie das ihres Gatten, mit Rasen gedeckt ist, schmückt ein glatter, weißer Stein mit der Inschrift:

Anna Maria
Jacobine Körner (geb. Stock),
geb. zu Nürnberg
am 11. März 1762,
gest. zu Berlin
am 20. August 1843.

So schlafen denn nun, fern von ihrer engeren Heimat, aber doch auf deutschem Boden, nicht weit von der Stätte, wo einst für seines Vaterlandes Ehre und Freiheit der Sohn seine jugendliche Heldenseele ausgehaucht hatte, wieder vereinigt die Glieder der Körnerschen Familie den ewigen Schlummer, „gegangen — nicht vergangen, gestorben — doch nicht tot,“ umstrahlt von dem Ruhmesglanze des Jünglings, der, zugleich ein Sänger und ein Held, immer mehr zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Nation geworden ist, dem sein Volk in treuer, dankbarer Erinnerung an alles das, was er während seines kurzen Erdenwallens gewirkt und gewollt, den im „Aufruf“ als ernstes Mahnwort ausgesprochenen Herzenswunsch erfüllt hat:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“



Auch Minnas Leiche wurde ihrem Wunsche gemäß nach Wöbbelin gebracht und dort am 23. August rechts von des Sohnes Hügel zur letzten Ruhe gebettet. Ihr Grab, welches, wie das ihres Gatten, mit Rasen gedeckt ist, schmückt ein glatter, weißer Stein mit der Inschrift:

Anna Maria
Jacobine Körner (geb. Stock),
geb. zu Nürnberg
am 11. März 1762,
gest. zu Berlin
am 20. August 1843.

So schlafen denn nun, fern von ihrer engeren Heimat, aber doch auf deutschem Boden, nicht weit von der Stätte, wo einst für seines Vaterlandes Ehre und Freiheit der Sohn seine jugendliche Heldenseele ausgehaucht hatte, wieder vereinigt die Glieder der Körnerschen Familie den ewigen Schlummer, „gegangen — nicht vergangen, gestorben — doch nicht tot," umstrahlt von dem Ruhmesglanze des Jünglings, der, zugleich ein Sänger und ein Held, immer mehr zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Nation geworden ist, dem sein Volk in treuer, dankbarer Erinnerung an alles das, was er während seines kurzen Erdenwallens gewirkt und gewollt, den im „Aufruf" als ernstes Mahnwort ausgesprochenen Herzenswunsch erfüllt hat:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"

Christoph Andreas Ayrer.

Anna Sophie Ayrer.

Johann Be
† 1
2. Gatte von Christ
verw. H

Johann Christian Hendrich, verm. mit 3) Christiana
† 1755.
17
(2. Gatt
Ben

Karl Gottlieb Gö

1) Carl Göldener (179
verm. mit Rosalie
(1800—1855)

Endner, verm. mit Marie Helene Stock, verm. zu
geborene Schwabe.
† 1782.

Gustav Georg Endner.

Johanna D
176

1) Auguste Endner,
verm. mit Schiefer.

2) Charlotte Endner.

Johanna Florentine
(geb. 1764, † 1829 als vereh.
Domherr D. Keil in Leipzig).

Christiane Sophie
(geb. 1766, † 1800, verm. m
Probst D. Schleußer in Witte
berg).

I. Aus erster Ehe: 1) Karl v. Weber 2) Ferdinand

Auch Minnas Leiche wurde ihrem Wunsche gemäß nach Wöbbelin gebracht und dort am 23. August rechts von des Sohnes Hügel zur letzten Ruhe gebettet. Ihr Grab, welches, wie das ihres Gatten, mit Rasen gedeckt ist, schmückt ein glatter, weißer Stein mit der Inschrift:

Anna Maria
Jacobine Körner (geb. Stock),
geb. zu Nürnberg
am 11. März 1762,
gest. zu Berlin
am 20. August 1843.

So schlafen denn nun, fern von ihrer engeren Heimat, aber doch auf deutschem Boden, nicht weit von der Stätte, wo einst für seines Vaterlandes Ehre und Freiheit der Sohn seine jugendliche Heldenseele ausgehaucht hatte, wieder vereinigt die Glieder der Körnerschen Familie den ewigen Schlummer, „gegangen — nicht vergangen, gestorben — doch nicht tot," umstrahlt von dem Ruhmesglanze des Jünglings, der, zugleich ein Sänger und ein Held, immer mehr zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Nation geworden ist, dem sein Volk in treuer, dankbarer Erinnerung an alles das, was er während seines kurzen Erdenwallens gewirkt und gewollt, den im „Aufruf" als ernstes Mahnwort ausgesprochenen Herzenswunsch erfüllt hat:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"

Christoph Andreas Ayre[...]

Anna Sophie Ayrer. Johan[...]

2. Gatte von [...]
ve[...]

Johann Christian Hendrich, verm. mit 3) Christ[...]
† 1755.
(2.

Karl Gottlie[...]

1) Carl Göldene[...]
verm. mit Ro[...]
(1800—

Endner, verm. mit Marie Helene Stock, verm[...]
geborene Schwabe.
† 1782.

Gustav Georg Endner.

Johan[...]

1) Auguste Endner, verm. mit Schiefer.
2) Charlotte Endner.

Johanna Florentine (geb. 1764, † 1829 als vereh. Domherr D. Keil in Leipzig).
Christiane Soph[...] (geb. 1766, † 1800, ver[...] Probst D. Schleußer in [...]berg).

I. Aus erster Ehe: 1) Karl v. Weber (1806—1879, Geh. Rat und Direktor des [...]
2) Ferdin[...] (1807—18[...]



Anmerkungen.

I.

Theodor Körners Vorfahren.

S. 1, letzte Zeile. Hauptquelle: Acta historico-ecclesiastica. Weimar 1737. I, 888.

S. 2, Z. 3. Dresdner Geschichtsblätter. 1894. Nr. 3. S. 141 bis 143.

S. 3, 7 und 9 Seitenüberschrift lies: Johann Gottfried Körner.

S. 3, Z. 6. Trauungsbuch der St. Peter- und Paulskirche zu Weimar:

„Den 25. Juny (1725).

Herr Magister Johann Christoph Körner bey hies. Stadt- und Haupt-Pfarr-Kirche zu St. Peter und Paul Wohlverordneter Collaborator und Prediger, weil. Johann Körner, wohlgelittenen Bürgers zu Leipzig, nachgel. ehel. jüngster Sohn, und Jgfr. Christiana Elisabetha Oleariussin, weil. Herrn Gottfried Olearii, S. S. Theologiae Doctoris et Professoris ordinarii, auch des hohen Stiffts Meißen Canonici, ingleichen des Chur-Sächs. Consistorii in Leipzig Assesoris, nachgelass. ehel. ält. Jgfr. Tochter."

S. 3, Z. 20 lies: Tode in Johann Gottfried.

S. 3, Z. 22. Schülermatrikel des Weimarer Gymnasiums vom Jahre 1732 Nr. 714: Io. Godofredus Cörner Vimar. natus annos $5^3/_4$ in classem IV introductus est d. 15. Sept. 1732.

S. 5, Z. 35 lies anstatt: die letzte von diesen „Letztere".

S. 7, Z. 34. Das Gesuch um eine theologische Professur, das Körner im Januar 1776 an den Kurfürsten richtete, lautet nach Mitteilung des Pastors Blanckmeister zu Dresden aus dem dortigen Hauptstaatsarchive:

„Ew. Kurf. Durchlauchtigkeit falle ich in tiefster Demut zu Fuße, um meine unterthänigste Bitte vorzutragen. Es ist durch den Abschied des seligen D. Bahrdts und anderweitiger Veränderung die vierte Stelle unter den Professoribus ordinariis der theologischen Fakultät zu Leipzig erledigt worden. Voll von Verlangen, der Kirche, der ich bisher auf andere Weise gedienet, auch auf dem Katheder nützlich zu werden, unterfange ich mich, Ew. Kurf. Durchlaucht unterthänigst anzuflehen, bei Besetzung dieser erledigten Stelle ein Denkmal höchstderoselben preiswürdigen Gnade an einen treuen Diener zu stiften, welches meinen Eifer immer mehr entzünden wird, nicht nur die höchste Gnade in tiefster Unterthänigkeit zu verehren, sondern auch durch redlichen und unablässigen Fleiß mich derselben nicht unwürdig zu bezeigen, der ich unter inbrünstigen Wünschen vor die glückliche Regierung Ew. Kurf. Durchlaucht fußfällig verharre u. s. w."

Am 31. Januar, als Körner des Erfolges seiner Bewerbung so gut wie sicher war, richtete er an den Freiherrn v. Hohenthal, den Vicepräsidenten des Oberkonsistoriums, folgendes Schreiben:

„Hochwohlgeborener Freiherr!
Gnädigster Herr Vice-Präsident!

Ew. Hochwohlgeborne Freiherrl. Gnaden aufzuwarten würde schon längst von mir als meine liebste Pflicht beobachtet worden sein, wenn ich nicht teils es mich nicht zu wagen getraut, die kostbaren Augenblicke, welche Ew. Hochwohlgeb. Freiherrl. Gnaden so rühmlich zum Besten der Kirche und des ganzen Landes verwenden, nur im geringsten zu unterbrechen, teils durch solche Nachrichten gehindert worden wäre, die mich in eine Art von Verlegenheit gesetzt haben. — Die wunderbaren, doch weisen Wege meines Gottes scheinen mich dahin zu führen, wohin ich mehrmals gedacht habe, und die Herzen meiner hohen Gönner und Beförderer so zu lenken, daß ich solche Befehle zu erwarten habe, die vor mich die verehrungswürdigsten sind, und bei denen nur das Gefühl meiner Ohnmacht zu Vollziehung derselben mich mit Furcht und Schrecken erfüllete. Gehorsam und Unterwerfung ist mein Teil. Es geschehe der Wille meines treuen Vaters und derer, aus deren Munde ich seinen Ruf vernehme. Nichts als das Vertrauen kann mich beruhigen, daß Er mit Seiner Kraft in meiner Schwachheit mächtig sein werde. Was kann ich nicht von dem hoffen, der die Liebe selbst ist, da ich mich von denen, die Sein Bild tragen, so vieler unverdienter Gnade rühmen kann! — Ich verehre mit tiefster Demut die schätzbaren Beweise, welche Ew. Hochwohlgeborne Freiherrliche Gnaden mir angedeihen zu lassen geruhen. Gott mache mich tüchtig, derselben nie unwürdig zu werden, und erhöre das Gebet, welches vor das unverrückte hohe Wohlergehen Ew. Hochwohlgeb. Freiherrl. Gnaden zum Thron des Höchsten aufsteigen läßt der, welcher mit der schuldigsten Devotion verharret

Ew. Hochwohlgeb. Freiherrl. Gnaden
unterthänigster Diener
D. Johann Gottfried Körner.“

II.

Christian Gottfried Körner.

S. 10, Z. 3 v. u. Ueber den Schulbesuch Körners (vor Grimma) gehen die Nachrichten sehr auseinander. Nach Weiz, Das gelehrte Sachsen. 1780. S. 137 hat er die Nikolai- und Thomasschule zu Leipzig, nach Weidlich, Biographische Nachrichten. Halle 1781. I, 426 nur die erstere Schule besucht. In dem Archiv der Nikolaischule aber findet sich über Körner nichts, obgleich die Schülerverzeichnisse aus den in Frage kommenden Jahren vollständig erhalten sind. Daß er die Thomasschule besucht hat, ist ja an sich höchst wahrscheinlich, da der Vater seit 1761 an der Thomaskirche als Pfarrer thätig war; leider zeigt der Katalog der am Thomasgymnasium aufgenommenen Schüler vom Jahre 1740 an eine große Lücke. Kein Wunder daher, wenn andere Körner überhaupt keine öffentliche Schule besuchen, sondern im elterlichen Hause privatim unterrichtet werden lassen.

S. 12, Z. 2. Das Stammbuch enthält außer dem angeführten Eintrag noch acht andere, darunter einen englischen und einen lateinischen. Die meisten stammen vom Oktober 1776. Einer darunter, von Balth. Stenzel unterzeichnet, lautet:

„Ich sehe diese Welt gern für ein Gasthaus an,
Das jedem offen steht: wer sprechen will, der spreche!

Hier ist für jedermann ein voller Tisch gedeckt.
Ein jeder esse, was ihm schmeckt,
Und jeder zahle seine Zeche!

S. 12, Z. 8. Elze, Vermischte Blätter. Köthen 1875. S. 76 f.

S. 12, Z. 10. Goedeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. 2. Aufl. Leipzig 1874. I, 27.

S. 12, Z. 20. Goedeke, Briefw. I, 28.

S. 12, letzte Z. Goedeke, Briefw. I, 20 f.

S. 13, Z. 5. Am 8. Januar 1809 schrieb der Vater an Theodor: „Du wirst also, wie viele andere, irgend ein nährendes Geschäft treiben müssen. Ich war in gleichem Falle und wählte die Jurisprudenz, nicht aus Neigung, sondern weil ich mich sonst für Theologie oder Medicin hätte bestimmen müssen, die für mich damals noch mehr Abschreckendes hatten."

S. 13, S. 26. In dem jetzt im Körnermuseum befindlichen Stammbuche Haußwalds aus Schleusingen findet sich unter dem Datum des 6. Juli 1778 ein von Körner geschriebener Eintrag, der ganz im Einklang mit der sonstigen Lebensanschauung des Schreibers steht.

„Froh zu der Arbeit gehn, die Pflicht und Wahl gebeut,
Wenn Freundschaft ruft, die Freud' aus vollem Becher trinken,
Der Zukunft lächeln, wenn einst Gräber winken:
Dies ist der Weisheit Frucht, dies ist Genuß der Zeit."

S. 14, Z. 3 lies: boten.

S. 14, Z. 9. (Leipziger) Neue Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1778 (S. 807) und C. A. Bel in Panegyrici magistr. Lips. 1778. S. 20 bis 22.

S. 14, Z. 11. (Leipziger) Neue Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1779. S. 510.

S. 14, Z. 12. Catalogus lectionum in Universitate Lipsica per aestatem MDCCLXXIX habendarum. S. 14.

S. 14, Z. 14. Goedeke, Briefw. II, 107. Danach lies: Stiefeltretschen.

S. 14, Z. 18. Goedeke, Briefw. I, 301.

S. 14, Z. 26. Goedeke, Briefw. I, 21.

S. 14, Z. 30. Adolf Stern, Beiträge zur Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrh. Leipzig 1893. S. 239 bis 248.

S. 17, Z. 3. Nach gütiger Mitteilung von Pastor Blanckmeister in Dresden nach Soc. 10 738 Leipz. Consistorialadvok. 1779 ff. Vol. IV. S. 10 f.

S. 17, Z. 4. Blanckmeister, Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes. 9/10. Heft. S. 30 f.

S. 17, Z. 14. Goedeke, Briefw. I, 18.

S. 17, Z. 16. Gustav Georg Endner, der Stiefsohn Johann Michael Stocks, fertigte 1785 ein Kupferstichbildnis des D. Joh. Gottfr. Körner an. Er war 1754 in Nürnberg geboren und starb 1824 in Gohlis.

S. 17, Z. 21. Goethe, Dichtung und Wahrheit. Hempelausg. Bd. 21. S. 104 f.

S. 17, Z. 32. H. Kletke, Kunst und Leben. Aus Fr. Försters Nachlaß. Berlin 1873. S. 88.

S. 18, Z. 4. Caroline v. Wolzogen, Schillers Leben. S. 113.

S. 18, Z. 8. Wenn R. Keil (Vor hundert Jahren, Mitteilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter. Leipzig 1875. II. Kap. IV. S. 56) erwähnt, daß gleich vielen anderen auch Körner während seines Aufenthaltes in Leipzig in Corona Schröter (1751 bis 1802) verliebt gewesen sei, so wird dabei weniger an eine ernste Leidenschaft, als viel=

mehr an eine vorübergehende, jugendlich-schwärmerische Verehrung der damals hochberühmten anmutigen Sängerin zu denken sein.

S. 19, Z. 2. Geb. 1736 in Winterthur, war Graff 1765 als Professor an die Dresdner Akademie berufen worden, eine Stellung, die er mit größten Ehren bis zu seinem Tode (1813) bekleidete.

S. 19, Z. 7. Das 1785 gemalte ovale Brustbild (0,61 h., 0,51 br.) zeigt die Büste von vorn gesehen, den Kopf mit dem schwarzen, sinnvollen Auge und der fein geschnittenen Nase scharf nach rechts gewandt. Minna trägt langes, schwarzes, von einem blauen Sammetbande zusammengehaltenes Haar, das in zwei starken Locken auf beide Schultern herabfällt, und ein hellblaues Mieder. Der Busen ist nur wenig von einem feinen, schleierartigen Tuche verhüllt, das sie über die Schultern gelegt und über der Taille zusammengebunden hat. Rücken und Arme bedeckt ein schwarzseidener Umhang. R. Muther, Anton Graff. Leipzig 1881. S. 69 und Dresdner Anzeiger 1884 vom 22. Febr.

S. 22, Z. 1. Ueber das Datum des ersten Briefes (in Goedeke, Briefw.) vergl. Zeitschrift für deutsche Philologie 1874. V, S. 350.

S. 22, Z. 6. Zwei andere, von Dora Stock mit Silberstift gezeichnete Originalbildnisse Körners und Minnas befinden sich seit 1895 im Körnermuseum als Geschenk des in Bad Elster i. V. lebenden Fräuleins Emma Kunze, der Tochter Wilhelm Kunzes. Beide freundlich, klug in die Welt schauende Brustbildnisse haben eine Größe von je $10^1/_2$ H. und $8^1/_2$ Br., Körner in schön gelockter Perücke mit Zopf, langem Rock mit breitem Ueberkragen und bauschiger Brustkrause, Minna in üppigem, hinten durch eine Spange zusammengehaltenem Haarwuchs und freiem Halse, welcher von einem durchsichtigen, den oberen Teil des Kleides überdeckenden Faltentuche umschlossen ist. Nachbildungen davon auf S. 22 und 23.

S. 24, Z. 1. Wohl mit Charlotte v. Kalb verlebt.

S. 24, Z. 6 lies: ist.

S. 25, Z. 11. Der Herzog von Weimar hatte ihn am 27. Dez. 1784 zum Hofrat ernannt und ihm am 9. Febr. 1785 geschrieben, er möchte ihm zuweilen Nachrichten von sich und demjenigen geben, was in der litterarischen und dramatischen Welt, die er bewohnte, vorginge.

S. 25, Z. 26. Die Schuldverschreibung an Marcus Nathan Veit befindet sich im Körnermuseum.

S. 25, Z. 29. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. Leipzig 1875. S. 5.

S. 26, Z. 32. Körners Tante Rahel Juliane, geb. Stirner, hatte sich mit Christian Thalemann († 1788 als ord. Prof. der Theol. in Leipzig) verheiratet. Ihre Tochter, Rahel Henriette, vermählte sich mit Joh. Christ. Gottl. Ernesti († 5. Juni 1802 als ord. Prof. der Philos. in Leipzig).

S. 26, Z. 33. Zur Feier dieses Geburtstages hatte Dora von Dresden aus Schiller durch Göschen bitten lassen, ein paar Strophen auf Körner zu dichten; auf blaßrosa Band gedruckt, sollten sie in 16 Exemplaren in Kahnsdorf verteilt werden (Brief Doras an Göschen vom 26. Juni 1785, ungedruckt, im Körnermuseum).

S. 28, Z. 10. H. Pröhle, Körners Briefe an Gleim: Sonntagsbeilage Nr. 46 zur Voss. Zeitung. 1885. Nr. 534.

S. 28, Z. 25. Jetzt Körnerstraße Nr. 7, damals nur zweistöckig, seit den dreißiger Jahren um das dritte Obergeschoß erhöht.

S. 28, letzte Z. Anton Graff malte das junge Paar im Hochzeitskostüme. Beide Bilder befanden sich s. Z. in Jarocin in Posen im Besitze des Oberförsters C. Ullrich

Körner (Brustbild, 68 h., 54 br.), an einem Tische sitzend, auf dem der bis zur Handwurzel gemalte linke Arm ruht, und, den Kopf nach rechts wendend, trägt gepudertes, an den Seiten in lose Rollen gelegtes Haar, blauen Sammetrock mit einer Knopfreihe und weiße Weste mit überfallendem Kragen. Minnas (ebenfalls Brustbild, Gegenstück zum vorigen, 69 h., 55 br.), Körper ist von rechts gesehen, den Kopf voll nach vorn gewendet. Die junge Frau, ebenfalls sitzend dargestellt und die verschlungenen Arme in den Schoß legend, trägt gepudertes, auf dem Scheitel durch ein blaues Band zusammengehaltenes Haar, von dem eine lange Locke auf die linke Schulter herabfällt, weißen Schleier, der in vielen Falten ihre ganze Gestalt einrahmt, und ein weißseidenes, weit ausgeschnittenes Kleid mit blauer Schärpe. R. Muther, A. Graff. S. 71.

S. 32, Z. 4 lies: kleine silberne Becher.

S. 32, Z. 7. So erzählt Friedrich Förster, Kunst und Leben. S. 67 f. Seine Glaubwürdigkeit ist in letzter Zeit mit Recht von Fr. Latendorf in Zweifel gezogen worden. Dieser weist ihm geradezu Fälschungen nach. So wird Förster immer nur mit großer Vorsicht benutzt werden können. Da aber auf die hier angeführte Geschichte auch Huber in einem vom 4. April 1788 datierten Briefe an Körner (Hubers sämtl. Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen 1806. I, 262) anspielt, ist sie nicht anzuzweifeln. Jonas berichtet in seinem verdienstvollen Werke „Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Berlin 1882. S. 42 f.," daß die Geschichte erst nach Hubers Eintreffen in Dresden sich zugetragen hätte, und spricht zugleich von 5 Bechern; als Quellen führt er dabei an Förster und Huber; bei beiden ist aber nur von 4 Bechern die Rede.

S. 32, Z. 10. Goedeke, Briefw. I, 39 (Schillers Brief an Huber).

S. 32, Z. 38. Schiller hat „Hemderwaschen" nach dem schwäbischen Dialekte geschrieben.

S. 33, Z. 15. Friedrich Laun: W. Menzels Litteraturblatt. 1848. Nr. 87.

S. 33, Z. 23. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860. I, 101.

S. 33, Z. 27. Schiller an Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz. 4. April 1788.

S. 33, letzte Z. Ueber Schillers prachtvolles Porträt, jetzt im Körnermuseum, vergl. R. Muther, A. Graff. S. 71 f. und Dresdner Anzeiger 1885. 22. Febr. Nr. 53.

S. 35, Z. 24. K. Streckfuß, Theodor Körners sämtl. Werke. 1834. S. X. — Unter den jungen Männern, welche Dora in ihrer Jugend an sich fesselte, macht Dr. R. Fürst in der 1894 zu Prag erschienenen Biographie „August Gottlieb Meißner" auf Grund von Originalbriefen zwei namhaft, Nauberg und Meißner. Letzterer (1753 in Bautzen geb., studierte 1774 bis 1776 in Leipzig) hielt 1779 von Dresden aus, wo er seit Herbst 1776 als Kanzlist des Geheimen Consiliums angestellt war, in aller Form um Doras Hand an. Die Geliebte aber schrieb ihm, daß sie bei aller Verehrung, Freundschaft u. s. w. die Werbung ablehnen müsse, weil sie von einem anderen geliebt werde und diesen wieder liebe. Dieser andere, Begünstigtere, war nicht, wie Brockhaus („Theodor Körner". Leipzig 1891. S. 152) vermutet, Huber, sondern der vorher genannte Nauberg (Fürst S. 14). Der abschlägige Bescheid hat übrigens Meißners Beziehungen nicht wesentlich gelockert: sie sind, da Dora ihm das Versprechen gegeben, daß er, wenn sie je wieder lieben könnte, dieser Glückliche sein sollte, die freundlichsten geblieben, bis durch Meißners Verheiratung mit Joh. Christ. Elisabeth Becker (13. Nov. 1783) eine Entfremdung eintrat. Auch Körner scheint Meißner gekannt zu haben, ihm aber nicht sonderlich gewogen gewesen zu sein. Vergl. Goedeke, Briefw. I, 101 und G. Parthey, Jugenderinnerungen (Handschrift für Freunde). Bei letzterem heißt es II, 48): „Doris Stock hatte früher durch Geist und Schönheit die bedeutendsten Männer angezogen; durch eine wunderbare Fügung des Schicksals gingen mehrere Verlobungen zurück".

und ebda. S. 50: „Für die aufblühenden Reize der jüngeren Schwester Doris Stock war Goethe nicht unempfindlich."

S. 35, Z. 25. Schiller schrieb am 22. Febr. 1785 an Körner: „Ich würde der Eitelkeit nicht haben widerstehen können, Ihnen meine Zeichnung zu schicken; aber die größere Eitelkeit, daß vielleicht Dora mich zeichnen werde, hat mich zurückgehalten." Dieser Wunsch Schillers ging im Winter des Jahres 1785 auf 86 in Erfüllung. Das Porträt blieb jedoch im Besitze seiner Dresdner Freunde. Von Jena aus richtete Schiller am 1. März 1789 an Dora die Bitte, daß sie ihm für seine Schwiegermutter eine Kopie davon zukommen lassen möge. Der Buchhändler Dyk ließ es für die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Hg. Prof. Christ. Gottfr. Schulze) stechen. Körner sprach sich am 13. Juni 1791 in Loschwitz recht lobend über den Stich aus.

S. 36, Z. 1. Gedruckt in dem Mildheimischen Liederbuche. Gotha 1817. — Die übrigen im Laufe der Zeit entstandenen Kompositionen Dr. Körners sind folgende:

1. Pastorale: Herbei, herbei, ihr guten Feen!
2. Th. Körners „Die drei Sterne (Es blinken drei freundliche)".
3. Partitur und die vier Stimmen zu Th. Körners „Das Volk steht auf, der Sturm".
4. Schillers „Besuch (Nimmer, das glaubt mir, erschienen)".
5. Schillers „Das Mädchen aus der Fremde".
6. Schillers „Die vier Weltalter".
7. Cramers „Der 46. Psalm".
8. Herders „Das Saitenspiel".
9. Goethes „Der Fischer".
10. Blumauers „Trinklied".
11. Klopstocks „Waffengesang aus Hermann und die Fürsten".
12. Höltys „Aufmunterung zur Freude".
13. Gallische Dichtung „Das Röschen".
14. Klopstocks „Vaterlandslied".
15. „Gewalt der Tonkunst" (Aus „Volkslieder". Zweiter Teil).
16. „Ich liebe dich; der Himmel".
17. „Ich hab ein kleines Hüttchen nur".

Nr. 8 bis 16 und ebenso die zwei im Texte erwähnten Kompositionen Schillerscher Gedichte stehen in Theodor Körners oder besser Hannchen Biedermanns Liederbuche.

Auch von Minna befinden sich zwei Kompositionen im Körnermuseum. Der wohl auch von ihr herrührende Text der beiden Dichtungen lautet:

Zärtlich.

Die ersten Blümchen, die ich fand,
Geliebter, nimm von mir!
Ich weiß, gepflückt von meiner Hand,
Sind sie willkommen dir.

Ich hab' das Sträußchen oft geküßt
Und Thränen drauf geweint;
Wenn's nun in deinen Händen ist,
So küss' es auch, mein Freund!

Nr. 2.

Mit getrennter Liebe Schmerzen grüße
Dich die Sonne, die mich weinen sah

Und nun scheidet; nur durch Thränengrüße
Bin ich leider meinem Freund nur nah.

S. 37, Z. 3. Das hohe, ideale Glück der Ehegatten, sowie ihre musikalische Begabung veranlaßte Schiller damals, im Herbst 1785, zu einem erst 1893 bekannt gewordenen, offenbar für die musikalische Komposition gedichteten Wechselgesang im Stile der pathetisch-rhetorischen Diktion des Liedes „An die Freude“. Das interessante Schriftstück (durch Minna ausdrücklich als „ein Gedicht aus der Jugendzeit Schillers von seiner Hand geschrieben“ bezeugt) befindet sich jetzt im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar (Hg. von Prof. Suphan, Direktor des Archivs). Die in dem „Carmen amoebaeum“ singenden Personen sind Delia und Leontes, die abwechselnd dreimal eine Strophe allein und dann zusammen den Abgesang vortragen. Suphan vermutet, daß unter Delia und Leontes Körner und seine Gattin in antiker Verkleidung zu denken seien, und man wird seiner Vermutung nur beitreten können. Die durch „ein ewiges Band“ glückselig Vereinten sind berauscht von Freude und finden kaum Worte, der Gottheit der Liebe ihren Dank würdig auszusprechen. — Der Wechselgesang, welcher dem Dichter wert erschien, um ihn im ersten Entwurfe als persönliche Gabe der Freundin zu überreichen, lautet also:

Leontes.

Delia — Mein Dich zu fühlen!
Mein durch ein ewiges Band.
Göttern auf irdischen Stühlen
Gönn' ich den dürftigen Tand.
Dich in die Arme zu drücken —
O wie verdien' ich mein Glück!
Geb' ich auch Dir dies Entzücken,
Dir dieser Seligkeit Fülle zurück!

Delia.

Ach, nur ein einziges Leben,
Teurer Leontes, ist mein.
Tausende, könnt' ich sie geben,
Tausende wollt' ich dir weihn!
Einmal nur kann ich mich schenken,
Einmal durchschauert von Lust,
Einmal auf ewig nur sinken,
Sinken an deine hochschlagende Brust.

Beide.

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink!
Glühenden Dank dir! Du lehrtest uns wählen,
Glühenden Dank für dein bestes Geschenk!

Leontes.

Delia, da wir uns fanden,
Hört' ich den himmlischen Ruf:
„Willst du mein Himmelreich ahnden,
Liebe dies Mädchen! Ich schuf.

Menschen, besudelt von Sünden,
Bleibt meine Gottheit verhüllt.
Willst du den Ewigen finden,
Such' ihn in diesem bescheidenen Bild!"

Delia.

Da mir Leontes erschienen,
Flüsterten Engel mir ein:
„Trockne die heimlichen Thränen,
Mädchen! Der Jüngling ist dein.
Aus den erwärmenden Sonnen
Seines beseelenden Blicks
Sind deine Himmel gesponnen,
Fließen dir Strahlen unsterblichen Glücks."

Beide.

Höre u. s. w. (wie oben).

Delia.

Wenn wir uns beide umschlingen,
Küsse vor Küssen entfliehn,
Flattern auf eilenden Schwingen
Goldne Stunden dahin.
Mir reicht Leontes die Hände
In den gefürchteten Kahn,
Weil ich Leontes dort finde,
Locken Elysiums Fluren mich an.

Leontes.

Stille Vergnügungen (pflücken
Wird der Verschwender sie nie)
Klimmen empor zum Entzücken,
Teil' ich mit Delia sie.
Pfeile, die fern auf mich zielen,
Wehrt deine Liebe zurück.
Schmerzen, die still mich durchwühlen,
Schmelzen an deinem empfindenden Blick.

Beide (wie oben).

Froh und harmonisch und spiegelhell fließen,
Fließen uns Tage und Stunden dahin,
Klar wie ein Bach durch . . . Wiesen,
Unter der Liebe Umarmungen hin. —

Die letzten vier Zeilen sind dreimal von oben nach unten durchstrichen.

S. 37, Z. 31. Laun, Schiller und Körner: Menzels Litteraturblatt 1848. Nr. 87.
S. 38, Z. 9. Caroline v. Wolzogen, Schillers Leben. S. 113 bis 115.
S. 39, Z. 5. Schiller an Lotte v. Lengefeld und ihre Schwester am 22. November 1788.
S. 40, Z. 36 lies: Dann nahte.

S. 42, Z. 2 v. u. Eine fünfte, wenig ästhetische Figur (die Köchin) ist nebensächlich.

S. 46, Z. 1. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. S. 20.

S. 49, Z. 4 lies: der Verdacht, daß die Verlobung aufgelöst werden könne, ist.

S. 50, Z. 10. Als dritter Name steht im Taufzeugnis noch Louisa.

S. 50, Z. 12 lies: Zeit leichter überstand.

S. 50, Z. 18. K. H. Zschiedrich, Regierungskanzlist in Dresden und Kassierer der ökonomischen Societät. Er lieferte Gedichte zu Reichards Theaterkalender 1785 f. und bearbeitete italienische Operntexte.

S. 51, Z. 22 lies: über Mahomet.

S. 51, Z. 28. Sieh in F. Jonas, Christian Gottfried Körner S. 72 bis 75.

S. 56, Z. 7. Goedeke, Briefw. I, 344 f. — Becker gefiel Körner, der an dessen 1786 erschienenem „Not- und Hilfsbüchlein" manches auszusetzen hatte, wegen seines politischen Enthusiasmus und einer gewissen Deutlichkeit seiner Ideen gleich bei der ersten Begegnung besser, als er es sich gedacht hatte. In der Folgezeit entspann sich zwischen beiden ein immer freundschaftlicheres Verhältnis, von dem der im Körnermuseum erhaltene briefliche Verkehr, namentlich aus den Jahren 1794 und 1796, Zeugnis ablegt.

S. 57, Z. 5. Erhalten und im Besitz von R. Brockhaus (Leipzig) befindlich ist ein aus drei Distichen bestehendes Gedicht, das Herder damals Minna ins Stammbuch schrieb. Von diesem gewiß sehr inhaltreichen Stammbuch, das jedenfalls bald nach der Verheiratung der Eltern von der Mutter Theodors angelegt wurde, sind leider nur sechs Blätter, darunter drei vom 18. Aug. 1789 datiert, erhalten.

S. 57, Z. 6. Woldemar Freih. von Biedermann, Goetheforschungen. Frankfurt a. M. 1879. S. 433. — R. Brockhaus, Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Leipzig. S. 149. — Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. 1881. 25. Bd. Neue Folge XIII, S. 79.

S. 57, Z. 11. K. Goedeke, Briefw. II, 116 (Schillers Brief an Reinwald vom 18. Aug. 1789).

S. 59, Z. 6 v. u. lies: 1754.

S. 60, Z. 30. An diesem Tage schrieb Frau v. d. Recke folgende Zeilen in Minnas Tagebuch:

Durch blumigte Pfade wandelte ich an Eurer Seite, Ihr Teuren, diese Tage daher! — bald trennen uns Länder und Meere! — Werde ich mich dann noch dieser schön verflossenen Stunden freuen? — Rückerinnerung! — Du bist mir heilig! — Seelen, die sich verstehen und lieben, trennt kein Raum — keine Zeit. Elisa.

III.

Theodor Körners Kindheit und Knabenzeit.

S. 65, Z. 4 v. u. Goedeke, Briefw. II, 263.

S. 65, Z. 3 v. u. Elze, Vermischte Blätter. S. 80 und S. 52.

S. 67, Z. 5 lies: blieb dem Kinde.

S. 67, Z. 24. Gedruckt im „Histor. Kalender für Damen für das Jahr 1792". Leipzig (Göschen).

S. 69, Z. 24 lies: und es ihm.

S. 70, Z. 2. Der Druck erfolgte zusammen mit dem größten Teile der politischen Schriften 1812 in dem Werke „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung

und politischen Rechenkunst, von Dr. Christian Gottfried Körner". Jonas (S. 393) sagt richtig, daß unser Aufsatz nicht, wie Körner selbst in dem Aufsatze angiebt, schon 1791, sondern erst 1792 erschien. Stern (Christian Gottfried Körners gesammelte Schriften. Leipzig 1881) giebt S. 234 noch das falsche Jahr 1791 an.

S. 70, Z. 12. Zeitschrift für Deutsches Altertum. XIII, 84 (Jonas, Zu Schiller und Körner: Brief vom 4. Nov. 1792).

S. 70, Z. 34 lies: hielt er es.

S. 71, Z. 7. Von den Besuchern 1792 sei noch erwähnt Chr. Heinr. Gottlieb Weber, Aktuar der Juristenfakultät in Leipzig († 1798). Er war vermählt mit Flor. Elisabeth Stirner, der jüngsten Tochter Christian Stirners. Mit seinen Söhnen Karl Gottlieb (geb. 1773, † 1849 als Präsident des Landeskonsistoriums in Dresden) und Friedr. Benedikt (geb. 1774, bis 1811 Prof. in Frankfurt a. O.„ dann Prof. in Breslau, † 1848) stand die Familie Körner in lebhaftem Briefwechsel. Die Briefe an den ersteren, 83 an der Zahl, befinden sich im Körnermuseum; sie sind noch ungedruckt. Die (46) Briefe an Friedr. Benedikt, die ebenfalls im Körnermuseum zu finden sind, sind veröffentlicht von dessen Sohne, Prof. Albrecht Weber, in der Deutschen Rundschau 1878. IV. 9 und 10.

S. 71, Z. 14. Vergl. Goethe=Jahrbuch 1887. 8. Bd. S. 49 f.

S. 72, Z. 8 lies: Verlust bot ihr die Kunst.

S. 73, Z. 17. Goedeke, Briefw. III, 153 bis 157.

S. 75, Z. 35. Ueber die ersten Eindrücke seiner Bekanntschaft mit Körner schrieb Humboldt damals von Dresden aus an Fr. Aug. Wolf: „Sie klagten über die Gesellschaft hier und mit Recht. Aber Sie haben ein Haus nicht gesehen, das mir wenigstens das angenehmste ist. Dies ist der Appellationsrat Körner. Er ist ein überaus geistvoller Mann und von vielerlei Kenntnissen außer der Jurisprudenz. Auch Graeca treibt er hier und da. Und seine Frau und Schwägerin sind unterhaltend."

S. 76, Z. 22. Jonas, Ansichten über Aesthetik und Litteratur von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1880. S. 20.

S. 76, Z. 30. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 16.

S. 76, Z. 35. Jonas, Ansichten über Aesthetik rc. S. 33.

S. 80, Z. 7. Goedeke, Briefw. III, 180 und 215.

S. 83, Z. 13. Die Distichen erschienen im Almanach, in zwei Teile gegliedert: 1. die didaktischen, ernsten Epigramme und 2. die neckenden, satirischen Xenien.

S. 83, Z. 25. Goethe=Jahrbuch 1887. 8. Bd. S. 56.

S. 83, Z. 37. Vorher einzufügen: Von dem Wallenstein fühlt er sich wieder ganz verjüngt und in die schönen Tage des ehemaligen Beisammenseins versetzt. Durch das jugendliche frische Leben, das in dem ganzen Werke atmet, ist er wie gebannt.

S. 86, Z. 20. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 22.

S. 86, Z. 25. Goedeke, Briefw. IV, 30.

S. 87, Z. 24. Brief Dr. Körners an Hofrat Becker in Gotha vom 28. April 1794. (Ungedruckt; im Körnermuseum.)

S. 87, Z. 29. Goedeke, Briefw. III, 168.

S. 87, Z. 33. Goedeke, Briefw. III, 138.

S. 88, Z. 35. H. v. Petersdorff, General Johann Adolf Freiherr von Thielmann. Leipzig 1894. S. 26 f.

S. 89, Z. 27 lies: 26. April. Brief Dr. Körners an Hofrat Parthey. Jena, d. 9. Mai.

S. 89, Z. 32. Jonas, Schillerbriefe. IV, 408 f.

S. 89, letzte Z. Dabei verlegt Parthey allerdings falsch das Ereignis nach Dresden oder Loschwitz.

S. 90, Z. 20. Woldemar Freih. von Biedermann, Goetheforschungen. Frankfurt a. M. 1879. S. 440 bis 443, sowie Dresdner Geschichtsblätter 1892. Nr. 3. S. 36f. (Goethe in Dresden) und Emilie von Binzer, Drei Sommer in Löbichau 1819—1821. Stuttgart 1877. S. 87f.

S. 90, Z. 27 lies: gehörte.

S. 91, Z. 2. Goedeke, Briefw. IV, 42.

S. 92, Z. 21. Alexander v. Humboldt ließ damals bei Körner einen Kasten mit Inhalt zurück. Im Nov. 1811 sandte Körner an seinen Sohn darüber ein Inventarium nach Wien und bat ihn, es an den damals eben dort zum Besuche weilenden jüngeren Humboldt abzugeben. Theodor antwortet darauf am 15. Jan. 1812: „Alexander Humboldt wünscht die Catalecta Phytologica und die Physik der Welt aus seinen Manuskripten zu haben. Schickt es entweder durch Gelegenheit nach Paris oder Wien! Das übrige bittet er noch zu behalten."

S. 93, Z. 2. Goedeke, Briefw. IV, 4, 5 und 13 und Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 21.

S. 94, Z. 22. Sieh Grenzboten 1882. I. Nr. 23. S. 488.

S. 94, Z. 37. Elze, Vermischte Blätter. S. 84.

S. 95, Z. 4. Brief des Grafen Geßler aus Rom an Körner vom 7. April 1797. Grenzboten 1882. 41. Jahrg. 1. Semester. Bd. 2. S. 485.

S. 95, Z. 7. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 19 und Goedeke, Briefw. IV, 34.

S. 95, Z. 13. Goedeke, Briefw. IV, 52.

S. 95, Z. 19. Goedeke, Briefw. IV, 77.

S. 96, Z. 5. Bei dieser Gelegenheit mögen die sonst erhaltenen Bildnisse von Theodor, sowie von den übrigen Angehörigen der Körnerschen Familie in chronologischer Reihenfolge angeführt werden.

1. Bildnisse des Vaters.

a) Dr. Körner, von Dora gezeichnet für Schiller. Wahrscheinlich noch im Besitze der Schillerschen Erben.

b) Dr. Körner, bald nach seiner Vermählung von Graff gemalt. Sieh Richard Muther, Anton Graff. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1881. S. 71. Nr. 86.

c) Dr. Körner, von Dora gezeichnet 1786. Band I, S. 22. Sieh die Anmerkung dazu.

d) Dr. Körner, 1790 gezeichnet von Wagner, Brustbild, 34 h., 28 br. Band I, S. 52. Das scharf geschnittene Antlitz schaut klug und lebensfroh in die Welt. Die hohe Stirn und der um den Mund spielende Zug lassen charakteristisch den tiefen Denker und scharfen Kritiker erkennen. Die ganze Persönlichkeit in dem zugeknöpften Rocke mit doppeltem Kragen und hochgeknoteter Halskrause zeugt von würdevollem Selbstbewußtsein.

e) Dr. Körner, gemalt von A. Graff, wohl einige Jahre später. Band II, S. 160. Halbfigur, 69 h., 56 br. Sieh Nr. 2. h. Der Körper ist von rechts gesehen, der Kopf mit dem blauen Auge und der spitzen Nase nach vorn gewendet. Körner trägt einen dunkelblauen, schweren Rock mit breit umgeschlagenem Kragen, graue, bis über die Ohren reichende Perücke, weiße Weste, weiße Halsbinde und Busenstreif. Der linke Arm ist nicht sichtbar, die rechte Hand in dem vorn aufgeknöpften Rocke verborgen. Sieh Muther. S. 83. Nr. 137.

Im Körnermuseum befindet sich auch die Totenmaske Dr. Körners. Sieh Band II, S. 165.

durch Glas geschützte und von einem goldenen Rande eingefaßte Miniaturbildnis (Kniestück) stellt den ungefähr 12 Jahre alten Theodor in Hemdsärmeln und langer Weste dar. In der Hand hält er einen Vogel, nach Hauptmann C. Ullrichs Aussage einen Stieglitz, den der Knabe auf dem Weinberg gefangen und an dem er viele Freude gehabt hatte (im Körnermuseum).

e) Theodor, lebensgroß, von A. Graff in Oel gemalt. Das jetzt verschollene Bild beschreibt Fr. Förster (Th. Körners Werke. Hempel. I, 36) aus eigener Anschauung: „Der Knabe sitzt mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe; in dem Blick der großen blauen Augen spricht sich nicht Zerstreuung nach außen, vielmehr Sammlung nach innen aus; das dunkle, mäßig gelockte, dem Wuchse der Natur überlassene Haar beschattet eine freie Stirn und trotzige Augenbrauen; der Mund verrät Schelmerei, und die starken Nüstern des Stumpfnäschens deuten auf künftigen Uebermut." Von R. Muther nicht erwähnt.

f) Theodor, 16 Jahre alt, in Kreide gezeichnet von Gerhard v. Kügelgen (seit 1808 in Dresden wohnend, gest. 27. März 1820), Kniestück, 58 h., 44 br., im Körnermuseum.

Der an einem Tisch sitzende Jüngling, in langem Rock und hohem Stehkragen, die weiße Krawatte vorn zu einer großen Schleife zusammengebunden, hält in der rechten Hand eine Feder angesetzt, um eine Komposition, über die er noch nachsinnt, niederzuschreiben. Das reich umlockte Haupt ist edelgeformt. Die klugen, offenen Augen zeugen von Ernst und Willenskraft.

g) Theodor als Bergstudent (Freiberg 1808 bis 1810), in Kreide gezeichnet von Prof. F. Mardersteig, Kniestück (im Körnermuseum). Band I, S. 153. Der freie, offene, von Nachdenken zeugende Blick, sowie die über der Brust ineinander verschlungenen Arme deuten auf Energie und männliches Selbstbewußtsein.

h) Schattenriß Theodors als Student. Band I, S. 237.

i) Theodor in Civilkleidung, mit blauem Rocke und hoher Halsbinde, ohne Schnurrbart, Medaillonbild, welches der Dichter im Anfang des Jahres 1813 malen ließ und seiner Freundin Caroline Pichler als Andenken schenkte; jetzt im Besitze des Herrn Alexander Posonyi in Wien. Die zur Zeit noch herrschenden Zweifel über die Echtheit des wenig oder fast gar nicht gekannten Bildes werden erst beseitigt werden können, wenn der jetzige Besitzer es reproduziert der Oeffentlichkeit übergiebt. Vergl. v. Jaden, Th. Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 76 bis 78.

k) Theodor als Lützower. Brustbild 11 h., 8 br., gezeichnet von Emma. Band II, S. 44. Nach seinem Tode malte ihn Emma auf Grundlage dieses Kreidebildes in Oel lebensgroß. Dieses Bild gelangte später durch die Eltern als Dankgeschenk (sieh Band II, S. 74 und 76) in die Familie des Domherrn Dr. Emil Wendler in Leipzig, der es 1891 dem Leipziger Museum überwies. Je eine Kopie davon befindet sich im Hohenzollernmuseum in Berlin und im Körnermuseum.

S. 95, Z. 26. Elze, Vermischte Blätter. S. 85.

S. 95, Z. 29. Goedeke, Briefw. IV, 150.

S. 95, Z. 31. Brockhaus, Th. Körner. S. 53.

S. 96, Z. 15. Goedeke, Briefw. IV, 77, 150 und 156.

S. 96, Z. 7. Emmas Talent zum Zeichnen hebt die Mutter bereits 1796 in einem Briefe an Vetter Weber hervor.

S. 96, Z. 22. Goedeke, Briefw. IV, 77.

S. 96, Z. 25. Goedeke, Briefw. IV, 150.

S. 98, Z. 24. Zwei andere poetische Versuche des Vaters, bei denen irgendwelche

4. Bildnisse Emmas.

a) Emma, lebensgroß in Pastell gemalt von Dora, 76 h., 60 br., Kniestück; im Körnermuseum ebenfalls seit 1892 aus dem Nachlaß von Herrn V. Luis (sieh Nr. 2. i). Emma, etwa 16 Jahre alt, hält einen Schleier erhoben. Fr. Förster (Th. Körners Werke. Hempel. I, 37) beschreibt dieses Bild folgendermaßen: „Emma steht vor uns in graziöser Haltung, als ob sie eben einen Tanz einübe, und doch in einer so natürlichen Haltung, daß nicht die leiseste Spur von Prätension oder Koketterie sich bemerkbar macht. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, wie der ganzen Gestalt ist Anmut; das Köpfchen mit sorgfältig geordnetem, dunkel gelocktem Haar ist über die Schulter nach vorn gewendet; sie blickt uns mit zwei braunen Augen an, welchen wir zutrauen, daß sie nach einigen Jahren gefährlich werden dürften." Band I, S. 103.

b) Emma, etwa 20 Jahre alt, in Oel gemalt von Dora, 67 h., 50 br., Kniestück, sitzend, lebensgroß. Der etwas vornübergebeugte, von schwarz gelocktem, tief in die Stirn hineingehendem und sogar einen Teil der Ohren bedeckendem Haar umrahmte, edel geformte Kopf macht einen zwischen Ernst und Frohsinn schön die Mitte haltenden wohlthuenden Eindruck. Das geistreiche, frei und offen in die Welt hinausschauende Auge läßt schließen auf die ideale Gesinnung und Begeisterung für alles Gute und Schöne. Eine hohe, den hinteren Teil des Halses umschließende Krause umsäumt z. T. das viereckig ausgeschnittene dunkle Kleid. Um den Hals trägt sie eine Perlenschnur. Der rechte Arm ruht auf einem Tisch.

Das Bild kam 1877 durch Schenkung der Frau Minister v. Falkenstein, die es von Blümner in Frohburg geerbt hatte, an Hofrat Dr. Peschel. Von diesem Porträt existiert aus dem Jahre 1843 eine sehr gute Nachbildung in Kreide gezeichnet von Stein (aus dem Fr. Försterschen Nachlasse), jetzt wie das eben erwähnte Oelbildnis im Körnermuseum.

5. Bildnisse Theodors.

a) Ein in der ersten Hälfte des Jahres 1809 von Dora für ihren Vetter Göldener gezeichnetes Stammbuchblatt (im Körnermuseum) zeigt ein Mädchen mit einer Peitsche, auf dem Rücken eines Knaben sitzend, der auf dem Boden dahinkriecht. Zur Seite steht ein großer Hund. Die beiden Kinder werden als Theodor und Emma bezeichnet.

b) Theodor, als Kind, in Pastell von Dora gemalt. Nach diesem Porträt malte Emma in den ersten Monaten des Jahres 1815 für den Schreibtisch des Vaters ein Miniaturbild auf Elfenbein. Band I, S. 96. Dr. Körner sollte es als Geschenk zu seinem Geburtstag erhalten, den aber Emma nicht mehr erlebte. Dieses Miniaturbild schenkte später der Vater dem Lützower W. H. Ackermann. (Vergl. Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813 und 1814. Frankfurt a. M. 1847. 1. Heft. S. 31 f.) Jetzt befindet sich das lebensgroße Original zu Berlin im Besitze der Frau Elisabeth Parthey, die bestimmt hat, daß es nach ihrem Ableben dem Körnermuseum zufallen soll. Ebenfalls in ihrem Besitze befinden sich die von Dora gemalten Bildnisse der Herzogin Dorothea von Talleyrand-Périgord und der Frau Hofrat Parthey.

c) Theodor, als Knabe von etwa 10 Jahren, in drei Stellungen flüchtig gezeichnet von Emma (in deren Skizzenbuch, im Körnermuseum). — Von einem anderen, wohl verloren gegangenen Bilde Theodors, das Emma als zwölfjähriges Mädchen hinter dem Rücken ihres Lehrers in Oel malte, berichtet ein Brief Minnas an Frau v. Pereira vom 25. Dez. 1817. Nach der Mutter Versicherung war das Bild sehr ähnlich.

d) Theodor, von Dora (oder Emma) auf Elfenbein gemalt, in der Mitte einer von Emma gestickten und wohl als Geschenk für Minna bestimmten Brieftasche. Das prachtvolle,

durch Glas geschützte und von einem goldenen Rande eingefaßte Miniaturbildnis (Kniestück) stellt den ungefähr 12 Jahre alten Theodor in Hemdsärmeln und langer Weste dar. In der Hand hält er einen Vogel, nach Hauptmann C. Ullrichs Aussage einen Stieglitz, den der Knabe auf dem Weinberg gefangen und an dem er viele Freude gehabt hatte (im Körnermuseum).

e) Theodor, lebensgroß, von A. Graff in Oel gemalt. Das jetzt verschollene Bild beschreibt Fr. Förster (Th. Körners Werke. Hempel. I, 36) aus eigener Anschauung: „Der Knabe sitzt mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe; in dem Blick der großen blauen Augen spricht sich nicht Zerstreuung nach außen, vielmehr Sammlung nach innen aus; das dunkle, mäßig gelockte, dem Wuchse der Natur überlassene Haar beschattet eine freie Stirn und trotzige Augenbrauen; der Mund verrät Schelmerei, und die starken Nüstern des Stumpfnäschens deuten auf künftigen Uebermut." Von R. Muther nicht erwähnt.

f) Theodor, 16 Jahre alt, in Kreide gezeichnet von Gerhard v. Kügelgen (seit 1808 in Dresden wohnend, gest. 27. März 1820), Kniestück, 58 h., 44 br., im Körnermuseum.

Der an einem Tisch sitzende Jüngling, in langem Rock und hohem Stehkragen, die weiße Krawatte vorn zu einer großen Schleife zusammengebunden, hält in der rechten Hand eine Feder angesetzt, um eine Komposition, über die er noch nachsinnt, niederzuschreiben. Das reich umlockte Haupt ist edelgeformt. Die klugen, offenen Augen zeugen von Ernst und Willenskraft.

g) Theodor als Bergstudent (Freiberg 1808 bis 1810), in Kreide gezeichnet von Prof. F. Mardersteig, Kniestück (im Körnermuseum). Band I, S. 153. Der freie, offene, von Nachdenken zeugende Blick, sowie die über der Brust ineinander verschlungenen Arme deuten auf Energie und männliches Selbstbewußtsein.

h) Schattenriß Theodors als Student. Band I, S. 237.

i) Theodor in Civilkleidung, mit blauem Rocke und hoher Halsbinde, ohne Schnurrbart, Medaillonbild, welches der Dichter im Anfang des Jahres 1813 malen ließ und seiner Freundin Caroline Pichler als Andenken schenkte; jetzt im Besitze des Herrn Alexander Posonyi in Wien. Die zur Zeit noch herrschenden Zweifel über die Echtheit des wenig oder fast gar nicht gekannten Bildes werden erst beseitigt werden können, wenn der jetzige Besitzer es reproduziert der Oeffentlichkeit übergiebt. Vergl. v. Jaden, Th. Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 76 bis 78.

k) Theodor als Lützower. Brustbild 11 h., 8 br., gezeichnet von Emma. Band II, S. 44. Nach seinem Tode malte ihn Emma auf Grundlage dieses Kreidebildes in Oel lebensgroß. Dieses Bild gelangte später durch die Eltern als Dankgeschenk (sieh Band II, S. 74 und 76) in die Familie des Domherrn Dr. Emil Wendler in Leipzig, der es 1891 dem Leipziger Museum überwies. Je eine Kopie davon befindet sich im Hohenzollernmuseum in Berlin und im Körnermuseum.

S. 95, Z. 26. Elze, Vermischte Blätter. S. 85.

S. 95, Z. 29. Goedeke, Briefw. IV, 150.

S. 95, Z. 31. Brockhaus, Th. Körner. S. 53.

S. 96, Z. 15. Goedeke, Briefw. IV, 77, 150 und 156.

S. 96, Z. 7. Emmas Talent zum Zeichnen hebt die Mutter bereits 1796 in einem Briefe an Vetter Weber hervor.

S. 96, Z. 22. Goedeke, Briefw. IV, 77.

S. 96, Z. 25. Goedeke, Briefw. IV, 150.

S. 98, Z. 24. Zwei andere poetische Versuche des Vaters, bei denen irgendwelche

Beziehung oder Abfassungszeit sich noch weniger als bei den genannten angeben läßt, mögen hier ihre Stelle finden:

„Einst sahn wird Geld und Rang in ihm geehrt.
Jetzt hat sein Beispiel uns gelehrt,
Wie ohne Herz der Mensch kann leben
Und sterben, ohne den Geist aufzugeben.“

„Ueberhebe sich keiner, der sich von Schulden befreit glaubt;
Sowie der Stolze sich bläht, ist auch die Nemesis nah.
Gestern dacht' ich zu zahlen, sah Dir schon dreist in die Augen,
Holt' aus dem Beutel mir schon freudig das weiße Metall —
Da umwölkt mir den Blick ein feindlicher Dämon — der Fuhrmann
Ist verschwunden, und mir bleibt in der Hand noch das Geld.
Eilig nimm es, daß nicht der Gnom es in Kohlen verwandle,
Und ich künftig beschämt sitz' an der Seite des Freunds!“

S. 98, S. 38. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 26.

S. 99, Z. 10. Caroline v. Wolzogen, Schillers Leben. S. 337.

S. 99, Z. 31. Zu vergleichen Brief Theodors an A. v. Göphardt (Adolf Georg Leopold Wilhelm v. Göphardt, geb. den 1. Juli 1789 zu Dresden, 1841—1853 Unterkommandant der Festung Königstein, † 28. Mai 1878 als Oberst), ohne Datum, der Schrift nach ungefähr aus dem Jahre 1801. — Theodors Violine gelangte nach vielen Wanderungen zuletzt an den Sohn des in Berlin † Prof. Jähns (des C. M. v. Weber-Biographen), an Herrn Maschineningenieur Jähns, der das Instrument für später, nach seinem Tode, dem Begründer des Körnermuseums, Hofrat Dr. Peschel, zugesagt hat. — Eine Jugenddichtung Theodors an A. v. Göphardt ist im Körnermuseum erhalten. Inhaltlich ohne Wert, mag sie hier nur wegen der poetischen Spielerei angeführt werden, daß alle Zeilen, 60 an der Zahl, mit Ausnahme der beiden letzten auf ieren reimen. Die Schlußverse lauten:

„Demohngeachtet aber lieb' mich ferner.
Ich acht' und ehre Dich. Dein Freund Carl Körner.“

S. 100, Z. 37. Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit. S. 135.

S. 104, Z. 38. Ueber die von W. v. Humboldt aus Italien mitgebrachte Dr. Körnersche Familienlaute und die einst von Schiller aus Jena besorgte Guitarre sieh Zeitschrift für Instrumentalbau. Leipzig 1886. 6. Bd. Nr. 30. S. 432 bis 436 und Brockhaus, Th. Körner. S. 140. Beide von Theodor gespielte und benutzte Instrumente befinden sich im Körnermuseum.

S. 105, letzte Z. Goedeke, Briefw. IV, 387 und Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 39.

S. 106, Z. 4. Nach einem von Dr. Hermann Langer verfaßten kleineren Aufsatze (Gartenlaube 1863. Nr. 40) hieß der damalige Lehrer Theodors: Körner. Dieser „durfte nach langer Unterbrechung, die Krankheit veranlaßt hatte, seinem lieben, noch nicht 12 Jahre alten Schüler aufs neue Unterricht erteilen. Eine recht zeitgemäße Aufgabe dünkte den Lehrer die zu sein, Theodor aufzufordern, die Gedanken niederzuschreiben, welche ihn während so schwerer Krankheit beschäftigt hätten. Der kaum genesene, sich seiner Gesundheit erfreuende Knabe löste die Aufgabe mit leichtem Sinne und keckem Uebermute in dichterischer Weise, wohl angeregt durch viele Gedichte, die im Elternhause an seinem Ohre vorübergezogen waren. Er dichtete, wie Kinder dichten, die den Reim als das einzige Merkmal des

Gedichtes kennen". Auf diese Weise entstand das (in der Gartenlaube veröffentlichte) Gedicht: „An den Todt!", welches Dr. Langer später von dem Sohne eben jenes damaligen Kandidaten Körner als wertvolles Freundschaftszeichen überkam. — Der poetische Versuch Theodors ist, was den Ausdruck anbetrifft, freilich so schwach und hinsichtlich der Gedanken, selbst als mutwillige Satire, so dürftig, daß er besser ungedruckt bleibt.

S. 106, Z. 7. Das im Körnermuseum erhaltene Geschenk besteht in einem Großoktavheft mit folgender Dedikation:

Patri Optimo
Carolus T.

Ut tibi clarem parvum specimen amoris mei, grati animi reverentiaeque meae erga te, item specimen progressuum meorum in litteris latinis, graecis et francogallis, aliquod (!) locos ex Sallustio, Palaephato, Ovidio Mercieroque interpretatus sum. Elegi tales locos qui tractati sunt a meo Praeceptore quique mihi placuerunt: spero optoque ut benigne haec opera suscipias et corrigas mentas (!), quae in ea irepsere (!).

Die nono ante cal. Jan. anno MDCCCIII.

Es folgen nun schön geschrieben fünf oder richtiger vier nicht ungeschickte Uebersetzungen:

1. von den (!) Aktäon, aus den (!) Paläphat;
2. von den Centauren, aus den (!) Paläphat;
3. Pyramus und Thisbe, aus den Verwandlungen des Ovid III, LV—CLXVI;
4. einige Kapitel aus den (!) Sallust (Anfang des bell. Jug.);
5. Gemählde einer Schlacht aus den (!) französischen des Herrn Mercier (nicht mehr vorhanden).

S. 106, letzte Z. Goedeke, Briefw. IV, 336.

S. 103, Z. 38. Sieh Wolfgang Menzels Litteraturblatt 1848. Nr. 87 f.

S. 111, Z. 7 lies: besprochenen.

S. 113, Z. 23. Dresd. Geschichtsblätter 1893. Nr. 1. S. 61.

S. 114, Z. 28. Der früheste von Emmas Hand geschriebene (im Körnermuseum erhaltene) Brief ist an Wilhelm Kunze gerichtet und trägt das Datum „12. Oktober 1802". Sie bedankt sich darin für mehrere ihr von dem Freunde übersandte Variationen und wünscht seinem Vater alles Gute. — Am Ende eines vom 22. Jan. 1792 datierten Briefes, den Minna an K. G. Weber schrieb, findet sich die Nachschrift:

„Ich danke Dir lieber Carl für Deinen Brief. Wenn ich erst groß werde, will ich besser schreiben. Deine Emma."

Offenbar mit Beziehung auf diese Zeilen schreibt nun der Vater Weber an seinen Sohn, der sich wohl über die Schriftzüge des noch nicht vierjährigen Mädchens gewundert haben mochte, am 26. Juni 1792 also: „Als Emma den Brief an Dich schrieb, bin ich selbst dabei gewesen; nur zur Unterschrift führte ihr die Mutter die Hand." Trotz dieser Versicherung aber will es uns wenig glaublich erscheinen, daß die Zeilen von Emma herrühren sollen. Die Züge tragen einen so ausgeprägten, einen so unkindlichen, vielmehr ganz an die Buchstabenform der Mutter erinnernden Charakter, daß die Vermutung sehr nahe liegt und wohl begründet erscheint, daß Minna bei dem ganzen Briefe dem Töchterchen die Hand geführt hat. Wenn etwas von Emma selbst herrührt, so ist es offenbar nur ihr eigener Name. Können doch Kinder sehr häufig ihren Namen schreiben, bevor sie eine eigentliche Kenntnis der Buchstaben haben. Es liegt hier also wohl ein Irrtum Webers oder eine Verwechslung vor.

S. 114, Z. 30. Brief Minnas an Vetter Weber vom 16. Mai 1804. Am 28. Jan. 1805 schreibt Minna an Tante Ayrer: „Bis jetzt habe ich für meine Person noch immer Ursache, mit dem Gebrauche des Schandauer Bades zufrieden zu sein; seit 7 Jahren habe ich allemal im Januar ein Brustfieber gehabt, wovon die Folgen mich immer den ganzen Winter quälten und zurücksetzten. Jetzt sind wir noch (soll wohl heißen „bald") im Februar, und ich bin, Gott sei Dank, noch frei."

S. 114, Z. 32. Programm der Kreuzschule. 1816 (De Conrectoribus scholae Dresdensis. S. 6).

S. 114, Z. 34. Aehnlich schreibt der Vater in der Biographie des Sohnes: „Feinere Drechslerarbeiten gelangen ihm gut, und er zeichnete mit Erfolg nicht nur Gegenstände der Mathematik, sondern auch Landschaften." — Einige Arbeiten Theodors aus Buchsbaumholz befinden sich im Körnermuseum.

S. 116, Z. 9. Von Theodors Hand geschrieben, befindet sich dieses Gedicht im Körnermuseum, ebendort eine zweite Abschrift desselben Gedichtes mit zwei Korrekturen Theodors; auch Datum und Namensunterschrift („Dresden, am 21. März 1808. — Carl Körner") rühren von Theodor selbst her.

S. 117, Z. 27. Küttner, von seiner Reise zurückgekehrt, wurde 1809 Subrektor am Gymnasium zu Görlitz, 1810 Konrektor an der Kreuzschule zu Dresden, † 1814.

S. 118, Z. 27. Brockhaus, Th. Körner. S. 54 f.

S. 118, Z. 38. Goedeke, Briefw. IV, 379.

S. 119, Z. 11. Goedeke, Briefw. IV, 390.

S. 124, Z. 13. Aus diesem Zirkel ging einige Jahre später die Dreyßigsche Singakademie hervor. Vergl. auch Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 45.

S. 124, Z. 24. Sieh auch Körners Brief an Lotte vom 10. Nov. 1805 (abgedruckt bei Speidel und Wittmann. S. 139).

S. 124, Z. 33. Aus jener Zeit stammt eine im Körnermuseum aufbewahrte, eingerahmte Sepiamalerei Theodors, die Höhle bei Zerbst darstellend (Brief Minnas an Tante Ayrer vom 30. Dez. 1805).

S. 125, Z. 5. Brief Minnas an K. G. Weber, Leipzig 23. Aug. 1805.

S. 126, Z. 6. Ein von Theodor am 1. Okt. 1805 begonnenes Quartheft trägt auf dem festen Deckel die Aufschrift: „Specimina Latina Caroli Theodori Koerneri MDCCCV". Es enthält aber bloß (wohl nach einem Diktat niedergeschriebene) übersichtliche algebraische Regeln mit Beispielen. Am Schluß stehen einige Figuren, mit Bleistift gezeichnet. — Erhalten aus demselben Jahre ist auch eine Reihe von mathematischen Figuren in hellroter Tusche: Dreieck (verschiedene Arten), Quadrat, Oblongen, Rechteck u. s. w.

S. 126, Z. 24. Brief Minnas an Tante Ayrer, Dresden 30. Dez. 1805.

S. 126, Z. 25. Nach Küttners Abgang scheint der „Ingenieurs Capitaine" Joh. Heinr. Aug. Toepel den Knaben in der Mathematik unterrichtet zu haben. Von seiner Hand findet sich folgender Eintrag in Theodors Stammbuch: „Wohl dem, der nie der Tugend Wert verkannte. Dresden 5. Mai 1805." Dieses Blatt befindet sich ebenso wie das folgende, von Dippold beschriebene, im Körnermuseum. Der letztere widmete seinem Zöglinge folgende Worte:

„Das Herz nur kann uns Freiheit geben.
Aus wohlwollendem Herzen zur
Erinnerung und Beherzigung von
Hans Karl Dippold."

Auf der Rückseite dieses Blattes steht, von Minna mit Bleistift geschrieben: „Prof. zu Danzig, früher Hofmeister von Theodor Körner, bekannt durch seine Geschichte Karls d. Gr., die sehr geachtet in der gelehrten Welt ist.“ Dippold habilitierte sich 1808 in Leipzig, ging 1810 als Professor nach Danzig, wo er am 3. Sept. 1811 „zu früh für seine Wissenschaft starb“, wie der Vater in Theodors Biographie sagt.

Erwähnung mögen noch die beiden vor Theodors Abgang nach Freiberg erfolgten Eintragungen in sein Stammbuch finden. Die eine trägt die Unterschrift des Grafen Herrmann zu Münster, eines treuen Freundes des Körnerschen Hauses.

„Holde Vergessenheit und Du, des Guten Erinnerung,
Liebliche Schwestern, o macht beide das Leben Ihm süß!
Du verdunkle das Böse mit Deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück Ihm mit verdoppelter Lust!
Mögen Sie mich nie vergessen, sondern sich meiner oft
im Guten erinnern, so ist ein aufrichtiger Wünsch erfüllt

Ihres Freundes
Dresden im November 1807. Herrmann Graf zu Münster.“

Der zweite Eintrag stammt her von dem seit 1796 in Dresden lebenden Landschaftsmaler Carl Ludwig Kaaz, dem Schwiegersohne Anton Graffs, und lautet also:

„Tief unten liegt des Fleißes Lohn;
Dein ist er; grab' ihm nach, mein Sohn!

Dresden Dein Dich herzlich liebender
am 10. Mai 1808. Freund C. Kaatz.“

Nach seinem Tode (14. Juli 1810) setzte Theodor zu seinem Namen ein Kreuz.

S. 126, Z. 31. Brief vom 22. Aug. 1806 an Vetter Weber. Die hier citierten Verse bilden den Schluß des in der „Deutschen Rundschau“ (1878. IV, 9. S. 463f.) nicht vollständig gedruckten Briefes.

S. 128, Z. 10. Pfuel war 1848 preußischer Ministerpräsident und General, † 1866; Rühle, seit 1809 Oberst, starb 1847 als General.

S. 126, Z. 34. Roller, geb. 1779 zu Heynitz bei Meißen, 1804 bis 1807 in Dresden, bis 1811 Pfarrer in Döbernitz bei Delitzsch, dann bis zu seinem Tode (1850) Pfarrer zu Lausa (Dorf, zwei Stunden nördlich von Dresden entfernt). Sieh Blüher, D. S. Rollers Leben und Wirken. Dresden 1852 und Rühle, D. S. Roller. Leipzig 1878 und (Kügelgen) Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Berlin. S. 282f.

S. 127, Z. 38. An Fischer schrieb Dr. Körner am 12. Febr. 1808:

„Ew. Wohlgeb.

wiederhole ich nochmals meine aufrichtigste Danksagung für den zweckmäßigen Unterricht meines Sohnes, wovon ich sehr vielen Nutzen erwarte. Zugleich lege ich eine kleine Schuld bei, da ich höre, daß Sie Ihren Unterricht über den letzten Monat verlängert haben.“

S. 128, Z. 22. Sieh „Meine Lebenserinnerungen von A. Oehlenschläger. Ein Nachlaß.“ 4 Bde. Leipzig 1850.

S. 130, Z. 5. Briefe Minnas an Vetter Weber vom 11. und 15. April 1808 (Rundschau 1878. IV. S. 469f.). — Kleist wohnte in Dresden Pirnaische Vorstadt, Rammische (später Rampische) Gasse Nr. 123. Das Haus, noch erhalten, führt heute die Nr. 29; auch die Gasse hat ihren Namen geändert; sie heißt heute Pillnitzerstraße.

S. 130, Z. 20. E. v. Bülow, Heinrich von Kleists Leben (Ergänzungsblätter zur Allg. Zeitung. Nov. 1846). Der Aufsatz wurde später von seinem Verfasser zu einem Supplementbande von H. v. Kleists Schriften (1848) erweitert.

S. 130, Z. 24. Nach „Fr. Hultsch, Zur Erinnerung an Dr. C. E. A. Gröbel, Direktor der Kreuzschule. Dresden 1884. S. 9" hat Theodor die Kreuzschule nur als Privatist besucht. Privatisten hießen die außerordentlichen Zuhörer, denen es gegen Honorar verstattet war, nur an den Privatlektionen eines Lehrers teilzunehmen. Sie galten nicht als Schüler und standen allein unter der Obhut des Lehrers, an den sie sich angeschlossen hatten.

S. 130, Z. 25. Elze, Vermischte Blätter. S. 85 f. Der daselbst angeführte Brief von Minna an Tante Ayrer stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Jahre 1806.

S. 131, Z. 16. Parthey, Jugenderinnerungen. II, 53 und Dresd. Anzeiger. 19. April 1888. 5. Beilage. Nr. 110.

S. 134, Z. 9. Zolling, Th. Körners Stammbuch: Gegenwart 1891. Nr. 39 vom 26. September.

S. 134, Z. 10. 1813 oder 1814 verheiratete sich Luise v. Funck mit Ernst Freiherr von Blümner von Frohburg auf Frohburg und Kleineschefeld (geb. 1779, geadelt 1810, † 1815 als Königl. Sächs. Geheimer Legationsrat). Daß Blümner, dessen Name im Körnerschen Briefwechsel zum ersten Male am 20. Juli 1808 erwähnt wird, mit Theodors Familie eng befreundet gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß Körners in der Folgezeit des öfteren in Frohburg sind. Ernsts Bruder war der Oberhofgerichtsrat Heinrich Blümner auf Groß-Zschocher und Windorf (Ueberfall bei Kitzen!).

S. 134, Z. 33. So schließt ein Gedicht „An Charlotten":

„Holde, o schenk' mir Dein Herz; denn ich liebe Dich ewig auf ewig."

S. 135, Z. 4. In dem Körnerschen Briefwechsel werden zwei Miltitz erwähnt, der Dichter und Komponist Karl Borromäus v. Miltitz in Dresden und der Baron Dietrich v. Miltitz (1769—1853) auf Siebeneichen (nicht weit von Meißen). Letzterer namentlich (später General) hat in freundschaftlichen Beziehungen zu Körners gestanden. In dem Stammbuch Theodors aber findet sich noch von einem dritten Miltitz (vielleicht Sohn des K. Borromäus v. M.) ein Eintrag, also lautend:

„Besser sein als scheinen.

Dresden den 8. Juni 1808.

Zur freundlichen Erinnerung
an Friedrich Gustav v. Miltitz,
Königl. Kammerjunker."

Vier Tage vorher hatte sich auch der zuerst genannte Miltitz also eingetragen:

„Unter allen, die Freude suchen, kann nur der thätige Mann allein sagen: ›Ich habe sie gefunden‹. Am Ende von jedem Geschäft steht ihr Stempel.

Dresden 4. Juni 1808.

Zur freundlichen Erinnerung an
Miltitz d. Ae."

Bei dem letzteren hat jedenfalls auch die erwähnte Gesellschaft stattgefunden.

S. 136, Z. 11. Vielleicht derselben Zeit gehört auch ein anderes, in verschiedenen Rhythmen geschriebenes Liebesgedicht an, welches, handschriftlich im Körnermuseum aufbewahrt und in demselben schwärmerischen Ton verfaßt, den Titel trägt: „Hymne von C. K."

S. 137, Z. 13. Sie führen die Titel: „Die Nachtlampe oder Kinder und Narren reden die Wahrheit" ($4^1/_2$ Akt), „Die Hühnerstiege oder die Schlegelianer", „Der glücklich gewordene Brezeljunge oder Ein Narr macht viel Narren" und „Die Perüguenschachtel oder Der ersoffene Mondenschein".

S. 138, Z. 2. Schillers Werke (Hempel. I, 190).

S. 138, Z. 27. In dieselbe oder vielleicht etwas frühere Zeit gehört auch ein in den „Niederlaus. Mitteilungen (1891. Bd. II)" veröffentlichtes Gedicht Theodors, das den Titel

2. Johanna Catharina, Herzögin von Acerenza Pignatelli (1783—1876), vermählt 1801 mit Franz Pignatelli de Belmonte, Herzog von Acerenza; geschieden.

3. Catharina Friederike Wilhelmine Benigna, Herzogin von Sagan (1785—1839), vermählt mit

a) Jul. Armand Ludwig Prinz Rohan 1800, geschieden 1805.

b) Wasilei Fürst Trubetzkoi 1805, geschieden 1806.

c) Graf Carl v. d. Schulenburg am 17. Sept. 1819 in Löbichau.

4. Dorothea, Herzogin von Dino, später von Sagan (1793—1862), vermählt am 23. April 1809 mit Edmund Périgord-Talleyrand, Herzog von Dino.

Eine fünfte Tochter, Charlotte, geb. 1788, war als Kind gestorben.

S. 165, Z. 29. Fr. Förster will mit Theodor im Jahre 1808 bekannt geworden sein. In dem Vorbericht zu Th. Körners Leben (Hempel. I, S. 8) erzählt er: „Meine erste Bekanntschaft mit Theodor Körner machte ich in Freiberg im August 1808, wohin ich als Primaner des Gymnasiums zu Altenburg einer Einladung meines früheren Schul-Pensions-kameraden, des Bergstudenten Eduard v. Gottschalk, gefolgt war. Noch bewahre ich ein Stammbuchblatt, auf welchem Theodor in Bergmannstracht, sich mit der Guitarre begleitend, abgebildet ist, und die Freunde daneben mit Gläserklang in den Rundreim einstimmend. (Sieh Abbildung zu Band I, S. 161.) Mit Aufträgen und Empfehlungen an seine Eltern ging ich nach Dresden und wurde freundlich auf dem Weinberge in Loschwitz aufgenommen." Auch „smollis", so erzählt er weiter, habe er damals mit Theodor getrunken. Nach „Kunst und Leben" (S. 38f.) dagegen unternahm Förster seine erste Reise nach Freiberg erst im Mai 1809, nachdem er das Gymnasium absolviert. „Aus dieser Zeit meiner ersten Fußreise," so heißt es dann dort weiter, „haben sich mehrere Wanderburschenlieder erhalten, von denen nachstehendes hier eine Stelle finden möge (folgt das Gedicht: Der flotte Wanderbursch). Diesem Liedchen verdankte ich meine erste Bekanntschaft mit Theodor Körner, welcher als Leipziger Student der Rechte seinen Freiberger Studiengenossen von Dresden aus einen Besuch machte. Die eigene Bänkelsängerei meines Liedes gefiel ihm nicht; ich schrieb es ihm in seine Brieftasche, und am nächsten Tage sang er es nach seiner Komposition mit Begleitung der Guitarre vor. Von der Scene, wie er den Freunden am Schenktisch in Bergmannstracht seine Lieder vorträgt, entwarf er eine flüchtige Zeichnung in schwarzer Tusche und gab sie mir für mein Stammbuch, in welchem ich sie noch verwahre. Für seine Familie in Dresden gab er mir einen Empfehlungsbrief, da er selbst sofort wieder nach Leipzig zurückreiste, wohin er mich einlud, da die Universität im nächsten Jahre ihr vierhundertjähriges Jubiläum feiern werde". — Diese beiden von demselben Verfasser herrührenden Berichte bedürfen keines Kommentars: sie zeigen zur Genüge, was von der Glaubwürdigkeit Försters zu halten ist.

S. 165, Z. 30. Brief des Vaters an Theodor vom 14. Okt. 1808. Minna schrieb am 28. Okt. an Tante Ayrer: „Wir waren neulich zwei Tage in Freiberg, wo wir beim guten Sohn wohnten; er hatte alles sehr zierlich und gut eingerichtet, daß wir eine wahre Freude daran hatten. Was ist das für eine Maschine geworden?"

S. 169, Z. 12 lies: Kunzes.

S. 173, Z. 5. Vergl. auch Emmas Brief an Weber vom 18. Mai 1809.

S. 174, Z. 22. Diese Anordnung erfolgte s. Z. nach der von Theodor selbst höchst übersichtlich geschriebenen, im Körnermuseum erhaltenen „Klassifikation der mineralogisch einfachen Fossilien nach ihren Bestandteilen". Ebenfalls im Körnermuseum befinden sich folgende, wohl aus derselben Zeit stammende Arbeiten Theodors: 1. Werners Klassifikation

IV.

Theodor Körner in Freiberg.

S. 150, Z. 14. Brockhaus, Th. Körner. S. 57. — Konrad Knebel, Karl Theodor Körner in Freiberg. Eine Festgabe zu Körners hundertjährigem Geburtstage, den 23. September 1891.

S. 151, Z. 4. „Die Bergakademie in Freiberg. Zur Erinnerung an die Feier des hundertjährigen Geburtstages Werners am 25. September 1850" und „Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Königl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866".

S. 151, Z. 22. Beneficiaten waren eben die Akademiker, die nach gut ausgefallener Aufnahmeprüfung und Absolvierung eines praktischen Vorbereitungskursus vier Jahre die Akademie, ohne Honorar für die Vorlesungen, besuchen und an Prämien, Stipendien, Reiseunterstützungen u. s. w. Anteil haben konnten, dafür aber in den sächsischen Staatsdienst treten mußten. Neben diesen Beneficiaten gehörten zu den wirklichen Akademikern auch noch die Extraneer, die zwar auch die Vorlesungen unentgeltlich besuchten, aber, ausgeschlossen von den sonstigen Beneficien, eine freiere Stellung einnahmen, auch nicht eigentlich für den Dienst beim vaterländischen Bergwesen bestimmt waren.

S. 152, Z. 24 lies: was ihm, dem Vater, genehm war.

S. 153, Z. 28. Biographische Notizen über Th. Körner, von Chr. G. Körner.

S. 153, Z. 35. Elze, Vermischte Blätter. S. 91.

S. 154, Z. 14. Peschel, Th. Körners Tagebuch und Kriegslieder. Freiburg 1893. S. 40f., Anm. 49. Danach ist es unbegründet, wenn Latendorf (Meckl. Zeitung. 3. Aug. 1885) bei der Besprechung der im „Daheim (1885. Nr. 42)" veröffentlichten Zeichnung „Das Werbebureau der Lützower in Breslau im Februar 1813" von R. Knötel, der den jugendlichen Sänger eben auch in der Bergmannstracht erscheinen läßt, schreibt: „Unser historisches Gewissen sträubte sich bei der Betrachtung der anziehenden Gruppe, im Februar 1813 den jungen Körner noch als Bergmann abgebildet zu sehen, eine Tracht, die er zu jener Zeit schon fast seit drei Jahren, seit dem Sommer 1810, aufgegeben hatte, wo er die Freiberger Akademie mit der Universität Leipzig vertauschte." — Von der Begeisterung Theodors für seine Studien im Jahre 1808 zeugt u. a. auch ein auf Rosapapier geschriebenes Gedicht zu Lob und Ehren des bekannten Hinterleders der Bergleute, mit den Anfangsversen:

O hoher Schmuck, der Knappen schönste Zier,
Nur Deinem Lobe stimm' ich meine Saiten;
Denn in der Schlünde unermess'nen Weiten
Beschirmt gewaltig uns dein Siegspanier.

S. 154, Z. 24. Erhalten im Körnermuseum ist ein aus dem Jahre 1808 stammendes Kollegienheft Theodors mit dem Titel „Versteinerungslehre, von Herrn Bergrat Werner". Das sehr sorgfältig, offenbar nach einem Diktat geschriebene Heft ist nicht ganz zu Ende geführt, zeichnet sich aber namentlich durch eine recht übersichtliche Disposition aus.

S. 155, Z. 19. Bemerkenswert ist, daß sich hier zum ersten Male die Unterzeichnung „Theodor" findet.

S. 157, Z. 2 lies: von dem Plane ihrer.

S. 163, Z. 13. Dorothea, Herzogin von Kurland, hatte vier Töchter:

1. Marie Luise Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen (1782—1845), vermählt 1800 mit Fürst Friedr. Herm. Otto von Hohenzollern-Hechingen.

2. Johanna Catharina, Herzogin von Acerenza Pignatelli (1783—1876), vermählt 1801 mit Franz Pignatelli de Belmonte, Herzog von Acerenza; geschieden.

3. Catharina Friederike Wilhelmine Benigna, Herzogin von Sagan (1785—1839), vermählt mit

a) Jul. Armand Ludwig Prinz Rohan 1800, geschieden 1805.

b) Wasilei Fürst Trubetzkoi 1805, geschieden 1806.

c) Graf Carl v. d. Schulenburg am 17. Sept. 1819 in Löbichau.

4. Dorothea, Herzogin von Dino, später von Sagan (1793—1862), vermählt am 23. April 1809 mit Edmund Périgord-Talleyrand, Herzog von Dino.

Eine fünfte Tochter, Charlotte, geb. 1788, war als Kind gestorben.

S. 165, Z. 29. Fr. Förster will mit Theodor im Jahre 1808 bekannt geworden sein. In dem Vorbericht zu Th. Körners Leben (Hempel. I, S. 8) erzählt er: „Meine erste Bekanntschaft mit Theodor Körner machte ich in Freiberg im August 1808, wohin ich als Primaner des Gymnasiums zu Altenburg einer Einladung meines früheren Schul-Pensions-kameraden, des Bergstudenten Eduard v. Gottschalk, gefolgt war. Noch bewahre ich ein Stammbuchblatt, auf welchem Theodor in Bergmannstracht, sich mit der Guitarre begleitend, abgebildet ist, und die Freunde daneben mit Gläserklang in den Rundreim einstimmend. (Sieh Abbildung zu Band I, S. 161.) Mit Aufträgen und Empfehlungen an seine Eltern ging ich nach Dresden und wurde freundlich auf dem Weinberge in Loschwitz aufgenommen." Auch „smollis", so erzählt er weiter, habe er damals mit Theodor getrunken. Nach „Kunst und Leben" (S. 38f.) dagegen unternahm Förster seine erste Reise nach Freiberg erst im Mai 1809, nachdem er das Gymnasium absolviert. „Aus dieser Zeit meiner ersten Fußreise," so heißt es dann dort weiter, „haben sich mehrere Wanderburschenlieder erhalten, von denen nachstehendes hier eine Stelle finden möge (folgt das Gedicht: Der flotte Wanderbursch). Diesem Liedchen verdankte ich meine erste Bekanntschaft mit Theodor Körner, welcher als Leipziger Student der Rechte seinen Freiberger Studiengenossen von Dresden aus einen Besuch machte. Die eigene Bänkelsängerei meines Liedes gefiel ihm nicht; ich schrieb es ihm in seine Brieftasche, und am nächsten Tage sang er es nach seiner Komposition mit Begleitung der Guitarre vor. Von der Scene, wie er den Freunden am Schenktisch in Bergmannstracht seine Lieder vorträgt, entwarf er eine flüchtige Zeichnung in schwarzer Tusche und gab sie mir für mein Stammbuch, in welchem ich sie noch verwahre. Für seine Familie in Dresden gab er mir einen Empfehlungsbrief, da er selbst sofort wieder nach Leipzig zurückreiste, wohin er mich einlud, da die Universität im nächsten Jahre ihr vierhundertjähriges Jubiläum feiern werde". — Diese beiden von demselben Verfasser herrührenden Berichte bedürfen keines Kommentars: sie zeigen zur Genüge, was von der Glaubwürdigkeit Försters zu halten ist.

S. 165, Z. 30. Brief des Vaters an Theodor vom 14. Okt. 1808. Minna schrieb am 28. Okt. an Tante Ayrer: „Wir waren neulich zwei Tage in Freiberg, wo wir beim guten Sohn wohnten; er hatte alles sehr zierlich und gut eingerichtet, daß wir eine wahre Freude daran hatten. Was ist das für eine Maschine geworden?"

S. 169, Z. 12 lies: Kunzes.

S. 173, Z. 5. Vergl. auch Emmas Brief an Weber vom 18. Mai 1809.

S. 174, Z. 22. Diese Anordnung erfolgte s. Z. nach der von Theodor selbst höchst übersichtlich geschriebenen, im Körnermuseum erhaltenen „Klassifikation der mineralogisch einfachen Fossilien nach ihren Bestandteilen". Ebenfalls im Körnermuseum befinden sich folgende, wohl aus derselben Zeit stammende Arbeiten Theodors: 1. Werners Klassifikation

der Fossilien. 2. Sieben auf den Bergbau bezügliche Zeichnungen in grüner Tusche. 3. Fragment eines Manuskriptes über Klassifikation (botanisch und mineralogisch).

S. 175, Z. 13. Erhalten im Körnermuseum ist, von Theodors Hand geschrieben, ein Heft unter dem Titel: „Verzeichnis meiner geognostischen Touren". Sie fallen ins Jahr 1809 und wohl auch noch 1810 und führen ihn nach Dresden, Meißen, Chemnitz, Altenburg, Frohburg, Gnandstein, Plauen und Mitweida. Er lernt dabei genauer kennen Porphyrlager, Basaltbrüche, Granitkuppen, Quarzfelsen, Sandstein, Glimmerschiefer, Steinkohlengebilde und Kalkbrüche.

S. 176, Z. 35. Die vier letzten Verse dieses Gedichtes finden sich, allerdings in einer von der gewöhnlichen Fassung etwas abweichenden Form und auch in anderer Stellung, handschriftlich im Körnermuseum. Ebendort erhalten sind auch mehrere andere ungedruckte Gedichte, für die eine genaue Abfassungszeit nicht angegeben werden kann. Indes wird man schwerlich fehlgehen, wenn man sie sich mit Rücksicht auf ihren Inhalt und ihre Form damals entstanden denkt. Es sind folgende: a) „Erscheine, süßer Frühling". 6 S. 4°. Nach der vierten Seite fehlt ein Teil. b) „An die Muse". Daneben steht der Titel „Apollon". Drei Verse (erster Entwurf). c) „An Dorothea" („Eine Rose aufblühte zur Winterszeit"). Fragment. Erster Entwurf. d) „Nixenliebe" („Laßt mir meine frischen Lieder"). Entwurf und Fragment.

S. 176, Z. 37. Fr. Förster, Th. Körners Werke (Hempel). II, 130.

S. 178, Z. 21. Brockhaus, Th. Körner. S. 58.

S. 182, Z. 9. Carl Friedrich Schmid, einer der engsten Freunde Theodors, mit dem er auch nach seinem Scheiden aus Freiberg brieflich aufs herzlichste verkehrte.

S. 182, Z. 28. Das Gedicht „Am Grabe Carl Friedrich Schneiders" steht in beiden Manuskripten der „Knospen" vom Jahre 1809.

S. 182, Z. 30. Infolge der beim Tode Schneiders wegen des Gerichtsstandes desselben entstandenen Streitigkeiten scheint erst damals ein Inskriptionsbuch für die Ausländer und die auf Selbstkosten Studierenden angelegt worden zu sein. Daher erklärt sich auch Theodors nachträgliche Eintragung in das „Inskriptionsbuch für In- und Ausländer" vom 17. Juni 1809.

S. 182, letzte Z. Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein. 26. Heft. S. 65 (Freiberg 1890) und die Berliner Zeitung „Post", Nr. 67 und 69, vom 8. und 10. August 1892.

S. 183, Z. 21. Pfuel war seit Frühjahr 1808 mit Caroline, geb. v. Byern, verheiratet.

S. 186, Z. 36. Rud. Brockhaus, Th. Körner. S. 59.

S. 187, Z. 2. Kraft schrieb am 7. Mai folgende Zeilen in Theodors Stammbuch:

„Alle Blüten taugen nicht zum Kranze,
Viele täuschen Dich mit falschem Glanze
Und verhüllen fressend Gift.
Das gewahrt der Kenner — eh' er pflückt,
Hat er still und scharf geprüft.

Schnell wurden wir, mein Teurer, miteinander bekannt; möge nicht so schnell, möchten wir uns nie wieder fremd werden."

Ein Kreuz von Theodors Hand deutet den nur allzu früh erfolgten Tod des Freundes an, auf den das in die „Knospen" von 1810 aufgenommene Sonett „Am Grabe Krafts" gedichtet ist.

S. 187, Z. 2. Der spätere Schlachtenmaler Sauerweid lieferte an demselben Tage (7. Mai) in das Stammbuch des Freundes eine Tuschzeichnung, A. S. bezeichnet, welche

Vorzeiger dieses, Eleve Herr Körner, reiset von hier in die Gegend von Reichenbach und die Grafschaft Glatz; um auf diesen Touren ungehindert passieren zu können, erteilen wir demselben gegenwärtigen Reisepaß und ersuchen demnach alle Hohe und Niedere sowohl Militär- als auch Civilbehörden dienstergebenst, gedachten Bergeleven, Herrn Körner, in dortigen Gegenden frei und ohne Aufenthalt seine Reise fortsetzen zu lassen.

Signatum Waldenburg, den 4. Sept. 1809.

L. S.

Königl. Preuß. Bergamt des Fürstentums Schweidnitz.

v. Charpentier. Schmidt. Kestermann.

S. 202, Z. 36. Eine beliebte Schauspielerin des Dresdner Theaters.

S. 203, Z. 7. Im Besitze des Körnermuseums befindet sich auch Hannchens Liederbuch (roter Maroquinband mit goldenen Verzierungen), Text, Gesangnoten und Guitarrenbegleitung enthaltend. Bei den einzelnen Liedern stehen, von Theodor eigenhändig eingetragen, die Namen der Dichter und Komponisten. Von Theodors Gedichten, deren ungefähre Entstehungszeit sich hiernach leicht feststellen läßt, enthält das Buch folgende: 1. „Liebesrausch". Dieses ursprünglich „An Hannchen" betitelte Gedicht wurde ebenfalls vom Vater in die Ausgabe der „Knospen" vom Jahre 1810 aufgenommen. Außer dem Titel ist auch die erste Zeile etwas geändert, indem an Stelle des ursprünglich dastehenden „Hannchen" „Mädchen" gesetzt worden ist. 2. „Sehnsucht" („Ich denke Dein beim Strahl"). Das an Hannchen gerichtete Gedicht trägt in den heutigen Ausgaben die Ueberschrift „An die Liebliche". 3. „Weibertreu" („Traut, Männer, traut den Weibern nicht"). 4. „Mein Mädchen" („Erklinge, Lied, in süßen Tönen"). Weiter enthält das Liederbuch — außer einem Teil der schon früher erwähnten Kompositionen Dr. Körners — von Theodor die Kompositionen zu Schillers „Alpenjäger", „Hoffnung", „Teilung der Erde" und „Resignation der Leidenschaft". Dabei sei erwähnt, daß außerdem noch erhalten sind Quinze variations pour la Flûte et Guitarre, composées par Charles Koerner. Hannchen Biedermann hat übrigens seiner Zeit erklärt, daß Theodor sie alle in dem Buche enthaltenen Lieder singen und zur Guitarre, die er selbst meisterlich gespielt, begleiten gelehrt habe.

S. 203, Z. 19. Nur einmal wird Hannchens Name im Briefwechsel erwähnt. Am 13. Jan. 1811 schreibt Theodor an Schmidt von Dresden aus: „Denk Dir, daß Hannchen beim Kaufmann Fink, der bei uns in der zweiten Etage wohnt, Gesellschafterin ist und über mir Guitarre spielt!!!!! Wenn meine Eltern wüßten!"

S. 204, Z. 36. Gottl. Fr. Strauß aus Lenzburg in der Schweiz war im Jahre 1809 inskribiert. Ueber den nur hier erwähnten Völderndorf findet sich in den Verzeichnissen der Freiberger Akademie nichts.

S. 204, Z. 38. Gotthelf Heinr. Kummer, Mitglied der Dresdner Hofkapelle und Komponist.

S. 205, Z. 3. Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 55. Brief des Vaters vom 7. August. Dort steht fälschlich „Grundtstein" für „Gnandstein".

S. 206, Z. 7. Vergl. dazu des Vaters Brief an Theodor vom 6. Dez. 1809, wo es heißt: „Daß Du von Brauns wegziehen willst, höre ich sehr ungern. Du hast selbst immer die Rechtlichkeit dieser Leute gerühmt, und wie sehr sie Dir ergeben sind, wissen wir auch. In Freiberg haben sie den besten Ruf, und Herder überläßt ihnen seine ganzen Sachen. Es sollte mir leid thun, wenn Du Dir von irgend jemand, der vielleicht aus einer besonderen Ursache mit ihnen unzufrieden ist, etwas gegen sie einreden ließest. Da Du nicht gewohnt bist, Deine Sachen zu verschließen, so kann leicht jemand, der sonst im Hause wohnt, etwas aus Deiner Stube weggenommen haben. Und gesetzt, die Braunsche Tochter hätte von Eßwaren genascht, was geschehen sein kann, so läßt sich diesem Uebel durch Anschaffung

eines verschlossenen Schrankes abhelfen. Deine Mutter hat besonderes Vertrauen auf Brauns gesetzt und rechnet auf sie, wenn Du einmal krank werden solltest. Ihr würde es also besonders nicht lieb sein, wenn Du auszögest."

S. 207, Z. 8. Fr. Latendorf, Sieben Burschenlieder Theodor Körners. München und Leipzig 1886. S. 11f. — Hoffmann v. Fallerleben, Findlinge. I, 36f.

S. 209, Z. 9. Am 7. April 1812 schickte Emma eine Kopie dieses Bildnisses an Charlotte, die es in der Folgezeit auf Reisen stets bei sich hatte.

S. 209, Z. 19. An demselben Tage dichtete Theodor das Sonett „Mit den Knospen" (Stern I, 150) zu Ehren der Herzogin von Kurland; jedenfalls schickte er es ihr alsbald mit einem geschriebenen Exemplar der „Knospen".

S. 210, Z. 15. Vielleicht geht dies auf die aus dem Jahre 1810 stammenden beiden Erzählungen „Die Reise nach Schandau" und „Die Reise nach Wörlitz". Im ersten Kapitel der letzteren, die sich in zwei Manuskripten — das eine vollständig von Emma geschrieben — im Körnermuseum findet, giebt Theodor ein Spiegelbild seines eigenen akademischen Lebens, während weiter hinten seine Vorliebe für Rätsel und Charaden zu Tage tritt.

S. 210, Z. 35. Dr. Körner hatte (S. 221, Z. 23) am 4. Febr. an Göschen seinen Aufsatz „Ueber die Hilfsquellen Sachsens u. s. w." gesandt.

S. 212, Z. 2. Das Körnermuseum besitzt drei Exemplare der „Knospen" vom Jahre 1810 mit je einer von Theodor selbst geschriebenen Widmung an Ferd. Hartmann, Wilh. Kunze und Fritz Henoch.

S. 212, Z. 15. Statt des Gedichtes „Bergmannsleben" steht in der Ausgabe von 1831 „Berglied" („Fern vom sterblichen Gewühle"), das sonst nirgends gedruckt ist.

S. 213, Z. 1. Theodor übersandte alsbald, am 28. Aug., ein Exemplar an die Herzogin von Kurland. Begleitet war dies wieder von einem Widmungsgedichte, das den Titel führt „Zueignung":

Wie die Knospe in der Dämmrung Stille,
Von des Taues Perlenglanz bethränt,
Zwischen stolzer Blütenfülle
Sich dem Licht entgegensehnt,
Wie sie dann mit leisem Winken
Das verjüngte Leben grüßt
Und erst mit des Lichtes Sinken
Traurig still den Kelch verschließt:
Ach, so sehnen auch mit heißem Glühen
Nach dem Sonnenlichte Deiner Gunst
Sich des Sängers frühe Phantasien,
Zarte Knospen seiner Kunst.
Sind sie nur bemerkt von Dir verklungen,
Lebten sie des Frühlings schönsten Tag,
Und das Höchste haben sie errungen,
Was des Jünglings Lied vermag.

Darunter steht, vom Vater mit Bleistift geschrieben: „Deiner Poesie würdig!"

S. 213, Z. 26. Vergl. den Brief des Vaters an Theodor vom 6. Januar 1812 (ungedruckt).

S. 220, Z. 29. Das in zwei Briefen des Vaters (vom 2. und 9. Dez.) erwähnte „Semneion", dessen Direktion Jean Paul übernehmen sollte, ist der Idee nach dieselbe

Zeitschrift wie das „Taschenbuch für Christen". Körner hatte bereits für das „Semneion" einen Aufsatz, eine Ankündigung seines Erscheinens, ausgearbeitet und dem Sohne zugesandt und dabei geschrieben: „Wehe dem, der beim Produzieren an das vielköpfige Publikum denkt und nicht für seine eigene Befriedigung arbeitet!" Infolge der studentischen Händel Theodors ist aber auch von dem „Semneion" in der Folgezeit nicht mehr die Rede.

S. 221, Z. 17. Von zwei unbedeutenden und deshalb auch bisher nicht gedruckten Gedichten Theodors aus jener Zeit — die Manuskripte befinden sich im Körnermuseum — seien wenigstens die Ueberschriften genannt; sie lauten: „Callirhoe, den 23. Januar 1810" und Logogriph (gedichtet auf dem Kutschersitze bei der Rückfahrt von Tharandt), den 22. April 1810."

S. 224, Z. 7. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 57.

S. 224, Z. 12. Auf einer damals bei Rackenitzens stattfindenden Fete machte Theodor durch seine „poetischen Exertionen" auf Frl. Caroline v. Bülow solchen Eindruck, daß diese ihm als Dank „einen zierlichen Beutel" übersandte. „Der Geldbeutel," so schreibt Theodor am 22. März an die Seinen, „ist der Abgott der Freiberger Damen geworden, und ich habe bei vielen seitdem einen großen Stein im Brette. Nächstens werde ich mich so gut wie möglich von der drückenden Empfindung der Dankschuld befreien."

S. 224, Z. 14. Am 22. Febr. übersandte Geßler an Theodor zwei Flaschen „Bischof". Als Dank dafür schickte der Empfänger dem gütigen Spender ein Gedicht, welches die Ueberschrift trägt: „An Geßler (mich schönstens für eine Flasche Bischof zu bedanken)". In den Ausgaben führt das Gedicht das Datum „1809". Offenbar ist dies aber erst im Anschluß an die eben erwähnte Sendung entstanden, wie eine Stelle aus dem Briefe des Vaters an Theodor vom 28. Febr. 1810 bezeugt. Dort heißt es nämlich: „Geßler schien Deinen poetischen Dank sehr wohl aufzunehmen."

S. 224, Z. 23. Am 5. Juni schreibt Dr. Körner an Schleiermacher: „Erlauben Sie mir, im voraus Ihnen meinen Sohn anzukündigen, für den ich um Ihr Wohlwollen bitte. — Mein Sohn soll durch die neue Universität in Berlin seine völlige Ausbildung erhalten. — Vielleicht bringe ich ihn selbst auf Michael nach Berlin; wenigstens hoffe ich, Sie dort im künftigen Jahre zu sehen."

S. 225, Z. 10. A. Stern, Th. Körners Werke. I, 154.

S. 225, vorletzte Z. So am 22. März das Lied zu Paisiellos (1741 bis 1816 aus Tarent) Musik von Nel cor piu non mi sento. — A. Stern, Th. Körners Werke I, 121 f.

S. 227, Z. 3. So nach einem Briefe des Vaters an Theodor vom 22. Aug. 1810 für „Das warst Du" und „Sehnsucht der Liebe".

S. 227, Z. 3. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 56.

S. 227, Z. 4. Auf diesen Komponisten dichtete Theodor folgende Charade:

Der Pole rühmt, der Ungar sich der Kost,
Die brauset und berauscht gleich süßem Most;
Die erste Silbe ist's. — Von Haß und Lieb erfunden,
Hat mancher die Gewalt der letzteren empfunden,
So Sklav als König, wie's auch seltsam scheine.
Das Ganze hat uns oft in schönen Stunden
Erwärmt, erbaut im traulichen Vereine.

S. 227, Z. 19. Dem damaligen Aufenthalte Zelters in Dresden verdankt Theodors „Weinlied" (Stern I, 171) seine Entstehung. Ob der Dichter damals in seiner Vaterstadt

persönlich gewesen, läßt sich nicht nachweisen; die Anregung kann ihm sehr gut brieflich durch den Vater gegeben worden sein. Ueber die Entstehung, Bedeutung und ursprüngliche Form dieses Gedichtes vergl. Steig, Zu Theodor Körners Leben und Dichten: Euphorion. 1895. 2. Bd. Ergänzungsheft S. 87 bis 90.

S. 228, Z. 15. Wiederholt ist dieser Gedanke in „Zriny" II, 8.

V.

Theodor Körner in Leipzig und Berlin.

S. 229, Z. 13. Ihre beiden Schwestern waren die Gattin des Bankiers Reichenbach in Leipzig und die Hofrätin Pierer in Altenburg.

S. 229, Z. 16. Stern, Th. Körners Werke. I, 258.

S. 230, Z. 16. Das Sonett trägt in den Ausgaben das Datum „den 8. Juli 1810". Da aber an demselben Tage Theodor erst die böhmische Grenze passierte, wird man, wenn anders die Angabe des Gottesgaber Grenzamtes richtig ist, die Entstehung des Gedichtes einige Tage später ansetzen müssen. Der „böhmische Sitz" erhob sich im Osten der Stadt Karlsbad, nicht weit vom Teplflusse auf einer steilen Felswand; mit einem in Form eines Regenschirmes gebauten Säulendache überdeckt, verdankt er seinen Ursprung dem Lord Findlater. Man hatte von da eine freundliche Aussicht auf die östlich davon gelegene, nahe Dorotheenau. In dieser steht, umgeben von den mannigfaltigsten Bäumen, auf einem Felsvorsprung der in zwei Gedichten Theodors erwähnte Dorotheentempel. Er war 1791 vom Grafen Christian Clam-Gallas zu Ehren der Herzogin von Kurland, für die eben jener schwärmte, erbaut worden.

S. 231, Z. 26. Allerdings mit der irrtümlichen Jahreszahl 1809, während A. Hofer erst am 20. Febr. 1810 in Mantua erschossen wurde.

S. 231, Z. 34. Wir setzen die Entstehung des Gedichtes, welches ursprünglich unter dem Titel „Die fünf Eichen vor Dallwitz" in dem von Dr. Körner 1815 herausgegebenen poetischen Nachlaß seines Sohnes, und zwar hier unter den „Erinnerungen an Karlsbad" stand, weniger deshalb in das Jahr 1810, weil es in den gewöhnlichen, bisherigen Ausgaben diese Jahreszahl ausdrücklich trägt, als vielmehr deshalb, weil es inhaltlich sehr wohl zu der Stimmung paßt, die den jugendlichen Sänger eben damals beseelte, und wir können keinen triftigen Grund für eine um ein Jahr spätere Datierung sehen, zumal da sich bei Theodors zweitem Aufenthalte in Karlsbad von einer ähnlichen Begeisterung, wie sie Hofers Tod in ihm hervorgerufen, nichts findet.

S. 233, Z. 7. Komponiert von Joh. Heinr. Carl Bornhardt (geb. 1794 in Braunschweig, gest. ebenda 1844 als Guitarrenvirtuos und Musiklehrer): „Theodor Körners Gedichte. Mit Melodieen und leichter Guitarrenbegleitung. Zwei Teile." 1. Teil, Nr. 1 (op. 92.) Vgl. Musiol, Theodor Körner und seine Beziehungen zur Musik. Ratibor 1893. S. 48 f.

S. 233, Z. 13. Das Rätsel, vom 24. Juli 1810 datiert, bisher ungedruckt, lautet:

Ich schmücke still den schönsten Morgen,
Längst vor der Sonne schon erwacht;
In zarter Knospe zart verborgen
Entfaltet mich der Rose Pracht.

Bewunderst Du des Mädchens Wangen,
Die ich mit leisem Hauch geschmückt,
Und fühlst Du liebend Dich umfangen:
Es ist mein Reiz, der Dich entzückt.

Doch hängst Du mir an jeder Seite
Mit klugem Sinn zwei Zeichen an,
So naht in zarter Anmut Kleide
Ein schönes Bild auf lichter Bahn.

Dann nenn ich Dir mit heil'gem Beben
Des Namens süße Melodie,
Es tritt das Ideal ins Leben,
Zur Wahrheit wird die Phantasie.

S. 233, Z. 36. Charlotte hatte bereits am 14. Juni ahnungsvoll an Dr. Körner geschrieben: „Sie haben vielleicht Gelegenheit, über manches mit ihm (nämlich Goethe) zu sprechen — zu Resultaten ist es immer schwer mit ihm zu kommen. — Doch werden Sie seine Stimmung und Gesinnung prüfen. Sprechen Sie mit ihm darüber, was Ihnen Ihre Freundschaft für Schiller eingiebt; daß ich es billige, hoffe ich, trauen Sie mir zu."

S. 234, Z. 18. Zugleich mit diesem Briefe übersandte er an Schmid drei Exemplare seiner damals erschienenen „Knospen".. Das eine, speciell für Schmid bestimmt und von Theodors eigener Hand durchkorrigiert (jetzt im Besitze von Frau Rentamtmann Wiezer in Meisdorf, einer Tochter Schmids), trägt die Widmung: „Meinem treuesten Freunde, [illegible] Schmid, zur Erinnerung an zwei froh verlebte Jahre. Theodor Körner."

S. 234, S. 20. Im Westen der Stadt, westlich von der Thomaskirche.

S. 236, Z. 3. Vergl. die Biographie des Vaters und auch Theodors Brief an Schmid vom 7. August: „Ich habe meinen Studienplan geändert, werde bis Ostern hier bleiben und Philosophie und Geschichte studieren."

S. 237, Z. 9. Den Stoff zum Teufel in Salamanka hat Theodor der 1690 erschienenen „Denkwürdigen Reisebeschreibung" Johann Limbergs von Roden entnommen. Vergl. E. Dorer, Heinrich von Villena, ein spanischer Dichter und Zauberer. Braunschweig 1887.

S. 237, Z. 10. Der ebenfalls dort noch erwähnte, aber schon früher gedichtete „Abschied des Sängers" ist offenbar erst damals dem Vater zusammen mit den anderen poetischen Produkten übersandt und bekannt geworden.

S. 237, Z. 31. Am 22. Nov. schreibt der Vater mit Bezug auf die Makaria an den Sohn: „Eine solche Verbindung von jungen Männern, die das Gute zu schätzen wüßte, aber auch Nachlässigkeiten nicht ungeahndet lassen, hat sehr viel Aufmunterndes und erhält die vorhandenen Kräfte in einer wohlthätigen Spannung. Man sieht ein ausgesuchtes Publikum vor sich, das nicht leicht zu befriedigen ist, aber dem es doch nicht an Empfänglichkeit fehlt."

S. 237, Z. 36. Seiner Beschäftigung mit dem Geisterwesen scheint auch die nach der Handschrift am 9. Okt. 1810 entstandene, an Bürgers „Lenore" anklingende Ballade „Wallhaide" entsprungen zu sein. Dabei sei bemerkt, daß in dem von Theodor selbst geschriebenen Manuskripte der von Wallhaide angeführte Ahn ihres Hauses nicht „Wundebold", wie in allen Ausgaben zu lesen ist, sondern „Wundobald" heißt. — Auch die kleine Erzählung, welche den Titel führt „Die Harfe. Ein Beitrag zum Geisterglauben", verdankt ihre Ent-

stehung denselben Studien. Offenbar nicht viel später verfaßt als die eben angeführten Sachen, erschien sie zum ersten Male gedruckt in der „Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1812 (hg. von Th. Hell)". In dem folgenden Jahrgange derselben Zeitschrift steht eine, allerdings lustiger gehaltene, aber doch auch wenigstens zur Geisterstunde sich abspielende Erzählung Theodors unter der Ueberschrift „Eine Nacht in der Portechaise".

S. 237, Z. 37. Nach einem Briefe des Vaters vom 3. März 1811 hat Theodor für eben dieses Fest auch eine Oper gedichtet.

S. 237, Z. 38. Was Theodor selbst von der Makaria auch später noch hielt, geht daraus hervor, daß er für sie eins von den zwölf Exemplaren des ersten Teiles seiner dramatischen Beiträge bestimmte, welche, wie er am 13. März 1813 an den Vater schrieb, demnächst gedruckt in Dresden eintreffen würden.

S. 239, Z. 1. Tochter des Generallieutenants Sahrer v. Sahr.

S. 239, Z. 1. Marianne v. Zeschau, Tochter des Heinr. W. v. Zeschau, Generallieutenant.

S. 239, Z. 20. 23. September.

S. 239, Z. 38. Ueber Goethes Aufenthalt in Dresden vergl. auch Emmas Brief an V. Weber vom 20. Nov. 1812 (Deutsche Rundschau 1878. IV. Heft 10. S. 118f.) und Woldem. v. Biedermann, Goetheforschungen. Frankfurt a. M. 1879. S. 443f.

S. 239, Z. 39. Am 30. Sept. schreibt die Herzogin an Parthey: „Goethe kam gestern nachmittag und ist heut abend fortgereist; er war heiter, guter Laune und hat sich hier gefallen."

S. 243, Z. 4. Fr. Förster, Th. Körners Werke (Hempel). II, 239f.

S. 243, Z. 10. A. Wolff, Th. Körners Leben und Briefwechsel. Berlin 1858. S. 310.

S. 244, Z. 6. Am 7. Okt. meldet er Schmid: „Sello schrieb mir, er wolle sich den 7ten 7bre in Colditz zu Schuß stellen; ich reise also hin mit meinem Sekundanten; aber der Schurke kam nicht. Der Donner soll ihn erschlagen!" Nach einem Briefe an G. H. v. Biedermann vom 7. Dez. erschien Sello ohne Sekundanten, als Theodor schon fort war, in Colditz. Das Duell sollte dann in Berlin ausgefochten werden. — Von einem ebenfalls nicht zu stande gekommenen oder verschobenen Duell mit Sommer, einem Mitgliede der adligen Studentenclique in Leipzig, schreibt er gleichfalls an Schmid bereits am 17. Aug. (Sieh „Post" vom 8. März 1892. Nr. 67). Später, am 5. Dez., schreibt er an denselben: „Sommer ist in Ber . . . . . gekommen, weswegen ich mich nicht mit ihm schlagen konnte."

S. 245, Z. 12. Am 29. Sept. schrieb ihm Rösel folgende Zeilen in sein Stammbuch: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber, und — wir sind nicht umsonst hier gewesen."

S. 245, Z. 15. E. v. Binzer, Drei Sommer in Löbichau. Stuttgart 1877. S. 11.

S. 245, Z. 31 lies: erwarmen.

S. 245, letzte Z. Brunier, Elisa von der Recke. Bremen 1873. S. 274f.

S. 246, Z. 11. Bei Wolff (S. 184) steht falsch „Recke".

S. 246, Z. 20. Am 5. Dez. schrieb Theodor an Schmid: „In Löbichau war ich derb angeschossen."

S. 246, Z. 25. Brief des Vaters vom 7. November 1811.

S. 246, Z. 32. Durch das Gedicht über die Monatssteine veranlaßt, schrieb Minna am 20. Nov. einen längeren Brief an Theodor, in dem sie aus einer in den letzten Tagen von ihr gelesenen „Reise durch Spanien" manches über die Eigenschaften der Edelsteine und dann auch über die von Schiller zu seiner bekannten Ballade benutzte Geschichte vom sicilianischen Fischer Nikolaus mitteilt. Endlich erzählt sie ihm eine längere Gespenster-

geschichte, die sie von Hartmann gehört. Der Brief ist gedruckt bei Kohut, Theodor Körner (S. 274 f.), aber nicht vollständig. Kohut bemerkt dazu in einer Anmerkung: „Leider bricht der so interessante, von der lebhaften Phantasie der Mutter zeugende Brief hier ab; der Schluß ist wahrscheinlich verloren gegangen." Im Körnermuseum findet sich der Schluß, also lautend: „Zu ihren Füßen steht an jeder Seite ein Becher; der zur Rechten ist von Blei, der zur Linken von Gold, umwunden von dem Emblem des Satans, einer Schlange, die mit Diamanten umwunden ist. Der Knabe hört eine sanfte Stimme, die ihm zuruft: „Wähle!" — er greift nach dem bleiernen Becher — die Stimme sagt noch zehnmal süßer und sanfter: „Du hast gut gewählt." Er fühlt sich betäubt — und wie er wieder zu sich kommt, sieht er sich wieder in vollem Mondlicht auf dem freien Platz vor der Scheune, hat in seiner Hand einen goldenen Becher voll eitel Juwelen und Perlen, geht fröhlich nach Haus, erzählt sein Glück den Seinen und wird ein gewaltig reicher Mann. Mein Märchen ist aus. Ich wünsche, daß Dir's so wie mir gefallen und nicht wie Deiner Tante, die sich die Ohren zuhielt, wie mir es Hartmann erzählte."

S. 246, Z. 34. Der Eintrag lautet:

Der Liebe Keim, in edlen Sinn gelegt,
Nur edle, schöne Früchte trägt.

Löbichau, den 23. September 1810.

Zu Ihrem Lobe schrieb's Ihr ältester Freund
Parthey.

In derselben Zeit trug sich auch Messerschmidt in dem Stammbuch Theodors mit folgenden Versen ein:

Auch die niederste Stufe des menschenverknüpfenden Lebens
Schenkt dem Geistesgewächs Leben, Gedeihen und Kraft.
Siehe, die blühende Krone des Lebens strebet zum Himmel,
Aber die Wurzel steigt tiefer und tiefer hinab.

Ueber das Verhältnis, in dem Theodor zu Messerschmidt stand, giebt ein vom 26. Febr. 1812 an den Vater datierter Brief nähere Auskunft: „Ich habe heute erfahren, daß meinem herzlichsten Freunde Friedrich Messerschmidt, der an der Reife meines männlichen festeren Charakters durch seine Führung und Freundschaft den bedeutendsten Anteil hat, der Not und Lust, Freud und Leid mit mir jederzeit brüderlich geteilt hat, kurz, dem ich viel, sehr viel schuldig bin, wegen einer Schlägerei, der er in Leipzig beigewohnt haben soll, ein Jahr Carcer zuerkannt worden ist. Er hat nach Dresden appelliert, da ihn diese Strafe sehr unglücklich machen kann, indem er diesen Sommer promovieren wollte. Wenn Du nun, lieber Vater, etwas für ihn thun könntest, so zahlst Du eine Schuld, die ich schwerlich je tilgen werde. Für seine Bravheit und Rechtlichkeit kann ich mich mit Leib und Leben verbürgen." Und später, als er die Leier mit dem Schwert vertauscht hat, da schreibt er an Messerschmidt: „Laß Dir aus der Ferne ein herzliches Wort der Liebe zurufen, alter, treuer Freund! — Wenn wir uns nicht wiedersehen, wir bleiben uns treu in jeder liedervollen Stunde und echte Brüder in dem einen großen Streben: für die Freiheit Mut und Blut, Sang und Lied freudig einzusetzen. Ich habe ein göttliches Leben geführt. Mein guter Stern und Deine Wünsche, das weiß ich, begleiten mich." Schon vorher, jedenfalls noch in Leipzig, hatte er ihm, den Ton der Schillerschen Jugenddichtungen witzig parodierend, einen poetischen Schwank gewidmet.

S. 247, Z. 2. Jetzt Brühl Nr. 17.

S. 249, Z. 22. Vergl. Fr. Zarncke „Theodor Körners Relegation aus Leipzig“: Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1882 Nr. 249 und 250.

S. 251, Z. 16. Fr. Förster (Hempel I, 62) fügt hinzu „blaues“.

S. 251, Z. 37. Stern, Th. Körners Werke. I, S. XV.

S. 252, Z. 7. Der Schluß lautet nach der Originalhandschrift des Dichters:

Thuringia lebe! Ihr Brüder, stimmt ein!
Und Schwarz-Rot-Weiß soll der Sieger sein!

Gewöhnlich steht in den Ausgaben:

Thuringia lebe! Mit donnernder Macht
Sei ihr von den Brüdern der Becher gebracht!

S. 252, Z. 10. Latendorf, Sieben Burschenlieder Theodor Körners. S. 16f. Fr. Förster (Hempel II, 78) giebt das Gedicht unter dem Titel „Trinklied“ nach einer mangelhaften Vorlage ziemlich abweichend wieder, namentlich mit dem fehlerhaften „schwarzrotgrünen Bande“.

S. 252, Z. 11. Im Manuskript: „Komm, Bruder, komm und folge mir!“ Gedruckt als elftes Trinklied (S. 232) im ersten Jahrgang (1811) von Hartmanns „Almanach für Weintrinker“.

S. 252, Z. 12. Ebenfalls im ersten Jahrgang von Hartmanns „Almanach für Weintrinker“ gedruckt = neuntes Lied. S. 226.

S. 252, Z. 13. Handschriftlich im Körnermuseum befindet sich außerdem ein wohl gleichfalls in jener Zeit entstandenes „Burschenlied“. Vielfach korrigiert und außerordentlich flüchtig geschrieben, dabei nicht ganz vollendet oder durchgearbeitet, lautet es:

Schon perlt der Wein im Becher,
Der goldne Nektar glüht;
Drum, Brüder, wackre Zecher,
Drum singt ein trunknes Lied!
Noch quillt der Jugend Kraft im Arm,
Noch schlägt das Herz für Freiheit warm
Und kennt nicht Rast noch Ruh.
Glück zu!

O, daß sie ewig bliebe,
Die schöne Burschenwelt!
Geführt von Kraft und Liebe
Wird jeder Mann und Held.
Nur, wer der eignen Kraft vertraut,
Der hat auf Felsengrund gebaut,
Und wenn die Welt vergeht,
Er steht.

Die Freude flieht, ihr Zecher,
Und ist bald nah, bald fern;
Nur bei dem Klang der Becher,
Da weilt sie gar zu gern.
Doch jetzt, ihr holden Schönen,
Ihr Blumen unsrer Zeit,
Euch mag der Zuruf tönen,
Euch sei dies Glas geweiht!

Doch Euch, Euch Kernphilistern,
Und was so Anhang hat,
Samt Vettern und Geschwistern,
Euch gilt das Pereat.
Der Bursche, wie er sein soll,
Lebt zügellos und toll,
Er lebt im ew'gen Saus und Braus
. . . .

Die Freiheit ist fürs Leben
Das seligste Gefühl
Und für des Mannes Streben
Das höchste Götterziel.
Der Schwur, in Freiheitskampf bestehn
Und für die Freiheit untergehn,
Sei streng von uns erfüllt,
Wenn's gilt!

In unsrem treuen Kreise
Noch deutsches Leben glüht;
Drum schließt nach deutscher Weise
Das deutsche Burschenlied
Und faßt Euch an mit voller Macht
u. s. w.

S. 253, Z. 16. Schon am 6. März 1807 hatte Dreyßig (geb. 1776 zu Oberleutensdorf i. B., gest. 1815 in Dresden als Königlicher Hoforganist), sich namentlich auf die im Körnerschen Hause gemachten Bekanntschaften stützend, einen Chorgesang gestiftet, aus dem noch in demselben Jahre eine Singakademie nach dem Muster eines ganz gleichen, von Zelter in Berlin eingerichteten Institutes sich zu entwickeln anfing. Vergl. Th. Seemann, Geschichte der Dreyßigschen Singakademie in Dresden. Dresden 1882.

S. 254, Z. 3. Clodius war Professor der Philosophie in Leipzig.

S. 255, Z. 22 lies: in statt: und.

S. 257, Z. 1. Musiol, Th. Körner und seine Beziehungen zur Musik. Ratibor 1893. S. 91. — Im Königlichen Opernhause zu Berlin wurde der „Alfred“ am 28. Nov. und 5. Dez. 1830 aufgeführt.

S. 258, Z. 34. Der zweite Akt sollte in Deutschland spielen.

S. 258, Z. 38. Zum Danke dafür, daß Theodor ihrer idyllisch romantischen Gegend durch die Ballade gewissermaßen das Gepräge historischer Bedeutung aufgedrückt, haben die Bewohner des an der Zschopau gelegenen Städtchens Frankenberg, in dessen Nähe sich der sogenannte Harrasfelsen befindet, in der unmittelbaren Nähe der in einem waldumsäumten Wiesengrunde stehenden mächtigen „Harraseiche“, hinter dem im Jahre 1801 errichteten „Harrasdenkmal“ am fünfzigjährigen Todestage des Dichters eine schlanke, jugendfrische „Körnereiche“ gepflanzt. Zugleich gab der damalige Amtsverweser Butter die weitere Anregung zur Errichtung eines Kreuzes auf der Höhe des Harrasfelsens, von welchem einst der vom Feind verfolgte Ritter den kühnen Sprung in die Tiefe gewagt hatte. Die Breitseite des Denkmalsockels trägt eine Tafel mit der Inschrift: „Dem Sänger und Helden Theodor Körner die Bewohner von Frankenberg zur Erinnerung an den 26. August 1863.“

S. 259, Z. 25. Unter den Namen befanden sich auch zwei Brüder von Blücher aus Mecklenburg. Mit dem jüngeren dieser beiden, Hans v. Blücher, traf Theodor als Lützower im August 1813 in Mecklenburg wieder zusammen. „In diesen Tagen," so erzählt ein verdienter vaterländischer Geschichtsforscher, „berührten sich die Husaren der russisch-deutschen Legion (bei denen Hans v. Blücher eingetreten war) mit den Lützowschen Reitern. Einer der letzteren faßt Blücher scharf ins Auge und fragt: ‚Blücher?' ‚Körner!' ruft dieser; ein kräftiger Handschlag besiegelt den Frieden der vormaligen Gegner, die jetzt ein hohes Ziel verfolgten; sie sahen sich nicht wieder." Wigger, Geschichte der Familie Blücher, und Latendorf, Theodor Körner in Mecklenburg (Progr. des Großherz. Gymn. Fridericianum zu Schwerin. 1890).

S. 259, Z. 39. Gedruckt ist dieses Bundeslied in der Deutschen Revue 1885. 10. Jahrg. 1. Bd. S. 90f.

S. 261, Z. 11. Friedrich Seestern-Pauly (geb. 1789 zu Bossee in Holstein, gest. 1866 als Amtmann und Kammerherr in Schwarzenbeck bei Lauenburg) war Theodors Stubennachbar. Dieser erhielt von dem Dichter ein Exemplar der „Knospen" mit folgender Widmung:

Aber wir mit kühnem Herzen
Halten fest, was in uns glüht;
Unsre Freuden, unsre Schmerzen
Hauchen wir ins warme Lied,
Weben sinnig unsre Worte
In der Saiten tiefen Klang,
Und im glühenden Accorde
Wird die Sprache zum Gesang.

Zur Erinnerung an Deinen Freund
Theodor Körner.

Leipzig, den 28. Februar 1811.

Der Sohn Paulys (gest. 1897 in Frankfurt a. M.) führt in einer kurzen Biographie seines Vaters als dessen und Theodors Freund auch einen gewissen Moldau an.

S. 259, Z. 16. Auffallen muß bei dieser Sentenz, daß nicht auch Theodor „wegen der Teilnahme an einer landsmannschaftlichen Verbindung" bestraft wurde. Nach einem Briefe des Vaters an ihn (vom April 1811) waren dergleichen Verbindungen überhaupt verboten, und erst durch die Denunziation der Adligen scheint — wieder höchst merkwürdig — das Konsil von deren Bestehen, oder richtiger nur der Lusatia Kenntnis erhalten zu haben. Die Sache wird sich nur so erklären lassen, daß man annimmt: offiziell waren die Landsmannschaften nicht erlaubt, aber ebensogut wie die gesamte Studentenschaft, wußten auch die Professoren sehr wohl um deren Bestehen, hielten es jedoch in der damaligen unruhigen und gärenden Zeit für besser, diesen Vereinen, die doch auch manches Gute hatten oder bezweckten, indifferent gegenüberzustehen und stillschweigend ihre Entwickelung abzuwarten, als von vornherein eine ablehnende, schroffe Haltung gegen sie einzunehmen. Dies beweist auch der Umstand, daß das Konsil selbst nach der durch die Denunziation offiziell erfolgten Anzeige die nunmehr unumgänglich nötig gewordene Anzeige nicht allzu eilig betrieb, ja sogar so lässig oder vielmehr entgegenkommend verfuhr, daß infolgedessen ein „Rüffel" aus Dresden einlief, wo man eben auf die Verurteilung der Landsmannschaften drängte. Wenn nun Theodor trotzdem, im Gegensatz zu den anderen Denunzierten, die insgesamt Lausitzer waren, mit einer verhältnismäßig gelinden Strafe davonkam, so wird man schließen können, daß bei dem Konsil offiziell nur das Bestehen der Lusatia angezeigt, gegen Theodor

aber wegen seiner vermittelnden Politik eine ähnliche Denunziation nicht eingereicht worden war. So mochte sich denn auch das Konsil, zumal weil sich darin der Professor Leonhardi und der Vicesyndikus Müller sehr seiner annahmen, zunächst wenigstens nicht gemüßigt fühlen, weitere Erhebungen anzustellen. Freilich wird man gerade bei seiner Bestrafung immer auch die Stellung und die Beziehungen berücksichtigen müssen, die der Vater in Dresden hatte. In den Augen des letzteren stand übrigens bei seinem Gerechtigkeitsgefühl die über den Sohn verhängte Strafe nicht in dem rechten Verhältnis zu der Verurteilung der anderen denunzierten Studenten (aus einem Briefe des Vaters vom 4. April 1811 an Theodor sei dazu folgende Stelle angemerkt: „Der Kirchenrat weiß, daß das letzte Reskript eine üble Sensation in Leipzig gemacht, daß man Dich für begünstigt hält und die Relegierten bedauert"), da er sehr wohl wußte, daß ja auch Theodor einer verbotenen Verbindung angehörte; zum Glück aber war aus den Akten, wie er selbst an ihn im April schrieb, dafür nichts zu ersehen gewesen, „und," fügt er echt väterlich hinzu, „daß ich dagegen nichts einwendete, wirst Du mir nicht übel nehmen. Mir ziemte es überhaupt gar nicht, nach der übrigen Resolution außer dem, was Dich betraf, zu fragen".

S. 262, Z. 30. Vergl. über dieses Duell „Gartenlaube" 1863. Nr. 8.

S. 263, Z. 14. Stern, Th. Körners Werke. I, 327.

S. 264, letzte Z. D. i. Henriettens. Nach Fr. Förster (Hempel I, 63f.) ist von Theodor auf dieselbe auch noch ein zweites Gedicht verfaßt, welches nach Zarnckes Vermutung den ersten Teil des soeben citierten bildet. Auch dieses trägt die Ueberschrift: „Meine Flucht". Ferner soll er seiner Angebeteten bei seinem plötzlichen Scheiden aus Leipzig ein Abschiedssonett gesandt haben, das diese aber zerrissen hätte. Als alte Frau, so wird dann weiter berichtet, habe sie einst ihren Enkeln davon erzählt und auf deren dringende Frage, ob sie das Körnersche Gedicht nicht noch auswendig wisse, zuerst dies lachend verneint haben. Dann aber habe sie nach einer schlaflosen Nacht erklärt, sie glaube den Wortlaut wiedergefunden zu haben, und nun habe sie das Sonett „Geständnis" (Stern I, 377) diktiert. Ebenfalls auf Henriette beziehen sich jedenfalls auch die beiden in den Ausgaben stehenden Gedichte „An H." (Stern I, 136 und 337).

S. 265, Z. 9. Es ist dies die dritte Strophe aus dem Gedichte „Erinnerung" (Stern I, 139).

S. 265, Z. 28. Die etwas voneinander abweichenden Zirkel sind getreue Nachbildungen der Originale.

S. 270, Z. 10. Theodor hatte sich nach einem Briefe an Schmid vom 31. März bereits ein eigenes Quartier (in der Taubenstraße Nr. 33) gemietet.

S. 270, Z. 32. Die bei Partheys wohnende Schwester von Gustavs zweiter Mutter, jüngste Tochter des Geheimrates Eichmann.

S. 272, Z. 2. Das Relegationspatent hat folgenden Wortlaut:

Rector etc.

Quotiescumque nonnullos civium nostrorum legibus, quod debent, obsequium non praestare videmus, et in eorum sive levitatem sive contumaciam animadvertere cogimur: toties perversitate eorum et infortunio valde dolemus, qui, quanta sit istius iuvenilis temeritatis vis in omni vita, studiis et moribus, probe sciamus. Est autem ille iusti doloris sensus tanto acrior, quanto certius ingenia civium erecta, natales clari, consilia saluberrima, praecepta quibus aures eorum circumsonant et exempla vel domestica vel alia in conspectu eorum posita, sperare nos iusserant fore, ut nunquam a legibus et officiis deficerent. Ita vere nobis dolendum fuit, quum

Carolus Theodorus Koerner
Dresdensis

non modo contra alias fecisset leges academicas, sed etiam, posthabito et interdicto nostro et suo promisso, ex urbe clam discessisset, ter publice citatus non comparuisset atque ita sibi relegationis poenam ipse contraxisset. Quam poenam Regio Rescripto irrogatam ita ei denunciamus, ut ab hac, quam deseruit, academia abesse eum iubeamus. Id si apud eum hanc habeat vim, ut legibus omnibus in posterum diligentius obediat et constantius, aliis autem exemplo sit, quo, ne academicis legibus, iussis nostris suisque promissis fidem et obsequium denegent, moneantur, redundabunt inde, quod optamus, fructus quidam ad omnium, quam animis curisque nostris unice complectimur, salutem.

P. P. in acad. Lips. Dom. V p. F. Trin. a. MDCCCXI.

S. 274, Z. 1. Friedel, Zur Geschichte der Nikolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin. Berlin 1891. S. 39f. und 54f.

S. 274, Z. 39. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876. S. 563.

S. 275, Z. 16. Zeugnis für seine damalige Stimmung legt ab das offenbar in jener Zeit entstandene Lied „Abschied von Leipzig (23. März 1811)“. Er, dem doch thatsächlich der Abschied von der genannten Universität noch vor kurzem so schwer geworden, singt jetzt leichten Sinnes:

Hinaus in das mutige Leben,
Hab' all meine Sache bestellt.
Valet! Der Bursche muß scheiden,
Man stößt ihn hinaus in die Welt.

Lieb Städtchen, ich soll von Dir lassen
Und bin doch so froh und gefaßt.
Hab' ich nicht manch seliges Stündchen
In Deinen Mauern verpraßt?

Nachdem er dann geschildert, wie er in Leipzig „das Schlagen geübt, den Ziegenhainer geschwungen, getrunken und geküßt und geliebt“ habe, fährt er lustig also fort:

Drum will ich auch Dein nicht vergessen,
Du schöne, Du freundliche Zeit.
Drum sei Dir auch noch in der Ferne
Manch Stündchen Erinnrung geweiht!

Doch kann ich nicht klagen und trauern,
Das hab' ich auch weiter kein Hehl;
Denn Burschenleben und -streben
Ist immer frisch und fidel.

Drum keck in die Stürme der Tage,
Am liebsten, wo's kochet und braust!
Die Liebe glüht mir im Herzen,
Der Schläger blinkt in der Faust.

Valet, Du freundliches Städtchen,
Du schließt ja mein Liebstes mit ein.
Mag's jedem, der Dich muß verlassen,
So leicht ums Herz herum sein!

Valet, Du herziges Mädchen,
Der ich mich zu eigen gab!
Denk' oft an den redlichen Jungen,
Dir treu bis ins kühle Grab!

Valet, Ihr Brüder und Freunde,
Für die meine Seele erglüht!
Der Sieg soll Euch wählen und krönen,
So oft Ihr den Schläger zieht!

Und wenn sie uns hier relegieren,
Was hat es da weiter für Not?
Wir gehen fidel durchs Leben
Und gehen fidel in den Tod.

S. 275, Z. 20. Brief Theodors an Merbach vom 10. Juni 1811. Der Sohn des ebendort erwähnten Bauernstein, der, wie Theodor schreibt, auch bald Chargierter werden werde, besitzt noch eine blutige Studentenschärpe des Dichters. Bauernstein soll ihm bei einem Duell sekundiert haben. — Ein Studentenschläger Theodors aus der Leipziger Zeit wurde am 24. März 1878 von F. K. Wurach, pensioniertem Gerichtsamts-Registrator zu Großenhain, dem Körnermuseum durch die Vermittelung des Oberlehrers Dr. Gehre als Geschenk überlassen.

S. 276, Z. 4 Deutsche Studentenzeitung vom 12. Sept. 1885. Nr. 37.

S. 277, Z. 24. Am 4. April beginnt der Vater einen Brief also: „Lieber Sohn! Gern vertraue ich Deinen jetzigen Vorsätzen und hoffe das Beste von Deinem Aufenthalte in Berlin. Nur an Dein kaltes Blut in allen Fällen zu glauben, wird mir noch schwer. Ein anderes ist, im Momente der Gefahr den Kopf nicht zu verlieren, und ein anderes, in einer leidenschaftlichen Aufwallung, wie etwa bei dem, was am 17. März in Leipzig vorfiel, die Folgen eines Schrittes zu bedenken oder sich nicht darüber zu betäuben. — Wenn Sommer etwa nach Berlin kommt, so thu mir den Gefallen, nicht Notiz von ihm zu nehmen!" Am Schluß steht dann noch die launige Bemerkung: „Von der Taubenstraße hofft die Mutter eine gute Wirkung auf Dich."

S. 277, Z. 24. „Ein anderer Punkt ist das Eingehen der Verbindung mit einer geheimen Gesellschaft, deren in Berlin von mancher Art vorhanden sein mögen. Was für den Zweck einer solchen Gesellschaft angegeben wird, ist oft begeisternd für eine hochherzige und poetische Natur; aber durch eine glänzende Außenseite darf man sich nicht blenden lassen. Schlaue und herrschsüchtige Köpfe wissen in solchen Gesellschaften bald eine Rolle zu spielen und den Eifer eines Mitgliedes, dem es bloß um die Sache zu thun ist, zu ihren besonderen Zwecken zu mißbrauchen."

S. 277, Z. 39. Fichte hielt im Sommersemester folgende Vorlesungen:

1. über das Studium der Philosophie;
2. Darlegung der Thatsachen des Bewußtseins;
3. Rechtslehre;
4. Sittenlehre für Gelehrte.

S. 278, Z. 19. **Brief an Schmid vom 6. März 1811 („Post." Berlin. 8. März 1892. Nr. 67).**

S. 278, Z. 23. **An Mademoiselle Beck, nach der Aufführung der „Johanna" am 5. April 1811.**

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"
Noch hör' ich es und hör' es immer wieder;
Es klingt mir zu wie Aeolsharfenlieder,
Wie Engelsruf aus ferner Sternenweite. —

Noch seh ich Dich! — Der Locken goldne Seide
Fließt von der hohen Heldenstirne nieder.
In rauhes Erz schließt Du die zarten Glieder,
Gleich schön im Panzer wie im Schäferkleide.

Wie traf Dein Blick gewaltig alle Herzen
Da, wo des Dichters Stimme schweigen muß,
Und tauchte sie ins Hochgefühl der Schmerzen! —

Kurz war der Stunde blühender Genuß.
Doch wird das Schöne, was sie uns gegeben,
Mit Deinem Bild im Herzen ewig leben.

Theodor Körner.

Auch das von Stern (I, 279) gedruckte, „Aus dem Stammbuch von Henriette Hendel-Schütz" herrührende Sonett hat Theodor in der damaligen Zeit verfaßt. Am 8. April 1811 gab diese berühmte Künstlerin (1772—1849), der unvergleichliche weibliche Proteus, wie sie Goethe nannte, ihre erste pantomimische Vorstellung in Berlin. Besonders gefiel ihre Darstellung der „Verklärung" (nach der italienischen, sowie nach der altdeutschen Schule). Gerade in dieser Rolle muß Theodor sie gesehen haben, wie aus einer vom 18. April datierten Anfrage des Vaters, dem der Sohn von dieser Vorstellung offenbar Mitteilung gemacht hat, hervorgeht. „Was ist denn das für eine Verklärung, die die Schütz darstellt? Die von Raphael fordert ja viele Figuren. Wie macht sie das?" Wenn Prof. Dr. K. J. Schütz, der vierte Gatte der Künstlerin, mit dem sie von 1807—1824 vermählt blieb, in der von ihm 1815 herausgegebenen „Blumenlese aus dem Stammbuch der Frau Henriette Hendel-Schütz" S. 88 als Entstehungsort des Sonettes Wien angiebt, so liegt ein entschiedener Irrtum vor, da das Ehepaar Schütz im Mai 1811 eine große Kunstreise nach dem Norden antrat, von welcher es erst im Mai 1813, also zu einer Zeit, wo Theodor gar nicht mehr in Wien weilte, nach Deutschland zurückkehrte. Vergl. R. Steig, Zu Theodor Körners Leben und Dichten. Euphorion. 1895. Bd. II. S. 92 bis 94.

S. 278, Z. 28. Die mannigfaltigen Vergnügungen, die Theodor in Berlin besuchte, namentlich aber die Ansprüche, die das Verbindungsleben an ihn stellte, waren natürlich mit großen Kosten verknüpft. Kein Wunder, wenn er mit seinem Wechsel nicht ausreichte und entbehrliche Wertgegenstände versetzte. Unter den letzteren befand sich auch die goldene Uhr, die ihm einst in Löbichau von der Herzogin geschenkt worden war. Am 7. Okt. 1811 schreibt der besorgte Vater in Bezug hierauf an den Sohn: „Sorge doch, daß die Uhr von der Herzogin bei dem Pfandgläubiger nicht etwa verfällt! Schreib lieber, daß Du das Geld auslegen wolltest an Deinen Korrespondenten, und dann schreib mir den Betrag, so laß ich durch Erkeln in Leipzig auszahlen, was zu berichtigen ist." Aber über ein Jahr noch dauerte es, ehe die Uhr wieder an die Körnersche Familie zurückkam, da sich Strenger,

einer von Theodors Freunden in Berlin, an den man sich in dieser Angelegenheit gewandt hatte, selbst in Geldverlegenheit befand und die ihm zur Einlösung der Uhr übersandte Summe jedenfalls anders verwertete, um erst später, als sich seine Verhältnisse gebessert, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen.

S. 279, Z. 32. Parthey, Jugenderinnerungen. I, 201 f. — Gegen Jonas, der (Chn. G. Körner. S. 397. Anm. zu S. 219) die Teilnahme Theodors an den Uebungen der Zelterschen Singakademie als unverbürgt hinstellt; vergl. R. Steig, Zu Theodor Körners Leben und Dichten: Euphorion. II. Bd. 1895. S. 86 und 90.

S. 280, Z. 27. Dr. C. Euler, Friedrich Friesen. Berlin 1885. S. 13 f.

S. 280, Z. 31. Neue Jahrbücher für die Turnkunst. Bd. XV. Heft 2. S. 80 f. Dresden 1869.

S. 281, Z. 7. Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge. I, 141 und Deutsche Revue. Jahrg. 10. Bd. 1. S. 89.

S. 281, Z. 13. Das Gedicht führt, mannigfach verändert, in den jetzigen Ausgaben die Ueberschrift: „Zum 14. April 1811. Mit einer Rose."

S. 281, Z. 15. Stern, Th. Körners Werke. I, 295.

S. 282, Z. 7. Abgedruckt bei Fr. Förster (Hempel) II, Nr. 26, 27, 43, 44, 46—49, 52, 53 und 57.

S. 286, Z. 15. „Alte" und „Neue Wiese", vom Markte aus in südlicher Richtung nahe bei einander gelegen, wo die Tepl aus einem kurzen Laufe nach Süden wieder in ihre ursprüngliche Richtung nach Osten übergeht.

S. 286, Z. 36. Ueber Marianne Saaling und ihre Schwester vergl. „Gartenlaube" 1875. Nr. 26. S. 431 und Hensel, Die Familie Mendelssohn. Bd. I. S. 121 f.

S. 287, Z. 12. Ueber die zahlreichen Kompositionen, die gerade diese Oper gefunden hat, und deren Aufführungen vergl. Musiol. S. 84 bis 90, außerdem noch zwei Stellen aus Dr. Körners Briefen an Frau v. Pereira. Am 24. Juni 1814 schreibt er: „Die Bergknappen hatte ich an den Berliner (d. i. Franz) Weber geschickt; aber fast reut es mich, da er sich noch nicht erklärt hat", und am 28. Juli 1814: „Weigl in Wien hat große Verdienste; aber ich zweifle, daß er die Bergknappen komponiert haben würde. — Von Gyrowetz weiß ich, daß er die Bergknappen meinem Sohne zurückgeschickt hat, weil ihm das Stück zu romantisch war. Indessen höre ich noch nicht, daß Weber in Berlin Anstalt macht, diese Oper zu komponieren. Geschieht dies nicht bald, so lasse ich mich nicht abhalten, sonst darüber zu disponieren. Auf diesen Fall würde ich Ihre Vorschläge erwarten."

S. 287, Z. 22. Der Kaiserin Sitz. Sonett, bisher ungedruckt, lautet:

O nimm mich auf in Deine grünen Hallen,
O nimm mich auf auf der geweihten Erde,
Du, den der Fürstin zarte Gunst verklärte,
Und der der Edlen Namen trägt vor allen!

Zu Deinem Heiligtume will ich wallen,
Wo ferne Zeit mir Seligkeit gewährte,
Daß jedes Wort in mir lebendig werde,
Was einst dem Mund der Liebe hier entfallen.

Vergebens mag ich jetzt die Holde suchen,
Ihr bergt sie nicht mehr, schöne dunkle Bäume;
Weit in die Ferne schweift der Sinn hinüber:

Da weht Erinnrung aus den heil'gen Buchen;
Zum zweiten Male träum' ich schöne Träume,
Und friedlich geht die Zeit an mir vorüber.

Das zweite, am 7. Aug. entstandene kleine Gedicht „Der Kaiserin Sitz" steht jetzt in den Ausgaben unter der Ueberschrift „Der Kaiserin Platz".

„Der Kaiserin Sitz oder Platz", ungefähr dem böhmischen Sitze gegenüber, auf der anderen Seite des Teplflusses, wurde am 19. Juni 1810 unter Goethes Leitung der damals in Karlsbad weilenden Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich feierlich gewidmet. Es ist ein bescheidenes, von Buchen beschattetes Plätzchen mit einer Ruhebank.

Wallfahrt nach Sedlitz. Sonett, ebenfalls ungedruckt, lautet:

Wie bunt kommt's dort durch Thal und Flur gezogen,
Wie sich die Reihen wunderschnell verweben!
Wild durcheinander geht das Wechselstreben;
Die Menge flutet wie des Kornes Wogen.

Doch solchen Festen bin ich nicht gewogen;
Da hör' ich's fern wie Orgeltöne beben;
Gar wunderbar klingt's in das wilde Leben,
Und stiller trat ich in des Kirchhofs Bogen.

Unzählig Volk das Heiligtum erfüllte;
Aus frommen Lippen tönen fromme Lieder,
Und jedes Herz und jede Stimme preist.

Da beugt sich alles vor dem Gnadenbilde,
Die Orgel ruft mit tiefen Worten nieder,
Und in den Tönen läutert sich der Geist.

Das dreiviertel Stunden in nördlicher Richtung von Karlsbad entfernt gelegene Dorf Zetlitz — so lautet heute der Name — besitzt eine ziemlich geräumige, der heiligen Anna geweihte alte Kirche, wo zum Annafeste ein bedeutender Zusammenfluß von Kurgästen, Wallfahrern und Leuten aus der ganzen Umgegend stattfand.

Lorenzokapelle. Das kleine Gedicht ist bisher ungedruckt:

Drüben in der Kapelle ist's licht, weit blinkt es herüber,
Und bei dem heiligen Bild knieen die Pilger im Kreis.
Da erhebt der Mond das silberne Haupt aus dem Berge,
Und die ganze Natur liegt im Gebete vor ihm.

Die Lorenzokapelle liegt westlich vom böhmischen Sitze, etwa in der Mitte zwischen diesem und dem Teplflusse.

S. 287, Z. 29. Bereits im Dez. 1833 hatte die Mutter die Absicht gehabt, das Büchlein an den ehemaligen Gutsbesitzer Ludwig Wiechelt auf Wendischhof zu übersenden für die liebevolle Pflege der Gräber in Wöbbelin. Trägt doch ein noch erhaltenes Widmungsblatt folgende Zeilen:

„An Herrn Gerichtsverwalter Wichelt (so) zu Ludwigsluft, bei Ueberreichung des poetischen Nachlasses ihres Sohnes Theodor Körner.

Treu war der Dichter dem Vaterlande, den Seinen, den Guten.
Auch Dich hätt' er geliebt, hätt' er Dich, Treuer, gekannt.
Gern empfängst Du, was er einst heiteren Stunden verdankte,
Jetzt aus der Mutter Hand, die in der Ferne Dich ehrt.

Berlin, den 27. Dezember 1833. Marie Körner."

Aus unbekannten Gründen aber zögerte die Mutter mit der Uebersendung bis zum Sommer 1837. In dem alsdann die Sendung begleitenden Schreiben vom 14. Juli heißt es: „Längst hatte meine Liebe Ihnen dies zugedacht — es ist ganz von Theodors Hand geschrieben; es wird Ihnen wert sein; mir ist es eine Freude, es in Ihren Händen zu wissen. zu wissen, daß es von treuen Händen zu treuen Händen kömmt." Aehnlich schrieb die Mutter am 27. Sept. 1837: „So oft ich das Buch Theodors in die Hände nahm, so hatte ich auch den Gedanken, daß es in Ihre treuen Hände kommen müßte. Wer anders als Sie, mein vortrefflicher Freund, würde es so würdigen?"

S. 288, Z. 1. Am Tage vorher trugen sich die Geschwister v. Elterlein in Theodors Stammbuch ein. Zuerst citiert Maximiliane v. Elterlein den Refrain von seinem damals gedichteten Rundgesang auf dem Belvedere:

.... „Und sollen wir scheiden und wandern wir weit,
Wir gedenken mit Liebe der herrlichen Zeit."

Darauf folgt das Kollektiverinnerungsblatt der vier Schwestern:

Dein Haus, der Freunde Kreis geweiht,
Wird bei der übergroßen Menge,
Die gern hier weilt, in kurzer Zeit
Für neue Gäste viel zu enge.
Drum soll Bescheidenheit Dir Deine Freundschaft lohnen;
Wir wollen nur in einem Zimmer wohnen,
Vereint mit schwesterlichen Sinnen;
Das wird Raum für neue Freunde Dir gewinnen.

Karlsbald, den 9. August 1811.

Amalie
Friederike
Charlotte
Liddi Franziska } von Elterlein.

S. 288, Z. 36. Goethe-Forschungen. 1887. Bd. 8. S. 58.

S. 289, Z. 6. Wolff IV, 197 (Brief Theodors an die Seinen vom 31. Aug. 1811 und Speidl und Wittmann. S. 141 (Brief des Vaters an Charlotte v. Schiller vom 15. Aug. 1811).

VI.

Theodor in Wien.

S. 290, Z. 5. Am 4. Okt. schreibt Theodor an Schmid: „Ich machte die Reise sehr angenehm mit Krämer, den Du noch aus Freiberg kennen mußt."

S. 291, Z. 8. Als er den Eltern eine Zeichnung dieses schmalen Kabinettes einschickte, schrieb ihm die Mutter (am 23. Dez.): „Deine Stube hat uns amüsiert; sie scheint ein wahrer Darm zu sein."



S. 291, Z. 10. Ueber diesen oft im Briefwechsel genannten Baumann giebt nur eine Stelle aus einem Schreiben des Vaters an Frau v. Pereira (9. Dez. 1813) etwas nähere Auskunft. Dort heißt es: „Herr Herrl hat die Papiere meines Sohnes an Joseph Adamberger gegeben. An diesen habe ich geschrieben, daß er alles an Herrn Johann Baumann in der Johann Heinrich Ostermannschen Tuchniederlage zur Versendung an mich übergeben soll. Dieser Baumann war ein warmer Freund meines Sohnes, und von ihm erwarte ich die genaueste Besorgung."

S. 291, Z. 31. Gabriele v. Bülow, Tochter W. v. Humboldts. Ein Lebensbild. Berlin 1893. S. 65 f.

S. 294, Z. 2. Stern, Th. Körners sämmtliche Werke. I, 222 f.

S. 294, Z. 6. Deutsche Revue. 10. Jahrg. 1. Bd. S. 93.

S. 300, Z. 13. Brief vom 4. Okt. 1812.

S. 302, Z. 18. Johann Nepomuk Hummel, geb. 14. Nov. 1778 in Preßburg, gest. 10. Okt. 1837 in Weimar, 1811—1816 in Wien Lehrer des Klavierspiels.

S. 302, letzte Z. Am 30. Jan. schreibt Dr. Körner an Theodor: „Mit den Theatervergnügungen sieht es auch mißlich aus, da Minister Hohenthal über Leipzigers dramatische Leistungen sehr laut gesprochen hat, und Leipziger freilich, um seinen Weg zu machen, auf ihn Rücksicht nehmen muß."

S. 303, Z. 26. Am 6. Juni 1812 meldet Theodor dem Vater, daß Gyrowetz die Oper komponiert habe.

S. 304, Z. 7. H. Bischoff, Theodor Körners „Zriny" neben einer allgemeinen Uebersicht über Th. Körner als Dramatiker. Leipzig 1891. S. 10 f.

S. 305, Z. 12. Im Reisebüchlein trägt das Stück als Datum den 20. Dez.

S. 305, Z. 20. Theodor selbst schreibt am 25. Jan. 1812: „Steinacker ist mit ›Haß und Liebe (ehemals „Das Fischermädchen")‹ fertig."

S. 305, Z. 24. In Dresden wurde „Das Fischermädchen" mit der Musik von Joh. Phil. Schmidt (1779—1853) zum ersten Male am 6. Dez. 1817 aufgeführt. In Berlin ging die Oper neunmal über die Bühne, zuerst am 25. Nov. 1818, zuletzt am 7. Nov. 1828. Vgl. Musiol. S. 79 bis 82, wo auch die weiteren Kompositionen, welche diese Oper fand, angegeben sind.

S. 305, Z. 31. Zum ersten Male gedruckt erschien das Singspiel im Wiener „Hof-Theater-Taschenbuch auf das Jahr 1813 (S. 63 bis 109)", von Castelli mit folgendem Vorwort begleitet: „Mein unvergeßlicher Freund Theodor Körner übergab mir dieses Singspiel bei seiner Abreise von Wien mit den Worten: ‚Nimm dieses von mir zum Andenken und schalte damit nach Deinem Belieben!' Ich glaube nicht besser mit dieser lieblichen Geburt des glühenden Jünglings schalten zu können, als wenn ich sie dem Druck und dadurch irgend einem gemütlichen Komponisten Gelegenheit gebe, sie in Musik zu setzen."

S. 307. Vergl. auch den sonst beachtungswerten Brief, den Theodor am 15. Januar an Schmid schrieb. Sein Anfang lautet: „Alter Freund! Vor einer Viertelstunde erhielt ich Deinen lieben Brief und danke Dir herzlich für das Gemälde mehr Deines inneren als äußeren Lebens. An Deiner Freundschaft, an der Ewigkeit unserer Treue und Liebe habe ich nie gezweifelt und würde nie zweifeln, wenn ich auch jahrelang nichts von Dir hörte. Wer so sich gefunden, wie wir, verliert sich nie wieder. Was Dich anbetrifft, Herr Bruder, so nimm Dich wohl in acht! Ein Mann von Kraft muß sich in alle Lagen schicken, eben weil er Kraft hat. Du hast sie; tobe damit nicht gegen Dich selbst, zerrütte nicht Geist und Körper mit einer Sehnsucht, die nichts Großes zuwege bringen kann! Ein jeder schafft in dem Kreise, wo Gott ihn hineingewiesen: ihn auszufüllen, sei seine ernste Sorge. Das

Geschäftsleben mag Dich drücken; glaube mir aber, ich wünsche mir oft solche bestimmte Grenze. Das Gefühl einer schrankenlosen Freiheit hat sein Quälendes. Man schwimmt nicht gut auf weitem Meere; oft verschlagen uns die Stürme. Ich habe nichts dawider, wenn der Mensch einen Zwang abwirft, der sein besseres Ich vernichtet; nur muß das die That einer reifen Ueberlegung sein und nicht das bloße Werk des Ueberdrusses. Ein jeder hat sein Werk zum Bau der Ewigkeit zu vollenden: wie und wann bestimme er, wenn er nicht Leibeigener des ersten Zufalls werden will. Ein Geschäft, was man ohne Liebe thut, hat eben darum sein Gutes: man thut es als Fron, man interessiert sich nicht am Gelingen und Mißlingen; man ist leidend dabei und um so frischer und thätiger dann in der heiligen Stunde der Freiheit und Muße. Zu den Liebesabenteuern wünsche ich Glück. Bewahre Dir nur im Strudel des Genusses das Gefühl für reine Neigung zu einem weiblichen Gemüt, den Sinn für häusliches Glück, das ich höher stelle, als alles im Leben, Freiheit und Vaterland ausgenommen! Das Gefühl für häusliche Glückseligkeit wird nie in mir untergehen; im Gegenteil, ich dürfte nach der Zeit, die mich das Ziel erreichen läßt, wie T— (vielleicht B[artold]) nach seinen Kirschen, ob mit gleichem Glück??? —" Und dann heißt es später ebendort: „Einen Konradin von Schwaben habe ich jetzt im Werke. Er soll meinen Beruf als Dichter begründen, oder ich nehme noch statt dem (so) Federkiel das Schwert in die Hand."

S. 311, Z. 15. Alfred von Arneth, Aus meinem Leben. Stuttgart 1893. I, S. 12 f.

S. 311. Das von Monsorno auf Elfenbein gemalte Miniaturporträt befindet sich im Körnermuseum. Dieses Bild war 1833 aus dem Nachlaß des Demeter v. Görög in den Besitz von F. v. Feiller sen. in Pest gekommen. Dessen Kinder, Frau R. Daum und Franz v. Feiller, schenkten 1875 das Porträt dem Körnermuseum. Die Echtheit dieses von Monsorno gemalten Bildes bezweifelt mit Unrecht Freiherr v. Jaden, Theodor Körner und seine Braut. Dresden 1896. S. 50; nach seiner Ansicht ist das von Joseph Lange gemalte Porträt, welches Toni in der Rolle der Emilia Galotti (etwa 1811) darstellt, das einzig sichere Bild, welches die Züge der jungen Künstlerin wiedergiebt. Ebenfalls im Körnermuseum befindet sich auch ein Kupferstich Antonies, gemalt von F. Lieder. Dieses Bild trug Theodor neben manch anderem Geschenk von seiner Toni, als er, zu Tode getroffen, fiel (Arneth I, 46). Das Körnermuseum besitzt außerdem in seiner Porträtsammlung auch die Bildnisse der Mutter Antonies und ihrer jüngeren Schwester, Katharina Jacquet (geb. 29. Febr. 1760 zu Graz, gest. 31. Jan. 1786 in Wien als allgemein geachtete und bewunderte Schauspielerin am Hofburgtheater).

S. 313, Z. 5. Karl Streckfuß, geb. 20. Sept. 1779 in Gera, gest. 26. Juli 1844 in Berlin als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat.

S. 315, Z. 3. Karl Krüger, k. k. Hofschauspieler am Burgtheater seit 1802; geb. 18. Dez. 1765 in Berlin, gest. 21. April 1828 in Wien; vermählt mit der Witwe des Prager Schauspielers Spengler. — Maximilian Korn, k. k. Hofschauspieler, geb. 12. Okt. 1782 in Wien, gest. 23. Jan. 1854 ebendort; vermählt mit Wilhelmine, geb. Stephanie (1786—1843), k. k. Hofschauspielerin.

S. 316, Z. 17. Antonie spielte also in der „Braut" die Rolle der Marie. Vgl. Mecklenb. Zeitung, Nr. 112 vom 9. März 1885.

S. 316, Z. 27. In Parthey, Jugenderinnerungen I, 378 f., wird derselbe Spaß also erzählt: „Höchst unterhaltend waren seine (d. i. Theodors) Mitteilungen über die Erlebnisse in Wien. — Nach seinen ersten Bühnenerfolgen habe die Elite der Wiener Gesellschaft sich an ihn gedrängt, um seine Bekanntschaft zu machen. Bei der Aufführung des grünen Domino sei er einmal in das Parterre gegangen, um die Wirkung des Stückes zu beobachten.

Dort habe er das Gespräch zweier Herren mitangehört, wovon der eine den andern gefragt, ob er den Dichter des Stückes kenne. ‚O, sehr gut‘, war die Antwort, ‚es ist ein kleiner, untersetzter Mann, etwas korpulent, scheint mir im übrigen sehr ein lieber Narr zu sein‘. Da sei zufällig ein Bekannter herangetreten und habe ihn mit der lauten Anrede begrüßt: ‚Ei, schönen guten Abend, Herr von Körner!‘ Dadurch sei die Aufmerksamkeit eines größeren Kreises erregt worden, und der zuerst Fragende sei nicht wenig erstaunt gewesen, statt des kleinen, korpulenten Mannes eine lang aufgeschossene Ranke vor sich zu sehen."

S. 317, Z. 18. „Der grüne Domino" wurde nach Wlassak, Chronik des k. k. Hofburgtheaters (Wien 1876), vom 17. Jan. 1812 bis 4. Sept. 1841 34mal an der „Burg" gegeben.

S. 317, Z. 24. Vergl. Jaden, S. 63; ebendort aus „Bäuerles Theaterzeitung" die Besprechung vom „Nachtwächter", vom „Vetter aus Bremen", von der „Hedwig" und vom „Zriny".

S. 317, Z. 31. Goethes Brief an Dr. Körner vom 16. Nov. 1812. Wolf IV, 254.

S. 317, Z. 33. In Dresden wurden die beiden Stücke zum ersten Male Anfang 1813 aufgeführt. Sie fanden nach des Vaters Bericht eine günstige Aufnahme, mehr allerdings der „Grüne Domino". — Hinsichtlich der „Braut" hatte derselbe am 6. Nov. 1812 bereits an Theodor geschrieben: „Deine Braut hat in der vornehmen Welt hier viel Glück gemacht. Der französische Gesandte, der sich auf seine Kenntnis der deutschen Sprache sehr viel zu gute thut, hat geäußert, das Stück wäre gut geschrieben. Frau Generalin v. Gersdorf und ihre Nichte haben daher durch Lenz das Manuskript zu bekommen gesucht, und ich habe es ihnen geschickt. Außerdem hat der Minister Zeschau und mehrere Damen mich darum gebeten, selbst mein Kollege Kind juristischen Andenkens. Deine Celebrität ist also hier schon gegründet." — Vom „Grünen Domino" befindet sich eine 1811 durch Hegar nach der Originalhandschrift besorgte Kopie mit schriftlichen Korrekturen Theodoes im Körnermuseum.

S. 317, Z. 34. Im Berliner Schauspielhause wurde der „Grüne Domino" zum ersten Male am 12. Nov. 1812, die „Braut" am 2. Dez. 1814 aufgeführt. Das erstere wurde im Laufe der Jahre (bis 1838) noch 14, das letztere (bis 1847) noch 54 mal gegeben. Nachher haben keine Aufführungen der beiden Stücke mehr stattgefunden.

S. 318, Z. 5. Ferdinand Ochsenheimer, k. k. Hofschauspieler, geb. 17. März 1767 zu Mainz, gest. 1. Nov. 1822 in Wien, seit 1807 am Hofburgtheater.

S. 318, Z. 7. Wlassak, S. 125.

S. 318, Z. 15. In demselben Jahre wurde der „Grüne Domino" noch wiederholt am 20. Febr., 2. März, 12. März, 7. April, 2. Aug. und 20. Aug.

S. 318, Z. 16. Im Berliner Schauspielhaus wurde „Der Nachtwächter" zum ersten Male gegeben 1815. Gerade dies Stück hat sich am längsten von allen Körnerschen Stücken auf dem dortigen Spielplan gehalten (bis 1850); im ganzen 77 mal dort aufgeführt.

S. 319, Z. 4. Auch von diesem Stücke nahm Hegar, gerade so wie beim „Grünen Domino", auf Grund der Originalhandschrift 1812 eine Kopie, die sich gleichfalls mit Korrekturen von Theodors eigener Hand im Körnermuseum befindet.

S. 319, Z. 7. Kade, Zu Körners Toni und Zriny: „Grenzboten". Jahrg. 48, Nr. 4 vom 24. Jan. 1889. S. 172—174.

S. 320, Z. 10. Nach dem „Theater-Taschenbuche von 1813" fanden Wiederholungen des Stückes statt im Jahre 1813 am 18., 21. und 26. April, am 5. und 22. Mai, am 5. Juni und am 1. und 7. Sept.

S. 320, Z. 11. Im Berliner Schauspielhause zum ersten Male aufgeführt am 3. Dez. 1812, dann bis 1843 noch 27 mal.

S. 320, Z. 30. Vergl. Emmas Brief an Theodor vom 27. Mai 1812 (Brockhaus, Theodor Körner. S. 46). Die vom Hofmaler Heideloff in Weimar für Körner in Goethes Auftrag besorgte Tusch- und Federzeichnung der Dekoration befindet sich im Körnermuseum.

S. 322, Z. 10. Caroline Pichler, Tochter des Hofrates v. Greiner, geb. 5. Sept. 1769 in Wien, gest. ebendort 9. Juli 1843; vermählt mit Andreas Eugen Pichler, geb. 1764 in Wien, gest. 17. Sept. 1838 zu Baden bei Wien als k. k. Regierungsrat.

S. 322, letzte Z. Also nicht Antonie, wie in den meisten Biographieen Theodors angegeben wird, hatte diesen Beinamen, sondern die Tante, welche nach ihrer Patin, der Kurfürstin Maria Anna aus dem Hause Sachsen, gleich ihrer älteren Schwester die Namen Maria Anna führte. Vergl. auch Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. II, 203.

S. 323, Z. 3. Hier irrt sich Caroline Pichler. Wie aus dem ganzen Zusammenhange und Inhalt und ebenso aus späteren Stellen, wo sie vom Besuche der Körnerschen Familie in Wien und dem Vorlesen des „Zriny“ spricht, hervorgeht, handelt es sich nicht um die Aufführung der „Hedwig“, die Theodor erst am 10. Sept. anfing, sondern um die „Toni“.

S. 323, Z. 15. Franz August v. Kurländer, Lustspieldichter (1777—1836).

S. 323, Z. 39. Henriette von Pereira, geb. 29. Nov. 1780, gest. 13. Mai 1859.

S. 325, Z. 7. Von dem überaus freundschaftlichen Verkehr, in welchem Theodor zu Frau v. Pereira und Marianne Saaling stand, zeugen die im Besitze der Gräfin Beroldingen befindlichen Briefe des Dichters an die erstere, sowie eine Reihe von Gedichten und Widmungen, in denen der Sänger seiner Verehrung und Achtung vor den seinem Herzen so nahestehenden Frauengestalten Ausdruck verleiht. Diese poetischen Erzeugnisse, gleichfalls im Besitze der Gräfin Beroldingen, gewähren zugleich einen Einblick in die Spiele und Unterhaltungen, welche in dem gastlichen Hause der Frau v. Pereira gepflegt wurden.

S. 325, Z. 13. Jedenfalls „Der Totenkranz“. Stern, Th. Körners Werke. I, 240 ff.

S. 325, Z. 15. Von einer dritten Erzählung, deren Abfassungszeit sich nicht bestimmen läßt, die aber in einem ähnlichen Tone gehalten ist, wie „Die Tauben“ und „Die Rosen“, befindet sich im Körnermuseum, von Theodors eigener Hand geschrieben, wenigstens der Anfang oder vielmehr der Entwurf. Sie führt den Titel: „Ich halte Wort“. Der Inhalt ist folgender: Eine sterbende Mutter empfiehlt ihr Kind der älteren Schwester. Die letztere gelobt Mutterliebe. „Halte Wort!“ ruft ihr die Scheidende zu. „Ich halte Wort,“ antwortet ihr die Zurückbleibende. Treu kommt sie der gelobten Pflicht nach, so aufopfernd, daß auch sie bald stirbt. Der Witwer verheiratet sich von neuem. Eine Tante pflegt das Kind. Des letzteren Gespiele ist ein Papagei, der von der Tante durch öfteres Vorsprechen gelernt hat: „Ich halte Wort“. Die neue Mutter will des Kindes Zimmer anders möblieren: doch kann sich das Kind ebensowenig wie die Tante von alten, ihnen lieb gewordenen Bildern trennen. Darüber scheint es zu einem Konflikte zu kommen, der aber nicht mehr weiter ausgeführt ist.

S. 325, Z. 27. Als sich der Vater 1814 mit dem Gedanken trug, den „poetischen Nachlaß“ seines Sohnes herauszugeben, hätte er gern auch die beiden Geistergeschichten beigefügt. Leider fand er sie nicht unter den ihm von Frau v. Pereira zugesandten Papieren Theodors. Mehrmals bat er im Laufe des Jahres um Zustellung der ihm inhaltlich völlig unbekannten beiden Erzählungen, aber vergebens. Erst fünf Jahre später, nachdem Caroline Pichler sie aus der Erinnerung aufgeschrieben hatte, erhielt auch er Kunde von ihrem Inhalte.

Vergl. Minnas Brief an Frau v. Pereira aus Merseburg vom 12. Aug. 1819. „Wie zart, wie liebend denken Sie noch an des Freundes Ruhm, indem Sie von seinem Geiste nichts der Welt entziehen wollen! Körner und ich danken Ihnen und Frau v. Pichler für diese treue Anhänglichkeit an den Geliebten. Wahrscheinlich finden wir dies interessante Manuskript, wenn wir nach Berlin zurückkommen, und dann wird Körner selbst der Freundin danken. Auch ungelesen hat Körner kein Bedenken, daß es Frau v. Pichler dem Publikum nicht entzieht. Denn alles, was aus ihrer Feder kommt, ist der Welt willkommen. Sie, die den Geist Theodors so ganz verstanden, haben gewiß rein an die Freundin wiedergegeben, was Ihre Seele so schön bewahrt hatte."

S. 325, Z. 29. Gräfin Marie Josephine von und zu Wagram (geb. 1775).

S. 325, Z. 30. Jacob Salomo Bartholdy (1779–1825).

S. 325, Z. 31. Johann Jacob Freiherr v. Geymüller, Bankier, geb. 6. Sept. 1760 in Basel, gest. 10. Mai 1834 in Wien.

S. 325, Z. 35. Frau Johanna Franul v. Weißenthurn, geb. 1773 in Koblenz, gest. 17. Mai 1847 in Wien; bis 1842 gehörte sie dem Verbande des Theaters an.

S. 327, Z. 10. Der Vater schreibt in seiner Biographie Theodors: „Manches, worauf ihn der Stoff (beim Konradin) führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß erregen, und ihm war gleichwohl darum zu thun, sein Werk auf das Theater zu bringen."

S. 327, Z. 12. Am 2. März hatte der Vater an Theodor geschrieben: „Auf einen romantischen Stoff zu einem größeren Drama will ich denken; aber sogleich fällt mir keiner bei. Durchsuche doch die alte österreichische Geschichte! Sollte nicht aus Kaiser Maximilians Leben noch manches zu benutzen sein? Noch neulich las ich eine Anekdote von ihm in den Kuriositäten, einem interessanten historischen Journal, das in Weimar herauskommt. Ein fremder Ritter, der sich sehr furchtbar gemacht hatte, fordert die Deutschen bei einem Tourniere auf. Der Kaiser, schon bejahrt, kämpft selbst mit ihm und besiegt ihn. Leopold von Oesterreich, der mit den Schweizern kämpfte, ist auch merkwürdig. — Von Deiner Donaureise schreibst Du auch, daß Du einige alte Sagen gelernt hättest. Sollte keine davon zu brauchen sein? Alte Chroniken, auch Heiligengeschichten in den Actis Sanctorum enthalten oft treffliche poetische Stoffe. Die ungarische und böhmische Geschichte muß auch viel Brauchbares liefern. Ich weiß nicht, ob die Libussa von Böhmen schon gut behandelt ist. Mathias Corvinus und sein Vater Hunniath sind auch interessant." Sieben Tage später schlägt der Vater dem Sohne als interessant und einer dramatischen Behandlung wert auch die Geschichte Ottberts von Hamburg als Oper, sowie die „Spinnerin am Kreuze" vor.

S. 327, Z. 33. Der Apollosaal war am 6. Januar eröffnet worden. Theodor schreibt darüber an die Seinen: „Der Eintritt ist wirklich imposant; das Ganze macht einen schönen Effekt; das Einzelne ist oft geschmacklos. Kleine Wasserkünste und Gruppen, lebendige Bäume, schwach beleuchtete Kabinetts, die beiden Speisesäle und im Gange der sogenannte Garten sind wirklich allerliebst. Der Parnaß hingegen mit den vier Sonnenpferden Apolls, letztere von unendlicher Schlechtigkeit, und mit den neun fleischfarben angestrichenen Musen ist so miserabel, als man nur wünschen kann. Das Lokal ist ungeheuer, die Beleuchtung, trotz der zahllosen Lichter, zu schwach."

S. 328, Z. 5. Vergl. Brief des Vaters an Theodor vom 13. Febr. 1812: „Zu den kurierten Zahnschmerzen gratuliere ich. Sollten sie nicht auch manchmal von Erhitzung des Blutes entstehen können, wenn Du die Nächte lang aufbleibst und viel starken Wein trinkst? Du weißt, daß ich keine ängstliche Sorge für Deine Gesundheit fordere; aber vor Wagestücken aus bloßem Uebermute möchte ich Dich doch warnen."

S. 328, Z. 13. Goethe-Jahrbuch. 1887. Band 8, S. 80.

S. 329, Z. 15 lies: besonders gegen. — Z. 18 streiche: besonders. — Z. 20 streiche: herabsetzte.

S. 329, Z. 37. Der letzte Satz bezieht sich auf die Schlußworte des Steigenteschischen Aufsatzes.

S. 330, Z. 37. Humboldt schrieb am 1. Juli an Dr. Körner: „Daß Sie dem Steigenteschischen Aufsatze seine Abfertigung gegeben, ist mir eine ordentliche Beruhigung. Schaden konnte zwar ein so unglaublich triviales Gewäsch nicht anrichten; allein es ist immer gut, daß solche aus lauter kleinlichen und mittelmäßigen Fertigkeiten, die man nur fälschlich Talente schilt, zusammengesetzten Stümper sehen, daß man sie in ihren Kreis zu verweisen versteht."

S. 330, Z. 37. Schlegel pflichtete übrigens, wie aus dem unmittelbar auf Dr. Körners Brief in der Zeitschrift folgenden Aufsatz „Antwort des Herausgebers" hervorgeht, den meisten Auslassungen des Steigentesch bei.

S. 333, Z. 10. Die betreffende Stelle aus Dr. Körners Brief an Weber (18. März) lautet: „Bei mir ist alles wohl, und von meinem Sohne habe ich gute Nachricht. Er hat mir seine poetischen Produkte geschickt, in denen ich bedeutende Fortschritte wahrnehme."

S. 333, Z. 17 streiche: zu.

S. 336, Z. 4. Vergl. Latendorf, Antonie Adamberger als Sängerin: Meckl. Zeitung Nr. 308 vom 11. Aug. 1885.

S. 336, Z. 9. Die erste Charade bei Latendorf „Liedes- und Liebesgrüße an A. Adamberger", S. 50, die zweite ebendort S. 49 (Nr. 7), die dritte, vierte und fünfte S. 145 und die sechste S. 48 (Nr. 6).

S. 337, Z. 26. Zriny I, 10 und V, 2.

S. 337, Z. 27. Bei Latendorf ist die erste gedruckt S. 47 (Nr. 4), die zweite S. 48 (Nr. 5) und die dritte S. 149 (Nr. 9).

S. 337, Z. 31. Johann Franz Hieronymus Brockmann, geb. 1745 in Graz, seit 1777 in Wien, ein Schüler Schröders.

S. 337, Z. 35. In den älteren Ausgaben lautet die Ueberschrift fälschlich: „An den verewigten Künstler". Zugleich sei bemerkt, daß der bei Wolff IV, 230 erwähnte Brief ein nicht ganz richtiges Datum trägt. Dort schreibt nämlich Theodor nach Hause: „Heute habe ich einen bedeutenden musikalischen Genuß in der Hofkapelle gehabt: ein neues Requiem von Eibler, wo besonders das Mors stupebit sowie das ganze Dies irae, außerordentlich schön war. — Der große Schauspieler Brockmann liegt im Sterben." Diese Worte sind nicht am 12. April, wie Wolff datiert, sondern schon am 11. geschrieben.

S. 338, Z. 29. In der Handschrift steht dieses Sonett chronologisch richtig erst hinter den beiden aus Anlaß der ersten Aufführung der „Toni" verfaßten Gedichte.

S. 338, Z. 33. Latendorf, S. 45—47.

S. 339, Z. 24. Theodor schreibt über diese Feier am 25. April an die Seinen: „Fast hätte ich des herrlichen, aber schmerzlichen Genusses vergessen, den wir am verwichenen Dienstag in der Augustinerkirche bei dem Requiem für den wackeren, trefflichen Künstler Brockmann hatten. Es war der Mozartsche Stoff. Nie hat das Tuba mirum, vom kräftigen Weinmüller in die gotischen Blütenpfeiler hineingedonnert, solche Wirkung auf mich gemacht. Das dankbare Wien ehrte durch die gefüllte Kirche das Andenken eines der würdigsten Männer, die auf den Brettern und im Leben gestanden haben."

S. 341, Z. 37. Waldheims illustrierte Zeitung. Wien 1863. Nr. 90. S. 1079 f. — Auf das Haus, das Theodor bezog, dichtete Fr. Förster am 17. September 1817 folgendes Gedicht für J. v. Herrl:

Zu Döbling an der Donau
Da steht ein hohes Haus;
Drei Fenster darinnen gen Abend
Und drei gen Morgen hinaus.

Sonst, wenn der Morgen tagte,
Wie klangen die Fenster so laut!
Da haben zwei treue Augen
So froh hinausgeschaut.

Die waren mir aufgegangen
Wie heller Sonnenschein;
Dem war ich nachgezogen
Tief in die Welt hinein.

Nun ist es Abend worden
In meiner Einsamkeit;
Da schau' ich hinauf zu den Sternen:
Die Sterne, die wohnen so weit.

Die Donau wandert und wallet
Und wendet nimmer den Lauf;
Du aber, Geliebter im Grabe,
Du wachst wohl wieder auf.

S. 342, Z. 13. In den von Sträter veröffentlichten Briefen Theodors an Schmid (Post 1892. Nr. 67 und 69) trägt dieser Brief fälschlich das Datum „16. März".

S. 345, Z. 7. Auf diese Worte schreibt der Vater am 4. Juni als Antwort: „Ich begreife, wie sehr Dir der Unterschied Deiner vorjährigen und jetzigen Stimmung auffallen muß. Von dem, was die Welt zu Deiner Ausbildung beitragen mußte, ist viel im vergangenen Jahre geschehen. Lehrgeld hast Du allerdings geben müssen, doch immer noch mäßig, um auf den Punkt zu kommen, wo Du jetzt stehst. Sehr wohlthätig war für Dich der Aufenthalt in Wien. Für Dein Alter war dies ein Wagstück, wofür vielleicht manchem Vater gegraut hätte. Aber ich hatte Vertrauen zu Dir und fragte nicht nach den allgemeinen Regeln einer eingebildeten Lebensklugheit. Der Erfolg hat bewiesen, daß ich recht hatte, und Du wirst dafür sorgen, daß ich recht behalte."

S. 347, Z. 16. Anna Milder-Hauptmann, geb. 13. Dez. 1785 in Konstantinopel, gest. 29. Mai 1838 in Berlin.

S. 347, Z. 19. Joseph Koberwein, geb. 1774 zu Kremsier, gest. 30. Mai 1857 in Wien, 1796—1846 Schauspieler am Wiener Hofburgtheater. Seine Gattin Sophie Wilhelmine Marie, geb. Bulla, war geboren den 5. März 1783 in Karlsruhe und starb am 20. Jan. 1842 in Wien.

S. 348, Z. 20. Noch am 13. Dez. schrieb Körner an Goethe, der sich erboten hatte, für Theodor ein Quartier besorgen zu wollen, daß er „ohne große Kosten und mit einigem Agrement" in Weimar wäre: „Ihre gütigen Aeußerungen wegen meines Sohnes in Ihrem letzten Briefe erkenne ich mit lebhaftem Danke und wünsche meinem Sohne Glück zu der freundlichen Aufnahme, die er von Ihnen zu erwarten hat. Mein Wunsch war bloß, daß er sich Ihnen oft nähern dürfte, und den Weg zu Ihnen wird er aus jeder Wohnung finden. Er ist in diesem Punkte nicht verwöhnt, und Annehmlichkeiten mancher Art werden

ihm in Weimar nicht fehlen.“ Zugleich teilt er allerdings dem Freunde mit, daß sich die Abreise Theodors wegen der Theaterverhältnisse in Wien etwas verzögern werde. — Aehnlich spricht sich Körner drei Tage später B. Weber gegenüber in einem Briefe aus: „Mein Sohn denkt in einigen Monaten über Dresden nach Weimar zu gehen, um Goethe dort zu besuchen, der seine Arbeiten sehr freundlich aufgenommen hat.“ Zuletzt schreibt er in derselben Angelegenheit am 30. Dez. an Charlotte v. Schiller. Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 60.

S. 350, Z. 36. In demselben Jahre noch wiederholt am 11. und 13. Aug. und 25. Sept. Bis zum 22. April 1831 im ganzen 31 mal gegeben.

S. 350, Z. 37. Bäuerles Theaterzeitung vom 22. Aug. 1812.

S. 351, Z. 1 streiche: sich.

S. 351, Z. 6. W. von Biedermann, Goethes Gespräche. III, 163.

S. 351, Z. 7. Vom 31. Okt. 1814 bis 10. Aug. 1827 hat das Stück 29 mal auf dem Theaterzettel des Berliner Schauspielhauses gestanden. Dann ist es von der dortigen Bühne verschwunden.

S. 353, Z. 25. Carl v. Röder, ein Bruder des Barons v. Röder in Berlin, war damals Hofmeister im Humboldtschen Hause. Theodor nennt ihn einen gar lieben Menschen, und auch Humboldt spricht sich höchst anerkennend über ihn aus. Vgl. Jonas, Ansichten über Aesthetik und Litteratur von W. v. Humboldt. S. 129.

S. 354, Z. 5. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreich. XI, 325. Ebendort (XII, 244) wird auch berichtet, daß Theodor, weil er den „Zriny“ nicht in spezifisch ungarischem Sinne ausgeführt habe, mit Kisfaludy zerfallen sei.

S. 354, Z. 13. Der vollständige Titel lautet: Ortelius redivivus oder Ungarische und Siebenbürgische Kriegshändel, so vom Jahre 1395 bis auf 1665 mit den Türcken vergelaufen. Nürnberg 1665.

S. 354, Z. 19. Ueber das Leben und Schicksal der Gattin Zrinys vergl. Bohemia 1880. Nr. 119 (vom 29. April).

S. 354, Z. 22. Grenzboten, Nr. 4 und 5 (48. Jahrg. vom 24. und 31. Jan. 1889). S. 171—178 und 224—230. — Bischoff, Theodor Körners Zriny. Entstehung und Quellen: Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 1893. Bd. 90. — Th. Herold, Fr. Aug. Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Münster 1898. 8.

S. 354, Z. 24 lies: Mailath.

S. 354, Z. 32. De expugnatione Sigethi, totius Slavoniae fortissimi propugnaculi. anno MDLXVI. Narratio M. Samuelis Budinae Lacensis. Ex Croatico sermone in Latinum conversa.

S. 354, Z. 39. Zigethi Hungariae claustri praestantissimi vera descriptio et obsidionis eius epitome ex illustris Francisci Forgachii Liberi Baronis in Ghymes etc. Sui temporis historiarum commentariis descripta. Sowohl dieser als Budinas Bericht befindet sich in dem Sammelwerk des Nicolaus Reusner: Rerum memorabilium in Pannonia sub Turcarum imperatoribus a capto Constantinopoli usque ad hanc aetatem nostram bello militia gestarum exegeses. Francof. 1603.

S. 356, Z. 1. Die betreffende Stelle lautet: „Mit Ungeduld sehe ich dem Augenblicke entgegen, wo Du uns wieder etwas vom Zriny schreiben wirst; der Schluß hat mir sehr gefallen, und das Stück wird gewiß große Wirkung machen.“

S. 356, Z. 16. Am 27. Juni schreibt Theodor an die Seinen: „Zum Feilen des Zriny brauche ich gänzliche Ruhe und Abgeschiedenheit von dem Stoff, der mich immer

noch zu sehr in Begeisterung wirst." — Am 18. Juli schreibt er: „Der Zriny ist der Feile entlaufen und jetzt beim Abschreiber."

S. 356, Z. 17. Dr. Körner an Theodor (19. Juni 1812): „Der Zriny rückt rasch vorwärts, wozu ich Glück wünsche. Daß nur die Staël keine Störungen macht. Schiller begegnete dies, als er am Tell arbeitete. Doch glaube ich, daß Dich Wilhelm Schlegel mehr als die Staël interessieren wird. Es ist mir lieb, daß Du noch mit ihm bekannt wirst."

S. 357, Z. 2. Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, geb. 9. Juni 1774 in Graz, gest. 23. Nov. 1856 in Wien.

S. 357, Z. 5. Als Theodor mit dem Manuskript des „Zriny" in der Hand und Arm in Arm mit Kurländer auf dem Wege zur Kanzlei des Burgtheaters war, raste den beiden Freunden auf dem Kohlenmarkte eine Equipage, in der zwei Damen saßen und um Hülfe schrieen, entgegen. Der Kutscher war von seinem Sitze gestürzt. Theodor riß sich aus dem Arme Kurländers los und sprang den Pferden in die Zügel. Mit fast übermenschlicher Kraft, sogar einige Schritte geschleift, brachte er die stürmenden Tiere zum Stehen. Das Manuskript hatte er weggeworfen, und hätte es Kurländer nicht von dem durch Regenwasser schmutzigen Straßenpflaster rasch aufgehoben: es wäre, in dunkles Papier gebunden, wie es war, unfehlbar von einer schnell angesammelten Menschenmenge zertreten oder doch wenigstens unbrauchbar geworden. Theodor aber sagte, als ihm der Freund dasselbe wieder reichte, lachend: „Besser, der Zriny gefallen, als eine der Damen." Vergl. Dresd. Journal Nr. 223 vom 25. Sept. 1891 und Frankl, Sonntagsblätter (Wien 1843, S. 125: Aus dem Leben berühmter Männer. Körner und Kurländer).

S. 357, Z. 12. Joseph Lange, geb. 1. April 1751 in Würzburg, gest. 18. Sept. 1831 in Wien, gehörte dem Burgtheater 1770—1811 an. Lange war übrigens seinem ursprünglichen Berufe nach eigentlich Maler. Als solcher hat er auch Antonie Adamberger als Emilia Galotti gemalt (Sieh Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. 5. Jahrg. Nr. 1. S. 8 f.). Ueber dieses Bild berichtet A. v. Arneth (Aus meinem Leben. I, 39 f.): Etwa 80 Jahre hindurch hing dieses Bild meiner Mutter in arg verwahrlostem Zustande und ohne daß jemand wußte, wen es eigentlich darstellte, in der Theaterkanzlei. Als ich es dort auffand und mit den eigenen Worten meiner Mutter zu beweisen vermochte, daß es wirklich ihr Bild sei, wurde es mir auf meine Bitte, es mir um den Schätzungswert abzutreten, von der gegenwärtigen Generalintendanz der k. k. Hoftheater mit den schmeichelhaftesten Worten zum Geschenke gemacht. Es bildet nun, ungemein glücklich restauriert, einen mir höchst sympathischen Schmuck meiner bescheidenen Wohnung."

S. 359, Z. 11. Am 3. Dez. hatte ihm auch der Vater bereits mit Rücksicht auf das Publikum, das bloß Handlung verlange, geraten, einige Reden wegzulassen; für den Druck wünsche er allerdings nichts gestrichen. Ueberhaupt aber solle sich der Sohn in diesem Punkte von Aengstlichkeit nicht zu weit führen lassen. „Es wäre traurig, wenn der Dichter sein Werk mit Stoff überladen und auf poetische Ausführung Verzicht thun müßte, um einem Publikum nicht Langweile zu machen, das ein Gedicht wie ein Feuerwerk ansieht."

S. 362, Z. 6. Am 17. Febr. 1813 schrieb Emma an B. Weber: „Ich bin überzeugt, daß es Ihnen Freude machen würde, das Stück (d. i. Zriny) zu lesen. Unser Urteil kann hier nichts gelten; denn es könnte bestochen sein; aber Goethe hält es für eine sehr gelungene Arbeit."

S. 362, Z. 13. W. v. Biedermann, Goethes Gespräche. III, 273.

S. 362, Z. 22. „Sonett beim Anblick des Grenzadlers im Frühjahr 1813" und „Trost, ein Rundgesang". Deutsches Museum 1813. 4. Bd. S. 441 ff.

S. 362, Z. 39. Vergl. auch Dr. Körners Brief an B. Weber vom 16. Dez.

S. 363, Z. 21 lies: Aufführung.

S. 363, Z. 23. Goethe-Jahrbuch. 1887. Bd. 8. S. 59.

S. 365, Z. 1. Auch Luise Seidler (1786—1866) berichtet in ihrer von H. Uhde 1874 herausgegebenen Selbstbiographie (S. 58) von einer Zrinyvorlesung im Körnerschen Hause. „Die Künstlerin (d. i. Dora Stock, mit der Luise 1810 in der Bildergalerie bekannt geworden) führte mich bald in das Körnersche Haus ein, welches behaglich und interessant war. Die schlanke Tochter, mit schönen braunen Rehaugen, sittig und anmutig, zog mich vor allen an. Die biedere Herzlichkeit des Vaters that wohl. Die Hausfrau, fein und angenehm, rundete das schöne Ganze ab. Hier verlebte ich zuweilen herrliche Abende, besonders, wenn der Hausvater irgend ein neu erschienenes Werk seines Sohnes, wie z. B. den Zriny, vorlas — eine Kunst, in der er excellierte."

S. 365, Z. 20. Seit der von Dr. Peschel entworfenen und geleiteten 50jährigen Todesgedenkfeier Theodors zum Besten des Dresdner Körnerstandbildes am 26. Aug. 1863 wird der „Zriny" fast regelmäßig am Geburtstage des Dichters in Dresden und ebenso in Leipzig an seinem Todestage aufgeführt.

S. 365, Z. 23. Anselm Weber, berühmter Klaviervirtuos, Komponist und Kapellmeister in Berlin, geb. 1766 in Mannheim, gest. 1821 in Berlin.

S. 365, Z. 24.

Triumph! Das Schwert in tapfrer Hand
Hat hohe That vollbracht!
Triumph! Thuiskons Volk bestand
Mit Kraft die Rächerschlacht!
Sein Mut, der Rom einst überwand,
Ist siegreich neu erwacht!
Gerettet ist das Vaterland,
Zerstört Tyrannenmacht.

Mit Deutschen focht für deutsches Recht
Des Nords Heroenbund:
Das Volk von Nuriks Urgeschlecht,
Das Volk vom balt'schen Schlund.
Begeisternd ward im Siegsgefecht
Des Kampfes Losung kund.
„Kein Deutscher sei Despotenknecht!"
Durchscholl's das Erdenrund.

Von Heldenstolz, von Thatenglut
Ward jede Brust geschwellt!
Drei Tage lang trank Feindesblut
Der Walstatt Leichenfeld.
In Angst zerfloß der Uebermut
Erträumter Herrn der Welt!
Ihr Stolz sieht an des Rheines Flut
Sein Grabmal aufgestellt.

Triumph! Der Freiheit Feldgeschrei
Weckt Kraft und Zuversicht!
Bleibt deutscher Mut sich selbst getreu,

Dann wanket Deutschland nicht.
Germanen! strömt vereint herbei
Zum Kampf für Recht und Pflicht!
Dann stehe Deutschland stark und frei
Bis an das Weltgericht!

S. 365, Z. 26. Daß auch die musikalische Welt in dem „Zriny" einen der Tonkunst würdigen Stoff gesehen, mögen folgende Daten beweisen:

1836 schrieb Franz Gläser (1798—1861), damals Kapellmeister am Königstädtischen Theater in Berlin, „Zriny oder die Erstürmung von Sigeth. Melodrama mit Chören in drei Akten von Th. Körner." Aufgeführt am 8. Febr. 1836 am Königstädt. Theater.

Am 23. Juni 1868 wurde zum ersten Male im ungarischen Nationaltheater zu Budapest gegeben „Zrinyi, historisch=dramatisches Tongemälde in fünf Aufzügen. Wort= und Tondichtung, erstere mit freier Benutzung des Körnerschen Dramas, von Ritter August v. Adelburg" (1833—1873).

1869 verfaßte Karl Hillmann, damals Kapellmeister am Stadttheater zu Königsberg i. Pr., eine Oper „Zriny" (nebst Symphonie und Ouverture).

Am 4. Nov. 1876 wurde zum ersten Male zu Agram aufgeführt „Nicola Subic Zrinjsky, große kroatische Oper von Giovanni v. Zaytz (Text von Hugo Badalic)".

Ouverturen zu dem Drama komponierten Ludwig Deppe (1828—1890) und Karl Fendrich.

Ueber Bearbeitungen und Uebersetzungen vergl. Bischoff, Th. Körners Zriny nebst einer allgemeinen Uebersicht über Th. Körner als Dramatiker, S. 86—88, und auch dessen Aufsatz „Theodor Körners Zriny. Entstehung und Quellen," sowie „Körnerbibliographie," hg. von Peschel (Leipzig 1891). S. 30.

S. 369, Z. 34. Gabriele von Bülow. Ein Lebensbild. 1791—1887. Berlin 1893. S. 74 ff.

S. 370, Z. 5. Im Besitze von Alfred v. Arneth, dem Sohne Antoniens. Vergl. Brockhaus, Th. Körner. S. 130.

S. 370, Z. 23. Auch das am 22. Nov. 1812 verfaßte Gedicht „Liebe und Lieder" (Förster II, 70) ist jedenfalls der Braut gewidmet. Trägt doch die handschriftlich im Besitze A. v. Arneths befindliche Dichtung, welche auch inhaltlich sehr gut hierher paßt, hinter der Schlußzeile, von dieser durch einen Strich abgetrennt, folgende von des Dichters Hand geschriebene Worte: „Dein Theodor. Nimm's für einen Kuß, wenn ich Dir heute keinen auf die Lippen drücken darf." (Brockhaus, Th. Körner. S. 131.)

S. 371, Z. 12. Eine Aufführung von Beethovens „Christus am Oelberge" bei Dreyßig gab dem Vater damals Anlaß zu einer längeren brieflichen Aussprache über die Forderungen, die man an ein Oratorium stellen müsse. Das Beethovensche Werk genügte ihm wenig, wie er überhaupt noch keine größere geistliche Komposition kannte, die seinen Ansprüchen ganz entsprach. „Das Oratorium ist zur Feier eines kirchlichen Festes bestimmt. Poesie und Musik soll das Höchste, was sie leisten können, der Religion zum Opfer bringen. Die Andacht der Christen soll idealisiert werden. Daß eine biblische Handlung matt dargestellt wird, oder daß man kalte Bemerkungen durch Bildersprache aufgeputzt in Recitationen und Arien absingen läßt, ist hierzu nicht genug. Das Oratorium sollte, deucht mir, gar nicht dramatisch, sondern bloß lyrisch sein. Was die Patriarchen, die Jünger Christi, die ersten Christen bei irgend einem religiösen Ereignis dachten und fühlten, kann gesungen werden. Sologespräche können mit Chören abwechseln, und die Stimmen der Engel können

sie begleiten. Metastasio hat in seiner Passionale etwas hiervon geahnt, aber sich zu sehr an die hergebrachte Form gebunden."

S. 372, Z. 10. Brockhaus, Th. Körner. S. 48.

S. 373, Z. 3. Emmas Brief an B. Weber vom 17. Febr. 1813.

S. 373, Z. 4. Brief des Vaters an Frau v. Pereira vom 9. Juli 1815. „Meine Frau erinnert sich, Sie einmal im Prater gesehen zu haben; aber ich kann mir gar kein Bild von Ihnen machen, was man doch so sehr von Personen wünscht, die uns teuer sind." Ebenderselbe schreibt am 26. Dez. 1817: „Ein Bild von Ihnen schwebte uns in der Erinnerung vor, da wir Ihnen im Prater oder Augarten während unseres Aufenthaltes in Wien begegnet waren, und unser Begleiter Ihren Namen genannt hatte."

S. 374, Z. 14. Auf dieselbe Empfindung gehen wohl auch die Worte, die sich in einem vom 19. Sept. an die Eltern gerichteten Briefe finden: „Denkt Ihr zuweilen nach Wien? Möge das freundliche Kolorit des ganzen Eindruckes die einzelnen Unannehmlichkeiten verdunkeln oder vielmehr überstrahlen!"

S. 374, Z. 36. Hinter „19." fehlt offenbar das Wort „September".

S. 375, Z. 23. Die Rolle der Hedwig spielte Antonie.

S. 376, Z. 22. Die Urkunde, durch welche Theodor das Verlagsrecht seiner dramatischen Dichtungen, mit Ausnahme des „Zriny" und der „Rosamunde", an Johann Baptist Wallishausser verkaufte, ist vom 12. März 1813 datiert. „Zriny" und „Rosamunde" erschienen 1814 bei Fr. Hartknoch in Leipzig.

S. 376, Z. 26. Anton Hasenhut (genannt Thaddädl), Komiker, geb. 1766 zu Peterwardein, gest. 1841 in Wien, gehörte seit 1804 dem Theater an der Wien an. — Im Körnermuseum befindet sich, von Theodors eigener Hand geschrieben, der erste, schwer zu entziffernde Entwurf eines unvollendet gebliebenen Gedichtes, welches den Titel führt „Die Totenglocke" und „am 6. Januar 1813" verfaßt ist. Links von dem Schluß des ersten und dem Anfang des zweiten Verses steht nun hier, gleichfalls von Theodor selbst geschrieben, folgende Rollenbesetzung zum „Wachtmeister":

Wachtmeister	Krüger
Censel	Baumann
Pächter	Koch
Schulmeister	Ochsenheimer
Franz	Koberwein
Kati	Koberwein
Pächterin	Rivalla

Danach scheint es also, als ob die Posse zur Aufführung wenigstens in Aussicht genommen und auch schon vorbereitet gewesen war.

S. 377, Z. 23. Der erste Entwurf, Titel und Scenarium der „Rosamunde", mehrfach von der nachherigen Ausführung abweichend, befindet sich im Körnermuseum. — Dort befindet sich auch das Manuskript zur „Rosamunde". Bei jedem Akte hat der Dichter auf der Außenseite bemerkt, wann er ihn angefangen und wann er ihn beendigt hat. Kürzlich konnte der Direktor des Museums eine Ergänzung des Manuskriptes, nämlich vierzehn Abänderungen einzelner Stellen, käuflich erwerben. Durch Schenkung des Herrn Bürgermeisters P. Schilling in Rochlitz ist nun eine weitere Ergänzung dem Museum durch die geschichtlichen Unterlagen zu dem Drama zu teil geworden. Auf der letzten Seite der mit Bleistift geschriebenen geschichtlichen Auszüge steht in Tintenniederschrift noch ein bisher nicht gekanntes Gedicht Theodors ohne Ueberschrift:

O rufe die Thränen
Des Kummers zurück!
In Perlen der Freude
Versenke den Blick!

Was kann denn das Zürnen
Der feindlichen Welt,
Wo Mut und wo Treue
Die Herzen gesellt?

Wo innig sich Seele
An Seele geschmiegt:
Vertraue der Liebe!
Sie kämpft, doch sie siegt.

Einst schlief sie, vom Nebel
Der Zeit noch bedeckt;
Doch wie sie erwachte,
Hat Gott sie geweckt.

S. 379, Z. 27. Stern I, 259.

S. 379, Z. 36. Brockhaus, Th. Körner. S. 82—84.

S. 382, Z. 13. Rosamunde V, 1.

S. 384, Z. 32. Die hier erwähnte Guitarre, die Theodors stete Begleiterin war, wenn er seine damals in Weidling am Fuße des Kahlenberges wohnende Braut besuchte, kam nach seinem Tode durch Schenkung an Herrl und später nebst einer Haarlocke Theodors in den Besitz von Rudolf Brockhaus in Leipzig.

S. 385, Z. 4. Auch in einem Gedichte „In der Nacht meines Geburtstages" giebt er seinem überschwenglichen Glücke, das er wesentlich seiner Toni zu verdanken habe, Ausdruck. Stern I, 301.

S. 385, Z. 14. Mecklenb. Zeitung Nr. 308 (11. Aug. 1885).

S. 385, Z. 24. Streicher, Schillers Freund.

S. 385, Z. 35. Schuppanzigh, ein ausgezeichneter Violonist, der auch Beethoven befreundet war.

S. 386, Z. 29/30 lies: Gedichte.

S. 387, Z. 7. Vergl. dazu „Deutsche Pandora". 1. Bd. Stuttgart 1840. S. 12 und dagegen: Latendorf, Fr. Försters Urkundenfälschungen zur Geschichte des Jahres 1813. Poeßneck 1891. S. 30.

S. 387, Z. 22. Komponiert von C. M. v. Weber am 26. Nov. 1816 in Berlin (op. 43). Vgl. Musiol. S. 45—47.

S. 388, Z. 19. Ein im Körnermuseum befindlicher, von Theodors Hand geschriebener Entwurf dieses Stückes enthält Titel, Personenverzeichnis und Scenarium. Der Titel lautet: „Rosamunde, Königin der Lombarden. Eine tragische Oper in zwei Aufzügen von Theodor Körner." Jeder Akt war auf zehn Scenen berechnet.

S. 395, Z. 15. Nach den „Erinnerungsblättern für gebildete Leser aus allen Ständen" (Zwickau 1817. Jahrg. 1816. S. 159) verdankt Theodor seine Ernennung dem „Herrn von Kotzebue".

S. 395, Z. 20. Wer dieses sog. förmliche Dekret ausgefertigt erhielt, war damit pensionsberechtigt.

S. 395, Z. 21. Frankl, Sonntagsblätter. Wien 1814. S. 505.

S. 397, Z. 28. Spohr, Selbstbiographie. I, 191, 262.

S. 399, Z. 20. Giacomo Meyerbeer, geb. 1791 in Berlin, gest. 1864 in Paris.

S. 399, Z. 20. Theodor, Freiherr v. Sydow, geb. 1770, gest. 1855 in Graz.

S. 399, Z. 21. Ignaz Moscheles, Klavierspieler und Komponist, geb. 1794 in Prag, gest. 1870 in Leipzig.

S. 399, Z. 22. Brockhaus, Th. Körner. S. 164. Anm. 2.

S. 399, Z. 22. Johann Ludwig Deinhardstein, Bühnendichter, geb. 1794 in Wien, gest. 1859 ebendort.

S. 400, Z. 19. Anstatt Faber wohl: Ferber, H. B. A. v., Oberkonsistorial=Präsident.

VII.

Theodor Körner als Lützower.

Band II. S. 3, Z. 6 lies: Fürst.

S. 4, Z. 3. Da der Kutscher des Schlittens, in dem Napoleon fuhr, den Weg nicht wußte, so hielt er zuerst in der Moritzstraße Nr. 8b (damals 761) vor dem der Dr. Körner=schen Wohnung fast gerade gegenüberliegenden Hause, weil er hier in dem zweiten Stock noch Licht sah. Der dort wohnende Dr. Seegert, der Hausarzt Körners, öffnete das Fenster und beschrieb den Fremden den Weg nach der französischen Gesandtschaft; der Aufforderung aber, herunterzukommen und den Weg zu zeigen, begegnete der Arzt mit der Antwort, es sei ihm zu kalt, außerdem sei er kein Wegweiser; sie sollten sich an den Nachtwächter wenden. Dr. Seegert soll übrigens, wie erzählt wird, gewußt haben, daß Napoleon in dem Schlitten saß: Dresdner Geschichtsblätter 1893. Jahrg. 2. Nr. 4, S. 99—103 und 1894. Jahrg. 3. Nr. 1. Venturini, Geschichte des Krieges 1813. Bd. 2, S. 1.

S. 4, Z. 7. Dresdner Geschichtsblätter 1893. Nr. 4, S. 99—103.

S. 4, Z. 38. Jonas, S. 261 und 398, vermutet mit Rücksicht auf einen vom 25. Jan. datierten Brief Försters an Theodor, daß dieser seinen Brief schon am 21. Jan. geschrieben hätte. Dem aber steht das Zeugnis Arneths S. 47 entgegen, daß der Großvater Tonis, Karl Jacquet, wie Theodor in seinem Schreiben angiebt, am 25. Jan. gestorben ist.

S. 5, Z. 6. Wohl wegen des Briefes vom Vater hat man behauptet, Theodor wäre in den Krieg gezogen mit dem Wunsche, daß er den Tod finden möchte, weil sich seiner Verbindung mit Toni konfessionelle Schwierigkeiten entgegengestellt hätten. Spohr, Selbst=biographie I, 191 berichtet sogar, daß den Dichter nicht allein die Begeisterung für den Befreiungskampf, sondern eine unglückliche, unerwiderte Liebe zu der schönen Schauspielerin von Wien getrieben und in den frühen Tod gestürzt habe. Es genügt, diese beiden Ansichten erwähnt zu haben.

S. 8, Z. 21. Das im Körnermuseum aufbewahrte Schriftstück lautet:

An Herrn Theodor Körner.

Da Sie wichtige Geschäfte von Wien abberufen, willige ich ohne Anstand in die Auf=lösung des mit Ihnen abgeschlossenen Vertrages. Ich gebe Ihnen zugleich die Versicherung, daß ich keinen Hoftheaterdichter einstweilen anstellen und nach Ihrer Zurückkunft gern bereit

sein werde, mit Ihnen eine neue Konvention zu treffen, da mir Ihre Talente als Theaterdichter bewährt sind.

Wien, den 13. März 1813.

(gez.) Fürst von Lobkowitz.

S. 9, Z. 26. Parthey, Jugenderinnerungen II, S. 54 f.

S. 9, Z. 29. Rudolf Brockhaus, Theodor Körner. S. 86 f.

S. 9, Z. 34 lies: Karl Sommer.

S. 9, Z. 39. Die letzte Zeile hat K. Sommer auf das ihm von Theodor gewidmete Stammbuchblatt geschrieben und ferner: „Vorstehendes schrieb mir Körner in Bezug auf unsere Begegnisse als Studiengenossen zu Freiberg und Leipzig in der Nacht vom 13. zum 14. März 1813, wo ich und mehrere seiner Freunde in seiner Wohnung versammelt waren, und er am folgenden Morgen zu den Lützowern abging. C. Sommer."

S. 11, Z. 2. Das Gedicht „Trost" ist zuerst gedruckt in Schlegels deutschem Museum 1813. Heft 11. S. 444. Komponiert wurde es von Joh. Heinr. Carl Bornhardt: Theodor Körners Gedichte. Mit Melodieen und leichter Guitarrenbegleitung. Mannheim. Teil 1. Nr. 3.

S. 11, Z. 27. Die in Nr. 170 der „Dresdner Anzeigen" vom 15. September 1813 unter den öffentlichen Bekanntmachungen erlassene „Citation" hatte folgenden Wortlaut:

„Nachbenannte von hier oder aus den unter unsere Gerichtsbarkeit gehörigen Dörfern gebürtige, teils auf der Wanderschaft, teils sonst abwesend sich befindende junge Bursche werden in Gemäßheit des 19. § der wegen der Landrekrutierung allerhöchsten Ortes vorgeschriebenen Punkte hiermit bedeutet, binnen dato und acht Wochen und längstens den 4. November dieses Jahres sich entweder bei uns oder, wenn sie sich in den Königl. Sächsischen Landen befinden, bei der Obrigkeit ihres Aufenthaltsortes zu gestellen, außerdem aber zu gewarten, daß sie nach Verlauf dieser Frist der ihnen etwa zustehenden Befreiungen vom Militärdienst für verlustig erachtet, im Fall ihrer Untüchtigkeit zum Soldatenstande aber ihrer Bestrafung halber gehorsamster Bericht erstattet und, dafern ihr Aufenthalt nicht ausfindig zu machen ist, wider sie nach Vorschrift des Generalis vom 13. April 1799 § 7 verfahren werden wird (Verfolgung und Strafe als Deserteur).

Dresden, den 18. August 1813.

Der Rat zu Dresden."

S. 16, Z. 2. Lützow, geb. 18. Mai 1782 in Berlin, trat 1795 bei dem Grenadier-Garde-Regiment Nr. 6 in Potsdam ein; 1798 zum Fähnrich und 1800 zum Sekondlieutenant ernannt, wurde er im Januar 1805 auf seinen Wunsch zum Kürassier-Regiment von Reitzenstein Nr. 7 nach Tangermünde versetzt. Nachdem er in der Schlacht bei Auerstädt nicht unerheblich verwundet worden, gelangte er nach seiner Genesung nach Kolberg. Hier schloß er sich an Schill an, unter dessen Befehl er eine Dragoner-Eskadron errichtete und mit dieser an den von Kolberg aus stattfindenden Streifzügen teilnahm, bis er in dem Gefechte bei Naugard wieder schwer verwundet wurde. Mit dem Orden pour le mérite geziert und nach dem Tilsiter Frieden in dem zweiten brandenburgischen Husaren-Regiment angestellt, erbat er sich 1808 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den Abschied, den er auch alsbald als Major erhielt. Im folgenden Jahre schloß er sich dem Schillschen Zuge an, ward aber bei Dodendorf zum dritten Male erheblich verwundet, sodaß er nicht mehr daran teilnehmen konnte. Am 20. März 1810 vermählte er sich in Dänemark mit der Gräfin Elisa v. Ahlefeldt (1790—1855). Von dem über Schill und dessen Waffengefährten eingesetzten Tribunal freigesprochen, wurde er nach völliger Genesung 1811 als inaktiver

Offizier in die preußische Armee wieder aufgenommen (gest. 6. Dez. 1834 zu Berlin als Generalmajor a. D.).

S. 16, Z. 8. Friedrich v. Petersdorff, geb. 1776 in der Priegnitz. Auch er erwarb sich bei der Organisation des Schillschen Freicorps große Verdienste; nach Schills Verwundung führte er 1806 sogar eine Zeitlang das Freicorps. Nachdem er den Orden pour le mérite erhalten, wurde er 1808 Compagniechef eines aus einem Teile der Schillschen Infanterie gebildeten neuen Bataillons. Als er 1812 an dem Feldzuge gegen Rußland sich beteiligen sollte, erbat er seinen Abschied, den er am 9. März als Major erhielt. Gest. 5. April 1842 als Generallieutenant a. D. in Plauenthien bei Kolberg.

S. 18, Z. 38. Schmiedebrücke Nr. 22, damals Haus Nr. 1833.

S. 19, Z. 4. Immermanns Werke (Hempel). Teil 19, S. 169 f.

S. 21, Z. 15. Jagwitz, Geschichte des Lützowschen Freicorps. Berlin 1892. S. 27 f. Stawitzky, Geschichte des 25. Infanterie-Regimentes. Koblenz 1857. S. 7.

S. 21, Z. 37. Raich, Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. II, 164.

S. 22, Z. 5. Ein Zeitgenosse der Freiheitskriege schildert ihn: „Fischer war groß und breitschultrig, die Augen blitzten unter ungeheuern schwarzen Brauen hervor. Ein schwarzer, mit Grau gemischter Bart reichte bis zum Sattel herab. In der linken Faust trug er ein wirkliches Scharfrichterschwert, irgendwo einem Scharfrichter abgenommen, das kurz, aber eine gute Hand breit und fingerdick war. Uebrigens war er eine wilde, unbändige Natur, furchtlos und von ausgezeichneter Bravour. Seine Ausdrucksweise entsprach ganz der originellen Erscheinung.“

S. 22, Z. 32. Sieh Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Nach der Originalhandschrift veröffentlicht von Dr. Emil Peschel. Freiburg i. B. 1893. 107 S. 8.

S. 25, Z. 2. Zum ersten Male gedruckt in Schlegels deutschem Museum. 1813. Heft 11. S. 444.

S. 25, Z. 35. An den Onkel B. Weber in Breslau hatte der Vater bereits vor der Ankunft Theodors folgenden Brief ohne Unterschrift gerichtet: „Mein Sohn wird in diesen Tagen bei Ihnen eintreffen. Es bedarf keiner Bitte um freundliche Aufnahme. Haben Sie die Güte, ihm die Inlage zuzustellen. Wenn er Sie bittet, einen Brief an mich zu besorgen, so haben Sie die Güte, solange die Kommunikation auf dem ordentlichen Wege nicht ganz gewiß offen ist, einen Umschlag mit folgender Adresse darum zu machen: An den Kaiserl. Königl. Rat Eichler in Prag. Ebenso bitte ich Sie zu verfahren, wenn Sie mir etwas zu melden haben, und den Brief bloß Patri zu überschreiben. Nächstens mehr. Tausend Grüße von den Meinigen. Leben Sie recht wohl!“ Die damaligen Verhältnisse geboten größte Vorsicht.

S. 26, Z. 15. Deutsche Turnkunst. Berlin 1816. Vorrede.

S. 26, Z. 33. Wolff, S. 286 läßt diesen Brief bereits aus Zobten geschrieben sein. Wohl bietet das Original nur das Datum, nicht den Ort. Doch der Inhalt zeigt klar, daß der Brief noch in Breslau abgefaßt worden ist. Wenn übrigens Theodor hier als Tag seiner Ankunft in Breslau den 20. März angiebt, so widerspricht das seiner eigenen Notiz im Tagebuche.

S. 30, Z. 12. Der vom Hauptmann von Helmenstreit ausgefertigte Urlaubspaß hat folgenden Wortlaut: „Vorzeiger dieses, der Jäger Theodor Körner vom königl. Freicorps, geht mit Urlaub von hier nach Reichenbach. — Alle Militär- und Civilbehörden werden

geziemend ersucht, denselben frei und ungehindert hin= und zurückreisen, nötigenfalls auch alle Unterstützung ihm angedeihen zu lassen."

S. 33, Z. 2. Zu dem 26. März vergl. auch Chr. E. L. Dürre, Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner= und Lehrerleben. Leipzig 1881. S. 113.

S. 33, Z. 25. Nach dem Tagebuche wurde das Lied mit der Melodie: „Ich will von meiner Missethat" gesungen. Ludwig Erk bringt es in seiner Sammlung: „Die deutschen Freiheitskriege in Liedern und Gedichten" mit der Weise: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", während es auch nach der Melodie: „Allein Gott in der Höh'" gesungen wird. Friedrich Rohr bringt es als Nr. 1 in seinem Opus 23 mit eigener Komposition. Vergl. auch Rudolf Brockhaus, Theodor Körner. S. 166.

S. 33, Z. 27. Gottfried Peters, geb. 1770 in Aschersleben, 1795—1822 Pastor in Rogau, später zugleich Superintendent der Diöcese Schweidnitz; 1822 bis zu seinem Tode am 17. Aug. 1837 Pastor primarius und Superintendent in Trebnitz.

S. 34, Z. 25 lies: erwartet statt: unerwartet.

S. 36, Z. 29 lies: konnte er sich nicht.

S. 38, Z. 4 von unten lies: versprach statt: versprechen dürfe.

S. 41, Z. 4 v. u. Auf Grund der im Körnermuseum erhaltenen „Berechnung der in dem Hause Nr. 753 auf der Moritzstraße vorgewesenen Einquartierung vom 19. Mart. bis und mit dem 30. September 1813" kamen in der angegebenen Zeit auf das Erdgeschoß 293, auf den von Dr. Körner bewohnten ersten Stock 5098, auf den zweiten und die Hälfte des dritten Stockes 1254, auf den anderen Teil des dritten Stockes (Wohnung des Grafen Geßler) 426 und endlich auf den vierten Stock 461, zusammen also 7532 Köpfe.

S. 42, Z. 36. Nicht Schiller selbst, sondern seine Frau war Theodors Pate.

S. 43, Z. 24. „Der goldene Helm" ist jetzt Hôtel de France in der Wilsdruffer Straße Nr. 15. Sieh Dresdner Anzeiger vom 23. April 1813.

S. 43, Z. 25. Den 12. März giebt Schlüsser in seiner „Geschichte des Lützowschen Freicorps" (S. 225) als Aufbruchstermin von Dresden an; als Tag der Ankunft in Leipzig bezeichnet er den 17. Theodor selbst verschiebt in seinem Tagebuche die Daten, welche sich auf den Marsch des Corps zwischen Dresden und Leipzig beziehen, um einen Tag: nach seinen Notizen bricht das Corps am 13. von Dresden auf und erreicht Leipzig erst am 18. Nun aber schreibt er selbst am 18. von Leipzig aus an die Seinen: „Ich bin seit gestern früh hier." Ferner trägt ein aus Steinbach an Frau v. Pereira gerichteter Brief das Datum „am 13. März", während er nach seinem Tagebuche erst vom 14. an in Steinbach weilt. So schließen wir uns denn mit gutem Grunde für die folgenden Tage der Datierung Schlüssers an. — Etwas anders steht es mit den Ortsnamen. Auch hier weichen mehrfach die Aufzeichnungen des Tagebuches von den von anderen Seiten als Stationen der Lützower angegebenen Notizen ab. Dabei handelt es sich aber immer um nicht weit voneinander entfernt liegende Oertlichkeiten, und die Verschiedenheiten erklären sich mit Leichtigkeit aus der Thatsache, daß einzelne Compagnieen des öfteren etwas von dem Gros des Corps abweichende Marschrichtungen einschlugen oder verschiedene Quartiere bezogen. Schlüssers Angaben werden dabei immer auf das Gros oder den Stab der Lützower zu beziehen sein.

S. 45, Z. 6. Das ist K. Fr. Friesen.

S. 46, Z. 1. Georg Friedrich Kersting, geb. 1783 in Güstrow, arbeitete damals auf der Malerakademie in Dresden; später war er Malervorstand in der Königl. Porzellanfabrik in Meißen. Dort starb er am 1. Juli 1847.

S. 46, Z. 16. Josephe François Graf Durutte, französischer Generallieutenant und Kommandant von Metz, geb. 1767, gest. 1837.

S. 46, Z. 17. Friedrich von Hellwing, preuß. General, 1775—1845. In von Schönings preuß. Generalität: Heinrich von Hellwing aus Braunschweig, 1806 Sekondlieutenant, 1812 Major, 1838 Generallieutenant.

S. 46, Z. 19. Dr. Körner schreibt Miriladowitsch anstatt: Miloradowitsch.

S. 47, Z. 8 lies: Der Verdruß. — Z. 11 lies: gerichteten.

S. 47, Z. 14. Theodor datiert diesen Brief von Reichenstein aus. Einen Ort dieses Namens aber giebt es im Königreiche Sachsen nicht. Wohl aber liegt in der von Theodor in seinem Briefe angegebenen Entfernung von Dresden zwischen Tanneberg und Steinbach der Ort Blankenstein, der ja wenigstens in der letzten Silbe mit Reichenstein übereinstimmt. Dieser wird wohl gemeint sein.

S. 48, Z. 31. A. Wendt, Carl Theodor Körner: Zeitgenossen. Leipzig 1816. Bd. 1. Abtlg. 2. S. 31 f.

S. 48, Z. 38. Wendt macht dazu die Anmerkung: „Wir meinen das kräftige Kriegslied von Fr. Lange, in welchem es heißt: Es braust der Sturm, es wogt das Meer u. s. w., und welches mit einer so erhebenden Melodie begleitet ist.

S. 49, Z. 19. Theodor diktierte dieses Lied seinem Freunde Kunze in die Feder. Diese Niederschrift befindet sich als Blatt 7 unter den Entwürfen zu den „zwölf freien deutschen Gedichten" im Körnermuseum; sie zeigt bereits gegen die Taschenbuchniederschrift Aenderungen. Komponiert wurde das Lied von Otto Preuß (im Notenanhange der aus dem Besitze des einstigen Lützower Offiziers H. Riemann stammenden, jetzt dem Körnermuseum gehörenden ersten Ausgabe von Leier und Schwert); ferner von Joh. Friedr. Reichardt: Musikalmanach von 1820; endlich von C. M. v. Weber auf dem Schlosse Gräfentonna bei Gotha am 13. Sept. 1814. Vergl. Musiol. S. 429.

S. 51, Z. 17. Am 3. Mai schreibt Theodor über seinen dortigen Aufenthalt an Frau v. Pereira: „Ich setzte mich in das alte Lusthaus, das in dem Gärtchen hinterm Hause steht, und zog die Erinnerung eimerweise aus dem Ziehbrunnen meines Herzens. Was hat sich nicht alles da, was hat sich nicht in mir verändert! — Durch! — Jetzt werden die beiden großen Häuser, die sonst einer Familie gehörten und einen Hof hatten, von zweien bewohnt, und nun ist eine hohe Mauer mitten durch den Hof geführt und erzählt von Mein und Dein und von der Zwietracht der Menschen. Immer Mauern und Stachelwände! — Ein alter Schmelzer aus einer Fabrik, der mich am sichersten erkannte (Ulysses' Hund), drückte mich in der größten Freude so ans Herz, daß er mich fast über und über schwarz machte und nachher gar nicht wußte, wie er das wieder gut machen sollte."

Das Haus der Großtante, jetzt am Markt Nr. 2, ist heute mit einer Gedenktafel versehen.

S. 52, Z. 5. Bei der Freischar hatte sich wohl wesentlich auf Theodors Veranlassung ein Sängerchor gebildet, dessen Leitung Otto Preuß übernommen hatte.

S. 54, Z. 33. In „Leyer und Schwert" lautet der Titel des Gedichtes: „Bundeslied vor der Schlacht. Am Morgen des Gefechtes bei Danneberg. Am 12. Mai 1813". Dabei ist zu bemerken, daß der Ort nicht Danneberg, sondern Dannenberg heißt, und daß das Gefecht etwa zwei Meilen westlich von Dannenberg, in der Nähe von Göhrde, stattfand. Vielleicht hat aber gerade die in „Leyer und Schwert" der Ueberschrift beigefügte Notiz „Am Morgen des Gefechtes bei Danneberg" die Veranlassung zu der Fabel gegeben, daß Theodor das „Bundeslied" in Tanneberg gedichtet habe; dabei wußte man zugleich auch den Stein auf dem einstigen St. Annenkirchhofe anzugeben, auf dem der Sänger am Morgen des betreffenden Tages sitzend und eifrig in sein Tagebuch schreibend angetroffen worden war. Darnach meißelte man auf dem Granitblock, wo solches geschehen sein sollte, die In-

schrift ein: „Auf diesem Steine sitzend dichtete Theodor Körner im Mai 1813 sein Bundeslied vor der Schlacht". (Sieh Voss. Ztg., Nr. 603 vom 25. Dez. 1886.) Theodor selbst giebt in seinem Tagebuche die Station Danneberg nicht an. Anzunehmen aber, daß Theodor mit einer Abteilung Lützower schon in Dannenberg mit dem Befehle, am folgenden Morgen nach Hitzacker zu ziehen, vom Major zurückgelassen worden wäre, ist deshalb unmöglich, weil man erst in Göhrde die Gewißheit von einem nahe bevorstehenden Kampfe erhielt, und ebensowenig darf man vermuten, Theodor wäre schon in der Nacht aufgebrochen und am Morgen nach Dannenberg gekommen. Ein Blick auf die Karte wird genügen, um zu sehen, daß er, um nach Hitzacker zu gelangen, einen ganz unverständlichen Umweg gemacht hätte. Schließlich sei noch erwähnt, daß die ausführliche Art der Erzählung von der Entstehung des Liedes auf dem Dannenberger Kirchhofe, so sehr auch neuerdings Dr. W. Thamhayn im „Bär" (1896. S. 319 f.) dafür eintritt, wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben darf.

Noch falscher ist die Angabe, die Theodor selbst der Ueberschrift des Gedichtes beifügt: „Perleberg, am 14. Mai 1813." In seinem Tagebuche schreibt er unter dem 12. Mai: „Gefecht. Hitzacker. Dömitz." Wahrscheinlich hatte er das Bundeslied erst auf ein loses Blatt geschrieben und es zwei Tage später in das Taschenbuch eingetragen.

Komponiert wurde das Gedicht von Bornhardt (I, Nr. 8), H. Beczwarzowski, R. Becker und Fr. Zelter.

S. 55, Z. 23 lies: wo sie am.

S. 56, Z. 6. Vergl. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Jahrg. 1893. S. 291 f. und Bär 1896. S. 332.

S. 56, Z. 20. Komponiert von C. M. v. Weber am 19. November 1814 in Prag; außerdem von Fr. Himmel, Fr. Schubert, Ida Menzel, Carl Moltke, J. Schlier und A. M. Storch. Sieh Musiol. S. 37 f., 44 f. und 50.

S. 57. Die nachgebildete Niederschrift von dem Gebete während der Schlacht zeigt, wie das beim Tode Körners in sein Tagebuch gedrungene Blut die Schriftzüge zum Teil auflöste.

S. 58, Z. 12. Theodor wohnte in Stendal Breitestraße Nr. 27. Eine vom Zeichenlehrer Schwartz ausgeführte Aquarellzeichnung dieses Hauses wurde im September 1892 dem Körnermuseum von Stendaler Bürgern geschenkt. — Im altmärkischen Museum zu Stendal befindet sich ein Schreiben, das Theodor als Kommissarius am letzten Tage seines Aufenthaltes an den Pastor Weihe richtete: „Der Pastor Weihe wird ersucht, dem Friedrich Schulze länger keine Hindernisse in den Weg zu legen, da die westfälischen Formalitäten in dem Lande, das wieder preußisch ist, nicht stattfinden, und obgenannter Schulze die Jungfer Sophie Schwarz ungestört heiraten darf.

Stendal, am 28. Mai 1813.

L. S. (ein Adler in schwarzem Stempel mit Umschrift, von der nur „Königl. Pr." zu lesen ist).	Theodor Körner, Lieutenant im 1. preuß. Freicorps und verordneter Kommissarius."

S. 64, Z. 39. Wolff, S. 294, nennt den Ort fälschlich Auhigt. In seinem Tagebuche schreibt Theodor richtig Eichigt und giebt als Datum seines Aufenthaltes dort den 8. Juni an. Wenn er den Brief an Frau von Pereira Aichigt, am 9. Juni, datiert, ist das nur ein Flüchtigkeitsfehler. Vergl. Peschel, Th. Körners Tagebuch. S. 34. Anm. 35.

S. 66, Z. 35. Komponiert von C. M. v. Weber am 20. Oktober 1814 in Prag. — Das Körnermuseum besitzt von diesem „Reiterlied" noch eine zweite Niederschrift auf einem

Foliobogen mit der vollen Namensunterschrift: Theodor Körner. Gerade dies läßt vermuten, daß diese Tintenniederschrift für den Druck und für sofortige Veröffentlichung (Einzeldruck bestimmt war. Sie weicht mehrfach sowohl von der Tagebuchaufzeichnung als auch von dem Erstdrucke in „Leyer und Schwert“ ab. Vergl. Peschel, Th. Körners Tagebuch. S. 71. Anm. 104. — Vor dem „Reiterlied“ steht im Tagebuche ein kürzeres Gedicht: „An L., als Dank für das Feldzeichen“. Vielleicht ist damit Luise von Blümner, geb. v. Funck, gemeint, die dem Sänger als Talisman ein Band geschickt hatte. Theodor betrachtet sich als von ihr in den Kampf geschickt und gelobt, sich als Ritter der Schönheit zu bewähren.

S. 72, Z. 39. An dieser Stelle wurde am 17. Juni 1863, am fünfzigsten Jahrestage der Verwundung und Rettung Theodors, ein Denkmal errichtet. Dieses (Bd. II, S. 1) hat auf der Vorderseite die Inschrift: „Theodor Körner, verwundet und gerettet am 17. Juni 1813“. — An demselben Tage wurde in der unmittelbaren Nähe von Klein-Schkorlopp auch ein Denkmal an den „Ueberfall der Lützower Freischaren durch Franzosen und Württemberger unter General Fournier und General Normann“ enthüllt: ein 120 Ctr. schwerer Würfel.

S. 73, Z. 2. Vergl. Wolff IV, S. 297. Nach einer im Körnermuseum befindlichen Berechnung wies die Kriegskasse damals in verschiedenen Geldsorten die Summe von 3955 Thalern 3 Gr. auf. Den Mantelsack selbst hatte Theodors Brauner, er wußte nicht wohin, getragen (vergl. den Brief an Frau v. Pereira vom 28. Juli 1813).

S. 73, Z. 21. Die meisten Ausgaben der Werke Theodors geben hier die schon wegen der Wiederholung des Wortes „Bilder“ anstößige Lesart „Traumbild“. Sieh Schnorrs Archiv 1875. Bd. 4, S. 275 f. Komponiert wurde das Sonett von C. M. v. Weber, Chn. Frdr. Noack und Gottfried Weber (Op. 21).

S. 74, Z. 3 v. u. Christian Adolf Wendler, geb. am 13. Aug. 1783, gest. am 26. Aug. 1862 als Professor der Staatsarzneikunde an der Universität Leipzig, vermählt mit Juliane Henriette Ernesti (1786—1846). Zum Danke für seine Bemühungen um Theodors Rettung vermachte ihm die Mutter des Dichters sein von Emma gemaltes lebensgroßes Bildnis mit der Bestimmung, daß es immer auf den ältesten Wendler forterben sollte. 1891 überwies der älteste Sohn Wendlers, der Domprobst Dr. Adolf Emil Wendler, dieses Bild als Geschenk dem Rate der Stadt Leipzig mit der Bitte, es im städtischen Museum aufzubewahren. Eine Kopie des Bildes hat Friedrich Wilhelm IV. für seine Privatgalerie anfertigen lassen (jetzt im Hohenzollernmuseum); eine andere befindet sich im Körnermuseum.

S. 74, Z. 32. Obergerichtsrat Heinrich v. Blümner, Bruder des Ernst v. Blümner auf Frohburg (S. 77, Z. 33).

S. 76, Z. 14. Theodor hat also nur einen Tag und eine Nacht in Groß-Zschocher zugebracht. Allerdings wird nach Johanna Häusers Aussage meist berichtet, er wäre bis zum 26. Juni dort geblieben, und 1865 ist sogar an dem Gartenhäuschen eine Tafel mit der Inschrift angebracht worden: Theodor Körner, verwundet am 17. Juni 1813, von der Familie Häuser allhier verpflegt bis zum 26. Juni 1813. Errichtet am 28. Mai 1865 vom Turnverein Groß-Zschocher und Windorf. Abgesehen aber von einem Briefe Frdr. Försters, der am 19. Juni den Eltern Theodors die glückliche Rettung ihres Sohnes nach Leipzig meldet, kommt für uns als vollkommen zuverlässige Quelle die eigene Angabe des Dichters in seinem Tagebuche in Betracht:

d. 17. Juni: Kitzen. Schlacht. Holz b. Gr. Schocher.
d. 18. „ Großschocher.

d. 20. Juni: ⎫
d. 21. „ ⎪
d. 22. „ ⎬ Leipzig.
d. 23. „ ⎪
d. 24. „ ⎭
d. 25. „ ⎫ Kahnsdorf.
d. 26. „ ⎭

Das Verhalten Heinrich v. Blümners schloß ein längeres Verweilen des Dichters in Groß-Zschocher überhaupt aus. Wenn aber auch Theodor nur 24 Stunden unter dem Dache der Gärtnerfamilie weilte: das Verdienst, das sich Häusers um ihn erwarben, bleibt ihnen ungeschmälert. In dankbarer Erinnerung für all das Gute, das sie seinem Sohne erwiesen hatten, schenkte der Vater, als er im Jahre darauf von Leipzig aus Groß-Zschocher besuchte, dem Häuserschen Ehepaare für ihren Samariterdienst außer dreißig Dukaten einen silbernen, innen vergoldeten Becher mit der Inschrift: „Zum Andenken an Theodor Körner" (jetzt im Besitze von Karoline Frohberg, geb. Häuser, wohnhaft früher in Leipzig, jetzt in einer Villa bei Dahlen), sowie seines Sohnes Brustbild in Uniform, das Bild seiner Grabstätte und mehrere Bände seiner Gedichte; zugleich setzte er der Familie, solange er lebte, eine jährliche Gabe von zwölf Thalern aus, die Kunze ausgewirkt hatte und stets bezahlte. — Von anderer Seite wird das Verdienst, Theodor zuerst aufgefunden zu haben, beansprucht. Die im Alter von 91 Jahren am 19. Februar 1894 unverehelicht gestorbene Rosine Haubenreißer nämlich wollte am Morgen des 18. Juni 1813 als neunjähriges Mädchen, nachdem sie ihrem bei dem Wehrbau beschäftigten Vater das Frühstück gebracht hatte, ein wenig im Walde umhergestreift und dabei auf den im Grase liegenden, mit dem Kopfe an eine Eiche gelehnten Dichter gestoßen sein und schleunigst ihrem Vater davon Mitteilung gemacht haben. Wahrscheinlich hat Rosine Haubenreißer aber nur den Transport Theodors in das Gartenhaus mit angesehen oder dabei als Botin sich nützlich gemacht. Daraus mag sich allmählich in ihrer Phantasie die Vorstellung gebildet haben, daß Theodor seine Rettung eigentlich ihr zu verdanken habe. — Neben Häuser, Tobias Haubenreißer und Schurig wird unter den Rettern des Dichters auch der Zimmermann Fleck genannt. Mit Rücksicht darauf glaubt O. Moser (Leipziger Tageblatt Nr. 284 vom 23. Sept. 1891; sieh auch Nr. 289 vom 25. ds. Monats) eine Stelle deuten zu können, die sich in einem Briefe Theodors an die Seinen vom 14. Juli 1813 findet. Dort heißt es: „Meine Rettung hab ich größtenteils W. (d. i. Wendler) in L(eipzig) zu danken, auch E. in G. und K. (d. i. Kunze) in L(eipzig) nicht zu vergessen." Wer ist nun E. in G.? Bei genauer Betrachtung des Originals, sagt nun Moser, erscheint das E als F; danach hieße es Fleck in Groß-Zschocher. Aber wirklich angenommen, was thatsächlich nicht der Fall ist, daß die bisherige Lesart E. falsch und dafür F. zu lesen wäre, so dürfte dabei schwerlich an Fleck und bei G. nicht an Groß-Zschocher zu denken sein; denn es bleibt nach den gewöhnlichen Darstellungen unerklärlich, weshalb gerade Fleck und nicht die Familie Häuser hervorgehoben sein sollte. Und, was die Hauptsache ist, bei der Auslegung Mosers müßte angenommen werden, daß der Vater schon vorher einen ausführlichen Bericht über Theodors Rettung erhalten habe, in dem Flecks Verdienste besonders betont gewesen wären; denn nur so hätte der Vater die Abkürzungen F. und G. verstehen können. Endlich, wie sollte der sonst nirgends genannte Fleck unter die der Körnerschen Familie wohlbekannten Namen Wendler und Kunze gekommen sein? Auf einen solchen, dem Vater seit langer Zeit bekannten und bei ihm in guter Erinnerung stehenden Mann weist auch das E. in G.: Einsiedel in Gnandstein, bei dem Theodor, nachdem er Leipzig verlassen hatte, die liebevollste Aufnahme und Unterstützung fand. Vergl. Deutsche Bühnengenossenschaft. Jahrg. 20. Nr. 47.

S. 76, Z. 14. Uniform und Säbel ließ Theodor in Groß-Zschocher zurück. Der Säbel gelangte zunächst in den Besitz des Rittergutspächters Schurig. Dessen Erben überließen die Waffe seinem Oekonomie-Verwalter Hennig. Geh. Regierungsrat Otto Hennig in Dresden, sein Bruder, überwies ihn 1878 dem Körnermuseum.

S. 77, Z. 22. Brief des Vaters Körner an Joseph von Herrl sieh (Rudolf Brockhaus' Theodor Körner. Leipzig 1891. S. 94 f.

S. 77, Z. 25. In der Besorgnis, diese Offiziere möchten ihm seine Unruhe anmerken, ging Kunze, wie er später berichtete, mit ihnen auf die Bastei an dem Schlosse Pleißenburg, wo damals viele gefangene Lützower biwakierten, und bat sie, Körner unter den Gefangenen aufzusuchen.

S. 79, Z. 19. Chemnitzer Tageblatt und Anzeiger 1893. Nr. 7 (vom 8. Jan.) und Nr. 198 (vom 26. Aug.). Theodor soll danach am Hauptmarkte, wahrscheinlich in dem Hause Nr. 8, neben dem blauen Engel übernachtet haben.

S. 80, Z. 8. Gedruckt steht: von E. Wenn das etwa 10 km nördl. von Annaberg gelegene Ehrenfriedersdorf als die Mitte des Weges bezeichnet wird, so muß unter diesem Wege die Straße von Chemnitz bis zur böhmischen Grenze, wohin Theodor noch im Laufe des Tages gelangen wollte, verstanden werden.

S. 80, Z. 26. Danach ist die von Parthey, Jugenderinnerungen I, S. 376 f., berichtete und von Jonas S. 307 wiederholte Erzählung, Theodor hätte in der Nähe der Grenze einen sächsischen Gendarmen auf die Frage nach seinem Passe durch seine Geistesgegenwart und Vorspiegelung falscher Thatsachen abgefertigt und getäuscht, wenig wahrscheinlich.

S. 80, Z. 39. Wie Theodor dazu gekommen ist, als sein Absteigequartier den „goldenen Stab" anzugeben, ist nicht aufgeklärt; denn es gab überhaupt nicht ein Haus zum goldenen Stab, und die Kurliste nennt als seine Wohnung das Haus „zum weißen Adler" am Markt. Die Eintragung übrigens lautet unter Nr. 326: „Herr Theodor Korna, Premierlieutenant bei dem Köngl. Sächs. Freicorps."

S. 84, Z. 12. Das Tagebuch verzeichnet:

15. Schönhofen (d. i. Schönhof bei dem Städtchen Puschwitz).

16. Melnick.

17. Gitschin. (Von dort aus schreibt Theodor am 18. Juli an Frau von Pereira.

S. 87, Z. 9. Brief vom 28. Juli an Frau von Pereira.

S. 87, Z. 14. Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Leipzig 1843. Band 1, S. 6.

S. 88, Z. 6. Daß der Titel „Leier und Schwert" nicht, wie meist angenommen wird, erst vom Vater, sondern schon vom Sohne selbst herrührt, beweist, abgesehen von Partheys Worten, namentlich eine Stelle in dem Briefe Dr. Körners an Frau von Pereira vom 9. Dezember 1813: „Einige Gedichte hat er selbst (Theodor) unter dem Titel „Leyer und Schwert" der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin zum Druck übergeben."

S. 88, Z. 12. Fritz, der um zwei Jahre jüngere Bruder Gustav Partheys.

S. 88, Z. 14. In einem im Körnermuseum befindlichen Freiheitsliederdruck trägt das Gedicht das jedenfalls richtige Datum: „7. Aug." Theodors Vater läßt es in der Biwakhütte bei Büchen an der Stecknitz begonnen sein, und damit übereinstimmend ist es im Taschenbuche, also von des Dichters Hand selbst geschrieben, vom 17. August datiert. Dabei muß aber bemerkt werden, daß sich in dem Taschenbuche das Gedicht zweimal findet, einmal, mit Bleistift niedergeschrieben, in der sechsten Lage und dann in etwas veränderter Gestalt in Reinschrift mit Tinte als erste Dichtung der siebenten Lage. Erst die letztere Niederschrift trägt das oben angeführte Datum. Danach kann der erste Entwurf oder vielmehr die erste Niederschrift des Gedichtes sehr wohl schon früher — am 7. August — entstanden sein.

so daß kein Grund ist, Partheys Angabe in Zweifel zu ziehen. Auch inhaltlich paßt das Gedicht sehr gut in die dem Ablauf des Waffenstillstandes unmittelbar vorausgehende Zeit. Von neuem steht das Volk auf; von neuem bricht der Sturm los. Da gilt es, den Weichlingen und Prassern, den Spielern und Trinkern, kurz, allen denen, die moralisch verkommen sind, in Donnerworten vor die Seele zu führen, was für ehrlos erbärmliche Wichte sie sind im Gegensatz zu denen, die, den Flamberg schwingend, keine Gefahr und Strapaze achtend, kühn dem Schlachtentode ins Auge schauen.

In der Bleistiftniederschrift führt das aus sechs Strophen bestehende Gedicht die Ueberschrift: „Wer den Flamberg schwingen kann". Die spätere Reinschrift unter dem Titel: „Männer und Buben" nebst der hier neu auftretenden Angabe der Melodie („Bruder, mir ist alles gleich") hat die nur wenig veränderten Strophen in etwas anderer Reihenfolge (hinter der ursprünglich zweiten Strophe folgen hier zunächst die vierte und fünfte, dann erst die dritte und sechste), außerdem aber die Schlußstrophe:

„Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
Willkommen, du (L. u. Schw.: dann) sel'ger Soldatentod!
Du mußt dann unter seidnen Decken
(L. u. Schw.: Du verkriechst dich in seidene Decken),
Unter Merkur und Latwerge verrecken
(L. u. Schw.: Winselnd vor der Vernichtung Schrecken).
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied (durchstrichen: erfreut) besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann."

Komponiert ist das Gedicht von C. M. v. Weber am 23. Sept. 1814 in Altenburg.

Irrtümlich ist die von Parthey S. 379 gemachte Bemerkung, daß Theodor damals das Liederheft „Leyer und Schwert" seinem Vater zum Verlage gegeben und erst damals das Gedicht „Zueignung" verfaßt habe. Letzteres ist, wie wir wissen, bereits in Leipzig entstanden, als Theodor die „zwölf freien deutschen Gedichte" zum Druck an W. Kunze übergab.

S. 88, Z. 27. Eine kleine Episode aus Theodors Leben, welche in jene Zeit fällt, erwähnt ein im Körnermuseum aufbewahrter schriftlicher Bericht, der hier seine Stelle finden mag, ohne daß auf die Untersuchung über die vielleicht mehr oder minder anzuzweifelnde Richtigkeit des dort Erzählten eingegangen wird.

„In meinem elterlichen Hause zu Reichenow bei Wriezen a. O. verkehrte in den Jahren 1820—32 viel und wochenlang eine Freundin meiner Mutter — ein Fräulein Lisette Appelius aus Wriezen — eine hochgewachsene, schöne Blondine, zu der wir Kinder (ich war damals zehn Jahre alt) bewundernd emporschauten und ihren Erzählungen lauschten. — Mit vollkommener Bestimmtheit erinnere ich mich folgender, von uns gehörten und fest haften gebliebenen Erzählung.

Theodor Körner war in Berlin mit der Familie des Hofrates Parthey eng befreundet und in den geselligen Zirkeln des gastfreien Hauses ein häufiger Gast. — Bei Gelegenheit einer größeren Gesellschaft, aus jung und alt gemischt, trug Körner mehrere seiner patriotischen, zündenden Lieder vor, die mit der jene Zeit und Verhältnisse auszeichnenden Be-

geisterung aufgenommen wurden. — Nach dem Schluß eines der Lieder wendet sich Körner in eigener Erregung an den Kreis der jungen Damen und fragt: „Und welches deutsche Mädchen giebt mir nun den ersten Kuß?" — Alles schweigt betroffen. — Da erhebt sich ein wunderschönes, blondgelocktes Mädchen von 16 Jahren; tief errötend, geht sie auf Körner zu und küßt den Helden und Dichter vor der ganzen Versammlung.

Dies junge Mädchen war Lisette Appelius, Tochter der verwitweten Accisenrätin Appelius, damals in Wriezen a. O. lebend. Lisette lebte oft monatelang in Berlin in den Familien des Hofrates Parthey und des Geheimrates Kohlrausch. Mit der Tochter des Hofrates Parthey war sie aufs innigste befreundet, ein Verhältnis, was sich auch noch fortsetzte, als erstere sich mit dem Liederkomponisten Bernhard Klein verheiratete. Später habe ich von den Familien Parthey und Kohlrausch weiteres nicht gehört.

Lisette Appelius verheiratete sich erst 1834 an den Dr. Haseloff in Berlin und starb schon im Jahre 1840.

Durch meine Verheiratung aus der Gegend von Wriezen fort und in ganz andere Verbindungen und Beziehungen versetzt — ist die Familie Appelius meinem Gesichtskreis entschwunden. Ich weiß nur, daß ein Bruder von Lisette Appelius Apotheker, ein anderer Kaufmann in Berlin war. — Alle, alle sind tot, und habe ich von den an dieser „Erinnerung" beteiligten Personen nichts weiteres erfahren können.

Dresden, den 26. Febr. 1880. Marie Peyer, geb. Koppe."

S. 90, Z. 17. Gustav Ludw. Sigismund v. Petersdorff, geb. 1779 in Pommern, Rittmeister in der Kavallerie, gest. d. 21. Juni 1825.

S. 90, Z. 24. Friedrich v. Petersdorff, geb. 1776 in der Priegnitz, Organisator der von Lützowschen Infanterie, 1842 als Generallieutenant verabschiedet, gest. den 4. Mai 1854 in Plauenthin bei Kolberg.

S. 93, Z. 16. Auf dem Wege von Berlin nach Ratzeburg berührte Theodor auch Grabow. An seinen Aufenthalt daselbst knüpft sich folgende Erinnerung an, die Frau Lina Graff niedergeschrieben hat: „In den Kriegsjahren war auch in dem an der Grenze von Preußen gelegenen Städtchen Grabow viel Militär. Bei einem feinen Ball, den die Einwohner gaben, war auch Theodor Körner anwesend und zeichnete eine junge hübsche Dame durch Unterhaltung und Tanz aus. Ihr Mädchenname war Julie Gahrtz. Sie heiratete einen Kaufmann Jakob Rodatz in Grabow i. M. Ich habe beide gekannt, aber nur als alte Leute. Ihre Nachkommen sind nach Amerika gegangen. Sie erzählte gar gern und mit Stolz von ihrer Bekanntschaft mit Theodor Körner. Auch hat sie mir recht ausführlich folgendes mitgeteilt, was Interesse für Sie haben kann. Ein junger Offizier war in Grabow gestorben, ob an seinen Wunden oder Strapazen des Krieges, weiß ich nicht, auch nicht, ob Theodor Körner zum Begräbnis oder zufällig nach Grabow gekommen war. In dem Augenblicke, wie die Julie Gahrtz, welche wohl etwas schwärmerisch war, einen Kranz in oder auf den Sarg legte, trat Theodor Körner ins Zimmer, sah bewegt den toten Kameraden an und dankte dem jungen Mädchen für diese Blumengabe. Als er ging, sagte er traurig zu ihr: „Sollte ich fallen, würden Sie mir dann auch einen Kranz bringen?" Sie antwortete: „Wenn ich es machen kann, ganz gewiß." Als Körner bald darauf bei Rosenberg fiel und er nach Wöbbelin gebracht wurde, kam die Trauernachricht auch nach Grabow. Julie Gahrtz wand einen Blumenkranz und fuhr mit einer Freundin sofort nach Wöbbelin, um ihr Wort zu lösen. Sie kamen erst gegen Abend hin, als Theodor Körner schon begraben war, und legten den Kranz ins frische Grab hinein. — Diese Begebenheit hat mir Frau Julie Rodatz, geb. Gahrtz, in Grabow, Mecklenburg-Schwerin, selbst erzählt. Sie war damals schon alt, ist aber immer eine ehrliche aufrichtige Frau gewesen."

Sieh Gartenlaube 1863. Nr. 25. — Vielleicht dürfte der hier erwähnte Vorgang auch auf die Mythe eingewirkt haben, daß Antonie Adamberger am Grabe Theodors erschienen sei und eine ihrer Locken in seinem Grabhügel vergraben habe.

Die Straße von Ludwigslust nach Schwerin führt über Wöbbelin, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Dichter an diesem Tage die Stätte sah, wo er bald zur letzten Ruhe gebettet werden sollte. Wenn also im „Stuttgarter Wochenblatte" (1859. Febr. Nr. 7 und 8) berichtet wird, daß er mit einigen Freunden in der Mittagshitze unter einer alleinstehenden Eiche bei Wöbbelin Halt gemacht, in ihrem Schatten ausgeruht und das Schwertlied gedichtet und dann weiter den Wunsch ausgesprochen habe, er möchte daselbst begraben werden, so könnte dies, da Theodor später Wöbbelin nicht wieder berührte, eben nur damals geschehen sein. Gegen die Einzelheiten des Berichtes im Wochenblatt aber sprechen so viele feststehende Thatsachen, daß er als ganzer als Fabel zu betrachten ist, wie Brasch (Das Grab bei Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Schwerin 1861. S. 238—248) ausführlich nachgewiesen hat. Dabei bedarf es allerdings jetzt, wo Theodors Tagebuch vorliegt, das Brasch noch nicht kannte, nicht mehr eines weiteren Beweises, daß Theodor vor seinem Eintreffen beim Lützowschen Corps Wöbbelin berührt hat.

S. 93, Z. 17. Brief am 14. August an Frau von Pereira.

S. 100, S. 22. Theodor giebt in seinem Tagebuche neben Toddin für diesen Tag noch als Station „Biv. Buchenhain" an. Ein Ort dieses Namens aber hat sich trotz alles Nachforschens nicht finden lassen. Jedenfalls ist damit nur einer von den vielen Wäldern in jener Gegend gemeint.

S. 105, Z. 25. Christian Kräpelin, nachmals Rektor in Wittenburg und Gatte der Karoline Bergner. Ihr Sohn war der berühmte Reuter-Vorleser Karl Kräpelin. Vergl. dessen Biographie von K. Fr. Müller. Hamburg 1884. S. 13—16.

S. 105, Z. 32. Ueber die Entstehungszeit des Schwertliedes, das Immermann einen der höchsten Laute unserer Sprache nennt, gehen die Meinungen auseinander. Die gewöhnliche Annahme ist, daß es wenige Stunden vor des Sängers Tode abgefaßt worden sei. Zuerst findet sich diese Angabe zusammen mit dem Drucke des Gedichtes im „Preußischen Korrespondenten" vom 22. Okt. 1813 in dem vom Grafen Dohna gewidmeten Nachrufe (Band II, S. 112). Im November desselben Jahres veröffentlichte dann Wilhem Kunze die zwölf freien deutschen Gedichte und druckte im Anhang das Schwertlied ab. Vorausgeschickt war dieser Veröffentlichnng eine „authentische Nachricht" über Theodors Tod, die sich aber nach Kunzes eigener Angabe auf Dohnas Nachruf stützt. Und doch weichen schon beide Berichte hinsichtlich der Stunde, wo Theodor gefallen war, und, worauf es hier nur ankommt, in betreff der Entstehungszeit des Gedichtes voneinander ab, indem Kunze nämlich schreibt: „Eine Stunde vor dem Anfang des Gefechtes hatte Körner nach einem Nachtmarsche das Schwertlied in dem erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen." Hier ist also nicht, wie bei Dohna, von einer Aufsetzung, sondern nur von einer Beendigung des Gedichtes in der fraglichen Stunde die Rede. Mit diesen Worten der Einleitung nicht ganz übereinstimmend, sondern wörtlich aus dem „Preußischen Korrespondenten" übernommen, lautet dann wieder die Ueberschrift, die Kunze nachher im Texte dem Gedichte selbst giebt: „Schwertlied. Theodor Körners Schwanengesang, gesungen am 26. Aug. 1813" und namentlich die beigefügte Anmerkung: „Dieses Lied dichtete Körner wenige Stunden vor seinem Tode". Kunzes Angabe über die Entstehungszeit des Liedes erkennt der Vater des Dichters an und betitelt in seiner „einzigen rechtmäßigen Ausgabe" von „Leyer und Schwert" (1814) das Gedicht: „Schwertlied. Wenig Stunden vor dem Tode des Verfassers am 26. Aug. 1813 gedichtet", und ebenso schreibt er in der Biographie des Sohnes: „Eine

Stunde zuvor (d. h. vor dem Angriff auf die Feinde) entstand während der Rast im Gehölze Körners letztes Gedicht: Das Schwertlied. Am dämmernden Morgen des 26. Aug. hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde."

Im Anschluß an diese Datierung Kunzes und namentlich des Vaters trägt das Schwertlied in fast allen Ausgaben von „Leyer und Schwert" die Ueberschrift, daß es unmittelbar vor des Dichters Tode entstanden sei. Dem gegenüber steht nun aber zunächst der Bericht eines durchaus glaubwürdigen Zeugen, des nachmaligen Wirkl. Geh. Rates Wilhelm Beuth, des berühmten Begründers des Gewerbe-Institutes zu Berlin (1781 — 1853). Damals dem Stabe des Generallieutenants Woronzoff als Adjutant attachiert, hatte er, ohne selbst das verhängnisvolle Gefecht mitgemacht zu haben, das traurige Glück, am 27. Aug. der Bestattung Theodor Körners beizuwohnen. An demselben Tage schrieb nun Beuth, noch bevor Theodor zur Ruhe gebettet war, an Parthey über den Tod des Dichters einen Brief, dessen Schluß also lautet: „Das letzte Gedicht in seiner Brieftasche schrieb er in Kirchjesar am 24. d. M.; ich lieh ihm einen Bleistift dazu, den ich als Andenken aufbewahren werde."

Diese Worte, die im Vergleich zu dem für gewöhnlich als Entstehungszeit des Liedes angenommenen Datum auch innerlich die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, finden eine weitere Stütze durch den Bericht eines zweiten Augenzeugen, in dessen unmittelbarer Nähe Theodor am 26. Aug. von der tödlichen Kugel getroffen wurde. Ferdinand Zenker nämlich, damals Oberjäger, nachher Lieutenant, schreibt in seiner Autobiographie („An meine Kinder. Erinnerungen aus meinem Leben". 1864) gelegentlich der Beschreibung des Zuges, der für den Dichter so verhängnisvoll werden sollte, also (S. 32): „Nachdem wir den ganzen Tag über geritten waren, fütterten wir in der Nacht auf einem großen, einzeln liegenden Gutshofe (d. i. Gottesgabe) in der Nähe von Rosenau. In einem Zimmer des Wohnhauses traf ich mehrere Adjutanten und Offiziere, unter ihnen Theodor Körner, der Gallopin bei Lützow war, nachdem seine bei Kitzen erhaltene Wunde geheilt und er von wackeren Sachsen gerettet und uns zugeführt war. — Körner dichtete hier das Lied: „Du Schwert an meiner Linken!" und schrieb es in seine Brieftafel. Die anderen paßten dem eine Melodie an, und so ward's sogleich gesungen!" Auch nach dieser Nachricht also ist das Schwertlied nicht erst am 26. Aug. entstanden, sondern bereits am Abend des 25. Aug. in Gottesgabe am Klavier vorgetragen worden. Ungenau dagegen ist offenbar Zenkers Ansicht, daß das Lied damals erst gedichtet worden wäre. Viel wahrscheinlicher ist, daß Theodor in Kirchjesar Zeit und Muße gefunden hat, wenigstens den größten Teil der Verse des Gedichtes, welches in dem Taschenbuche nur die Ueberschrift „Schwertlied" ohne jeden weiteren Zusatz trägt, zusammenzustellen. Denn so wird schließlich mit Hinzunahme der bereits vorher erwähnten Bemerkung, welche Kunze in der Einleitung zu den „Zwölf freien deutschen Gedichten" macht, die Entstehung des Schwertliedes zu denken sein: bis auf die letzte Strophe, vor der ein ganz guter Abschluß ist, hat es der Sänger am 24. August in Kirchjesar verfaßt und am 25. August in Gottesgabe gesungen; die letzte Strophe, die so eine ganz besondere Bedeutung erhält, ist dann wenige Stunden vor Beginn des Gefechtes, als es sicher in Aussicht stand, hinzugefügt worden, so daß das ganze Gedicht Theodors Schwanengesang genannt werden kann.

S. 107, Z. 2. A. Probsthan, geb. am 24. Febr. 1792 in Altstrelitz, einer der Mitbegründer der Jenenser Burschenschaft, nachher Rektor der Stadtschule zu Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz, feierte am 2. Febr. 1881 in voller Geistesfrische die diamantene Hochzeit. Aus Anlaß dieses Jubelfestes übersandte ihm der Direktor des Körnermuseums nicht nur ein Prachtalbum mit photographischen Nachbildungen aus dem Museum unter der Widmung

„Scharnhorsts heilige Scharen und Theodor Körners Manen ihrem Anton Probsthan", sondern auch eine Skizze des Bildes Band II, S. 106. Probsthan starb hochbetagt am 31. Dez. 1882.

S. 107, Z. 4. Das Klavier, an dem Theodor gespielt hatte, war später in den Besitz des Gutsnachbars, des Amtmannes C. Ph. Grieffenhagen (gest. 1836) auf Rosenhagen übergegangen; als es altersschwach geworden war, wurde der Deckel zu einer soliden Tischplatte verwendet, und diese machte, nachdem es Dr. Peschel gelungen war, sie als letzten Rest des historischen Instrumentes aufzuspüren, der älteste Sohn und Erbe des Hauses, der in weiteren Kreisen als Patriot und Menschenfreund bekannte Karl Grieffenhagen (1812—1885) im Jahre 1863 dem Körnermuseum zum Geschenke. Vergl. Programm des Großherzogl. Gymnasium Fridericianum zu Schwerin 1890 (darin: Theodor Körner in Mecklenburg von Fr. Latendorf. S. 7).

S. 107, Z. 4. Johann Georg Friedrich Helfritz, der ganz im Hintergrunde des Bildes von S. 106 zu sehen ist, war geboren am 25. April 1790. Ueber das freundschaftliche Verhältnis, in welchem Theodor zu Helfritz stand, giebt einer der Söhne des letzteren, der am 4. Juli 1896 als Bürgermeister in Greifswald verstorbene Hugo Helfritz, in der Beilage zu Nr. 222 der „Mecklenburger Nachrichten" (Schwerin, 23. Sept. 1891) folgende Aufzeichnungen: „Während der Dienstzeit in diesem (d. i. Lützowschen) Corps hatte Körner meinen Vater in den damaligen Tugendbund, an dessen Spitze Gneisenau und Scharnhorst standen, eingeführt und bei seiner feurigen Begeisterung für diese Verbindung oft zu ihm gesagt: ‚Fritz, wenn ich falle, sollst Du den Ring haben, den mir der Tugendbund gewidmet hat'. Körner hatte auch Lützow seine Bestimmungen bezüglich des Ringes mit der Inschrift: Fidis manibus mitgeteilt. Auf Lützows Veranlassung haben Körners Eltern einige Wochen nach der Beerdigung ihres Sohnes den Ring meinem Vater, in dessen Armen der Held verschieden war, und der die Beerdigung der Leiche zu besorgen hatte, geschenkt.

Bei dem Lützowschen Corps hatte sich ein inniger Freundschaftsbund zwischen Wolf, v. Lützow, Körner, Friesen, Behrenhorst, v. Bassewitz und meinem Vater gebildet. Letzterem wurde von diesen Freunden ein Porzellan-Pfeifenkopf dediziert, welcher in deutscher Schrift die Namen derselben trug. Ich habe den Ring und Pfeifenkopf dem Körnermuseum, nachdem dessen Existenz seitens der Stadt Dresden gesichert war, vor kurzem einverleibt.

Auch an jenem Abende (nämlich am 25. Aug.) hatte Körner mit dem letzteren über seine Todesahnungen gesprochen. Alle seine Lieder, welche er während seines Feldzuges dichtete, hat er mit Vorliebe meinem Vater vorgesungen."

S. 107, Z. 5. Wir haben uns wesentlich dem verdienstvollen, auf eingehendem Quellenstudium beruhenden Werke von Fr. Brasch, Das Grab in Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Schwerin 1861. S. 110 f. angeschlossen. Dort werden alle dem Verfasser bekannten Berichte über das Gefecht bei Rosenberg einer eingehenden kritischen Betrachtung unterzogen (S. 114 u. 266 f.).

S. 109, Z. 7. Die französische Militärabteilung bestand in Wirklichkeit aus 90 Grenadieren und Musketieren des 105. französischen Linienregiments unter dem Befehle eines Lieutenants; sie transportierte Lebensmittel, Zwieback, Branntwein u. ä.

S. 111, Z. 4. Noch bis in die achtziger Jahre stand die hohe, umfangreiche Tanne, von der aus Theodor nach glaubwürdiger Tradition zum Angriff auf die Feinde vordrang. Als sie dann, von Alter verwittert, gefällt war, übersandte Karl Grieffenhagen eine 11 cm dicke und 80 cm breite Platte des Baumes als Geschenk dem Körnermuseum. Auf diesen Durchschnitt malte dann R. Knötel den Moment, wo Theodor, neben seinem Pferde stehend,

den rechten Arm auf dasselbe gelehnt, die Linke am Knaufe seiner „Eisenbraut“, nach dem Feinde ausspäht. Band II, S. 108.

S. 111, Z. 4. Brasch (S. 282—291) widerlegt namentlich die Verdächtigung, daß Theodor durch einen Deutschen erschossen worden sei. Bei dieser Gelegenheit mag auch der von Brasch nicht angegebene Name des Mannes angeführt werden, der gesehen haben will, daß ein deutscher Musketier, Namens Franz, den Dichter erschossen habe. Es ist der ehemalige Lehrer Schönborn zu Dhaun bei Kreuznach (Leipziger Tageblatt und Anzeiger Nr. 362 vom 18. Juni 1894). Die andere, erst in jüngster Zeit aufgetauchte „Richtigstellung vom Ende des Heldenjünglings Theodor Körner“, wonach er von einem gefangenen französischen Offizier oder auch von dessen Diener nach Beendigung des Gefechtes erschossen worden wäre, stammt von dem ehemaligen Lützower, späteren Superintendenten Peter Stiefelhagen zu Gummersbach. Verbreitet war dieser Bericht, zu Berlin wenigstens, schon im Jahre 1814. Emma nämlich schreibt am 27. Sept. aus Ludwigslust an Frau v. Pereira: „Es ist ganz eigen, daß es so schwer ist, über seine letzten Augenblicke eine ausführliche Nachricht zu erhalten, und wann er den Schuß bekommen. Wir sahen mehrere Offiziere des Corps in Berlin, aber keiner von diesen war bei dem Tode gegenwärtig, und ihre Erzählungen, die sie wieder von anderen hatten, widersprachen sich manchmal. Hier ist die Sage nun allgemein, daß, nachdem man den Transportwagen weggenommen und die Eskorte zu Gefangenen gemacht, Theodor und Hardenberg mit den Worten ‚Pardon‘ nochmals auf sie zusprengten, da andere sie gleich hatten niederhauen wollen, und einer der Gefangenen ergreift in diesem Augenblicke eine Flinte auf dem Wagen vor ihm, zielt und trifft sogleich Theodor. Derselbe Franzose ist, fürchterlich zugerichtet, hier eingebracht worden, wo ihn das Volk noch gemißhandelt und er wenige Stunden darauf verschieden ist. Wie der gefangene Franzose hat zu der Flinte kommen können, ist mir dunkel in dieser Erzählung, und Graf Dohna-Wundlacken, welcher jetzt noch nicht in Berlin, aber dabei war, wie Theodor den tödlichen Schuß erhielt, ist der einzige, welcher uns hierüber Aufschluß geben kann.“ Von neuem gelangte dann diese romanhafte Nachricht in die Oeffentlichkeit aus der hinterlassenen Lebensbeschreibung des in Aachen verstorbenen Dr. W. Krimer, einstigen Oberjägers im Lützowschen Corps (Leipziger Tageblatt und Anzeiger 1894. Nr. 362), und durch den Pfarrer Jüngst in Viersen, der allerdings erklärt, daß er für seinen Gewährsmann keine Unfehlbarkeit beanspruchen möge. Auf den letzteren Bericht geht ausführlich ein Dr. Peschel in einem „Theodor Körners Tod“ überschriebenen Artikel des Karlsbader Fremdenblattes 1892. Nr. 2 (vom 21. Mai). Die Frage übrigens, so heißt es u. a. dort, wer es gewesen, der Körner aus der Waldschonung erschossen habe, sei von Lützowern oft erörtert und dabei ausdrücklich von Probsthan erklärt worden, daß, hätte irgend jemand gesehen, wer auf den Dichter den tödlichen Schuß abgegeben, dieser unbedingt in die Pfanne gehauen worden wäre.

S. 111, Z. 8. Ein Brief, der gleichfalls die letzten Stunden Theodors behandelt, ist von Helfritz an Fr. Förster im Juli 1846 geschrieben (gedruckt bei Hempel I, 94 f.). Doch ist derselbe, weil von Förster mitgeteilt, mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen.

S. 111, Z. 20. Zenker: „An meine Kinder. Erinnerungen aus meinem Leben.“ 1864. S. 32—34.

S. 112, Z. 13. Vergl. noch folgende Stelle aus einem anderen Briefe Probsthans an Dr. Peschel (vom 28. Febr. 1871): „Im Jahre 1863 erschienen in der Gartenlaube zwei Berichte über Körners letzte Stunde und Tod. Der eine war nicht von einem Augenzeugen, sondern nur die Wiedergabe des Gehörten. Der andere Bericht war von einem niederträchtigen, ehrlosen Schulmeister am Rhein, der sich die Schmach vindizierte, Körner getötet zu haben. Derselbe sagte, er habe damals unter den Franzosen gedient, sei bei der Besatzung

des Proviantttrains gewesen, sei von Körner angegriffen worden, habe sich in einen Graben geworfen und von da aus Körner erschossen. Schändliche, infame Lüge! Hätte der Mensch die That auf dem Kampfplatze verübt, so würde er in tausend Fetzen zerhauen sein und hätte seine Lüge nicht in die Welt schicken können. Wer Körner getötet, ist von niemand gesehen worden und hat nicht erreicht werden können."

S. 112, Z. 18. Ein vierter, von dem ehemaligen Lützower Eduard Jähns in seinem Tagebuche hinterlassener Bericht mag hier wenigstens seine Stelle finden; da er aber nicht von einem Augenzeugen — wenigstens was den Tod Theodors betrifft — herrührt, darf auf ihn kein großes Gewicht gelegt werden, zumal da auch ein fehlerhaftes Datum sich darin findet. Immerhin ist der Bericht interessant, da er zeigt, wie schon unmittelbar nach dem so tieftraurigen Ereignis über das Gefecht bei Rosenberg und speziell über die Veranlassung zu Theodors Tod gesprochen und gedacht wurde. „Am 26. August, als Lützow einen Haufen Reiter in der Gegend von Gadebusch zur Aufhebung einer Proviantkolonne des Feindes detachierte, blieb der edle **Körner** als Führer dieser wackeren Kämpen in einem Gehölz, wo er von einem Nichtswürdigen, dem schon Pardon zugesagt war, in den Unterleib geschossen wurde. Körners Heftigkeit war daran schuld; denn nicht zufrieden mit 54 Wagen und 32 Gefangenen wollte er die übrigen 30 Wagen, die sich mit ihrer Mannschaft zu schnell in den Wald machten, als die ganze Beute in unsere Hände liefern. — Sein entseelter Körper mit denen mehrerer wackerer Streiter kam den 29. bei uns an. Wir ließen in der Eile einen Sarg verfertigen und legten ihn, ruhend auf Eichenlaub, unter einen jener beiden deutschen Bäume bei Wöbbelin, die in der Gegend allein stehen. Ich selbst war einer von seinen acht Trägern. In ein von der Rinde entblößtes Oval brannten wir Namen und Datum zum Gedenken in den Baum. — So war auch dieser, der trefflichsten des Corps einer, hingeschieden zur Trauer für seine Gefährten, zur Trauer aller Menschen."

S. 113, Z. 4. An dieser jetzt mit zwei Trauereschen bepflanzten Stelle wurde im Oktober des Jahres 1850 von dem schon früher genannten Rittergutsbesitzer K. Grieffenhagen in Rosenhagen zu Ehren Theodors ein Denkmal errichtet, nachdem er auf seine Anfrage bei der Großherzoglich-Mecklenburgischen Regierung, zu deren Forstinspektion der betreffende Grund und Boden gehörte, die Erlaubnis dazu erhalten hatte. Das Denkmal, etwa zehn Minuten in nordwestlicher Richtung von Rosenhagen entfernt, ist aus einem grauen, in der dortigen Gegend gefundenen Granitstein gehauen und ruht auf einem gleichfalls aus Granit bestehenden Piedestal. Die Höhe des viereckigen, nach oben hin schmaler werdenden Denkmals — einschließlich Piedestal — beträgt 19 Fuß; die unteren Seiten haben eine Länge von je 3, die oberen von je $1^1/_2$ Fuß. Die vordere Seite trägt folgende Inschrift:

„Hier fiel Karl Theodor Körner, ein deutscher Mann,
am 26. August 1813."

Auf der rechten Seite ist Leier und Schwert in den Stein gemeißelt; darunter stehen die Worte:

„Wachse, Du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid!"

Die beiden anderen Seiten sind leer. Sieh Band II, S. 113.

S. 113, Z. 7. Die Zahl der außer Theodor gefallenen Lützower schwankt. Nach einem im Körnermuseum aufbewahrten Berichte des sechsundachtzigjährigen Tagelöhners Dusenschön aus Luisenhof bei Schwarzenbeck vom Jahre 1879 sollen es deren fünf gewesen sein. Dusenschön war der Leiter des Wagens, auf welchem die gefallenen Lützower von Rosenberg nach

Wöbbelin gefahren wurden. Nach Ackermann belief sich die Zahl der zu Tode Getroffenen sogar auf sieben.

S. 114, Z. 12. Ludwig Nagel in seinem Tagebuche. Er war am Morgen des 26. Aug. zusammen mit Gottlieb Schnelle aus Schwerin zurückgekehrt, wohin sich beide in der Kleidung schwerinischer Landsleute begeben hatten, um Gewißheit über den Einmarsch Davousts in Schwerin zu erlangen und die Stärke und Stellung der Franzosen zu erspähen.

S. 114, Z. 19. Der Sarg wurde aus dem Holze eines alten Thorweges hergestellt.

S. 116, Z. 1. Wenn der Vater in dem letzten Abschnitte der Biographie seines Sohnes die Grabstätte desselben „nah' an einem Meilenstein" liegen läßt, so ist dem gegenüber zu betonen, daß die Eiche, unter welcher der Dichter bestattet wurde, in beträchtlicher Entfernung von der Landstraße steht. Allerdings soll es nach den Berichten Försters und Ackermanns die ursprüngliche Ansicht des Generals Wallmoden oder des Majors Petersdorff gewesen sein, daß Theodor am passendsten „unter den Meilenstein" gelegt würde, weil dieser ihm dann zugleich als Denkmal dienen könnte. „Wir waren entrüstet über das Unpassende dieses Vorschlages und erklärten, daß wir die Bestattung unseres Körner an solch profanem Orte nimmermehr zugeben würden; er bedürfe keines Meilenzeigers zum Denkmal; er habe sich eins in dem Herzen seines Volkes auf ewige Zeiten gesetzt, übrigens wiederholt in seinen Gedichten den Wunsch ausgesprochen, wenn er bliebe, unter einer deutschen Eiche zu ruhen. Der Major, der sonst ein wohlwollender Mann war, ließ noch einige Worte über jugendlich romantische Ideen fallen und gab nach, da er wohl fühlte, daß die Rechte des Befehlshabers denen der Freundschaft in dieser Angelegenheit weichen mußten" (Ackermann, Das Geschwistergrab unter der Eiche bei Wöbbelin. S. 25).

S. 116, Z. 13. Die vierte Compagnie wurde geführt von dem Offiziersdienste thuenden Feldwebel Bär, Pseudonym für S. F. Stiebel (geb. 1792 zu Frankfurt a. M., gest. ebendort 1868 als Geheimer Hofrat).

S. 116, Z. 16. Hardenbergs Leiche ließen dessen Eltern ein viertel Jahr später wieder ausgraben, um sie in dem Garten ihres gräflichen Familiengutes Drönnewitz beizusetzen.

S. 116, Z. 20. Jac. Fr. Markwordt aus Alsleben a. d. S., geb. 1778, gest. 1846 in Berlin. Derselbe hatte vor Theodors Bestattung für sich eine Haarlocke des entschlafenen Waffengefährten abgeschnitten (jetzt im Körnermuseum).

S. 116, Z. 22. Unter den Freunden, die des Dichters Grabhügel mit Rasen bedeckten, und denen es am schwersten geworden, einen solchen Toten zu überleben, hebt der Vater besonders den Oberjäger v. Berenhorst hervor. „Wenige Tage darauf (am 16. Sept.)," so schließt Dr. Körner die Biographie seines Sohnes, „stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Gefechte an der Göhrde. Mit den Worten: ‚Körner, ich folge Dir!' stürzte er auf den Feind und, von mehreren Kugeln durchbohrt, sank er zu Boden." Dem letzten Teile dieses Berichtes steht nun aber gegenüber die Erzählung des damaligen Oberjägers Siewerfen (später Pastor zu Bösau am Plöner See), der in dem Gefechte bei der Göhrde dicht neben Berenhorst ging und bis zuletzt mit ihm redete, von dem oben erwähnten Ausrufe desselben jedoch nichts gehört hat. „Bei dem ersten Schusse," so lautet dessen Bericht, „den er erhielt, setzte er sich nieder; indem ich ihn fragte, was ihm fehle, erhielt er den zweiten, und mit den Worten: ‚Ich habe genug', sank er um." Vergl. Jen. Allgem. Litt.-Zeitg. 1827. Nr. 239. S. 466 und Rostocker Zeitung vom 22. Mai 1892.

S. 116, Z. 27. Die von einem Lützower herrührende Originalzeichnung dieses Vorfalles befindet sich jetzt, aus Dr. Körners Besitz stammend, im Körnermuseum.

S. 119, Z. 32 lies: Großenhain, wohin sich die Familie Anfang November geflüchtet hatte.

S. 122, Z. 13. Die Eiche, unter deren Zweigen Theodor zur Ruhe bestattet worden war, zeichnet sich, abgesehen von ihrem kräftigen Wuchse, durch ihren eigenartigen Stamm aus. Ursprünglich ein doppelter, scheint er beim Wachsen durch Annäherung zu einem verschmolzen zu sein, so daß man drei Fuß von der Erde damals nur einen Stamm von zwölf Fuß im Umfange sah; darauf trennte er sich in einer Höhe von vier Fuß, lief dann aber wieder zusammen, um hernach zwei große und verschiedene Aeste zu bilden, von denen einer sich gerade in die Höhe erhob. Vergl. auch des Vaters Distichen: Den Manen der Kinder! Band II, S. 158.

S. 122, Z. 22. Rückert singt in dem Liede, welches die Ueberschrift trägt „Körners Geist“:

„Man hat in Fürstengrüften bestatten mich gewollt“

und ebenso Tiedge (Wolff IV, 321):

„Wohl grub die Freundschaft, wo die Eiche schattet,
Dem Unvergess'nen dort die stille Gruft.

Doch wo die Flamm' entbrannter Wut gelodert,
Wo, schrecklich tot, das Graun der Schlacht vermodert,
Da durfte nicht die treue Hülle ruhn.

Ein hoher Sinn, das Würdige zu thun,
Ein deutsches Fürstenwort hat sie gefordert,
In einer Fürstenhalle soll sie ruhn.“

Auch Fr. Rauck singt in „Theodor Körners Grab“:

„Wohl löblich ist des Herzogs Sinn
Vom Vorurteil gewichen,
Der neben hohen Ahnen hin
Auch einem Bürgerlichen
Huldreich und dankbar, fromm und still
Zur Fürstengruft bestatten will.“

(Vergl. Magdeburgische Zeitung. 104. Stück. 1814. 23. Aug.) In ähnlicher Weise spricht Brasch (a. a. O. 248) von einem Platze „in dem damaligen erbprinzlichen Garten bei dem Mausoleum, welches der Erbprinz nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der Großfürstin Helena Paulowna, daselbst errichtet hatte.“ (Vergl. auch Voss. Ztg. 1861. Nr. 252.)

Die Veranlassung zu der irrtümlichen Nachricht von der dem Vater Theodors angebotenen Beisetzung seines Sohnes in einer Fürstengruft hat Parthey gegeben, der in der Vorrede zur zweiten Auflage von „Leyer und Schwert“ also schrieb: „Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ dem Vater des Dichters antragen, daß die Leiche in der fürstlichen Gruft beigesetzt werden solle.“ Als der Vater diese Zeilen las, bezeichnete er selbst diese Nachricht als eine Unwahrheit, indem er, ohne sie öffentlich zu widerrufen, seinem Unwillen darüber in einem vom 16. Juni 1814 datierten Briefe an Frau v. d. Recke folgenden Ausdruck gab: „Parthey hatte in dem einleitenden Aufsatze zu Leier und Schwert bei der zweiten Auflage etwas einfließen lassen, was mir nicht lieb war. Er erzählt, daß ich das Begräbnis in der herzoglichen Gruft abgelehnt hätte, da gleichwohl nach dem Briefe des Erbprinzen nur von einer Stelle auf dem Kirchhofe zu Ludwigslust die Rede war. Ich habe Parthey nichts darüber gesagt, um ihm nicht weh zu thun; aber eigentlich finde ich es doch natürlich, daß er mir vorher zeigte, was er in eine neue Ausgabe einwickelt, da nach dem Titel die Ausgabe von mir veranstaltet wird, und ich sie also zu vertreten habe.“

S. 123. E. Welker, ein Waffengefährte Theodors, zeichnete in Aquarell wohl noch am 26. Aug. die Grabstätte. Dieses Bild, wie auch der älteste, wohlgelungene Stich nach dieser höchst anschaulichen Malerei finden sich im Körnermuseum.

S. 124, Z. 33. Zu einer Sammlung: „Theodor Körner im Dichtermund“ liegen sämtliche gedruckte Dichtungen bereit, denen sich auch viele ungedruckte anreihen.

S. 125, Z. 37 lies: Ernst Julius.

VIII.

Die Familie Körner nach Theodors Tode.

S. 128, Z. 34. Vergl. a) die Feier zur Erinnerung an das hundertfünfzigjährige Bestehen der Loge zu den drei Schwertern und Asträa zur grünenden Raute im Orient. Dresden am 20. und 21. Sept. 1890. — b) Dresdener Logenblatt. VII. Jahres. Nr. 8. Mai 1878. (Nr. 62.) Darin Dr. Körners Rede „Ueber die Erfordernisse der Schönheit in dem Baue des Freimaurers“. — c) Festschrift zum Jubiläum des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Loge zu den drei Schwertern und Asträa zur grünenden Raute im Jahre 1890. — d) Kohut, Th. Körner (S. 279f. „Ideen über Freimaurerei“. Eine ungedruckte Abhandlung von Chn. G. Körner) und namentlich e) die Manuskripte im Körnermuseum, teils vollständige, meist in der Jubiläumsschrift gedruckte Reden, teils nur Bruchstücke von Ansprachen und Vorträgen enthaltend.

S. 130, Z. 5. Die Schicksale nur eines Stückes wollen wir erzählen. Am 8. August 1814 schrieb Emma an Frau von Pereira: „Auf meine Bitte überließen mir damals, als wir Theodors Sachen erhielten, die guten Eltern den Zwanzigkreuzer, den er um den Hals getragen; die Schnur, welche Sie daran geknüpft, ist von der Verwundung bei Kitzen mit seinem Blut gefärbt. Erlauben Sie mir, dieses Andenken in Ihre Hände zu legen; es ist mir sehr teuer; aber gern weiß ich es bei Ihnen als zweiter Schwester meines Theodor.“ Diesen vom Dichter bis zu seinem Tode als Amulett getragenen sog. Marienzwanziger bat sich später von der Baronin der Erzherzog Max von Oesterreich, der spätere Kaiser von Mexiko, aus und bewahrte ihn unter seinen Merkwürdigkeiten in Miramare auf. Nach dem Ende des unglücklichen Fürsten ließ der jetzige Kaiser Franz Josef das Erinnerungsstück durch Vermittelung des Kronprinzen Rudolf an das Körnermuseum gelangen. Band II, S. 126 ist er unter den Erinnerungen abgebildet.

S. 132, Z. 5. Parthey (Jugenderinnerungen II, 47f.) beschreibt, nachdem er bei der Schilderung des Besuches von „Körners in Berlin 1814“ zunächst an dem Vater die „würdevolle Erscheinung“, dann an der Mutter die noch sichtbaren „Spuren früherer großer Schönheit in ihrem Antlitz, sowie die ihr in hohem Grade eigene Gabe einer ungezwungenen, leicht fließenden Unterhaltung“, die sich allerdings meist um Persönlichkeiten gedreht habe, und ein „getreues Gedächtnis“ gerühmt, Emmas Erscheinung und Wesen also: „Th. Körners Schwester Emma machte bei jenem kurzen Besuche in Berlin den tiefsten Eindruck auf mich, der sich schwer in Worte fassen läßt. Sie mochte etwa sechs Jahre mehr haben als ich: dies gab ihr vor meinen sechzehn Jahren einen gewaltigen Vorsprung, so daß an eine sympathische Hinneigung von gleich zu gleich gar nicht zu denken war. Von schlanker, zierlicher Gestalt bewegte sie sich mit Anmut und Sicherheit in den ihr fremden Berliner Kreisen. Ihr Kopf zeigte die größte Aehnlichkeit mit dem ihres Bruders; aber seine starken, fast schroffen Züge waren bei ihr zu einer wahrhaft plastischen Vollendung gemildert; Stirn

und Nase von antiker Schönheit, Augen und Haare dunkel, der volle Mund edel geformt und schön geschwungen, die Wangen blaß, kaum von einem leisen Rote angehaucht. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, so fiel uns anfangs der starke Dresdner Accent unangenehm auf; aber diese kleine Störung ward bald überwunden durch die unbewußte Hoheit ihres Wesens, durch den wohlthuenden Eindruck ihrer reinen Seele. Von innerer Liebe zur Kunst getrieben, fand sie schon früh in ihrer Tante Doris eine gefällige Lehrerin; allein das unvollkommene und vergängliche Pastell genügte der strebsamen Schülerin nicht; sie wandte sich zur Oelmalerei und machte darin bald solche Fortschritte, daß sie mit ihren Arbeiten alle Bilder der Tante verdunkelte."

S. 138, Z. 23. Auch die Briefe, welche der Vater an Toni schrieb, sind mit Ausnahme eines einzigen nicht erhalten. In den Briefen aus den Jahren 1814 bis 1817 wird Tonis Name siebenmal erwähnt; nachher verschwindet er, abgesehen von dem Schreiben der Mutter an Wiechelt (S. 140, Z. 37), ganz. Die sieben Stellen lauten:

Dr. Körner an Herrl (9. Dez. 1814): „An Toni schreibe ich nächstens. Sagen Sie ihr viel Herzliches von mir!" — Derselbe an Herrl (2. Jan. 1815): „Sagen Sie der lieben Toni herzlichen Dank für die Mitteilung! Ich schreibe ihr nächstens und hoffe, ihr und Ihnen bald die kleine Sammlung zu schicken, die ich für Theodors Freunde hier drucken lasse." — Derselbe an Herrl (25. Mai 1816): „Herzliche Grüße an Toni! Ich schreibe ihr mit nächster Post." — Derselbe an Herrl (13. Juni 1816): „Sagen Sie nur, daß Toni ihre Gesundheit schont!" — Derselbe an Herrl (12. Juli 1816): „Toni sagen Sie viel Herzliches! Möchte ihr doch der ländliche Aufenthalt recht wohlthätig sein!" — Derselbe an Herrl (10. Juni 1817): „Gestern höre ich hier in einer Gesellschaft, daß Toni sich von ihrer Tante getrennt habe. Von ihr selbst habe ich seit langer Zeit keine Nachricht und eile, Sie um Auskunft zu bitten. An sie selbst möchte ich nicht eher darüber schreiben, als bis ich von Ihnen etwas Zuverlässiges erfahren habe. Die Erwähnung eines vielleicht falschen Gerüchtes könnte ihr unangenehme Empfindungen verursachen. Sagen Sie ihr aber recht viel Herzliches von mir, und wenn die Nachricht wahr ist, so veranlassen Sie sie doch, mir selbst darüber zu schreiben!" — Derselbe an Herrl (12. August 1817): „Herr v. Curländer hat mir einen Gruß von Ihnen gebracht, der mich erfreute. Ich höre aber von ihm, daß Toni nicht mit nach Italien gereist ist, sondern bei den Eltern ihres Mannes lebt. Lassen Sie mich doch wissen, wie es ihr geht! Ihre Heirat hat sie mir gemeldet, aber nachher nichts wieder geschrieben."

S. 139, Z. 37. Die Gräfin von Beroldingen, geb. Freiin von Handel, ist die Urenkelin der Frau Henriette von Pereira.

S. 141, Z. 7. Antonie vermählte sich, was hier nochmals ausdrücklich hervorgehoben sein mag, erst im Frühling des Jahres 1817.

S. 141, Z. 10. 1832 war der Frau v. Arneth von der Kaiserin Karoline Auguste die Leitung des von der letzteren in der Vorstadt Erdberg gegründeten Karolinenstiftes übertragen, in welchem Töchter verheirateter Soldaten Aufnahme finden und zu braven Dienstmädchen herangebildet werden sollten. (A. v. Arneth: Aus meinem Leben. II. 99f.)

S. 141, Z. 13. Der älteste Sohn hieß nicht Theodor, sondern Franz Hektor, wie überhaupt keiner von Antonies Söhnen den Namen Theodor führt.

S. 141, Z. 20. Vergl. A. v. Arneth II, 39; R. Brockhaus, Theodor Körner. S. 193 und namentlich des Vaters Brief an Herrl vom 12. August 1817: Brockhaus. S. 108.

S. 142, Z. 21. Wie Karoline Pichler den Tod Theodors erfuhr und davon bewegt wurde, erzählt sie in ihren Denkwürdigkeiten II, S. 245f. Sieh Jaden, Theodor Körner und seine Braut, S. 89f.

S. 144, Z. 9 lies: ein Ruf.

S. 144, Z. 32. Der Brief (gedruckt in: Brockhaus, Th. Körner. S. 193f.) lautet: „Hier bin ich seit 14 Tagen auf einem Gute der Herzogin von Kurland und habe erst gestern, liebe Toni, Deinen Brief vom 30. vorigen Monats erhalten. Daß ich Deinen Brief mit der Nachricht von Deiner Verheiratung sogleich beantwortet habe, weiß ich ganz genau, kann mich aber nicht erinnern, unter welcher Adresse ich ihn abgeschickt habe. Vielleicht habe ich ihn an Herrl adressiert, wenn Du mir nicht eine Adresse angegeben hattest, was ich jetzt nicht weiß, da ich Deinen Brief nicht bei mir habe. Auf alle Fälle ist er verloren gegangen. Ich schrieb Dir mit aufrichtiger Teilnehmung und erfreue mich jetzt an den guten Nachrichten, die Dein letzter Brief über Deine Lage enthält. Daß Du mir immer wert bleibst, und daß mir viel daran gelegen ist, Dich glücklich zu wissen, kann mir Frau v. Pichler bezeugen, die ich um Nachrichten von Dir gebeten habe. Zu Deinen Söhnen wünsche ich Dir Glück. Möchtest Du an ihnen recht viel Freude erleben! — In meiner Lage hat sich neuerlich nichts geändert. Meine Frau ist körperlich gesünder geworden, und ihre Stimmung ist ruhiger, so daß es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Erheiternde fehlt. Meine Schwägerin gewöhnt sich immer mehr an den Aufenthalt in Berlin, und ihr Kunsttalent giebt ihr oft angenehme Beschäftigung. Mit meinen Amtsverhältnissen bin ich zufrieden, habe oft musikalischen Genuß und Gelegenheit zum Umgang mehr, als ich brauche. Freunde erwirbt man in meinen Jahren nicht leicht. Die meinigen sind tot oder wohnen an entfernten Orten. Hier habe ich jetzt einige Wochen recht angenehm zugebracht, da wir die Herzogin seit mehreren Jahren kennen und uns ihres Wohlwollens erfreuen. — Deinem Gemahl empfiehl mich bestens! Es thut mir sehr leid, in Berlin seine Bekanntschaft nicht gemacht zu haben. Auch bei Frau v. Pichler bitte ich mein Andenken zu erhalten. Viele Grüße von meiner Frau. Lebe recht wohl! Dein väterlicher Freund
Körner."

S. 145, Z. 38. Theodors Mutter hat sich trotz ihres hohen Alters viel mit Malen beschäftigt. So lernte sie noch im 70. Jahre das Malen auf Porzellantassen und -teller, die sie den Freunden schenkte.

S. 150, Z. 29. Das Geschwistergrab zu Wöbbelin. Leipzig, Tauchnitz 1815. 8. enthält elf Gedichte von Freunden der Körnerschen Familie, wie Böttiger, Chr. A. Hasse, Th. Hell, Friedr. Kind, F. Kuhn, Graf Loeben, Arth. v. Nordstern und K. Streckfuß. — Auch hatte Friedrich Kind schon 1814 bei G. J. Göschen in Leipzig eine Phantasie: Die Körners-Eiche benannt für die Familie Körner erscheinen lassen.

S. 152, Z. 22. Parthey, Jugenderinnerungen II, S. 57f.

S. 153, Z. 5. Körner an Frau von Pereira, Berlin, am 9. Juli 1815.

S. 153, Z. 24. Vergl. zu der Schmalzischen Angelegenheit Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte. Leipzig 1885. Teil 3, S. 751 bis 754.

S. 155, Z. 3 streiche: unbegründeten.

S. 156, Z. 19. Försters Gattin Laura war eine Tochter des bekannten Direktors Gedike.

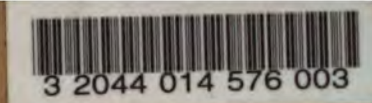
S. 158, Z. 9 lies: ihrer Kinder statteten die Eltern 1818.

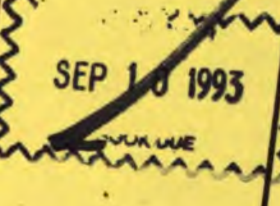
S. 163, Z. 3. Im litterarischen Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen ist der Brief fälschlich vom 24. Juni 1831 datiert. Dr. Körner war schon am 13. Mai gestorben.

Namen-Verzeichnis

der in Band I und II erwähnten Personen.

Leipzig,
Druck von Ramm & Seemann.


3 2044 014 576 003


SEP 1 0 1993

